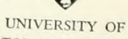
HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS



Die neue Rundschau

XXX ter Jahrgang der freien Bühne

1919

Band 1, 1-6



Berlin / S. Fischer / Verlag

AP
30
N5
1919
Bd. 1



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:



Verfassung und Verwaltung der deutschen Republik

von Friedrich Meinecke

Während uns noch Auge und Ohr benommen sind durch den Zusammenbruch unserer Macht und den Einsturz unseres staatlichen Gebäudes, während wir es weiter krachen hören in den Fundamenten unserer gesellschaftlichen Ordnung, wollen und müssen wir hoffen, glauben und wirken aus heißer Liebe und aus Mannespflicht. Deutschlands alte staatliche Lebensformen sind zerschlagen, aber sein Lebenswille, sein konstruktiver, organisierender Genius fühlen sich ungebrochen und fähig zu neuem Aufbau. Soll er erfolgen durch die Diktatur einer Klasse oder durch den Willen des gesamten Volkes? Klassenherrschaft darf nicht durch Klassenherrschaft abgelöst werden. Sie würde zu fürchterlicher Verelendung der bisher sich bedrückt fühlenden Klassen führen. Nur der Wille der Volksgesamtheit kann uns, wo alle anderen rechtlichen Bindungen und Autoritäten erschüttert sind, jetzt retten. Auch der demokratische Volkswille, wie wir ihn bei den siegreichen westlichen Völkern vor uns sehen, leidet an schweren Gebrechen und kann ebenso zur Hybris sich steigern, wie der Wille herrschender Klassen, kann auch nur zu oft selber verkappte Klassenherrschaft sein. Aber es ist doch eine große sittliche Idee in ihm lebendig, ein Ideal der Gerechtigkeit und Freiheit für alle und jeden, an das wir uns heute anklammern müssen, um überhaupt noch leben und atmen zu können. Schmachvoll, verunehrend, erniedrigend ist es, unter der Herrschaft einer einzelnen Klasse zu leben. Das haben wir in der vergangenen Epoche den unteren Klassen nicht genug nachgefühlt. Der Mehrheitswille dagegen ist, trotz aller menschlichen Unvollkommenheiten, mit denen er behaftet ist, ein Herr, dem wir uns ohne Schande beugen können, dessen Gesetz wir willig auf uns nehmen können, weil wir selbst als freie Menschen an seiner Bildung mitwirken dürfen, weil er so von Hause aus ein Element von Freiheit in sich birgt, das gepflegt, gefördert, weiter entwickelt werden kann durch gemeinsame Anstrengung aller.

So kann denn nur der Mehrheitswille das alles durchdringende Lebens=

prinzip unserer neuen Verfassung werden, und nur die konstituierende deutsche Nationalversammlung darf sie schaffen. Sie wird, wo alles durcheinander gärt, wohl schwerlich gleich ein endgültiges Werk aufrichten, und die Verfassungsfragen werden uns noch auf Jahre hinaus beschäftigen. Aber zum mindesten ein Notbau wird und muß uns gelingen, wenn wir nur jetzt alle, die durch ihre bisherige Lebensarbeit dazu berufen sind, uns streng konzentrieren auf die Fundamentalprobleme einer demokratischen Verfassung für Deutschland.

Ist eine demokratisch-parlamentarische Monarchie noch denkbar und wiederherstellbar? Unsere natürliche Entwicklungslinie während des Krieges schien auf sie hinzuführen, und wir hatten sie erreicht durch die Oktoberreformen während der Kanzlerschaft des Prinzen Max. Ich würde es für ein unschätzbares Glück gehalten haben, wenn uns gelungen wäre, was den Engländern bisher gelungen ist, den geschichtlichen Zusammenhang, die Kontinuität der Verfassungs- und Rechtsentwicklung zu erhalten inmitten radikalster Wandlung ihrer Grundlagen. Es atmet sich zu dünn, zu leicht, man friert in einem politischen Dasein, das ganz von Vergangenheitswerten gereinigt ist. Aber es hat nicht sollen sein. Zwar kann kein Zweifel daran sein, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes noch heute monarchisch empfindet. Aber die Monarchie selber hat dieser Empfindung den Todesstoß versetzt durch die unwürdige Art ihres Endes, durch das völlige Versagen ihres letzten Trägers im Reiche. Nun sie im Mittelpunkte durch eigene schwere Schuld zusammengebrochen ist, ist sie auch in den Einzelstaaten nicht mehr zu halten. Ich bleibe, der Vergangenheit zugewandt, Herzensmonarchist und werde, der Zukunft zugewandt, Vernunftrepublikaner. Und noch ein weiterer und vielleicht der stärkste Grund, es zu werden. Jeder Versuch zu monarchistischer Reaktion würde fortan mit innerster Notwendigkeit behaftet sein mit der Tendenz zur Wiederherstellung auch der überlebten militaristischen Form der Monarchie und des konservativen Klassenstaats. Das Beispiel der restaurierten Stuarts und Bourbonen schreckt ab. Die Nation würde sich dann tiefer spalten als je, und die sozialistischen Arbeitermassen würden nie und nimmer in die Restauration sich finden. Es gilt für uns heute, was von Frankreich nach 1871 galt. Die Republik ist heute diejenige Staatsform, die uns am wenigsten trennt.

Wo aber können wir anknüpfen, um diejenige Form der Republik zu finden, die unserem nationalen Wesen, unserer besonderen Lage am besten entspricht und am leichtesten sich verschmilzt mit den stehengebliebenen Fundamenten unseres Staatslebens? Frühere geschichtliche Ansätze zu einem deutsch-republikanischen Staatstypus können wir nicht gebrauchen. Die republikanischen Entwürfe der Märzrevolution waren, soweit ich sie

kenne, zu roh, zu wenig durchdacht. Und die sehr durchdachte, in ihrer Art meisterhafte Reichsverfassung von 1849 war trotz ihres demokratischen Grundcharakters doch zu sehr auf der Voraussetzung der parlamentarischen Monarchie aufgebaut, um uns mehr als einige, allerdings wichtige und fruchtbare Winke geben zu können. Zunächst nehmen wir aus ihrer Hand das schwarz-rot-goldene Banner hinüber, das Banner der Vereinigung mit unseren österreichischen Stammesbrüdern. Denn die Frankfurter Reichsverfassung war, obwohl der Vernunft nach kleindeutsch gedacht, doch dem Herzen und der Zukunftshoffnung nach, großdeutsch empfunden. Ein Teil ihrer Urheber hat geahnt, daß Österreich-Ungarn einmal auseinanderbrechen werde; darum ließ sie eine Pforte offen für den dereinstigen Eintritt unserer Volksgenossen von der Donau. Mit tiefer Bewegung und mit Dank gegen das Schicksal, das uns in allem Dunkel dieses Geschenk in die Hand drückt, begrüßen wir sie in unserer Mitte!

Mit ihrer Aufnahme schon ist es entschieden, daß wir Bundesstaat bleiben müssen, aber Bundesstaat auf neuer Basis. Der Bismarckische Bundesstaat war zu sehr als Fürstenkorporation gedacht, um bestehen bleiben zu können. Und obwohl er sich allmählich immer unitarischer entwickelt hatte, war er doch zu schwerfällig, um das wachsende Bedürfnis nach rationellster Zusammenfassung der finanziellen und wirtschaftlichen Kräfte für die drängenden Gesamtaufgaben zu befriedigen. Seine Zentralgewalt war und blieb immer noch übermäßig abhängig von den partikularistischen Bedürfnissen der Einzelstaaten. Wir müssen zurückkehren zu den Bundesstaatsideen der Achtundvierziger. Ihr Kern war: die Zentralgewalt des Ganzen muß sich ganz frei nach eigenem Willen und Bedürfnis bewegen können, sie darf nicht abhängig sein von den Einzelstaaten, — wobei diesen aber sehr wohl ein bestimmter, nicht hemmender Einfluß auf die Willensbildung der Zentralgewalt zugebilligt werden kann. Die Kompetenzen und Wirkungsgebiete der Zentralgewalt und der Einzelstaaten sind genau zu scheiden. Jeder bleibe Herr in seiner ihm zugewiesenen Sphäre. Dann stellt sich der Bundesstaat schließlich dar als ein wohlgeordnetes, übersichtliches Ineinander von geschlossenem Einheitsstaate und ebenso in sich geschlossenen Einzelstaaten. Gewisse allgemeine Grundlinien für Verfassung, Verwaltung und Kulturpolitik werden für alle Einzelstaaten gelten müssen und durch die Gesamtverfassung des Bundesstaates von vornherein zu verbürgen sein. Aber darüber hinaus werde die Freude am eigenen Schaffen den deutschen Stämmen nicht verkümmert.

Die Klein- und Zwergstaaterei wird verschwinden. In Thüringen und Niedersachsen werden sich neue Republiken von mittlerer Größe bilden.

Das Ideal des reinen Bundesstaates verträgt weder ohnmächtige, noch übermächtige Einzelstaaten. Preußen war übermächtig im monarchischen Bundesstaate Bismarcks. Es wird jetzt seine Hegemonie verlieren an die neue, von der deutschen Volksgesamtheit zu bildende Zentralgewalt. Aber damit würde nach aller geschichtlichen Erfahrung nicht der tatsächliche Einfluß verschwinden, den ein so gewaltiges Staatsgebilde wie Preußen — allein schon durch den Druck, der von Berlin ausgeht — auf das deutsche Gesamtleben noch lange ausüben könnte. Ein demokratisches oder gar bolschewistisch angehauchtes Preußen würde durch seine Herrschsucht den übrigen Deutschen ebenso auf die Nerven fallen, wie das konservativ-militaristische Preußen. Immer würde ein Riß und eine ganz überflüssige Spannung zwischen preußischem und nichtpreußischem Wesen und Interesse übrigbleiben. In einer großen, Deutsch-Österreich mit umfassenden deutschen Volksrepublik hat das alte Preußen, das Werk heroischer, aber geschichtlich nun überwundener Kräfte keine Existenzberechtigung mehr. Die alte Forderung Paul Pfizers und der Achtundvierziger, die preußische Staatseinheit aufzulösen, damit die deutsche Staats- und Nationaleinheit sich ungestört entfalten könne, — sie gewinnt jetzt einen ganz neuen, ungeahnten Sinn und Wert. Sie empfiehlt sich auch schon durch das dringende Bedürfnis, die Verwaltung der Einzelstaaten so einfach und billig wie möglich zu organisieren. Diejenigen staatlichen Gemeinsamkeiten Preußens, die nicht so leicht aufzulösen sind, wie vor allem das Staatsschuldenwesen, könnten durch Zweckverbände besorgt und dabei nach und nach liquidiert werden.

Jedenfalls muß das Problem der Erhaltung oder Auflösung der preußischen Staatseinheit von allen jetzt entstehenden Organen des Volkswillens aufs ernsteste durchdacht und erwogen werden. Auch diejenigen, die mit ihrem Herzen am altpreußischen Namen hängen, — auch ich gehöre zu ihnen und habe nie ein Stück schwarzweißer Gesinnung in mir verleugnet, — müssen sich völlig darüber klar werden, daß mit der Zertrümmerung der Monarchie und des Militarismus auch der Lebensnerv Preußens und die historisch-politische Berechtigung des bisherigen preußischen Systems dahin sind. Wir duldeten es bisher in seiner Härte aus machtpolitischen Gründen, als Wehr und Waffe nationaler Selbstbehauptung in der Welt. Wir hofften die Härte mildern und erträglich machen zu können durch liberale und demokratische Reformen. Aber über die Reformen ist die Revolution hinweggeschritten, und von deutscher Machtpolitik kann im heraufsteigenden Zeitalter der angelsächsischen Weltherrschaft, die nur durch den Völkerbund etwas gemildert zu werden vermag, keine Rede mehr sein. Deutschland wird jetzt, was nationale Selbstbehauptung betrifft, in der Welt sein, was die Schweiz bisher in Europa war. Das ist bitter,

aber unbestreitbar. Darum braucht der Geist der allgemeinen Wehrpflicht, der ursprüngliche, von Scharnhorst und Boyen einst empfundene, noch nicht durch den Kommiß verdorbene Geist, nicht unterzugehen, sondern wird in den Formen etwa der schweizerischen Milizverfassung weiterleben können. Aber er wird nur von Gesamtdeutschland, nicht mehr von Preußen her ausstrahlen können. Der preußische Einheitsstaat, seines Lebensprinzipes und seiner Rechtfertigung beraubt, kann sich gar nicht mehr auf die Dauer behaupten. Der Gegensatz ostelbischer und westelbischer, großindustrieller und agrarischer Interessen würde es, – auch nach durchgeführter Agrarreform des Ostens, – in sich selbst lähmen. Viel gesünder wäre es, diese Gegensätze innerhalb des gesamtdeutschen Rahmens zu ertragen und auszutragen.

Alte, lebendig gebliebene Zusammenhänge können auch trotz der Zerschlagung Großpreußens erhalten werden. Die alten Stammprovinzen Brandenburg, Pommern und Ostpreußen werden mit Westpreußen und Deutsch-Posen zusammen eine natürliche Gemeinschaft und vielleicht immer noch den an Bevölkerung stärksten Staat bilden können; daneben dazu dann ein selbständiges Schlesien. Weiter werden Niedersachsen mit Schleswig-Holstein, Rheinland-Westfalen und Hessen-Nassau zu zwei oder drei staatlichen Körpern sich konzentrieren können. Schon um das Gleichgewicht zwischen den süddeutschen und den norddeutschen Einzelstaaten zu erhalten, wäre es zu wünschen, daß Preußen sich in nicht zu kleine Teile auflöse.

Soll die Entscheidung über das Schicksal Preußens der konstituierenden deutschen Nationalversammlung oder ausschließlich einer neu zu bildenden Gesamtvertretung des preußischen Volkes überlassen werden? Oder sollen die einzelnen Provinzen Preußens ihr Schicksal in eigene Hand nehmen? In Zeiten revolutionärer Umbildung werden schließlich die tatsächlich sich auswirkenden Bewegungskräfte darüber entscheiden. In den Rheinlanden hat die Bewegung schon begonnen, nicht ohne die Sorge bei uns zu erregen, daß sie zu einem „Los von Deutschland" führen könne. Aber soweit sie nur ein „Los von Preußen" bezweckt, ist sie anzuerkennen und darf als Ausdruck eines ganz natürlich und organisch sich jetzt regenden Instinktes gelten. Ein kräftiger Anstoß zur Lösung des Problems aber wird wohl auch von der deutschen Nationalversammlung ausgehen müssen, weil es nun einmal ein gesamt-deutsches Problem ist.

Mit der Auflösung der preußischen Staatseinheit wird eine erste und nötigste Voraussetzung für die Lebensfähigkeit einer bundesstaatlichen deutschen Republik geschaffen. Eine zweite Voraussetzung ist, daß es gelinge, die Kompetenzen von Gesamtstaat und Einzelstaaten glücklich abzustecken. Hier wird man ohne weiteres anknüpfen können an die bisherige Entwicklungslinie. Die Einzelstaaten hatten ihren gesicherten Lebens-

bereich in der inneren Landesverwaltung, in der Rechtspflege und im Schul- und Bildungswesen. Die kirchlichen Angelegenheiten fallen jetzt, da die Trennung von Kirche und Staat erfolgen wird, weg. Das Schul- und Bildungswesen muß den Einzelstaaten unter allen Umständen bleiben; das fordert das deutsche, auf Mannigfaltigkeit des Geisteslebens gerichtete Bedürfnis. Ferner waren und werden bleiben die Einzelstaaten und ihre Behörden ausführende Organe der Reichsgewalt. Die bisherigen Kompetenzen des Reiches werden nicht nur bleiben, sondern sich erweitern müssen. Es muß die Vorhand erhalten über alle Steuerquellen der Nation und es muß die Sozialisierung des wirtschaftlichen Lebens, der wir entgegengehen, einheitlich bestimmen. Der Gesamtstaat muß, wie bisher das Reich, das Recht haben, seine Kompetenzen selbständig zu erweitern, unter der Voraussetzung, daß auch die Einzelstaaten dabei ein Wort zu sagen haben. Wie bisher der Bundesstaat, so wird künftig ein Staatenhaus die Interessen der Einzelstaaten bei der Gesamtstaatsgewalt zu vertreten haben.

Damit kommen wir zur Aufrichtung der neuen zentralen Gewalten. Die Reichsverfassung von 1849, das schweizerische und nordamerikanische Beispiel weisen hier das erste Stück des Weges. Dem Volkshause, das aus Wahlen der deutschen Volksgesamtheit hervorgeht, trete ein Staatenhaus zur Seite, dessen Mitglieder entweder von den einzelstaatlichen Regierungen oder, wenn die besondere Gestaltung der einzelstaatlichen Verfassung dies empfiehlt, dem Plane von 1849 gemäß, halb von den Regierungen, halb von den Volksvertretungen der Einzelstaaten zu wählen wären. Im Gegensatze zum bisherigen Bundesrate hätten sie ohne Instruktion, nach freier Überzeugung zu stimmen. Ein Staatenhaus mit instruierten Stimmen halte ich in den neuen Verhältnissen für ganz unmöglich, weil es zu starke partikularistische Hemmungen in den Organismus des Gesamtstaates hineintragen und diesen überhaupt unnötig komplizieren würde. Es würden ihm die fein berechneten Gegengewichte fehlen, durch die Bismarck den Bundesrat und die in ihm latenten partikularistischen Möglichkeiten zu balanzieren vermochte. Das Staatenhaus müßte, um eine gute und reichliche Auslese politischer Talente umfassen zu können, etwa 80—100 Mitglieder, das Volkshaus etwa 400 Mitglieder zählen. Gesetze und Beschlüsse des Gesamtstaates können nur durch Zustimmung beider Häuser zustande kommen. Nun aber erhebt sich die allerschwierigste Frage, wie die Triebräder der gesetzgebenden und der ausführenden Gewalt ineinander zu verzahnen sind und wie demnach auch die ausführende Gewalt zu gestalten ist. Diese Frage kann nur beantwortet werden, nachdem zuvor ein Grundbedürfnis des neuen deutschen Volksstaates, des Gesamtstaates wie der Einzelstaaten klar erkannt worden ist.

Die Verwaltungsfragen werden für ihn viel wichtiger werden als die

Verfassungsfragen! Denn die bevorstehende Sozialisierung der großen industriellen Betriebe wird die Aufgaben und die Tätigkeit der Verwaltung ins Riesige steigern. Arbeiter und Angestellte werden im größten Umfange einer Verbeamtung entgegengeführt werden, die ihnen eine größere Sicherheit der Existenz verbürgt als bisher, — während gleichzeitig das bisherige alte Beamtentum in Staat und Gemeinde, das sich dieser Sicherheit erfreuen durfte, neue, dem Wesen des Volksstaates entsprechende Formen wird annehmen müssen. Ungeheure Knäuel sind hier zu entwirren, unübersehbare Einzelprobleme steigen hier auf. Die ständische Abgeschlossenheit des alten Beamtentums wird nicht mehr zu halten sein. Der Grundsatz, den Volkswillen in irgendwelchen Formen zur Geltung zu bringen, wird auch hier Einlaß finden und zu einschneidenden Reformen in der Anstellung und Beförderung der Berufsbeamten drängen. Man wird darauf dringen, die Volkswahl für gewisse Ämter einzuführen. Man kann sie gutheißen, wenn die Auswahl dabei auf den Kreis derer beschränkt wird, die den Nachweis ihrer Befähigung erbracht haben. Man wird dann diesen Befähigungsnachweis wiederum freier und moderner gestalten müssen als bisher und ihn nicht mehr ausschließlich auf Prüfungen begründen. Aber daß überhaupt ein festes, technisch und wissenschaftlich vorgebildetes, ehrenhaftes und der Korruption unzugängliches Berufsbeamtentum uns erhalten bleibe im ungeheuren Wandel der Dinge, ist eine Lebens-, Staats- und Volksnotwendigkeit allerersten Grades. Wenn dieser Pfeiler zerfallen sollte, sehe ich keine Möglichkeit, wie wir wieder uns emporarbeiten sollen. Nur auf ihn gestützt, können wir es wagen, die Sozialisierung des Wirtschaftslebens, soweit sie möglich und durchführbar ist, vorzunehmen. Wir erleben schon jetzt, daß nur unsere einigermaßen intakt gebliebene Verwaltung uns vor dem schlimmsten Chaos zu bewahren vermag. Es ist überaus leicht, ihre allbekannten Fehler und Gebrechen zu kritisieren, aber furchtbar gefährlich, mit grundstürzenden Neuerungen zu experimentieren. Verfassungseinrichtungen vertragen viel leichter eine Revolution, als Verwaltungseinrichtungen. Darum rühre man nicht zu früh an sie, darum stelle man in den Vordergrund aller Verfassungsfragen diese eine Aufgabe: unsere Verwaltung, unser Beamtentum in Staat und Gemeinde, indem man sie unter eine wirksame Kontrolle von Volksorganen stellt, indem man sie zugleich auffrischt durch neue, aber immer irgendwie in ihrem Können geprüfte und bewährte Elemente, in ihrer Kontinuität zu erhalten und sie nach Möglichkeit zu bewahren vor unlauteren Einflüssen, vor Korruption und Patronage der Parteien und Cliquen.

Das Beamtentum der westlichen Demokratien ist vor ihnen nicht durchweg bewahrt geblieben. Das muß uns warnen. Unseren künftigen Parteien muß man mit starker Stimme ins Ohr rufen: Hände weg

von der Verwaltung! Beschränkt euch auf den legalen Einfluß, den die Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaften immer besitzt und im künftigen Volksstaate im reichsten Maße besitzen wird. Beschränkt demnach aber auch, soweit ihr als parlamentarische Mehrheit auftretet, eure politischen Rechte, euren Anteil an der Exekutivgewalt. Die Exekutivgewalt muß ihren eigenen, von den wechselnden Parlamentsmehrheiten unabhängigen Untergrund im Volkswillen haben. Sie muß selbstverständlich zugleich so beschaffen sein, daß sie in der Tat nur und ausschließlich im Volkswillen verankert ist, daß jede Versuchung zur Usurpation, zur monarchistischen und militaristischen Reaktion abgeschnitten wird.

Prüfen wir nun die Möglichkeiten, die sich dafür darbieten. Wenn wir die parlamentarische Monarchie mit Mehrheitsministerien, die wir im Oktober erreicht hatten, behalten hätten, so würde ich, trotz meiner alten Bedenken gegen die Regierung durch reine Mehrheitsministerien sie doch für lebensfähig gehalten haben, weil die Bewahrung der Monarchie und der allgemeinen Kontinuität im Verfassungsleben auch die Verwaltung und das Beamtentum vor gar zu schädlichen Einflüssen geschützt haben würde. Frankreich hat den parlamentarischen Monarchen ersetzt durch einen von den beiden gesetzgebenden Körperschaften auf sieben Jahre gewählten Präsidenten, der nun alle üblichen Funktionen eines parlamentarischen Monarchen auszuüben hat. Sein Ansehen und seine Machtstellung aber genügt nun in keiner Weise, um die Verwaltung zu sichern vor unsauberer Patronage der députés. Er steht nicht fest genug dafür da, und die rasch wechselnden Mehrheitsministerien, die er regieren lassen muß, finden an ihm keinen Halt gegen die unlauteren Praktiken ihrer Parteigenossen und der kapitalkräftigen Gruppen. Und bei uns wird, auch nach durchgeführter Sozialisierung der Großbetriebe, vermutlich immer eine Art von wildem Kapitalismus übrigbleiben, der sich an die Verwaltung heranschleichen wird und den bequemen Weg der Parteieinflüsse offen finden würde, wenn wir das französische System annähmen. Im Interesse der Arbeiterschaft liegt es ganz gewiß nicht! Das haben viele unbefangene Sozialisten bei uns schon vor der Revolution sich klargemacht und gerade aus sozialistischer Gesinnung das reine parlamentarische Regime verworfen.

Eher würde schon das schweizerische System, die Exekutivgewalt zu bestellen, für uns zu erwägen sein. Die aus beiden gesetzgebenden Körperschaften zusammengesetzte Bundesversammlung wählt den aus sieben Mitgliedern bestehenden Bundesrat auf drei Jahre, und dieser wieder wählt seinen vorsitzenden Präsidenten für die Dauer je eines Jahres. Die Bundesregierung sitzt also während ihrer dreijährigen Amtsdauer fest im Sattel, und es ist eine gewisse Ruhe und Stabilität in der

Verwaltung möglich. Die Art der Wahl und die Befristung der Amtsdauer bürgen zugleich dafür, daß die Verwaltung streng im Sinne des Mehrheitswillens geführt wird, ohne daß die mit dem parlamentarischen System untrennbar verbundenen plötzlichen Schwankungen, Böen und Krisen sie stören. Auch die Zusammensetzung der Beamtenschaft, mit der der Bundesrat die eidgenössische Verwaltung besorgt, bürgt dafür, daß die beiden Grundvoraussetzungen für das Gedeihen demokratischer Staatswesen gewahrt werden. Kontinuität und Stabilität einerseits, Herrschaft des Mehrheitswillens, des wohlverstandenen, den Augenblicksschwankungen entrückten Mehrheitswillens andererseits. „Kein Berufsbeamtentum," so charakterisiert sie der ausgezeichnete schweizerische Staatsrechtslehrer Fleiner, „aber eine Klasse von Personen, die sich in den Traditionen und der Atmosphäre einer großen öffentlichen Verwaltung bewegt. Keine Anstellung auf Lebenszeit, sondern eine solche auf eine bestimmte Zahl von Jahren, aber mit der sicheren Anwartschaft, daß der einzelne Beamte nach Ablauf der Amtsdauer wiedergewählt wird, wenn er sich keiner Pflichtverletzung schuldig gemacht hat." Wir werden jetzt auch von diesen Einrichtungen des schweizerischen Beamtentums, die sich ja mit gewissen Ansätzen in unserer Gemeindeverwaltung (Wahl der besoldeten Magistratsmitglieder auf zwölf Jahre) schon berühren, zu lernen haben. Wir werden uns durch sie vor der ohne Zweifel sonst drohenden Gefahr schützen, daß das Berufsbeamtentum sich gegen den Geist des Volksstaates verschließt und im alten Schlendrian weiter arbeitet. Aber in der Organisierung der obersten Spitze der Verwaltung scheint mir das schweizerische Vorbild für unsere Verhältnisse nicht geeignet zu sein. In den kleineren und ruhigeren Verhältnissen der Schweiz und bei dem konservativen und genossenschaftlichen Charakter der schweizerischen Demokratie ist eine genossenschaftliche Gesamtregierung, (deren kollegialer Charakter dabei aber durch die wachsende Geschäftslast sich schon stark verflüchtigt hat), die natürliche nationale Regierungsform geworden. Die Genossenschaftlichkeit der deutschen Demokratie dagegen ist ein Gut, das wir uns wohl wünschen müssen, aber noch lange nicht besitzen. Ungeheuer ist die vor uns liegende Aufgabe, die in ganz anderen Traditionen aufgewachsene Mehrzahl des deutschen Volkes nun auch innerlich hinüberzuführen auf den Boden der Republik und der sozialen Demokratie und einen neuen Gemeingeist an Stelle des bisherigen, von der nationalen Monarchie ausgehenden zu schaffen, ja jetzt erst einen solchen zu schaffen, nachdem das Hindernis des Klassenstaates gefallen ist. Die monarchische Erinnerung und der Klassenstaat wird noch lange in den Gesinnungen und Interessen von Groß- und Kleinbürgertum und Landbevölkerung, die es numerisch mit der Industriebevölkerung reichlich aufnehmen können, nachwirken. Auch die stärkste

Partei wird in den künftigen Volksvertretungen wohl immer auf das Bündnis mit anderen Parteien angewiesen sein, um einen Mehrheitswillen hervorbringen zu können. Bildet man nun auf Grund der sich zusammenfindenden Mehrheiten, sei es nach parlamentarischem, sei es nach schweizerischem System eine kollegiale Gesamtregierung, so wird der Gegensatz der Interessen und Parteien in das ausführende Zentralorgan des Ganzen hineingetragen, und das eine Pferd wird rechts, das andere links ziehen wollen. Schlechthin abschreckend sind die Versuche, die wir damit gemacht haben, sowohl unter der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max wie unter der neuen revolutionären Reichsleitung. Die kollegialen Auseinandersetzungen der Staatssekretäre und Volksbeauftragten nahmen in Augenblicken wichtigster Entscheidungen, wo es energisch und rasch zu handeln galt, unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft in Anspruch, und die Klarheit und Einheitlichkeit des Handelns litt aufs allerschwerste darunter. Ein noch schlimmeres Beispiel hat man an der kollegialen Direktorialverfassung der ersten französischen Republik, die den Keim der Zersetzung und des Untergangs von vornherein in sich trug und den Cäsarismus herausforderte.

Wir wollen keinen Cäsarismus, der doch nur wieder zu monarchistischer Reaktion und zu neuer Zerspaltung des Volkes führen würde. Aber um ihm zu entgehen, müssen wir die Vorzüge der Einheitlichkeit und Kraft, die ihm eigen sind, in eine andere Form zu fangen versuchen. Und diese Form bietet sich dar in einer vom Volke unmittelbar auf eine Reihe von Jahren gewählten Präsidentschaft, im nordamerikanischen Vorbilde. Die Präsidentschaft ist anerkanntermaßen das lebendigste und gesundeste Organ des nordamerikanischen Bundesstaates. Der Präsident ist der Vertrauensmann, der Volkstribun der Gesamtheit, der Wächter ihres Gesamtinteresses gegenüber den Ausartungen, zu denen eine vielköpfige und vielfach gespaltene Versammlung, wenn sie allein das Heft in die Hand bekommt, immer neigen wird, und zumal in neuen, unsicheren Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben werden, neigen wird. Er muß vom Volke, nicht vom Parlamente gewählt werden, um die nötige Volksautorität und den selbständigen Rechtsboden gegenüber dem Parlamente zu haben. Das Volk wählt ihn, das heißt die Mehrheitsparteien wählen ihn, und zwar am besten, hierin abweichend von Nordamerika, in wirklich unmittelbarer, allgemeiner Volkswahl. Das würde bei unserer Parteizersplitterung voraussichtlich etwas anderes bedeuten als in Amerika, wo die zwei großen Parteien sich in der Nominierung des Präsidenten ablösen. Aber hier würde gerade unsere Parteizersplitterung etwas Gutes wirken können: Jede Partei wird, sei es daß sie ihren Kandidaten allein, sei es, daß sie ihn im Bunde und Kompromisse mit anderen Parteien

aufstellt, nur solche Kandidaten aufzustellen wagen, die auch über die Schranken ihrer Partei hinaus Vertrauen und Ansehen genießen, um möglichst viel parteilose Stimmen zu gewinnen. Unter dieser Zwangsläufigkeit würde die Auslese der bedeutendsten Staatsmänner der Nation erfolgen. Die Schattenseiten der Volkswahl, die man von Amerika her kennt, dürfen gewiß nicht vergessen werden: Das periodische Fieber, das dem öffentlichen Leben zugemutet wird, die Häufung demagogischer Machenschaften, die Verschwendung der Wahlkosten. Aber ich sehe bei jedem anderen Wahlverfahren nur noch schlimmere, chronischer und intensiver wirkende Übelstände, — und jeder politische Entschluß ist eine Wahl zwischen zwei Übeln! Alle übrigen Sorgen müssen jetzt zurückgedrängt werden durch das eine übermächtige, elementare Bedürfnis, die ungeheuren Sturmfluten revolutionärer Übergangszeiten, die Heil und Verderben zugleich über das ausgedörrte Land bringen können, so zu regulieren, daß sie dahin fließen können, wo der Boden sie braucht. Eine nur auf schwankende und unsichere Mehrheiten des Parlamentes sich stützende Regierung kann nun einmal nicht die Kraft und Einheitlichkeit der Durchführung entwickeln, die wir jetzt nötig haben. Sie kann nicht die Bänder der Verwaltung, die auseinanderstrebenden Auffassungen und Willen der Beamtenschaft so fest zusammenhalten, wie dies eine auf eigenem Volksgrunde beruhende und dabei vom Volks- und Mehrheitswillen direkt und indirekt andauernd kontrollierte Präsidentschaft zu tun vermag. Noch einmal sei es eingeprägt: Die Sozialisierung unseres überaus feinen, empfindlichen und komplizierten Wirtschaftsorganismus kann nur gelingen auf diesem Wege.

Die Einzelheiten in der Absteckung der Rechte der Präsidentschaft können heute, wo es nur gilt, dies das Grundbedürfnis unserem Denken einzuhämmern, noch nicht endgültig festgelegt werden. Die Minister des nordamerikanischen Präsidenten bilden bekanntlich kein parlamentarisches Ministerium, sondern werden von ihm nach freier Wahl ernannt, müssen zwar vom Senate formell bestätigt werden, aber fungieren dann durchaus nur als Organe des Präsidenten. Sie sind ihm, nicht dem Parlamente verantwortlich. Ich würde kein Bedenken tragen, diese Einrichtung auch für uns zu empfehlen, weil sie die Verwaltung stärkt, — und vor einer übermäßigen Stärkung und Abschließung der Verwaltung ist man ja gesichert durch die zeitliche Befristung und periodische Erneuerung des gesamten höheren Regierungspersonals. Aber um dem berechtigten Wunsche zu genügen, das Parlament zu einer Pflanzschule leitender Staatsmänner zu entwickeln, könnte man dem Präsidenten die Möglichkeit geben, auch Parlamentarier beider Häuser, (die dann ihr Mandat nicht aufzugeben brauchten), in das Ministerium zu berufen. Das wäre jenes System der

teilweisen „Parlamentarisierung“, wie wir es vor einem Jahre begannen und das doch wesentlich dazu beigetragen hat, den Übergang vom Obrigkeitsstaate zum Volksstaate bei uns verhältnismäßig ruhig zu gestalten.

Der nordamerikanische Präsident hat ferner gegenüber gesetzgeberischen Beschlüssen des Kongresses das Recht des suspensiven Vetos. Der Gesetzesbeschluß des Kongresses wird rechtskräftig, wenn das Gesetz nach Einlegung des Vetos in jedem der beiden Häuser noch einmal mit Zweidrittelmehrheit angenommen wird. Es versteht sich in einer durchgeführten Demokratie von selbst, daß das letzte Wort in gesetzgeberischen Dingen den vom Volke eingesetzten gesetzgeberischen Gewalten bleiben muß, — soweit es nicht das Volk selber in seiner Gesamtheit für sich in Anspruch nimmt. Zum mindesten wird sich die Volksgesamtheit das Recht der Initiative vorbehalten dürfen, das Recht also, Anträge auf Gesetzes- und Verfassungsänderungen, die eine bestimmte größere Anzahl von Unterschriften tragen, zu stellen. (Selbstverständlich würde das Recht der Initiative auch dem Präsidenten und beiden Häusern des Parlamentes zustehen). Ein regelmäßiges Referendum über neue Gesetze und Gesetzesänderungen würde den gesetzgeberischen Apparat zwar schlechthin lähmen. Wohl aber wäre zu erwägen, ob nicht der Präsident als der natürliche Tribun des Volkes das Recht erhalten soll, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Volkshause über Verfassungsänderungen und wichtigere Gesetzesfragen an das Referendum des Volkes zu appellieren. Das Referendum wird jedenfalls als das wichtigste und wirksamste Mittel benutzt werden müssen, um tiefere Konflikte zwischen dem Präsidenten und dem Parlamente, vor allem dem Volkshause, auf geordnetem Wege zu schlichten. Die zweite französische Republik von 1848 ist daran zugrunde gegangen, daß sie, in überstürzter und dabei noch mangelhafter Nachahmung der amerikanischen Präsidentschaftsverfassung versäumt hat, Ventile und Auswege für die Konflikte zwischen Exekutive und Legislative zu schaffen. Als ein solches Ventil würde es ferner noch gelten können, daß die Amtsperioden der Präsidentschaft nicht zusammenfallen dürften mit den Legislaturperioden der beiden Häuser des Parlamentes. Denn es ist leichter, die Streitaxt zu begraben, wenn während des Streites hüben und drüben neue Elemente in die Reihen eintreten. Deswegen wäre auch noch daran zu denken, dem Präsidenten das Recht zur Auflösung des Volkshauses und zur Ausschreibung von Neuwahlen zu geben. Aber dieses Recht schneidet tiefer ein, als das Recht, im konkreten Einzelfall an das Referendum des Volkes zu appellieren, spitzt die Gegensätze und die Agitation darüber schärfer zu und müßte deshalb, wenn es dem Präsidenten überhaupt gegeben werden sollte, an die Bedingung der Zustimmung des Staatenhauses geknüpft werden.

Die amerikanische Verfassung gibt dem Präsidenten auch die oberste Kommandogewalt über die bewaffnete Macht. Diesem Beispiele werden wir ebenso folgen können wie der Bestimmung, daß das Recht der Kriegserklärung ausschließlich beiden Häusern des Parlamentes zusteht. In Amerika wird ferner die Befugnis des Präsidenten, Friedens- und andere Verträge zu schließen, an die Zustimmung des Senats geknüpft. Die neue demokratische Strömung bei uns und die neue weltpolitische Lage, in die wir geworfen sind, werden darauf hindrängen, eine wirksame Volkskontrolle der auswärtigen Politik aufzurichten, und demnach die Zustimmung beider Häuser zu Friedens- und anderen Verträgen fordern. Dagegen scheint es mir nicht ratsam, wie in Amerika die Ernennung der höheren Beamten und Richter durch den Präsidenten von der Zustimmung des Senates abhängig zu machen. Denn auf diesem Kanale konnte dort auch das berüchtigte Patronagewesen in die Ämterbesetzung eindringen. Eine so große Körperschaft, wie es der amerikanische Senat und unser künftiges Staatenhaus mit seinen, so denken wir es uns etwa, achtzig bis hundert Mitgliedern ist, kann nicht jenes persönliche Verantwortlichkeitsgefühl entwickeln, das allen bei der Beamtenernennung mitwirkenden Instanzen eigen sein muß. Es wäre zu erwägen, ob nicht ein engerer Beirat des Präsidenten zu bilden wäre, der am besten von beiden Häusern des Parlaments zu wählen wäre, (nicht notwendig nur aus Parlamentariern zu bestehen brauchte,) dem die Kontrolle der Ernennung der höheren Beamten zufallen würde. Aber dann wäre freilich zu befürchten, daß dieser Beirat sofort den Kampf um die Macht mit dem Präsidenten aufnehmen und daß im Hin- und Herzerren des Einflusses die Beamtenauslese schwer leiden würde. Um die verschiedenen Bedürfnisse untereinander auszugleichen, sehe ich kein anderes Mittel, als das Kontrollrecht dieses Beirates zu beschränken auf bestimmte Fälle. Er müßte lediglich zu prüfen haben, ob gegen die persönliche Würdigkeit und die berufliche Befähigung der vom Präsidenten und seinen Ministerien designierten Anwärter bestimmte erhebliche Bedenken vorliegen, und im Konfliktsfalle hätten dann diejenigen Behörden zu entscheiden, die die Disziplinargerichtsbarkeit über die Beamten ausüben. Es versteht sich ferner von selbst, daß das Kontrollrecht dieses Beirats sich nicht auf sämtliche vom Präsidenten und seinen Ministern zu vollziehenden Beamtenernennungen, sondern nur auf die wichtigeren Stellen erstrecken darf.

So sehr sich nun auch in den neuen Verhältnissen die Beamtenschaft des Reiches, des Gesamtstaates, die unter der Leitung des Präsidenten und seiner Minister steht, ausdehnen wird, so wird doch die Hauptmasse der Beamten immer aus einzelstaatlichen Beamten bestehen und die

Hauptmasse der Verwaltungsarbeit von den Behörden der Einzelstaaten, die ja zugleich auch als Exekutivorgane der Gesamtstaatsgewalt zu fungieren haben, geleistet werden. Daraus ergibt sich, daß dieselben Bedürfnisse, die die Verfassung des Gesamtstaates diktieren werden, auch die der Einzelstaaten beherrschen werden. Die kleineren unter ihnen werden ihre Exekutivgewalt auch nach dem Vorbilde des schweizerischen kollegialen Bundesrats und der Kantonregierungen bilden können. Alle werden nach möglichster Einfachheit und Billigkeit des gesetzgeberischen wie des Verwaltungsapparats, aber zugleich auch, sei es auf diesem, sei es auf jenem Wege danach streben müssen, unter dem Schirmdache einer starken, auf Volksvertrauen beruhenden Exekutivgewalt eine integre und möglichst stabile Verwaltung zu organisieren. Es ist lehrreich, daß auch in den Einzelstaaten Nordamerikas die Tendenz der Entwicklung dahin gegangen ist, die Exekutivgewalt der aus Volkswahl hervorgehenden Gouverneure zu stärken.

Aber nun wird dem Leser schon längst der Einwand auf den Lippen liegen: Ist nicht Nordamerika gerade das klassische Land der Ämterjagd, des Beutesystems, der rotation in office? Und würde nicht die Aufrichtung einer starken Exekutivgewalt nach amerikanischem Vorbilde diese auch bei uns in Versuchung führen, ihre großen Rechte zu mißbrauchen zur raschen Versorgung zappelnder Freunde und Parteigenossen? Darauf ist zunächst zu sagen, daß die rotation in office keineswegs von vornherein mit dem Wesen und Funktionieren der amerikanischen Verfassung verbunden war. Sie ist erst seit der Präsidentschaft Jacksons (1829–1837) eingerissen und schließlich etwas eingedämmt worden durch die Zivildienstreform von 1883. Man kann auch die zwei Hauptursachen, aus denen sie entsprang, deutlich erkennen und ihnen bei uns durch geeignete Verfassungsbestimmungen vorbeugen. Einmal drang erst seit Jacksons Präsidentschaft der Grundsatz durch, daß der Präsident das unbeschränkte Recht der Amtsentlassung habe. Dieses Recht wird man ihm bei uns nur für seine unmittelbaren Mitarbeiter und Ressortchefs geben dürfen. Für die Hauptmasse der Ämter muß die Amtsentlassung wie bisher an ein geordnetes Disziplinargerichtsverfahren geknüpft werden. Auch müßte, soweit die lebenslängliche Anstellung durch eine auf Zeit ersetzt werden sollte, die Amtsdauer nicht zu kurz bemessen werden, jedenfalls länger als die des Präsidenten, am besten wohl, wie bei unseren besoldeten Magistratsmitgliedern, auf zwölf Jahre. Eine Ausnahme hätten nur die politisch wichtigen Ämter zu bilden, deren Inhaber sich die Möglichkeit eines rascheren Wechsels gefallen lassen müssen, um ein vertrauensvolles Zusammenwirken der obersten Verwaltungsorgane zu ermöglichen.

Ein zweiter Kanal, auf dem das Unwesen der Ämterpatronage und

rotation in office in Amerika eindringen konnte, war das verfassungsmäßige Recht des Senats auf Mitwirkung bei der Ämterernennung durch den Präsidenten (by and with the advice and consent of the senate). Es führte dazu, daß die Senatoren, soweit sie Parteigenossen des Präsidenten sind, einen ungebührlichen Einfluß auf die Auswahl der Bundesbeamten, die in ihrem heimatlichen Bezirke anzustellen waren, erhielten. Wir haben schon oben angedeutet, durch welche Einrichtungen man dieser Art von Patronage vorbeugen kann.

Aber täuschen wir uns darüber nicht, daß jede Demokratie, wie man ihre Formen und Verfassungsbestimmungen auch wählen möge, den Ämterdienst und die Verwaltung schweren Gefahren aussetzt, die um nichts geringer sind, als diejenigen, denen man entrinnt, wenn man die harte Schule der alten obrigkeitsstaatlichen Bürokratie zerbricht. Dennoch gehen wir der neuen Zeit mit Hoffnung entgegen. Denn die Demokratisierung Deutschlands ist kein willkürlicher Entschluß vorübergehender Machthaber, kein Triumph eines eigensinnigen Doktrinarismus, auch keine erzwungene Nachahmung der Verfassungsform unserer siegenden Gegner, sondern eine innerste entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit für uns geworden, eine Lebensform, in der die überwiegende Masse des deutschen Volkes heute nun einmal leben will, ohne die kein gesundes und gesichertes Staatsleben und kein sozialer Friede im Vaterlande mehr möglich ist. Wohl wären wir glücklicher daran, wenn diese Umformung unseres öffentlichen Lebens unter der Leitung einer aufgeklärten und volksfreundlichen Monarchie und unter der Mitwirkung einer ebenso reformwilligen und aufgeklärten Oberschicht hätte erfolgen können. Aber wie die allgemeinen Kräfte und die besonderen Menschen, die zu handeln hatten, nun einmal beschaffen waren, war diese ideale Lösung, die ich persönlich seit mehr als zwei Jahrzehnten ersehnte, nicht möglich. Demokratie und Republik sind so schließlich als Sturzgeburt und durch Revolution bei uns ins Leben getreten. Wohl geschah es zugleich auch unter einem ungeheueren Zwange der Weltlage, aber dieser Zwang kann nun zugleich auch eine gewaltige erzieherische und aufbauende Kraft in uns entwickeln. Denn es gilt ja nicht nur, uns im Augenblicke gegen Anarchie, Hungersnot und Gefahr des feindlichen Einmarsches fest zusammenzuschließen unter der neuen Fahne, sondern wir werden auf Jahrzehnte hinaus mit denselben Gefahren ringen und ihnen nur begegnen können durch einen esprit de corps der Nation im größten Stile, durch ein Solidaritätsgefühl, das gar nicht anders erwachsen kann als auf sozialer und demokratischer Basis. Dieser Zwang unserer künftigen Lebensbedingungen ist es, der uns die Hoffnung gibt, daß die Demokratisierung gelingen kann. Denn er zwingt uns gleichzeitig auch zur Disziplin und zum Wirklichkeitssinn. Überall herrsche

und kontrolliere fortan der Volkswille, überall aber setze er sich selber feste Schranken, weil ohne sie sein einheitlicher Strom sich sofort auflösen würde in das Wild- und Sumpfgewässer trüber Sonderwillen.

Mein Entwurf war abgeschlossen, als der dritte und vierte der Aufsätze Max Webers über „Die deutsche Staatsform" am 28. und 30. November in der Frankfurter Zeitung erschienen. Er kommt zu meiner Freude zu demselben Ergebnis wie ich. „Für die Sozialisierung wäre die starke Hand in der Verwaltung, also: ein als Vertrauensmann des Volkes legitimiertes Haupt der Exekutive, entscheidend. Parlamente könnten hier nur Kontrollorgane sein." Ich stimme ihm darin zu, daß ein mit dem Enqueterecht ausgerüstetes Volkshaus eine solche wirksame Verwaltungskontrolle wohl ausüben könnte. Auch das entspricht meinen Wünschen, daß die Amtsdauer des Präsidenten dann länger bemessen werden muß als in Amerika – auf sieben Jahre etwa – im Interesse der Stetigkeit bei weitgehender Sozialisierung. Max Weber macht die Verfassungsform aber überhaupt davon abhängig, wie weit man in der Sozialisierung gehen will, und drängt damit nun freilich die bürgerlichen Gegner einer weitgehenden, vielleicht zu weit gehenden Sozialisierung dazu, in einer schwachen (föderalistisch oder parlamentarisch gewählten) Zentralgewalt den Hemmschuh zu sehen. Es wäre sehr bedenklich, wenn sich die bürgerlichen Parteien aus Angst vor einem extremen Sozialismus dazu verleiten ließen, in einer schwachen Zentralgewalt und insbesondere im parlamentarischen System Schutz zu suchen. Art und Umfang der Sozialisierung werden ja doch in erster Linie durch die gesetzgebenden Körperschaften bestimmt werden, sind also in der Hauptsache unabhängig von der Art, wie die exekutive Spitze gebildet wird. Für die Durchführung der Sozialisierung dagegen ist eine starke Exekutivgewalt mit einem möglichst fest organisierten Beamtentum unbedingt notwendig, während eine schwache Exekutivgewalt, also auch eine parlamentarische Regierung, vernichtend und desorganisierend wirken würde. Meine Leser wissen aber, daß ich nicht allein aus diesem Grunde für eine starke plebiszitäre Exekutivgewalt eintrete, sondern daß ich in ihr auch ein Mittel sehe, die guten Seiten unserer bisherigen Verwaltung und unseres bisherigen öffentlichen Zustandes überhaupt zu erhalten. So würde sie konservativ, im guten Sinne konservativ und fortschrittlich zugleich wirken. Sozialisten und Bürgerliche müßten sich darin vereinigen sie zu fordern.

Aus dem neuen Kultusministerium

Ein offener Brief an Professor Saenger von Konrad Haenisch

Verehrter Herr Professor! Berlin, den 30. November 1918.

Die Frau ist bekanntlich die beste, von der man am wenigsten spricht. Ich glaube, dieser Grundsatz gilt auch für Ministerien. Ich täte also im eigenen Interesse sicher besser, zu schweigen. Aber Ihre Aufforderung war so liebenswürdig, daß es mir unhöflich erschienen wäre, sie einfach nicht zu beachten. So sei es denn.

Sie wünschen von mir also Auskunft über das Programm des neuen preußischen Kultusministeriums. Mit Programmen ist es so eine eigene Sache. Sie selbst wissen ebenso gut wie ich, daß es nach dem alten Berliner Scherzwort erstens immer anders kommt, und zweitens als man denkt. Wenn eine neue Bühne oder eine neue Zeitschrift mit hochtrabenden Programmerklärungen vor die Öffentlichkeit tritt, so kann man nach alter Erfahrung hundert gegen eins wetten, daß die Enttäuschung sehr groß sein wird, und so pflegt's in der Politik auch zu gehen. Denn was eine neue Regierung leistet, hängt keineswegs ausschließlich von den guten Vorsätzen ihrer Mitglieder ab, sondern mindestens ebenso sehr von der Gewalt der äußeren Umstände, von dem Spiel und Widerspiel der politischen Kräfte. Das gilt schon für ruhige Zeiten — um wieviel mehr gilt es in diesen Tagen wild-chaotischer Gärung! Noch sitzen wir alle auf einem Vulkan, und der, der heute dies schreibt, weiß ebensowenig wie irgendein anderer, ob er an dem Tage, an dem diese Zeilen an die Öffentlichkeit kommen, noch preußischer Kultusminister sein wird. Und unter solchen Umständen verlangen Sie ein Programm ...

Alles was ich Ihnen in fliegender Hast, mitten im Drange schwerster politischer Arbeit, geben kann, sind ein paar allgemeine Gedanken, nach denen ich mich richten möchte, wenn mir eine längere Tätigkeit an dieser Stelle beschieden sein sollte.

Zunächst: Ich habe keineswegs den Ehrgeiz, im ehemaligen Kultusministerium, das wir jetzt in ein „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" umgetauft haben, in den ersten paar Wochen das Unterste zu oberst zu kehren. Ich weiß sehr genau, und es ist mir ein stark empfundenes Bedürfnis, das auch an dieser Stelle zu unterstreichen, daß auch bisher schon in unserem Ministerium sehr viel gute und solide Arbeit geleistet worden ist. Nicht nur unter meinem und meines Kollegen Adolph Hoffmann unmittelbarem Vorgänger, Herrn Dr. Schmidt, sondern auch unter Herrn von Trott zu Solz. Schon im Landtag habe ich, selbst im heißesten Gefecht, stets gern anerkannt, daß Herr von Trott zu Solz

nicht nur ein Minister gewesen ist, der auf den verschiedensten Gebieten seines großen Ressorts gut zu Hause war, sondern auch, daß wir es in ihm mit einer starken, in sich geschlossenen Persönlichkeit zu tun hatten, mit einem politischen Charakter, vor dem auch der Gegner Achtung haben mußte. Mit einem Charakter — aber eben doch mit einem durch und durch konservativen Charakter! Trott zu Solz war gewissermaßen das Prototyp des alten Regimes, und so gab es zwischen meiner Partei und ihm nur unerbittliche Fehde.

Hatten wir es in Trott mit dem klassischen Vertreter des starren Systems zu tun, so kam mit Herrn Dr. Schmidt im preußischen Kultusministerium sozusagen das halbstarre System zur Herrschaft. Schmidt wußte, daß es mit der alten konservativen Herrlichkeit in Preußen unweigerlich zu Ende gehe, und so suchte er vorsichtig überzuleiten zu dem neuen Zustand der Dinge. In vielen Fragen, bei denen es für Herrn von Trott zu Solz nur ein schroffes Nein gegeben hatte, zeigte Herr Dr. Schmidt den Anschauungen der Linken gegenüber weites Entgegenkommen. So in manchen Dingen der Universitäts-Reform — eine seiner letzten Amtshandlungen war der Entwurf zu einem Erlaß, der die politische Bewegungsfreiheit der Studenten von den alten reaktionären Fesseln befreite. Bei alledem aber mußte Herr Dr. Schmidt natürlich auf Schritt und Tritt Rücksicht nehmen auf die bis zu seinem Abgange noch bestehende konservativ-klerikale Mehrheit im Abgeordnetenhause und auf das womöglich noch fossilere preußische Herrenhaus. So lag es in der Natur der Dinge, daß seine Politik stets den Eindruck des Lavierens, des Kompromisselns machte und weder hüben noch drüben reine Befriedigung auslöste. Das konnte nicht anders sein. Es war nicht die Schuld des überaus kenntnisreichen, fleißigen und von den besten Absichten beseelten Herrn Dr. Schmidt, sondern einfach das Ergebnis der objektiven Umstände. Sie sehen, Herr Professor, wie recht ich vorhin hatte, als ich sagte, daß das Schwergewicht der äußeren Verhältnisse in der Politik mindestens eben so wichtig ist, wie der gute Wille der handelnden Menschen.

Seit dem 9. November sind nun alle jene Hemmungen, unter denen die Arbeit unseres Vorgängers leiden mußte, beseitigt. Es gibt kein preußisches Dreiklassen-Parlament mehr, es gibt kein Herrenhaus mehr und es gibt auch keinen König von Preußen mehr, vor dessen Stirnrunzeln der Minister zu zittern hätte. Dafür aber sind andere Schwierigkeiten entstanden, und diese Hemmungen, vor die sich die neuen Männer gestellt sehen, sind kaum weniger groß als die alten. Worin sie bestehen? Nun, ich erinnere Sie nur an die völlige Unsicherheit aller politischen Verhältnisse im Innern und Äußern! Ich erinnere daran, daß niemand weiß, welche Provinzen in wenigen Wochen überhaupt noch zum Reiche und zu

dem alten preußischen Staate gehören werden. Dazu kommt die weitere Schwierigkeit, daß die neue Regierung gebildet ist aus zwei Parteien, die, wenn sie auch dem gleichen Mutterboden entstammen, doch bis zum 9. November 1918 einander in erbittertster Feindschaft gegenüberstanden. In Preußen hat dies durch den Zwang der Umstände gebotene Zusammenwirken der beiden Parteien bekanntlich dahin geführt, daß sämtliche Ministerien doppelt besetzt sind – durch je einen Sozialdemokraten alter Richtung und einen Unabhängigen. So hat die groteske Ironie der Revolution über Nacht Adolph Hoffmann und mich zu preußischen Kultusministern gemacht – uns beide, die wir die ganzen letzten Jahre hindurch gerade bei der Beratung des Kultusetats im Abgeordnetenhaus und sonst in der Öffentlichkeit immer wieder so hart aneinander geraten waren.

Es entspricht gewiß nicht den üblichen ministeriellen Gepflogenheiten, die „so etwas" immer mit dem Schleier vornehmer Diskretion zu bedecken liebten, wenn ich mich an dieser Stelle ganz offen über diese Frage ausspreche. Aber warum soll in dieser Zeit nicht auch ein Minister einmal ohne alle feierlich-offiziellen Allüren über Dinge, von denen nun doch einmal alle Welt spricht, auch seinerseits frisch von der Leber weg reden? Und nachdem ich mich so offen eben über meine Vorgänger ausgesprochen habe, möchte ich ebenso offen nun auch über meinen Kollegen ein Wort sagen.

Man hat in der Presse und mehr noch im Gespräch in diesen letzten Wochen viel Glossen darüber gemacht, daß gerade Adolph Hoffmann preußischer Kultusminister geworden ist. Auch ich halte Adolph Hoffmann gewiß nicht für den idealen preußischen Kultusminister – ebensowenig, wie ich mich selbst etwa dafür halte. Es hätte gewiß auch in seiner eigenen Partei viele Männer gegeben, die mehr Voraussetzungen für dieses Amt mit sich gebracht hätten, das einst Wilhelm von Humboldt bekleidet hat. Ich nenne nur Namen wie Franz Mehring, Eduard Bernstein und Heinrich Ströbel. Aber mein Gerechtigkeitsgefühl zwingt mich, trotz alledem und trotz aller der erbitterten Fehde der letzten Jahre, doch hier auszusprechen, daß auch Adolph Hoffmann für sein neues Amt einige Eigenschaften mitbringt, die manchem anderen abgehen: außer einem warmen Herzen für das Volk und seine Schule eine gute Portion gesunden Menschenverstand und – vor allem – sehr viel Mutterwitz! Dazu eine vor nichts und vor niemandem zurückscheuende Rücksichtslosigkeit, die zwar manchmal sehr wehe tun kann (ich weiß es aus vielfältiger Erfahrung am eigenen Leibe!), die aber doch gerade in solchen revolutionären Übergangszeiten, wie wir sie heute durchleben, auch an leitender Stelle vielleicht manchmal ihr Gutes hat. Daß sie auf der anderen Seite

durch ihre oft etwas naive Nichtachtung aller einem forschen Willen sich oft entgegenstellenden sachlichen Schwierigkeiten viel Schaden stiften kann, ist freilich nicht weniger wahr. Worauf es mir hier aber in erster Linie ankommt, das ist der Wunsch, scharf zu betonen: der Motor dieses Hoffmannschen forschen Willens ist immer ein reines Wollen.

Hand aufs Herz, Herr Professor: Sie finden diese offenen Worte über meinen Kollegen ein wenig taktlos, nicht wahr? Vielleicht möchten Sie sie streichen. Bitte, lassen Sie sie stehen! Denn — halten zu Gnaden — nach manchem Herben, das ich selbst über Adolph Hoffmann gesagt habe und sagen mußte, war es mir ein Bedürfnis, hier auch einmal seine guten Seiten ins Licht zu rücken . . .

Doch eigentlich wollte ich ja nicht über Adolph Hoffmann zu Ihnen sprechen, sondern ich wollte Ihnen nur sagen — und damit nehme ich den Gedankengang von vorhin wieder auf — daß neben den andern schon erörterten äußeren Schwierigkeiten auch das Zusammenarbeiten zweier politisch so verschiedenen Männer, die einander bisher derart schroff gegenüberstanden, natürlich keineswegs dazu beiträgt, die Arbeit im neuen Kultusministerium zu erleichtern.

Dazu kommt noch etwas anderes: beide neuen Männer sind niemals in ihrem Leben Beamte gewesen, und was mich persönlich angeht, so waren die einzigen Akten, die ich bis zu meinem Eintritt ins Kultusministerium gelesen hatte, die Akten meiner eigenen sehr zahlreichen Preß-Prozesse. Und da gar mancher von ihnen mir kürzeren oder längeren Aufenthalt hinter schwedischen Gardinen eingebracht hat, so werden Sie verstehen, daß ich auch diese Akten niemals mit besonderer Liebe gelesen habe. Nun aber türmen sich vor uns tagtäglich wahre Berge von Akten auf! Sie zu lesen und zu bearbeiten: das will erst gelernt sein. Wo blieben wir da ohne die treue und gern gewährte Hilfe der alteingesessenen Beamtenschaft unseres Ministeriums! Es liegt mir daran, auch an dieser Stelle allen unseren Direktoren, Referenten, Vortragenden Räten und Geheimräten von Herzen Dank zu sagen für die Unterstützung, die sie uns neuen Männern zuteil werden lassen. Daß diese Unterstützung vielen von ihnen verteufelt schwer fällt, weiß niemand besser als ich. Konservative Geheimräte unter sozialdemokratischen Ministern: wer hätte das noch vor einem halben Jahr für möglich gehalten! Auf die Dauer wird sich denn auch ganz gewiß manche Änderung als unvermeidlich erweisen. Allmählich wird frisches rotes Blut in alle Kanäle unseres Beamtenorganismus hineingeleitet werden müssen. Es wird nicht für alle Zeiten möglich sein, sich mit der Änderung nur an der Spitze der Pyramide zu begnügen — auch der ganze Unterbau muß nach und nach erneuert werden. Aber das sind Wünsche, die nur allmählich zu verwirklichen

nd. Fürs erste müssen wir dafür dankbar sein, und sind auch von Herzen dankbar dafür, daß sich der alte Beamtenapparat den neuen Männern im allgemeinen nationalen Interesse so bereitwillig zur Verfügung gestellt hat. Und gar manchen unter den führenden Köpfen des Kultusministeriums möchten wir auch für die Zukunft nicht entbehren. Professor Becker zum Beispiel, der zur Zeit mit großen Gedanken über die Universitäts-Reform beschäftigt ist, und Geheimrat Reinhardt, der Leiter des höheren Unterrichtswesens, sind Köpfe, die jedem Ministerium, auch einem sozialdemokratischen, zur Zierde gereichen würden und mit deren Beseitigung auch eine sozialdemokratische Regierung sich nichts anderes als ein klägliches Armutszeugnis ausstellen würde. Die Entfernung solcher Männer wäre einfach eine europäische Blamage – und die uns mutwillig auf den Hals zu laden haben wir wahrhaftig ebensowenig Lust wie Veranlassung.

Trotz alledem: auch der Gegensatz zwischen dem alten Beamtenkörper und den neuen Männern an der Spitze erzeugt in den Wochen des Übergangs naturgemäß allerlei Reibungen, die ein ersprießliches Wirken zunächst erschweren.

Aber da bin ich nun ins Plaudern über alle möglichen Interna hineingeraten, und ich wollte Ihnen doch etwas über die großen Richtlinien unserer Arbeit schreiben. Doch vielleicht sind solche Richtlinien auch schon in dem Gesagten angedeutet. Denn schon was ich schrieb, wird Sie und Ihre Leser darüber beruhigt haben, daß nun nicht etwa mit dem Eintritt von Sozialdemokraten in das Kultusministerium ein beschränktes Knotentum hier seinen Einzug gehalten hat. So sehr wir mit Leib und Seele Sozialdemokraten sind und im sozialdemokratischen Geiste hier zu wirken versuchen werden, so weiß ich doch ganz genau, daß gerade unser Ministerium, das wir aus einem Kultusministerium immer mehr zu einem Kulturministerium machen möchten, sich von aller parteipolitisch-beschränkten Engstirnigkeit und vor aller bornierten Engherzigkeit unbedingt reinhalten muß. Sollen wir hier etwas Tüchtiges leisten, so bedürfen wir dazu der frischen und freudigen Mitarbeit aller vorwärtsdrängenden Kräfte in unserm deutschen Kulturleben.

Ich habe deshalb auch Gewicht darauf gelegt, sofort nach meinem Amtsantritt zu meinen unmittelbaren Beratern in pädagogischen Fragen zwei Männer zu machen, die außerhalb des Rahmens meiner Partei stehen: Herrn Dr. Wyneken, den bekannten Gründer und eifrigen Förderer der sogenannten Freien Schulgemeinden, und Herrn Dr. Blankenburg, den bisherigen links-nationalliberalen Landtagsabgeordneten, den ich seit etwa fünf Jahren im Abgeordnetenhause als einen ausgezeichneten jungen Schulreformer von beweglichem Geiste und warmer Menschlich-

keit schätzen gelernt habe. Mit diesen Berufungen in freie Beraterstellen haben wir einen ersten Schritt über den reinen Beamtencharakter des alten Kultusministeriums hinaus getan. Aber nur einen ersten Schritt. Wir wollen nach dieser Richtung hin sehr viel weiter gehen. Wir denken eine ständige organische Verbindung herzustellen mit den großen Berufsorganisationen der deutschen Kulturwelt, und wir möchten deren Vertrauensmänner nach und nach in den Beamtenkörper unseres Ministeriums hineinnehmen. Auch damit haben wir bereits angefangen: der Führer der deutschen Volksschullehrer, Herr Menzel, ist von uns direkt aus seiner Schulstube weg in die Stellung eines Vortragenden Rates berufen worden, und Herr Dr. Baege, der am 12. November noch als Oberlehrer in Friedrichshagen tätig war, saß tags darauf bereits in unserm Ministerium, in dem er heute die Stellung des Unterstaatssekretärs an Stelle des zurückgetretenen Herrn von Chappuis bekleidet. Ähnliche Verbindungen wurden und werden weiter angeknüpft mit den maßgebenden Organisationen der Künstlerschaft und der anderen freien Berufe. Es soll ein ständiges vertrauensvolles Handinhandarbeiten werden, bei dem der eine Teil den andern bald mäßigt, bald vorwärts treibt. Nichts liegt uns dabei jedoch ferner, als irgendwelche Sucht, nun etwa bürokratisch den Vormund der so mit uns verbundenen geistig und künstlerisch Schaffenden spielen zu wollen!

Von Reformarbeiten, die teils bereits durchgeführt sind, teilweise vorbereitet werden, nenne ich in bunter Reihe die folgenden, mache aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das nun nicht etwa als ein offizielles Programm unseres Ministeriums aufgefaßt werden darf:

Auf dem Gebiete der bildenden Künste wird auf eine Vereinigung aller Gruppen zunächst der Berliner Künstlerschaft zur Veranstaltung gemeinsamer Ausstellungen hingearbeitet. Daneben sollen Sonderausstellungen in den verschiedensten Stadtgegenden veranstaltet werden, teils um die Verkaufsmöglichkeiten für die Künstler zu vergrößern, teils um die künstlerische Erbauung und Erziehung des Volkes wirksamer als bisher zu fördern. Eine großzügige Unterstützungsaktion für die aus dem Felde zurückkehrenden Angehörigen der künstlerischen und sonstigen freien Berufe ist in die Wege geleitet. Sie wird sich sowohl auf Vermittlung von Arbeit, wie auch auf direkte Unterstützung erstrecken.

Daß das Ministerium sich bei seinen Beziehungen zu den bildenden Künstlern nicht von irgendwelcher persönlichen Vorliebe für die eine oder die andere „Richtung“ leiten lassen wird, versteht sich von selbst. Wir wollen da wirklich nicht — wenn auch nach der anderen Seite hin — in die banausischen Fehler des alten Regimes verfallen. Aber freie Bahn allen „Richtungen“ und — was wichtiger ist — allen Persönlichkeiten

schaffen, auch denen, die bisher im Schatten stehen mußten: das wollen wir allerdings!

Die bisherigen Königlichen Theater in Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden werden von unserm Ministerium übernommen und in Nationaltheater verwandelt. Es wird eine unserer vornehmsten Pflichten sein, diese Bühnen nicht nur auf ihrem bisherigen künstlerischen Niveau zu erhalten, sondern dies Niveau immer mehr zu erhöhen. Der hohen und schweren Verantwortung, die wir damit nicht nur vor der deutschen, sondern vor der gesamten europäischen Kulturwelt übernehmen, sind wir uns voll bewußt. Daß das Ministerium sich auch hier nie anmaßen wird, nach berühmten Mustern selbstherrlich in den Kunstbetrieb hineinzureden, sondern daß es sich darauf beschränken wird, mit heißem Bemühen immer die besten Männer an den richtigen Platz zu stellen, versteht sich von selbst.

Auch alle übrigen Theaterangelegenheiten sollen unserm Ministerium unterstellt werden. Bisher unterstanden sie dem Ministerium des Innern, dem Polizei-Ministerium. Dafür liegt heute, nach der Aufhebung der Zensur, keinerlei Anlaß mehr vor.

Neben dem Theaterwesen sollen auch alle sonstigen Kunstdinge, die heute noch teilweise von anderen Ministerien ressortieren, bei uns vereinigt werden. Für gründliche Reformen im Konzertwesen, in dem es an sehr krassen kapitalistischen Auswüchsen nicht fehlt und für die Förderung edler, aber volkstümlicher Musikpflege auf der breitesten Grundlage sind bereits Vorarbeiten im Gange.

Wie für die notleidenden Künstler, so planen wir auch für die gewaltige Schar der aus dem Felde zurückkehrenden Studenten durch großzügige Berufsberatung, durch direkte materielle Unterstützung und nicht zum wenigsten auch durch Beschaffung von Wohnungsgelegenheit, eine umfassende Hilfsaktion.

Maßnahmen zu einer grundlegenden Universitäts-Reform, insbesondere auch zu einer Reform der Privat-Dozentur, sind eingeleitet. Hervorragende Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus und anderer Richtungen, die bisher ungerechtfertigterweise im Dunkel stehen mußten, werden von uns durch Berufung an die preußischen Hochschulen ans Licht geholt werden. Für Soziologie werden neue Lehrstühle geschaffen. Die letzten Fesseln der akademischen Lehrfreiheit werden fallen. Dem Ausbau der Technischen Hochschulen und ihrer möglichst organischen Verbindung mit den Universitäten wird die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Sie sollen uns künftig weniger Berufstechniker liefern, als vielmehr Männer mit umfassendem Blick und weiter Allgemeinbildung. Überhaupt soll dem allzuweit getriebenen Spezialistentum sowohl auf den Universitäten, wie auch auf den Technischen Hochschulen mit aller Kraft

entgegengearbeitet werden. Die dort Ausgebildeten sollen künftig nicht mehr nur, wie vielfach leider heute, „die Teile in ihrer Hand" haben — es soll ihnen nach Möglichkeit auch wieder das geistige Band, das alles zusammenhält, gegeben werden. Das Volkshochschulwesen möchten wir in großzügiger Weise ausbauen. Von dem Vorbild der nordischen Länder hoffen wir dabei viel zu lernen. Auch diese Volkshochschulen sollen in enge organische Verbindung mit den Universitäten gebracht werden, wie denn überhaupt unser ganzes Bildungswesen von der Volksschule an bis hinauf zu den Hochschulen allmählich nach einheitlichen Richtlinien umgebaut und in eine innere Einheit gebracht werden soll. Wir hoffen, in diesem Sinne den Gedanken der Einheitsschule mit frischem Blut füllen zu können. Neben dem Ausbau der bestehenden Hochschulen tragen wir uns auch mit dem Gedanken, in Berlin eine besondere freie Hochschule für politische Wissenschaften ins Leben zu rufen. Die äußeren Möglichkeiten dazu, von denen ich hier noch nicht reden möchte, hat uns die Revolution selbst in die Hand gegeben.

Wie der politischen Schulung der heranwachsenden Generation, so soll auch ihrer volkswirtschaftlichen Ausbildung künftig ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Wie viel da heute noch im Argen liegt, das haben uns gerade die wirtschaftspolitischen Erfahrungen in diesen vier Kriegsjahren mit erschreckender Deutlichkeit klar gemacht. Es ist mir eine außerordentliche Freude, jetzt selbst als Minister an die Ausführung eines Gedankens gehen zu können, den ich als Abgeordneter bisher nur propagieren konnte — des Gedankens, Ausbildungsanstalten für praktische Volkswirte zu schaffen. Doch ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken: der geistige Vater dieses Gedankens bin nicht etwa ich selbst — ihn zuerst vertreten zu haben, für ihn mit großer Sachkunde und stärkstem Eifer eingetreten zu sein ist vielmehr das Verdienst Johann Plenges, des bekannten Volkswirtschaftlers an der Universität Münster.

Näheres gerade über diese zuletzt berührten Dinge finden Sie, verehrter Herr Professor, in meinem eben im Verlage von Schwetschke und Sohn erschienenen Schriftchen „Sozialdemokratische Kulturpolitik".

Durch diese Verbreiterung volkswirtschaftlichen und politischen Denkens hoffen wir auch endlich wieder eine innigere geistige Verbindung zwischen der offiziellen Gelehrsamkeit und der Arbeiterbewegung herzustellen — im Andenken an Ferdinand Lassalles großes Losungswort vom Zweibund der Wissenschaft und der Arbeiter.

Daß durch das alles die Anforderungen an die Qualität der wissenschaftlichen Leistungen unserer Hochschullehrer und ihrer Schüler keineswegs herabgedrückt werden dürfen, versteht sich wohl von selbst. Im Gegenteil!

Lassen Sie mich, Herr Professor, hier übrigens einmal die Bemerkung einschalten, daß an die Verwirklichung aller dieser und anderer Reformgedanken natürlich nicht von heute auf morgen gedacht werden kann, sondern daß es sich da um eine Sache von Jahren handelt. Gut Ding will Weile haben, und so lobenswert gerade in revolutionären Zeiten wie der unseren die Fixigkeit ist – die Richtigkeit darf darunter nicht zu kurz kommen. Daß dilettantischer Übereifer hier viel mehr schadet als nützt, ist mir durchaus klar. Der beste Wille allein tuts eben nicht – Sachkunde und ernste Gewissenhaftigkeit sind nicht minder nötig.

Dem bisherigen Überwiegen des Formal-Juristischen entgegenzuarbeiten scheint mir eine wichtige Forderung der Zeit zu sein. Auch das eigentlich Philologische möchte ich allmählich etwas in den Hintergrund treten sehen.

Das führt mich auf die höheren Schulen und auf die so heiß umstrittene Frage des humanistischen Gymnasiums. Ausführlich kann ich mich an dieser Stelle darüber nicht verbreiten. Nur soviel: ich bin durchaus kein Gegner des humanistischen Gymnasiums und weiß die unvergänglichen Kulturwerte, die im klassischen Altertum und in der liebevollen Beschäftigung mit ihm liegen, vollauf zu würdigen. Und doch meine ich, man sollte die humanistischen Gymnasien nach und nach zu reinen Gelehrtenschulen machen und zu Vorbereitungsanstalten für Altphilologen. Auf den anderen höheren Schulen sollte man dagegen die Pflege der Naturwissenschaften und des neusprachlichen Unterrichts immer weiter ausbauen. Wobei neben dem Französischen und Englischen die Sprachen des stammverwandten Nordens und des europäischen Ostens stark in den Vordergrund treten müßten. Noch viel wichtiger erscheint es mir allerdings, das Deutsche im weitesten Sinne des Wortes immer mehr zur alles erleuchtenden und alles erwärmenden Zentralsonne unseres gesamten Unterrichts zu machen: deutsche Sprache, Literatur, Geschichte, Kultur und Wirtschaft in engster organischer Verbindung miteinander!

In den oberen Klassen der höheren Schulen soll künftig den Schülern im Geiste der Freien Schulgemeinden, nicht etwa in sklavischer Nachahmung ihrer Methoden, wohl aber in sinngemäßer Anwendung ihrer gesunden Grundgedanken, ein weitgehendes Recht der Selbstverwaltung und der Selbstgerichtsbarkeit eingeräumt werden. Damit hoffen wir die Erziehung zu sozialem Empfinden und zu staatsbürgerlichem Denken bei den jungen Leuten gewissermaßen schon embryonal kräftig zu fördern.

Was die Volksschulen angeht, so ist die geistliche Schulaufsicht bereits von uns beseitigt, alle Kreisschulinspektionen sollen künftig hauptamtlich sein. Der bisher für alle Lehrer bestehende und teilweise auf ihr

Gewissen in ernster Weise drückende Zwang, Religionsunterricht zu erteilen, ist aufgehoben, Religion ist auch nicht mehr Prüfungsfach, die Einführung eines konfessionslosen Moralunterrichts und eines Unterrichts in vergleichender Religionsgeschichte wird vorbereitet.

Von Einzelheiten nenne ich schließlich noch dies: Die Koedukation, der gemeinsame Unterricht für Knaben und Mädchen ist eingeleitet, wird aber nur mit peinlichster alle Umstände gewissenhaft berücksichtigender Vorsicht weiter ausgebaut werden. Ein Dogma ist uns die Koedukation ganz und gar nicht. Für beide soll die Zahl der Examina allmählich eingeschränkt, ihr Berechtigungswert gemindert werden.

In enge Verbindung mit dem allmählich zu einer wirklichen Einführung in die Kulturgeschichte auszugestaltenden Geschichtsunterricht wollen wir die bisher so sehr vernachlässigte staatsbürgerliche und volkswirtschaftliche Erziehung der jungen Leute bringen. Auf allen Schulstufen soll die systematische Einführung in die Grundbegriffe der Staatskunde und der Wirtschaftslehre gepflegt werden. Damit kann gar nicht früh genug begonnen werden. Die Krönung dieses Baues sollen dann die vorhin erwähnten neuen volkswirtschaftlichen Hochschuleinrichtungen werden.

Eifrige Fürsorge wollen wir auch darauf verwenden, die Jungen und Mädchen von Anfang an mit den Grundbegriffen der persönlichen und gesellschaftlichen Hygiene vertraut zu machen. Und mit der Theorie soll die Praxis Hand in Hand gehen: Schulgesundheitspflege, das Wanderwesen, gesunde Sportübungen und was sonst damit zusammenhängt wird von uns aufs eifrigste gefördert werden nach dem früher so oft nur gepredigten nicht aber befolgten Grundsatz: mens sana in corpore sano — nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist gedeihen. Die sogenannte Jugendpflege wollen wir nicht nur erhalten, sondern ausbauen, sie aber ihres bisherigen militärischen Charakters völlig entkleiden.

Den Zwecken der Jugenderziehung, insbesondere der Einrichtung Freier Schulgemeinden für die Kinder ärmerer Volksgenossen, hoffen wir einen Teil der bisherigen königlichen Schlösser nutzbar machen zu können. Vor der Revolution waren die Wohltaten der Erziehung in Landerziehungsheimen und Freien Schulgemeinden bekanntlich ein Vorrecht der Wohlhabenden.

Was die Rechte der Lehrerschaft angeht, so haben wir bereits angeordnet, daß zu allen Provinzialschulkollegien von jetzt ab Vertrauensmänner der Lehrerschaft selbst hinzuziehen sind. Alle aus politischen, religiösen und ähnlichen Gründen über Lehrer verhängten Disziplinarstrafen haben wir mit einem Schlage gelöscht. Die sogenannte Residenzpflicht der Lehrer und aller übrigen Beamten soll beseitigt und ihre be-

rufliche „Freizügigkeit" durch das ganze Reichsgebiet hin angestrebt werden.

Eine für das ganze Reich einzuberufende allgemeine Schulkonferenz ist von uns angeregt worden und soll von unserm Ministerium in ihren Einzelheiten vorbereitet werden. Dem Gedanken, ein Reichsschulamt zu schaffen, das für die Gestaltung der Lehrpläne, die Regelung der Ferien usw. einheitliche Richtlinien für alle Bundesstaaten festzulegen hätte, stehen wir sehr sympathisch gegenüber.

Auf kleinere Maßnahmen, die sich auf wissenschaftliche Fortbildung der Kriegsteilnehmer, auf die Stellung der Kriegsprimaner, auf die Sicherung der Lage der während des Krieges aushilfsweise beschäftigt gewesenen Oberlehrer und auf zahlreiche andere Fragen beziehen, kann ich nur zusammenfassend hinweisen.

Die vielerörterte Trennung von Kirche und Staat liegt gewiß in der Linie unserer allgemeinen Politik. Sie ist ja auch seit jeher von hervorragenden Wortführern aller Richtungen der christlichen Konfessionen selbst, von Kirchenrechtslehrern, sogar von einzelnen Vertretern des Zentrums und der Konservativen gefordert worden. Doch greifen diese Dinge so tief in die feinsten Verästelungen im Seelenleben jedes einzelnen ein, daß nach meiner Meinung ihre endgültige Erledigung unter keinen Umständen übers Knie gebrochen werden darf. Sie sollte unbedingt — auch aus sehr schwerwiegenden politischen Gründen — der verfassunggebenden Nationalversammlung vorbehalten bleiben.

Mit diesen Andeutungen, verehrter Herr Professor, müssen Sie sich für heute wohl oder übel begnügen. Denn zu mehr langt es heute beim besten Willen nicht — nachts um die zwölfte Stunde! (Das ist nämlich die einzige, die in diesen wilden Wochen für solchen Brief einmal zur Verfügung steht.) Sie werden zwar nicht über die Magerkeit, wohl aber über die mangelnde Systematik dieses „Programms", das ja aber gar kein Programm sein soll, mit Recht enttäuscht sein. Es bleibt mir nur übrig, den Wunsch auszusprechen, daß unsere Tätigkeit selbst Sie und Ihre Leser entschädigen möge.

In dieser Hoffnung bin ich

Ihr ergebener
Konrad Haenisch.

Worauf wir uns einzurichten haben

von Erwin Steinitzer

Nach vier Kriegsjahren, in denen wir von jeder wirtschaftlichen Verbindung mit den Gebieten außerhalb des zentral- und südosteuropäischen Länderblocks abgeschnitten waren, in denen wir unsere Vorräte an fremden Rohstoffen bis zur Neige verbrauchten, in denen wir mit äußerster Kraftanstrengung aus dem eigenen Boden herausholten, wessen wir zu knapper Daseinsfristung und zur Behauptung im Kampfe bedurften, gehen wir als Besiegte, unter dem Drucke politischer Umwälzung und sozialen Aufruhrs in einen Frieden, dessen Bedingungen Willkür und Eigennutz unserer Feinde hemmungslos bestimmen können. Wir haben bisher — das ist der Erfolg unseres bis zuletzt wirksamen, militärischen Schutzes der Heimatgrenzen — die Voraussetzungen unserer Arbeit, die die stehenden, sachlichen Produktionsmittel darstellen, zwar nicht vor innerer Entwertung und Abnutzung, aber doch vor völliger, physischer Zerstörung bewahrt; unsere Äcker sind allerdings verarmt, aber doch immer noch Äcker und nicht Wüsteneien; unsere Fabriken sind großenteils in Einrichtung und Leistungsfähigkeit zurückgegangen, aber sie sind immer noch Fabriken und nicht Ruinen. Auf der anderen Seite haben wir den Ertrag unserer künftigen Arbeit mit der Hypothek ungeheurer Verbindlichkeiten an das Ausland belasten müssen; das heißt, wir sind in Zukunft gezwungen, in riesigem Umfange ohne Gegenleistung für Fremde zu arbeiten, und wir sehen durch die Höhe unserer Verpflichtungen an die Feinde unseren nationalen Eigenbesitz an einem Teil unserer stehenden Produktionsmittel gefährdet. Wir haben endlich durch unsere bedingungslose Unterwerfung jeden auf eigene politische Macht gestützten Einfluß auf diejenigen Voraussetzungen unserer Arbeit verloren, die nicht in uns selbst, sondern in der Welt um uns liegen; diese Voraussetzungen werden uns künftig von den siegreich gebliebenen Feinden zugemessen.

Aus der Lage, in die wir geraten sind, ergibt sich die Aufgabe, vor der wir stehen. Wir müssen unsere Arbeit so organisieren und verbessern, daß ihr Ertrag ausreicht, den uns aufgezwungenen Tribut zu entrichten, den Güterbedarf unseres Volkes — unter Ausschaltung von müßigem Luxus sowohl wie von beengender Dürftigkeit — sicherzustellen, endlich die sachlichen Produktionsmittel ständig leistungsfähig zu erhalten, zu erneuern und zu vermehren. Wir müssen das erreichen, so wenig auch unsere Wirtschaft von außen gefördert und so viel sie von dort gehemmt werden mag. Zeigen wir uns dieser Aufgabe nicht voll gewachsen, dann werden wir als Wirtschaftsvolk entweder verarmen und einschrumpfen

(die dürftige Lebenshaltung der Masse, die Unfähigkeit, die Grundlagen der Wirtschaft fortgesetzt zu erweitern, wird die allmähliche Loslösung eines Teils unseres Volkes von der Heimat zur Folge haben), oder aber wir werden in fremde Kapitalabhängigkeit geraten, Wirtschaftsfiliale des überlegenen Auslands — vor allem wahrscheinlich Amerikas — werden. Wir werden dann zwar im ökonomischen Sinne existieren — aber nicht als selbstgestaltende Herren unserer Wirtschaft, sondern als Lohnarbeiter fremder Mächte, die aus unserer Arbeit nicht bloß Renten ziehen, sondern auch deren Art, Richtung und Ziel nach ihrem Gutdünken und Interesse bestimmen werden. Aber nicht bloß wirtschaftlich, auch politisch werden wir dann nicht mehr unsere eigenen Herren sein. Denn die Gestaltung der politischen Verhältnisse beeinflußt dauernd und in stärkstem Ausmaße Gang und Erfolg der wirtschaftlichen Arbeit, deshalb werden unsere ökonomischen Schutz- und Fronherren ihre „Geschäftskontrolle" ganz ohne weiteres auch auf unser politisches Dasein erstrecken.

Die Abwehr dieser Gefahren, die Neuaufrichtung unseres nationalen Wirtschaftsbaus ist natürlich keine Angelegenheit weniger Wochen, sondern sie ist die Aufgabe, der wir in den kommenden Jahren und Jahrzehnten zu leben haben. Wir müssen uns ihrer schon jetzt, in diesen Tagen, scharf und voll bewußt werden, in denen wir aus zwingenden Gründen zunächst nur für den Augenblick zu sorgen und zu schaffen haben. Denn wir können sie zwar heute nicht lösen, aber wir könnten sehr leicht bereits morgen ihre spätere Lösung vereiteln. Negativ: indem wir durch Handeln oder Unterlassen die noch vorhandenen Grundlagen unserer Wirtschaft so zerstören, daß wir sie aus eigener Kraft überhaupt nicht mehr emporbringen können, vielmehr rettungslos auf Hilfe und damit Vormundschaft des Auslands angewiesen sind. Positiv: indem wir zur Beseitigung gegenwärtiger Not und Beengung, zur Beschleunigung und Erleichterung scheinbarer Gesundung, zur Vermeidung harter und opfervoller Anpassungen selbst voreilig nach den Krücken greifen, die uns das Ausland bietet, statt auf unseren schwach gewordenen Füßen allmählich wieder stehen und gehen zu lernen.

Frei, selbständig —, Meister unseres eigenen Geschickes zu bleiben — das muß unser Wille und unser Ziel sein, während wir mit verzweifelter Anstrengung durch den Wirtschaftsstrudel der nächsten Monate schwimmen. Wir werden in diesen nächsten Monaten kaum die allerersten Grundlagen unserer künftigen wirtschaftlichen Ordnung und Leistung schaffen können; denn unsere ganze Kraft wird nötig sein, um in dem Rahmen, den der Krieg uns übriggelassen hat, ein Gleichgewicht von Produktion, Verteilung und Verbrauch sicherzustellen, von dem aus überhaupt erst wieder eine Entwicklung einzusetzen vermag. Ohne Doktrinen, in rein prak-

tischer Abwägung der Voraussetzungen und der Mittel werden wir die primitiv entscheidenden Fragen der Rohstoff- und Arbeitsbeschaffung, der Nahrungsversorgung, der Erzeugung der notwendigsten Verbrauchsgüter zu lösen haben. Mit Scheuklappen gegen konstruierte Theoreme vor den Augen werden wir uns den Weg über Berge von physischen und seelischen Hindernissen bahnen müssen. Aber nicht einen Augenblick werden wir dabei vergessen dürfen, daß wir in der glücklicheren Zukunft, zu der wir streben, als freies Volk auf freiem Grunde stehen wollen.

Die erste und dringlichste Gegenwartsaufgabe, die wir bewältigen müssen, ist die Umstellung der Menschen. Im Kriege standen so und soviele Millionen Menschen außerhalb der werteschaffenden Wirtschaft (und meist außerhalb der Heimatgrenzen). Sie kämpften oder bildeten Rückendeckung, Hilfsmannschaft, Ersatz der Kämpfenden und verbrauchten Güter (in besonderer Menge und Zusammensetzung), die das arbeitende Heimatvolk ihnen zu liefern hatte. Dieses Heimatvolk war mit Hilfe umfangreicher Wanderungsbewegungen und einschneidender Berufs- und Betätigungsverschiebungen um- und eingestellt einmal auf die notdürftige Befriedigung des eigenen dringlichen Verbrauchs, außerdem und vor allem auf die Herstellung des Kriegsbedarfs. Nun kommen die Millionen aus dem Felde zurück und müssen so rasch wie möglich wieder an Plätze gestellt werden, wo sie Werte schaffen; denn je mehr Volksgenossen und je länger diese fortfahren, nur zu verbrauchen, um so mehr verarmen wir weiter. Gleichzeitig hört der Kriegsbedarf auf, die Erzeugung von Kriegsgerät jeder Art ist wirtschaftlicher Unsinn, zwecklose Vergeudung von Stoff und Arbeitskraft geworden. Das arbeitende Heimatvolk muß also schleunigst — natürlich wiederum mit Hilfe von Abwanderungen, Berufs- und Betätigungsänderungen — auf die Erzeugung von Friedenswerten umgestellt werden. Auch hier wird jedes Stocken, jede Verlangsamung des Prozesses mit einer Zunahme unserer Armut geahndet.

Als Generalidee für die Lösung dieser Doppelaufgabe hat man eine Art status quo ante-Formel gewählt; sie findet ihren Ausdruck in der Vereinbarung zwischen Unternehmerverbänden und Gewerkschaften, durch die die Arbeitgeber sich verpflichtet haben, ganz allgemein die während des Krieges eingezogenen und in die Rüstungsindustrien abgewanderten Arbeiter wieder in ihre alten Arbeitsstellen aufzunehmen. Das schematische Ziel wäre also die Verteilung der Arbeitskräfte auf die Arbeitsstellen, wie sie vor dem Kriege und vor der Umstellung der Erzeugung auf den Kriegsbedarf war. Wir können an eine solche Lösungstendenz natürlich nur denken, weil unser Heimatgebiet vom Kriege verschont, unsere stehenden, sachlichen Produktionsmittel — die landwirtschaftlichen, gewerblichen, industriellen Betriebsanlagen — physisch unzerstört geblieben sind.

Trotzdem bietet jene Generalidee keine Lösung, sondern, wie gesagt, nur eine Lösungstendenz. In sehr zahlreichen Fällen wird der status quo der Besetzung der Betriebe mit Arbeitskräften zunächst nicht zu erreichen sein. Einmal sind sehr viele, namentlich kleinere Betriebe in Gewerbe und Industrie zwar nicht gewaltsam zerstört, aber tatsächlich — infolge Mangels an Kapital, Betriebsmitteln, Arbeitskräften, durch Einberufung, Verstümmelung, Tod des Inhabers — aufgelöst; sie sind nicht mehr da. Andere bestehen zwar noch, sind aber in ihrer inneren Ausstattung völlig verändert: teils „abgerüstet," von Produktionsanlagen entleert, teils umgestellt und vorderhand ohne die technischen Hilfsmittel, um die alten Friedensarbeiter mit der alten Friedensarbeit beschäftigen zu können. Weiter entspricht der Vorrat an Rohstoffen, selbst wenn man ihn in der Hoffnung auf künftige Zufuhr sehr freigebig ausschüttet, weder in der Summe, noch in der Verteilung auf die einzelnen Stoffe den Anforderungen des status quo-Prinzips. Es kommt hinzu, daß die Durchführung dieses Prinzips Transportbewegungen nicht bloß von Menschen, sondern auch von Gütern voraussetzt, die in der Praxis der gegebenen Verhältnisse nur in einem sehr langen Zeitraum zu verwirklichen sind. Endlich entstehen einer Rückverteilung der Arbeitskräfte nach dem Vorkriegsschlüssel sehr ernste Hindernisse in seelischen Widerständen einmal der Unternehmer, dann aber auch der Arbeiter selbst.

Das Unternehmertum erblickt — ganz abgesehen von den technisch-wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Umstellung — für die nähere Zukunft sowohl nach der Seite der Produktionskosten wie nach der des Absatzes und der der Gewinn- und Kapitalverfügung nur ungünstige Voraussetzungen seines Wirtschaftens. Nach der Produktionskostenseite: statt eines Steigens steht im Zusammenhange mit den umfangreichen öffentlichen Notstandsarbeiten (durch die zwar Zukunftswerte geschaffen, die Menge der im Augenblicke verkaufsreifen Güter im ganzen jedoch nicht vermehrt wird), im Zusammenhange ferner mit der gleichfalls nur auf die Warennachfrage, nicht auf das Warenangebot, wirkenden Arbeitslosenunterstützung und mit den weit eingreifenden revolutionären Lohnbewegungen ein weiters Sinken des inneren und äußeren Geldwertes in Aussicht. Die durch die Niederlage ohnehin außerordentlich beschnittenen Absatzwahrscheinlichkeiten im Auslande werden dadurch noch mehr verringert. Die inländischen sind von durchaus unsicheren Voraussetzungen abhängig: einmal nämlich davon, daß es gelingt, überlegenen ausländischen Wettbewerb fernzuhalten (was, sobald es Machtfrage wird, nicht in unserer, der Besiegten, Hand liegt), und weiter davon, daß es glückt, die künstliche Hypertrophie innerer (nomineller) Kauf- und Zahlungskraft allmählich ohne Zusammenbruch zu verkleinern, das sich vorderhand noch immer höher türmende Gebäude

der Papierwirtschaft langsam abzutragen, ohne daß es plötzlich einstürzt. Durch hohe Produktionskosten und unsichere Absatzaussichten wird die Gewinnfrage von vornherein problematisch; dazu kommt nun aber noch, daß die Verfügung über die trotzdem erzielten Gewinne mit Sicherheit durch hohe Steuern, und die Verfügung über Kapitalien und Betriebe selbst grundsätzlich (wenn auch noch in unbestimmtem tatsächlichen Ausmaße) durch die Sozialisierungspläne in Frage gestellt ist.

Nach welcher Richtung der kapitalistische Unternehmer also die Lage auch durchdenkt – überall gerät er mit seinen Erwerbszielen ins Leere. Hätte er die Staatsgewalt auf seiner Seite, so würde er durch eine gegen die Arbeiterschaft und gegen eine sozialisierende Politik der Staatslastendeckung gerichtete Machtprobe seine Situation zu retten suchen. Daran hindert ihn aber die Revolution. Da man sich nicht wehren kann, taucht der Gedanke auf, zu fliehen. Die – übrigens gesetzlich und tatsächlich stark erschwerte – persönliche Flucht ist ohne Bedeutung; die Flüchtlinge können ja ihre Betriebsanlagen nicht mitnehmen. Viel schwerer wiegt der Versuch, mit den Betriebsanlagen und dem Boden selbst aus dem bisherigen Staatszusammenhang in einen anderen zu fliehen, der dem kapitalistischen und Unternehmerinteresse bessere Aussichten zu bieten scheint. Hier liegt die Wurzel der nach Frankreich gerichteten Separationsbewegung der rheinischen Großindustrie.

Die große Masse der deutschen Unternehmer kann an Flucht in dieser Form ebenso wenig denken wie an eine Machtprobe; sie kann sich ihrer Unternehmungen auch nicht entledigen, weil sie dazu der Nachfrage anderer Kapitalisten oder Unternehmer bedürfte, die unter den gegebenen Umständen natürlich nicht vorhanden ist. Die Unternehmer müssen also, an ihre Betriebe gebunden, ausharren. Weil sie aber eben ausharren müssen, ohne Gewinn und Besitzsicherheit vor Augen zu sehen, tun sie das ohne Aktivität. Sie – oder doch wenigstens sehr viele von ihnen – warten, statt zu handeln; sie bestellen nicht, wenden keine Phantasie und Energie auf Umstellung und Neueinrichtung der Betriebe. Wird von ihnen gefordert, daß sie ihre Arbeiter behalten oder zurückkehrende aufnehmen, so leisten sie natürlich keinen offenen Widerstand, aber sie verlangen, daß man ihnen die Kriegsaufträge belasse oder daß der Staat ihnen neue Friedensbestellungen mit gesichertem Gewinn gebe oder vermittle. In stiller, aber zäher Resistenz suchen sie das Risiko der neuen, unter so trüben Aussichten beginnenden Friedensarbeit auf den Staat abzuwälzen. Der Staat kann versuchen, die Unternehmer zur Aktivität – das heißt zur Beschäftigung von Arbeitern und zur Produktion von Gütern – zu zwingen; natürlich in jedem einzelnen Falle nur soweit, als er sie dadurch nicht in den Bankrott treibt. Er lädt sich damit eine Sisyphus-

arbeit auf, die kaum und vor allem kaum genügend rasch zu ausreichendem Erfolge führen wird. Er kann weiter die passiv widerstrebenden Betriebe vorläufig enteignen und — ohne oder gegen geringe Entschädigung, aber mit Übernahme der laufenden Verpflichtungen — auf eigene Rechnung weiterführen. Er wird indes schwerlich sogleich die geeigneten Leiter für diese Betriebe finden und bei solcher Eigenregie vermutlich im ganzen finanziell schlechter fahren, als wenn er die Unternehmer selbst dadurch in gewissem Umfange zum Handeln bringt, daß er ihnen das Verlustrisiko, soweit es auf Preis- und Absatzverhältnisse zurückgeht, in irgendeiner Weise abnimmt.

Genau so wenig wie die Unternehmer sind die Arbeiter geneigt, auf Umstellungen oder Umschichtungen einzugehen, die von ihnen Opfer verlangen. Wie die Unternehmer weiter Kriegsaufträge oder Friedensaufträge mit ähnlichem gesicherten Gewinn haben möchten, so die Arbeiter weiter Kriegslöhne oder vielmehr gesteigerte Kriegslöhne: Revolutionslöhne. Ein Abströmen aus den Zentren der Kriegsindustrie in die Regionen und Betriebe der alten Friedensindustrie bedeutet aber bisher den Übergang von einem höheren zu einem niedrigeren Lohnniveau. Deshalb halten die Arbeiter zum großen Teil an der Zusammenballung in den Kriegsindustriezentren fest, zumal ihnen diese Zusammenballung auch politisch ein verstärktes Gefühl sicherer, revolutionärer Rückendeckung gewährt. Das letztgenannte Motiv hat zur Folge, daß auch die zurückkehrenden Arbeiter sich nicht nach dem Friedensschlüssel verteilen, sondern in stärkstem Maße jene Kriegsindustriemittelpunkte, die gleichzeitig Revolutionsmittelpunkte sind, überfluten. Zwang zur Abwanderung, für den ja verschiedene Formen zur Verfügung ständen, ist politisch gefährlich. Ein einigermaßen wirksames Abhilfsmittel wäre die Erhöhung der Löhne überall im Lande auf das Niveau der Revolutionslöhne in den Kriegsindustriezentren, sobald jene sich einigermaßen stabilisiert haben. Aber damit würden natürlich gleichzeitig die Schwierigkeiten, die Unternehmungen wieder in Gang zu bringen und die Ansprüche der Unternehmer an den Staat vervielfacht.

Die Rückverteilung der Arbeiter nach der status quo ante-Formel wird also nur sehr unvollkommen vor sich gehen. Das wäre an sich kein sonderlicher Schaden, denn die status quo ante-Formel ist nur eine Art technischen Bequemlichkeitsbehelfs, aber kein produktions- und verbrauchspolitisches Programm. Ein solches Programm kann in den Verhältnissen, in denen wir uns befinden, nur lauten: Es müssen möglichst alle Arbeiter Güter produzieren. Es sollen nur Güter produziert werden, die jetzt gebraucht werden — sei es zum Konsum, sei es zum Wiederaufbau der Wirtschaft. Die Verteilung der Produktion richtet sich nach Dringlichkeit und Maß dieses gegenwärtigen Güterbedarfs.

Die für den Verbrauch wichtigsten Gütergruppen sind natürlich Nahrung, Kleidung, Wohnung. Bei allen besteht dringender Bedarf nach Ausdehnung oder Wiederaufnahme der Produktion. Die Kriegsteilnehmer, die aus der Landwirtschaft gekommen sind, werden wohl ziemlich allgemein und rasch aufs Land zurückkehren. Aber es werden ihrer viel weniger sein als zuvor. Zugleich strömen die Gefangenen ab, die bisher die Eingezogenen und die landfremden Arbeiter ersetzt haben. Es müssen also geeignete neue Menschen aufs Land. Der Großgrundbesitz ist bereit, Boden abzugeben: einmal aus politischen Furchtmotiven, außerdem auch unter dem Drucke des Landarbeitermangels. Die neuen Stellen müssen rasch besetzt werden, und sie müssen so besetzt werden, daß die Siedler bestehen bleiben können, daß sie möglichst rasch unbelastetes Volleigentum erwerben und daß die Erzeugung jetzt auf den größeren Restgütern sowohl wie auf den neuen Stellen nicht sinkt, sondern steigt. Dafür liegen vortreffliche praktische Pläne vor, die zum Zwecke der Sicherung der Produktion vorläufig ein Zusammenarbeiten von größeren Grundbesitzern und Neusiedlern vorsehen.

Die Bautätigkeit wird – abgesehen von Notbauten – erst im Frühjahr beginnen können. Die Zuführung der Arbeitskräfte wird dann wohl keine sonderlichen Schwierigkeiten mehr verursachen, die Bereitstellung der Baumaterialien nur dann, wenn bis dahin die Kohlen- und Transportmittelfragen nicht hinreichend gelöst sind. Der Antrieb zum Bauen muß von den öffentlichen Körperschaften ausgehen: durch Herstellung von Wohnungen in eigener Regie, Zuschüsse an Genossenschaften und gemeinnützige Gesellschaften, Hergabe billigen Bodens, mit deren Hilfe da und dort das städtische Grundrentenmonopol durchlöchert werden kann. Ob man überall ohne Unterstützung des Erwerbsbaus auskommen wird, ist nicht sicher; auf jeden Fall muß der öffentliche und genossenschaftliche Bau möglichst beherrschend in den Vordergrund gestellt werden.

Die Produktion von Kleidung wird naturgemäß an die Ersatzwirtschaft der Kriegszeit anzuknüpfen haben; außerdem werden die knappen Restbestände an Edelrohstoffen verarbeitet werden. Wieviel tatsächlich erzeugt wird, hängt von der Menge dieser Bestände ab, von der produktions- und transporttechnischen Möglichkeit, die Betriebe mit diesen und mit anderen notwendigen Betriebsmitteln zu versehen, von der verfügbaren Quantität dieser anderen Betriebsmittel (Kohle), von Maß und Tempo des Rückströmens der Arbeiterschaft, und von der Schnelligkeit und Vollständigkeit, mit der unter öffentlichem Druck oder mit öffentlicher Förderung der tote Punkt in der Unternehmerinitiative überwunden wird.

Zum Wiederaufbau unserer Wirtschaft brauchen wir Transport- und Produktionsmittel. Die Eisenbahntransportmittel werden vom Staate

bestellt und gekauft, das Hemmnis der gelähmten Unternehmerinitiative fällt hier also weg. Es bleiben die Beförderungs- und Materialschwierigkeiten, vor allem die Kohlen- und die Eisenfrage. Die Eisenfrage ist natürlich auch für unsere Produktionsmittelerneuerung in wesentlichem Grade mitentscheidend. Ein großer Teil unserer Eisenproduktion, der größte unserer Eisenerzförderung gerät vorderhand (und in ziemlich großem Umfange leider wohl dauernd) in feindliche Verfügungsgewalt. Die Bedingungen, unter denen wir von diesen Erzeugungsstätten Eisen und Eisenerz erhalten, wird uns der Feind vorschreiben. Bei einigermaßen paritätischen Machtverhältnissen können wir unseren Wünschen nach Eisen und Eisenerzlieferung aus Lothringen und Luxemburg durch die Ruhrkohle, die in unserer Hand ist, Nachdruck verleihen. Heute sind wir dazu nicht imstande. Die Entente kann die Bedarfsbefriedigung für unsere Transport- und Produktionsmittelerneuerung zurückdrängen, um den Wiederaufbau Nordfrankreichs und Belgiens, für den selbstverständlich sehr viel Eisen verbraucht werden wird, zu beschleunigen. Wir werden uns jeder Kontingentierung, die in dieser Hinsicht von uns gefordert wird, fügen müssen.

Das Programm der Produktion des dringlichen Güterbedarfs, das den Augenblicksbehelf der status quo ante-Formel ergänzt und ablöst, wird praktisch eine größere Rolle spielen als sie; aber auch dieses Programm wird nur sehr langsam und sehr lückenhaft verwirklicht werden. Auf der einen Seite wird sich also unser karger Vorrat an Gütern für den Verbrauch und für den Wiederaufbau der Produktionswirtschaft nur unzureichend vermehren, auf der anderen werden zahlreiche Arbeitskräfte brach liegen, (das heißt nur verbrauchen, ohne zu erzeugen), oder, um überhaupt Werte zu schaffen, Arbeiten verrichten, die zwar für die Zukunft Nutzen bringen, aber für die Steigerung des jetzt benötigten und verwertbaren Güterquantums nichts leisten. (Hierher gehören zwar nicht alle, aber sehr viele Notstandsarbeiten, so beispielsweise Kanalbauten.)

Mit dieser inneren Entwicklung fällt nun das Ende unserer außenwirtschaftlichen Abschließung zusammen.

In welcher Richtung und in welchem Umfange sich unser erster, über die Grenzen unserer neutralen Nachbarländer hinausgehender wirtschaftlicher Außenverkehr vollziehen wird, liegt natürlich völlig in der Hand der Entente. Sie gebietet ja schon über die erste Voraussetzung dieses Verkehrs, über den Schiffsraum. Wir wissen heute noch nicht, ob die Entente die Auslieferung der geringen, noch in unserer Verfügungsgewalt befindlichen deutschen Handelstonnage fordern wird. Jedenfalls aber wird sie verlangen, daß dieser Schiffsraum an der von ihr vorzuschreibenden Kontingentierung der Verwendung der Welttonnage teilnimmt; daran, daß wir uns die deutschen Schiffe für unseren eigenen Bedarf vorbehalten

und nach unserem eigenen Gutdünken verwenden, ist nicht mehr zu denken. Da die Welttonnage durch die allmähliche englische und amerikanische Demobilmachung und durch den Rohstoff- und Nahrungsmittelbedarf der siegreichen alliierten Länder stark belastet und da unser Anspruch natürlich an letzter Stelle gebucht sein wird, werden wir mit einer recht bescheidenen Kontingentsquote zu rechnen haben.

Es wird sehr naheliegen, daß die Entente, vor allem Amerika, auch die Finanzierung unserer ersten Einfuhr in die Hand nimmt. Denn da die noch vorhandenen deutschen Auslandguthaben unserer freien Verfügung zunächst sicherlich entzogen sein werden und da eine dem Werte nach beträchtlich ins Gewicht fallende Ausfuhr vorderhand nicht in Aussicht steht, wird es uns an außenwirtschaftlichen Zahlungsmitteln fehlen. Durch den Ausgang des Krieges ist Deutschland, wirtschaftlich betrachtet, gewissermaßen ein zur Zeit zahlungsunfähiges Unternehmen geworden, dessen Hauptgläubiger die Entente ist. Da dieser Hauptgläubiger das Unternehmen nicht einfach liquidieren kann, wird er tun, was Gläubiger in solchem Falle im eigenen Interesse zu tun pflegen: er wird vorschießen, was zur weiteren Erhaltung des wirtschaftlichen Daseins des Schuldners, zur Sicherstellung und Ausnutzung seiner Aktiven unbedingt vonnöten ist. Natürlich zu der Notlage des Schuldners entsprechenden, also sehr drückenden Bedingungen.

Von den Gütervorräten der Welt werden wir selbstverständlich am leichtesten und raschesten erhalten, was in großen Überschußmengen vorhanden ist. Leider sind das in der Hauptsache Waren, die für unseren wirtschaftlichen Wiederaufbau recht geringe Bedeutung besitzen. Enorme Quantitäten von Kaffee lagern in Brasilien, sehr beträchtliche von Kakao in Mittelamerika und Westafrika. In China ist reichlich Tee zu haben, in Niederländisch-Indien und auch in Brasilien befinden sich große Tabakvorräte. Auch an Kopra und Palmöl stehen in den Erzeugungsgebieten ziemlich ausgiebige Reserven zur Verfügung. Getreide- und Fleischvorräte gibt es in großer Menge in den entferntesten Produktionsländern — vor allem in Australien.

Von industriellen Rohstoffen ist Gummi reichlich verfügbar, ebenso Wolle, dagegen ist Baumwolle infolge der starken Ausdehnung der Textilindustrie in den Produktionsländern sehr knapp. An Blei, Zinn, Zink, Manganerz scheint es überseeisch einige nicht verschiffte Überschußvorräte zu geben.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich die Gefahr, daß wir zunächst innerhalb unseres ohnehin sehr beschränkten Schiffsraumkontingents verhältnismäßig viel Genußmittel und (etwas später) Nahrungsmittel, dagegen verhältnismäßig wenig industrielle Rohstoffe erhalten werden. Zwar hat ja Amerika kein Interesse an einer bevorzugten Belieferung der europäischen Entente-

länder und namentlich Englands mit industriellen Produktionsstoffen. Aber einige gerade der wichtigsten dieser Rohstoffüberschüsse — Wolle, die vorhin genannten Metalle — befinden sich in der Hauptsache unter britischer Kontrolle; bei ihnen müssen wir uns, sofern wir vorläufig überhaupt etwas bekommen, auf spärlichste Zuteilung gefaßt machen.

In gewissem Umfange wird man vielleicht auch versuchen, uns statt industrieller Rohstoffe fertige Waren zu senden: statt Baumwolle Bekleidungsgegenstände, statt Metallen Metallwaren. Eine gefährliche Überflutung mit solchen fremden Fertigwaren ist jedoch nicht zu befürchten: einmal wegen der Knappheit des Schiffsraumkontingents, dann deshalb, weil Überschüsse dieser Waren zunächst wohl nur in den Vereinigten Staaten vorhanden sind oder rasch erzeugt werden können, endlich weil die feindlichen Länder selbst güterentleert und güterhungrig sind.

Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß die Erneuerung unserer Produktionswirtschaft durch Einfuhr von außen nur in langsamem Tempo und zunächst in geringem Ausmaße gefördert werden wird. Die innerwirtschaftliche Entwicklung, die ich mit ihren allgemeinen Tendenzen, ihren Schwierigkeiten und Hemmungen vorhin zu zeichnen versucht habe, wird durch die von außen kommenden Zuschüsse zur Güterversorgung vorderhand wenig verändert werden. Sie kann und wird aber stark beeinflußt werden durch den vorübergehenden oder dauernden Verlust von bisher reichszugehörigen Territorien — ich habe in diesem Zusammenhange die Eisenfrage bereits erwähnt — und durch den Beginn der Entschädigungsabrechnung zwischen unseren Feinden und uns.

Die Entente fordert Ersatz für die von uns verursachten Kriegsschäden „zu Lande, zu Wasser und in der Luft". Wie hoch sie ihre Ansprüche beziffern wird, wissen wir noch nicht, die Schätzungen scheinen zwischen fünfzig und hundert Milliarden Mark zu schwanken. Ein kleiner Teil wird wohl durch Aufrechnung des beschlagnahmten und liquidierten deutschen Eigentums in den feindlichen Ländern beglichen werden. Einen anderen Teil wird man vermutlich in Gestalt von Lieferungen und Arbeit von uns verlangen. Wir werden auf Kosten des Reiches Material und Arbeit — Erzeugungsarbeit, Transportarbeit — für den Wiederaufbau der zerstörten feindlichen Gebiete zur Verfügung zu stellen haben. Das bedeutet finanziell die Umwandlung äußerer Verschuldung in innere. Es bedeutet wirtschaftlich, daß so und soviel Material und Arbeitskraft für unsere eigene Güterversorgung verlorengehen, während die in dieser Produktion beschäftigten Arbeiter als Verbraucher an unserem Gütervorrat zehren. Es bedeutet das Gleiche, wie wenn wir jetzt auf öffentliche Kosten in großem Umfange und aus wertvollem Material Erzeugnisse herstellen ließen, um sie nachher ins Wasser zu werfen. Die Heilung unserer

Güterarmut, die Erneuerung unserer Produktionswirtschaft wird dadurch weiter gehemmt.

Ein — wahrscheinlich recht beträchtlicher — Rest der Entschädigungsforderung wird in der Form einer allmählich abzutragenden Geldschuld auf uns lasten bleiben. Für sie werden die Feinde Sicherheiten, Besitztitel verlangen. Sie können solche Besitztitel in der Annexion der wirtschaftlich reichsten Provinzen — also etwa des ganzen rheinischen Industriegebiets — suchen. Tun sie das, so ist der Rest Deutschlands zwar entlastet, aber auch an wirtschaftlicher Regeneration auf breiterer Basis unweigerlich verhindert; die wirtschaftliche Frage tritt dann überhaupt zurück und die Sammlung zum politischen Verzweiflungskampf in den Vordergrund. Bleibt uns das erspart, so müssen wir darauf gefaßt sein, daß Besitz- oder Pfandtitel an unseren großen stehenden Wirtschaftsanlagen gefordert werden: Hypotheken auf unsere Eisenbahnen, Pfand- oder Besitzrechte an Bergwerken und an den bedeutendsten Betriebsanlagen unserer Großindustrie.

Wird das verlangt, dann müssen wir bis zum äußersten darum kämpfen, daß nur die Gesamtheit, das Reich, Schuldner der Feinde wird, daß aber nicht das feindliche Privatkapital den unmittelbaren Besitz an den wichtigsten Produktionsanlagen unserer Wirtschaft erlangt. Es darf nicht sein, daß etwa die Aktien unserer Bergwerke und unserer schwerindustriellen Unternehmungen dem amerikanischen Kapital übereignet werden. Denn, wenn das geschieht, sind wir, sind insbesondere unsere Arbeiter Sklaven eines fremden Kapitalismus, dessen Interessen nicht die unsrigen sind und gegen den uns keine friedlichen Machtmittel zu Gebote stehen. Wir würden dann sogleich in die wirtschaftliche und politische Hörigkeit geraten, die zu verhüten jetzt unser oberstes nationales Ziel sein muß.

Die Werke und Betriebe, auf die das Ausland seine Hand legen will, müssen deshalb so rasch wie möglich sozialisiert werden. Nicht wegen der törichten Hoffnungen, die manche Arbeiter für sich auf die Sozialisierung setzen und die sich in unserer Lage am allerwenigsten erfüllen können — sondern weil wir nur so einigermaßen Herren in unserem eigenen Wirtschaftshause bleiben können. Gehören diese Industriewerke in irgendeiner Form der Gesamtheit, so mag auf sie für das Ausland eine Hypothek bestellt werden, die ihm neben der Haftung des ganzen Volkes die vollständige und pünktliche Erfüllung unserer Verpflichtungen verbürgt. — Zwingen uns die Feinde, unsere Schlüsselindustrien unmittelbar ihren Kapitalisten auszuliefern und läßt uns in dieser Frage auch der Sozialismus der feindlichen Länder im Stich, dann werden wir im Augenblicke nicht die Macht haben, uns dagegen zu wehren; wir können dann den Völkern, die uns besiegt haben, nur sagen, daß Deutschland

s auf die Dauer nicht ertragen wird, die Ausbeutungskolonie des angelsächsischen Kapitalismus zu sein und daß von einem großen Volke die Ketten fremder Zwingherrschaft schließlich notwendig mit Gewalt gesprengt werden.

Der Zwang zur Sozialisierung wird uns also zunächst — das ist bisher merkwürdigerweise kaum erkannt worden — von außen kommen — als Folgerung des unbedingten nationalen Pflichtgebots, der Unterjochung unter fremde Kapitalherrschaft zu entrinnen. Der ganze Umbau, den wir an unserer Wirtschaft vornehmen müssen, wird ja überhaupt in erster Linie die Erfüllung nationaler Pflicht sein — erst in zweiter Linie die Verwirklichung des Rechts irgendeiner einzelnen Volksklasse. Gewiß — wir werden die Erträge unserer Arbeit neu und gerechter als bisher zu verteilen haben. Aber die Hauptsache ist doch, daß diese Erträge groß genug werden, um alles zu decken, was wir aufzubringen haben: den Tribut an die Feinde, ein auskömmliches Dasein für alle Volksgenossen, ausreichende Kapitalrücklagen für die Erhaltung und Fortentwicklung unserer Wirtschaft. Alle Reformen der wirtschaftlichen Ordnung, die wir durchführen werden, alle „Sozialisierungen", alles, was wir an Sozialismus oder Gemeinwirtschaft bekommen, kann nur Mittel zu diesem Zwecke sein und nur in ihm seine Rechtfertigung finden. Denn gelingt es uns nicht, jenes Ziel zu erreichen — und der Weg zu ihm ist, das hat die Schilderung unserer nächsten Zukunftsaussichten bewiesen, voll der härtesten Schwierigkeiten —, dann werden wir zusammenschrumpfen, Teile unserer Volkskraft und unseres Volkstums einbüßen, oder fremder Hörigkeit verfallen; ein Drittes gibt es nicht.

Zwei Wirtschaftserscheinungen der Vorkriegszeit werden wir dabei mit aller Gründlichkeit bekämpfen müssen: die Verschwendung im persönlichen Verbrauch und die Vergeudung von Stoff und Arbeitskraft im Produktions- und Zirkulationsprozeß der Güter. Walther Rathenau hat das Verdienst, zuerst, noch vor der Niederlage, erkannt und ausgesprochen zu haben, daß unsere verarmte und belastete Wirtschaft sich künftig weder die eine noch die andere Art der Verzettelung unseres wirtschaftlichen Besitzes und Schaffens leisten kann. Überflüssiger Luxusverbrauch bedeutet in jedem Falle einen Abzug an der ohne ihn möglichen Gesamtsumme der nationalen Versorgung mit notwendigen Gütern, für den wir nicht mehr reich genug sind. Wir haben, um den Luxusverbrauch zurückzudrängen, mancherlei Mittel: steuerliche, zollpolitische, auch solche der inneren Gewerbepolitik. Man kann gewisse Arten der Luxusbedarfsbefriedigung in besonderem Maße vorbelasten, erschweren, kontingentieren, ganz verbieten. — Auch die Vergeudung von Stoff und Kraft durch unrationelle Arbeitsmethoden oder durch den Aufwand, der, für die Ver-

sorgung selbst unnötig, nur dem Wettbewerb um den Absatz entspringt, können wir durch öffentlichen Eingriff – Monopole, Konzessionen, zwingende wirtschaftlich-technische Anordnungen des Staats – oder durch öffentlich angeregte und überwachte Selbstverwaltungsverbände der Produktion und des Handels wesentlich verringern. Rathenaus staatskontrollierte Syndikate sind gewiß nicht die Lösung des Wirtschaftsproblems, das sich nie mit einer technischen Formel bewältigen läßt; aber sie weisen den Weg, auf dem in gewissen, innerlich syndikatsreifen Wirtschaftszweigen (das sind solche, die der freien Pionierarbeit Außenstehender nicht mehr bedürfen und sie auch gar nicht mehr oder nicht mehr recht aufkommen lassen) die Rationalisierung der Stoff- und Arbeitsverwendung, die Steigerung der Produktivität erreicht werden kann, die in unserem Wirtschaftsprogramm obenan stehen muß.

Weitgehende Ausschaltung der Vergeudung im persönlichen Verbrauch wird und darf natürlich nicht zur Beseitigung des materiellen Antriebs führen, der in der Möglichkeit liegt, durch höhere Leistung die eigene Versorgung mit Gütern zu bereichern. So gemeinwirtschaftlich wir uns schließlich organisieren mögen – auf die Tüchtigkeitsrente können wir nicht verzichten, weder im Arbeitsentgelt, noch im Unternehmergewinn. Die Abschaffung der Akkordarbeit, die im Gefolge der Revolution vielfach erfolgt ist, wird von vernünftigen Gewerkschaftlern und Sozialisten schon jetzt als ein Fehler betrachtet, weil sie das Prinzip der Leistungsrente verneint. Auch im Unternehmergewinn muß die Leistungsrente bleiben; fallen kann nur – allmählich – die Klassenrente, die im Großunternehmergewinn enthalten ist und die der Tatsache ihr Dasein verdankt, daß praktisch nur eine sehr kleine Zahl von Wirtschaftssubjekten die Verfügung über umfangreiche Unternehmungskapitalien erlangen kann. Die Klassenrente im Unternehmergewinn (die ihn allein sozial anrüchig macht) wird verschwinden, wenn in der Art der Kapitalakkumulation ein grundlegender Wandel eintritt.

Die Kapitalakkumulation war schon vor dem Kriege kein reines Klassenmonopol mehr; Konsumvereine, Baugenossenschaften waren „Beispiele von Großunternehmungen, die mit dem akkumulierten Kapital nicht kapitalistischer" Bevölkerungskreise betrieben und erweitert wurden. Aber im Gesamtbild unserer Wirtschaft waren das immerhin Hintergrundserscheinungen. Künftig werden vor allem der großen Einzelakkumulation feste Grenzen gesetzt werden; alles, was wir an einschneidenden Maßnahmen direkter Besteuerung planen und planen müssen, läuft ja darauf hinaus. Wirtschaftlichen Ersatz für die Beschneidung der überstarken Einzelakkumulation kann auf die Dauer nur Staatsakkumulation und Massenakkumulation auf breiter Grundlage bieten. Die staatliche Akkumulation

wird zweifellos zunehmen, weil die Staatsbeteiligung an der Produktionswirtschaft sich ausdehnen wird. Die private Massenakkumulation wird sich einstellen, wenn mit Hilfe von Organisationen, Staat und — vor allem — Produktivitätssteigerung das Einkommen breiter Schichten von Arbeitenden gehoben wird. Dann werden sich auch ganz von selbst die organisatorischen Formen finden, in denen dieses klassenmonopolfreie, aus kleinen Einzelanteilen summierte Massenkapital für die wirtschaftliche Unternehmung nutzbar gemacht wird.

Die allmähliche soziale Umschichtung der Kapitalakkumulation darf aber unter keinen Umständen zu ihrem Aussetzen oder ihrer Verlangsamung führen. Reicht unsere Kapitalakkumulation nicht aus, um uns zu erhalten und unseren Verpflichtungen zu genügen, so springt schließlich unweigerlich die fremde Vorherrschaft in die Lücke. Wir müssen uns ganz klar machen, daß wir im nächsten Menschenalter — wenn wir als Volk überhaupt frei, selbständig und entwickelungsfähig bleiben wollen — sehr viel mehr durch unsere Arbeit erzeugen müssen, als wir verbrauchen dürfen. Wir haben zunächst für den Tribut an unsere Feinde und für die Wiederherstellung, Erhaltung, Rationalisierung unserer Wirtschaft zu arbeiten; nur der Rest unseres Arbeitsprodukts gehört dem Verbrauch. Können wir den Tribut nicht zahlen, so fallen wir fremder Unterjochung anheim, können wir unsere Produktionswirtschaft nicht wiederherstellen und erhalten, so verlieren wir die Grundlage unserer nationalen Existenz und Freiheit. Die Aufgabe, von deren Erfüllung Sein oder Nichtsein abhängt, heißt also Steigerung der Produktivität; Steigerung der Produktivität in planmäßiger, bis zum äußersten gespannter Anstrengung, mit jedem technischen und organisatorischen Mittel, das ersonnen werden kann. Kein Einzel-, kein Klasseninteresse darf gelten, das, gegen dieses Ziel gewogen, zu leicht befunden wird!

Christ und Aktivist

von Kurt Hiller

Der Geist des ursprünglichen Christentums war nicht gegen-, doch außerstaatlich. Eben darum mußte das Problem: wie kommt Geist zu Macht? unter den christlichen Führern alsbald akut werden. Es wurde, nach scharfen Kämpfen, zu Beginn des vierten Jahrhunderts durch Konstantin I. großzügig und ungeschlacht in der Weise gelöst, daß man das Christentum zur Staatsreligion „erhob". Dies für eine Lösung zu halten, war ein Irrtum; der Erfolg zeigte es. Was die Kirche durch die Symbiose mit dem Staate an Macht gewann, verlor sie an Geist. Aber verlor sie an Geist, so verlor sie doch nicht den Geist; und bestehn bleibt in Äonen, daß sie während zweier Jahrtausende (was das dritte bringen wird, hüten wir uns zu prophezeien) die einzige geistige Großmacht Europas war. Geistig: denn sie gründete sich vorwiegend nicht auf Interessen, sondern auf Idee, und arbeitete vorwiegend nicht mit physischen Mitteln, sondern mit seelischen; Macht: denn sie spielte sich nicht (wie etwa im neunzehnten Jahrhundert das weltliche Schrifttum) als Luxus für Anspruchsvollere neben dem Leben ab, sondern griff ins Leben ein und regelte es ... oder half es doch regeln. Von der Struktur und den Methoden der katholischen Kirche kann eine theismusferne geistige Bewegung, die ihre Ideologie im Raume verwirklichen, das heißt Macht erlangen will, nur lernen. Vielleicht tut aber auch die Kirche gut, sich mit den geistigen Bewegungen zu beschäftigen, und zwar nicht als mit Häresien, aggressiv, apologetisch, eifernd, geifernd, sondern: empfangend. Denn die Form der Kirche ist ausgehöhlt, ein gut Teil ihrer metaphysisch-ethischen Substanz zerfressen, ihre Symbolik veraltet; der Krach dieser Form, deren Inhalt morsch ward, dürfte eine Frage von Jahrhunderten sein – also unter der Perspektive Roms von Augenblicken. Es schien eine Zeitlang*, der internationale Sozialismus könne dieser hinfälligen Wirbelsäule der geistigen Welt das neue Mark liefern; aber der Sozialismus trat sogleich kopuliert mit materialistisch-mechanistischen Anschauungen auf, wollte Klassen-, nicht Menschheitssache sein und war ... Demokratie, während die Kirche reinstes Beispiel von Aristodemokratie ist (nämlich den herkünftlich-gesellschaftlichen Rang des einzelnen nur mißachtet, um seinen geistig-sittlichen Rang desto entschiedener zu bejahen; keine „Gleichwertigkeit", also keine Gleichheit der Befugnisse, wohl Gleichheit der Chancen bei der Geburt; ein Arbeitersohn kann Papst

* Der Verfasser legt Wert auf die Mitteilung, daß dieser Aufsatz im September 1918 geschrieben und abgeschlossen wurde.

werden, aber er ist dann auch Papst, das heißt Träger deutlichster Vorrechte, Gegenstand äußerster Ehrfurcht, nach der Auffassung, die sich vor einem halben Jahrhundert durchsetzte, sogar „unfehlbar", — also alles andere als ein distanzgefühllos erlebter, besser: unerlebter Obmann von „Gleichen". Auch wählt ihn nicht die Masse, sondern das Kollegium der Besten — deren Auslese seine Vorgänger vollzogen haben).

Alle sonstige neuere Bewegung jenseits der Kirche hielt sich in den Grenzen des Theoretisch-Erkenntnismäßigen oder des Musivischen; koexistentielle Fragen galten dem gehobenen Geist als nicht ganz würdig. Die Elite überließ sie der Subalterne — mit dem Ergebnis, daß im Bereich des Praktisch-Ethischen und des Politischen, wo nicht Flachheit, so doch Enge, kurzer Blick, Mangel an Totalismus herrschten. Guten reformerischen Spezialaktionen, etwa der Friedensbewegung, fehlte, weil sie sich auf eine eben spezialistische, von keiner universalen Weltwollung bestimmte, aus keiner ideologischen Fülle strömende, trotz geistgemäßer Gerichtetheit streng genommen ungeistige Weise vortrugen, das Flammend-Werbende; die Katastrophe war unausbleiblich. Geistig, dennoch koexistentiell..., politisch, dennoch universell verhielt sich erst wieder der Aktivismus. Je bewußter er sich aus lauter Freischärlern auf eigene Faust ... zu einer Schar, einer Armee ballen wird, desto dringender wird sich ihm die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit der Kirche ergeben. Denn die Form, die ihm noch fehlt, — die Kirche hat sie; und der Inhalt, der sich ihr zu verflüchtigen droht (sie lebt ja im Grunde nicht Realität mehr, sondern Romantik; lebt in Symbolen für Überholtes, demnach in überholten Symbolen), — in ihm ist er üppig gesammelt. Den aktuellen Gegensatz beider Dogmatiken scharf im Auge, darf der Aktivist gleichwohl, über Säkula denkend, von einem Ineinanderwachsen jener Form und dieses Inhalts träumen. Wenigstens darf er — nein, soll er — unter dem Stern solchen Traums die Auseinandersetzung beginnen. Sie wird dann weder so kreuzalbern ausfallen wie die des sogenannten Monismus, noch so fanatisch-negationistisch wie die Friedrich Nietzsches (des Großmeisters, des Kirchenvaters der *neuen* Religion, den zu kritisieren unser Geschlecht freilich noch nicht befugt ist).

Erschwert wurde die Auseinandersetzung bisher durch das Aufschießen einer literarischen Sekte von liebeleeren Originalitätsstrebern, von Gelangweilten und Spekulanten, Betrügern und Snobs, auch wohl einigen übelwollenden Quer- und Quallköpfen darunter, die sich, als „Neukatholizismus", hemmend, verwirrend, grenzenverschmierend zwischen die Parteien schob. Von diesem Typus durch Sachlichkeit und Härte des Denkens, vor allem durch wirkliche Inbrunst geschieden ist, wofern ich recht sehe, trotz allem, was man gegen ihn sagen muß, der Schriftsteller Theo-

dor Haecker, aus dem Innsbrucker „Brenner“-Kreis, der Sphäre des großen jüdisch-antijüdischen Propheten Karl Kraus nicht fern, Übersetzer, Herausgeber und leidenschaftlicher Monograph Sören Kierkegaards. „Ein Nachwort“ zu dessen Werk „Der Begriff des Auserwählten“ erschien soeben als selbständiges Buch (im Hellerauer Verlag Jakob Hegner). Nun ist Haecker Haecker und nicht das Christentum, aber auch der Schreiber dieser Zeilen nicht der Aktivismus, sondern ein Aktivist —: anders als zwischen Einzelnen kann die Auseinandersetzung, bis auf weiteres, schwerlich erfolgen. Auch wird es gar nichts schaden, wenn sie zunächst darauf verzichtet, den Gesamtkomplex der hier lauernden Probleme zu ergreifen, und sich auf Einzelnes, anscheinend Zufälliges stürzt.

Gleich der erste Satz Haeckers spricht von „Einrichtungen . . ., die in einem vollkommenen, Gottes Willen erfüllenden Leben nicht nötig wären“. Gottes Willen? Das ist Hypothese, das ist prä-atheistisch! Mit der Voraussetzung eines Gottes, gar eines wollenden Gottes, darf keine Lehre der Weisheit mehr beginnen. Wir wissen weder, ob Gott ist, noch ob Gott nicht ist; dies Nonliquet stellt ein Ergebnis jahrtausendelangen Denkens dar, dies Nonliquet ist geistig stabil, dies Nonliquet währt in Ewigkeit. Durch ein der Forderung gemäßes, ein idealisches Leben wird nicht Gottes, sondern des Geistes Willen erfüllt. Gott, gesetzt es gibt ihn, wäre nicht dasselbe wie Geist, sondern Umspannenderes, Umfangenderes als Geist; auch die ganze geistfreie Natur, diesen Bearbeitungsgegenstand des Geistes, enthielte er. Gott wäre die (unvollziehbare) Synthese aus Natur und Geist — oder, um, wie Haecker an anderer Stelle mit Recht wünscht, das Schöpferische an Gott stärker zu akzentuieren: die Synthese aus Natura naturans und Geist. Daß „Gott Schöpfer, Geist und gut“ sei, ist aber verwaschend; „Schöpfer“ und „Geist“ bilden, da außer der Natur ja auch der Geist schöpferisch ist, bereits keine rechte Disjunktion; „Geist“ und „gut“ aber, wenn anders man den nachrelativistischen, zielhaften, nicht mehr bloß formal-funktionellen Begriff von Geist hat, decken sich gar. Auch mit der Definition „Gott ist die Wahrheit und die Liebe“ läßt sich wenig anfangen — es sei denn, daß unter Wahrheit der Logos und unter Liebe der Eros verstanden wird, welches keineswegs übersetzbare Fremdwörter oder womöglich so übersetzbare Fremdwörter sind. Verzichtet man schon mit Thomas a Kempis auf das „scire“ der „definitio“ Gottes . . . zugunsten der „compunctio“, der Zerknirschung durch Gott, die man „sentire“ müsse, so möge man doch völlig auf Definitionen pfeifen, sich indes hüten, eine schlicht-verschwommene zu geben; eine schlicht-verschwommene . . . etwa gar unter dem Vorwande, zu definieren sei damit überhaupt nicht ge-

plant! Es gibt kaum Peinlicheres als: Verwerfung einer Methode, die sich zu hohem Feinheitsgrade emporentwickelt hat... und die man dabei selber, freilich auf ihrer primitivsten Stufe, anwendet. (So gehn, beispielshalber, die „Irrationalisten" in ihren Darlegungen durchaus rational vor; nur arbeitet in ihnen statt der gestuftesten eine ganz anfängerhafte, naiv-dumpfe, wirre, molkichte, undisziplinierte, unkontrollierte Ratio.)

Haeckers Theologie ist prä-atheistisch und prä-kritisch. Man kann der Meinung sein (und der Aktivist, als Voluntarist, wird wohl der Meinung sein müssen), daß die kritische Denklage keineswegs die endgültige, vielmehr durch eine thetische abzulösen ist; das hindert nicht die Unannehmbarkeit von Sätzen, die durch den Kritizismus erschüttert sind, mithin wie vor dem Kritizismus gedacht wirken. Wenn Haecker lehrt, über den Inhalt der christlichen Gebote gebe es keine Diskussion, so ist das der Standpunkt des Inquisitors, und man hat nur den einen Gedanken: Gedankenfreiheit! Die protestantische Kirche besitze „nicht ein einziges Dogma, an das sie unerschütterlich glaubt, das unbedingt feststeht. Das nennt sie Entwicklung, Fortschritt, Werden; aber in Wahrheit ist es einfach Auflösung." Richtig. Aber der Auflösungsprozeß läßt sich nicht rückgängig machen; die alte Synthese sich nicht wiederherstellen; man muß den Prozeß, so schmerzlich es ist, durchlaufen – bis zum Stadium einer neuen Erstmaligkeit, eines frischen Anfangs; man muß zur Integration schreiten. Haecker sagt: „Der Christ aber darf und soll zu Ende denken;" damit desavouiert er seine erwähnte Inquisitorengeste, befreit den Geist von der Knechtschaft heteronomer Autorität und begibt sich ins Radikal-Protestantische. Aber am Ende heißt hier „zu Ende" nur bis zur Grenze der „absoluten Wahrheit" des „geoffenbarten Gottes" – und Torquemada bleibt Torquemada?

Für diese Annahme spricht die Behauptung, daß „Quelle der Theologie" „in jenem supranaturalen Reich zu suchen" sei, „das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz kommen ist." Es gibt aber durchaus nicht ein in dieser Art „supranaturales Reich"; das wäre eine ganz willkürliche Fiktion; und „Offenbarung" als oberstes Kriterium der Wahrheit stürzt uns in vollkommenen Subjektivismus. Man kann die Forderung nach kontrollierbarer Wahrheit und den Begriff der Wahrheit überhaupt verwerfen; man kann aber nicht „Offenbarung", diese bloße Erlebnistatsache, zum Erkenntnis- und Beweisgrund der Wahrheit stempeln.

Es gehört zur Metaphysik des Christentums, daß der Christ leiden „muß in dieser Welt." „Muß", im Sinne des Naturgesetzes, gewißlich. Aber „soll"? Würde, nach christlicher Moral, der im Paradiese,

das heißt in einer der Endidee angeglichenen Welt, nicht mehr leidende Mensch untief, gattungsgefällig, unwürdig sein? Dies bejahen hieße den Wert der Tragik verabsolutieren – was Haecker, des freut man sich, ablehnt („Tragik ist kein Merkmal des Absoluten"; „Im ewigen Leben gibt es kein Verhängnis, also auch keine Tragik"). Der unverkünstelte Geist oder der entkünstelte, der alle Krankheiten der Seele, auch die ehrfurchtgebietendsten, „religiösen", siegreich überstanden hat, wird nun ganz schlicht fordern, sich selber und alle andern dahin zu erziehen, daß die Welt schließlich eine Welt werde, in welcher der Christ nicht mehr „leiden muß". Wenn Haecker sagt: „Aber es gehört auch zur Metaphysik dieser Welt, daß sie vergänglich ist," so scheint er unter „dieser" die diesseitige, phänomenale Welt zu verstehen, unter jener aber das „transzendente" Himmelreich (im christlichen „Bewußtsein" oder „nach dem Tode"). Dies wäre ein fauler Verzichtfriede, den der Christ mit der tragischen Wirklichkeit schlösse; der Aktivist, gläubig erfüllt wie der Christ von der „Vergänglichkeit dieser Welt", arbeitet daran, daß diese diesseitige zugunsten einer andern diesseitigen Welt „vergehe", aber nicht zugunsten einer halluzinierten „jenseitigen". Gewiß, auch des Aktivisten Idee vom tragiklosen Dasein bleibt „transzendent", nämlich solange sie nicht realisiert ist; und sie wird erst in einem unendlich fernen Zeitpunkt realisiert sein. Aber ist sie's einmal, so ist sie eben wirklich geworden, dem Lebenden mit den lebendigen Sinnen zu fassen. Der Aktivist erstrebt nicht die Erlösung des Menschen von der Welt, sondern die Erlösung der Welt von der Qual, um des Menschen willen. Unser Glaube sieht von dieser Welt nicht ab, sondern nimmt sie aufs Korn.

Nach Haecker ist „die geistige Jugend dieser Tage", „soweit sie nicht einfach nichts oder frech ist", „reichlich schwermütig"; „sie kaut als tägliches Brot nur das Elend der Welt und kennt keine andere Lust mehr als die der Verachtung und des Ekels." „Sie sind hochmütig und ziehen deshalb im Grunde die tragische Verzweiflung der Seligkeit vor ..." Daß Seligkeit höhere Sphäre sei als tragische Verzweiflung – darin ist der Aktivist ganz Haeckers Parteigänger. Man muß schon auf eine kranke, zuletzt unsaubere Weise verliebt in seine geistigen Beschwerden sein, wenn man sie, aus Angst vor „Eudämonismus", durchaus bis in die Eschatologie retten möchte. Dies Sichsielen im eigenen Psycho-Kot und noch eine Tugend der Tiefe daraus machen –: wenn ein Abscheu davor christlich ist, bin ich Christ. Aber als ob es jenseits jenes selbstgefälligen Nihilismus und sozusagen Grotesk-Neo-Laotseanismus nicht noch geistige Jugend in Deutschland gäbe! Weiß denn Haecker so wenig von denen, die sich an Verachtung und Ekel nicht berauscht, sondern die Konse-

quenz aus Verachtung und Ekel gezogen haben? Die Konsequenz: sich mit der Inbrunst des Entschlusses zu füllen, durch das Feuer heiligen Geistes diese Welt zu zerstören und eine neue auf den Trümmern zu bauen, die sie würden achten und an der sie sich würden freuen können? Glitt an denen dieses grimmigen Zeitrichters Blick vorüber? — Jugend, die „einfach nichts oder frech" ist, gehört nicht zur „geistigen"; und jene eitel-depressionistische ist längst nicht „die Jugend" mehr; warum bußpredigt Haecker in einer Tonart, als ob nicht wir Aktiven lebten? — Darum wohl: weil unsre Art, in dumpfen Sphären seiner, ihm Antifetisch ist. Für diesen Christen, der sich immerhin so weit entromantisiert hat, den Selbstmord eines Genies, so gut er ihn versteht, nicht zu bewundern, gibt es nur eine einzige Weise des Seligwerdens: wie „die Fischer von Galiläa", wie die „Bauern und Dienstboten". Er setzt der Passivität des tragisch Verzweifelten nicht prometheische Aktivität entgegen, sondern die schlichte Passivität fröhlich-unbewußten Sklaventums. Daß Depression und Einfalt keine Alternative sind, daß außer diesen beiden Gemütsmöglichkeiten noch eine dritte existiert: Politizität, Abgestelltsein auf Weltänderung — das übersieht Haecker, das will er übersehen, dagegen sperrt er sich.

Über Christus: „Das besonderste, das einzige Schicksal, das seit der Schöpfung des Menschen nur einem einzigen Menschen zufiel und bis an das Ende der Tage keinem andern mehr zufallen wird . . ." Bis ans Ende der Tage? Warum so böse? Mir scheint, hier kreuzigt ein Ungläubiger im voraus den Messias, der kommen wird. Haecker beschreibt an einer anderen Stelle sehr ergötzlich, was heute geschähe, „wenn Christus wiederkäme". Der Liberalismus würde „ihn nicht kreuzigen oder umbringen lassen", er „würde ihn einladen, . . . bei Ullstein, bei Fischer, bei Müller, bei Kösel, es ist alles einerlei, einen christlichen Almanach herauszugeben. Der Liberalismus würde ihn im äußersten Fall in ein Sanatorium, oder wenn er, was doch ziemlich wahrscheinlich ist, wieder als Armer auf der Welt herumginge, in ein Irrenhaus einbringen lassen." „Die Orthodoxie aber und die ‚Beamten' würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornenkrone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzusetzen; ihn, der wahrscheinlich doch bloß a. v. wäre, k. v. zu schreiben . . . und in den Schützengraben zu stecken, damit ihm die Mucken ausgetrieben werden; denn Feldwebel und ‚Staatsbeamte' brächten die Sache nicht bis zur geistigen Entscheidung und Verantwortung einer öffentlichen Gerichtssitzung" . . . „Auch heute würde er gekreuzigt werden oder ‚die Strafe erleiden, die an die Stelle der Todesstrafe getreten ist'".

Während der Liberalismus ihn durch das Irrenhaus, die Orthodoxie

durch den Schützengraben kreuzigen würde, kreuzigte Haecker ihn literarisch durch ironische Gänsefüßchen, in die er den Namen des neuen Messias gerad so stecken würde, wie die mythischen Kriegsknechte es mit dem Namen „König der Juden" taten. Haecker risse den neuen Messias in einer Druckschrift gewaltig herunter als einen Hochmütigen, der es wage, ... als einen Lästerer. Haecker würde ihn nicht erkennen. Er gesteht das, mit dem erwähnten Satze, schon heute ein.

Im Kampf gegen Philosophieprofessoren polemisiert Haecker gegen das „System". Schön. (Obwohl System, als regulatives Prinzip, jedes Denkers Denken beherrschen muß ... und beherrscht hat; auch jedes Religionsstifters.) Aber aus der Ironisierung des „Systems" heraus „die Philosophie ... geringer als das volle religiöse Leben" bewerten? Das involviert – von der Mißdeutbarkeit solcher Sätze ins Pietistisch-Reaktionäre zu schweigen – doch einen willkürlich engen Begriff von Philosophie. Es gibt glücklicherweise geniale Philosophie, Philosophie, die durchaus dem konträr ist, was Haecker „System" nennt. Hauptfall: Nietzsche, der aussprach: Wille zum System = Mangel an Rechtschaffenheit (der das nicht selbsthasserisch gegen sich, sondern zu seiner Verteidigung, nein, Verherrlichung aussprach). „Wissenschaftliche" Philosophierer lehnen Nietzsches Denkstil als den eines Künstlers oder eines Psychologen oder eines Dilettanten oder eines Mystikers ab. Sie machen diesem Riesen das Recht streitig, sich Philosoph zu nennen. Haecker arbeitet nun, obschon wider Willen, seinem verachtetsten Gegentyp in die Hände, wenn er den Typus Nietzsche aus der Kategorie Philosoph streicht. Streicht er ihn wirklich? Ja; denn er verwirft generell die Philosophen, weil sie Systematiker seien. Nietzsche ist nun kein Systematiker, folglich nach Haecker kein Philosoph. Auch nach Ansicht der „Wissenschaftlichen" ist er keiner – und ebenfalls, weil er „kein Systematiker" sei. Die Beweggründe sind polar, die Sprüche identisch. Der Effekt: beklagenswert. Soll denn Philosophie aufhören, Ehrenname für die erhabenste Tätigkeit menschlicher Bewußtheit zu sein? Reklamieren die Kantkärrner, Fach- und Flachphilosophen den Namen Philosoph für sich und wollen ihn mit niemandem teilen, am allerwenigsten mit dem wahren Philosophen, so wäre es doch gerade haeckerisch, ihn dieser Sippe vorzuenthalten. Aber nein, er akzeptiert erst ihren Anspruch und macht nachher „die" Philosophie schlecht. Damit fällt er denen in den Rücken, denen er sich verbrüdert fühlen sollte: den Gegnern des nur-„wissenschaftlichen", das heißt antigeistigen Verfahrens in der Philosophie.

Nichts, weder Jugend, noch Schönheit, noch Reichtum, noch Ehre, noch Ruhm, noch Macht macht einen Menschen so hochmütig, wie

überlegenes Denken." Hält also Haecker sein Denken für unterlegen? Oder bekennt er, selber hochmütig zu sein? Ohne intellektuelle oder moralische Selbstbezichtigung ist jener Satz sinnlos – es sei denn, daß überlegenes Denken, von seiner Wirkung ganz abgesehen, als Laster und inferiores als Vorzug figuriert. Dies wäre dann die unter Tiefsinnsherren nachgerade gebräuchliche Apotheose der Dummheit! Der Trick: da man gegen überlegenes Denken nicht ankann, außer durch noch überlegeneres, so beschieße man, wo dieses nicht zu Gebote steht, das überlegene aus eigentlich denkfremder Sphäre: statt aus der intellektuellen plötzlich aus der moralischen: überlegenes Denken – nicht etwa gute Mentalität, sondern schlechter Charakter; „Hochmut"! Was diesen Trick erträglich, was diese Kapuzinade gegen den Hochmut vielleicht sogar possierlich macht: der wirkliche Hochmut, der aus ihr spricht. Ich kenne kein entzückenderes Beispiel sich selbst setzenden Widerspruchs. Man betrachte etwa das Mienenspiel des Satzes: „Kein bloßer, platter Freidenker könnte diese Einwände vorbringen, ja er wird auch dann noch, wenn sie schon gemacht sind, viel zu flach sein, als daß er ihre wirkliche Tiefe verstehn könnte." Wer so redet, inkriminiert den Hochmut? Den Hochmut überlegenen Denkens? Ein Flagellant! Gelächter über ihn!

Also die Philosophie, wohlgemerkt „die" Philosophie, wird für minderwertig erklärt, nicht nur weil sie auf System erpicht sei, sondern auch weil ihr „der Geist der Demut" fehle. Gegenüber wem eigentlich Demut? Demut an und für sich ist nicht erst ethisch ein Dogma, sondern bereits logisch ein Nonsens. Man kann demütig gegen Menschen, gegen eine Idee, gegen das Symbol einer Idee sein, falls es Gott gibt: gegen Gott; aber man kann nicht schlechthin „demütig" sein. Auch die Philosophie kann es nicht sein. Schlechthin ehrfürchtig – vielleicht, schlechthin demütig – nein; das gibt es nur im Sexuellen!

„Neben den gewaltigen Schriftstellern des Christentums . . . Augustinus, Dante, Pascal, Kierkegaard" „nehmen sich auch die größten, und nur, weil sie das Kreuz nicht auf sich nahmen oder es wieder abwarfen, wie eine zuzeiten recht banale und im buchstäblichen Sinn etwas reduzierte Gesellschaft aus." Auf einmal gilt Banalität als Einwand – während eben noch Einfalt eine Tugend war. Natürlich! Denn Einfalt ist, als banalste Banalität, schon wieder reizvoll, und Banalität, als nicht vollkommene Einfalt, stößt noch ab. Aber da wären wir nicht mehr in gehirnlichen, sondern in ... geschlechtlichen Zusammenhängen, wie auch Demut an sich, Demut schlechthin, objektive Demut keine logische, sondern in Wahrheit eine sexuelle Angelegenheit ist; und tatsächlich glaube ich, daß bei Bußpredigern von Haeckers Art beide Atmosphären durcheinanderwehen. Demut

(objektlose) ist die Rationalisierung eines misautisch-autoerotischen Wunsches; man ist verliebt in das umgekehrte Bild seiner eigenen Erscheinung — und macht daraus eine Moral für andre. Mir steht fest, daß sich die meisten Pros und Kontras dieses Theologen in Fetisch und Antifetisch auflösen ließen. Für den Seelen-Panoptikumisten mag das prickelnd sein; den aktiv Denkenden, der nur Ziele, richtiger: ein Ziel kennt, den Ursachen gähnen machen, interessiert es wenig.

Doch interessant bleibt, die Darlegung des „Demut"-Predigers auf „Demut" zu prüfen. Sehr demütig jenes Hohnurteil über die erlauchtesten Köpfe (minus vier!) aus zwei Jahrtausenden! Haecker enthüllt anklägerisch, „was sie eigentlich im Verborgenen ihres Herzens erstrebten: Ruhm und Einfluß". Eine Binsenpsychologie, die schon La Rochefoucauld geläufig war! Und — durch die kein Genie widerlegt wird. Denn daß geistige Velleitäten, psychologisch besehen, gesetzmäßig genau so Wille zur Macht sind wie ordinärste, animalischste, das besagt gegen den Inhaltswert der geistigen gar nichts. Daß einer eine Rolle zu spielen wünscht, ist kein Fragezeichen am Rande der Sachlichkeit oder auch nur der Ehrwürdigkeit seiner Absichten; es kommt immer bloß darauf an, welche Rolle. Auch Jesus wünschte eine Rolle zu spielen; er hielt das sogar für seine Pflicht vor Gott. Aber was wünscht, beabsichtigt, erstrebt der Haecker eigentlich? Zu wes Ende legt er seine Gedanken nieder, gestaltet sie mühsam zu Formeln und gibt sie bei Schreiber in München, beim Brenner in Innsbruck, bei Hegner in Hellerau auf tadellosem Papier vorzüglich gedruckt heraus? Nicht um des Einflusses willen? Nicht um des Ruhmes willen? Sogar Besprechungsexemplare werden versandt! Gehört man mit diesen überaus üblichen Methoden den „wahren Aristokraten" an, den „unnahbaren, vor allem Pöbel und aller Zudringlichkeit ewig Gesicherten", den „demütigen Christen"?? Man ist verliebt in das umgekehrte Bild seiner eigenen Erscheinung — und macht daraus eine Moral für andere. Sie duftet nicht.

Ich hielt mir vor ihr just die Nase zu, als ich auf den Satz stieß: „Hat nicht Nietzsche gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte: eine Popularität, die etwas übel riecht?" — Röche sie übel: Nietzsche träfe der Vorwurf nicht. Indes was heißt Popularität? Christus war, blieb und ist zweifellos viel „populärer" als Nietzsche, und viel stinkenderes Pack führt seinen Namen im Munde, als jene Feuilletonisten es sind, die Zarathustra befassen. Spricht aber die große Popularität nicht gegen Christus, so kann die geringere nicht gegen Nietzsche sprechen. Sie dennoch gegen ihn anführen, das nenne ich mir ein hysterische oder . . Saure Trauben-Dialektik.

Überhaupt läßt das Anrennen gerade gegen den Gewaltigsten allerhand Verdächte zu. Nietzsche habe „das Philosophieren .. dem Pöbel geläufig und leicht gemacht, indem er die Perlen andrer Leute vor die Säue warf". Vor welche Säue? Auch Haecker, hoffe ich, hat zu den Lesern Nietzsches gehört; oder liebt er es, nach Art junger Börsianer abzuurteilen, ohne gelesen zu haben? Fast möchte man's annehmen; denn „Perlen andrer Leute" — dies Wort über Friedrich Nietzsche . . . man müßte sich sonst weigern, es für möglich zu halten bei einem Schriftsteller, der im Kampfe den Ausdruck „Pöbel" so liebt.

Wird der Größte in dieser Weise apostrophiert, dann darf man nicht erstaunt sein über Anwürfe gegen die Großen. Heinrich Mann muß es sich gefallen lassen, eingeführt zu werden als jemand, „der uns die allerletzten, allerschalsten Aufgüsse der Kunst der Flaubert, Zola, D'Annunzio keck als Ersatz für Romanen wie für Romane serviert"; und Simmel, dieser „intellektuelle Polyp", wird „der Phrase" bezichtigt! Alles dürfte man gegen ihn sagen, nur gerade das nicht! Aber wozu hier ein replikatorisches Pathos? Wer die Gebärde, die „Bewegung eines gläubigen Christen, eines Herrn oder Knechts" ausspielt, argumentlos ausspielt gegen die „psychologischen Attentate ekelhafter Klugheit" („ekelhafter!" von Simmel ist die Rede!), der begeht keine philosophische Ungerechtigkeit, sondern antifetischistische Exzesse. Schade nur, daß solch schwüler Unfug es in sich hat, den guten grundsätzlichen Kampf Anderer gegen Simmels Denkart und Einstellung zur Welt zu diskreditieren.

Auch Spinozas „System in Paragraphen" eine „Posse für lachende Engel" zu nennen, so nett Unrespekt vor Bonzen der Geistesgeschichte auch bleibt, ist — besonders wenn man einen Husserl sehr wichtig nimmt und sogar an Herrn Scheler mehrere gute Haare läßt — eine Augenmaßlosigkeit, die nicht dazu beiträgt, die Überzeugung vom Wert gewisser wirklich wertvoller Angriffe, welche dies Buch enthält, zu stärken.

Zu diesen gehört eine Formel über Kant. Sie hängt zwar ersichtlich von Nietzsche ab, stammt also von einer jener Perlen, die Haecker aufnahm; aber das macht nichts: er hat sie vorzüglich verarbeitet! Nietzsche verwirft den Kantischen Denkstil gelegentlich als „Begriffsspinneweberei"; Haecker sagt: „Vor dem Werk eines Kant steht der Christ nicht ohne jene Bewunderung, die er vor dem Gewebe einer Spinne hat, aber auch nicht ohne Lächeln, wenn die Spinne oder ihre Anbeter uns einbilden wollen, ein solches Netz zu spinnen . . . sei das einzig mögliche Mittel, um zwischen Himmel und Erde zu schweben." Ausgezeichnet! Nicht bloß den Kantianern — allen Systemabsolutisten ins Stammbuch (heute zum Beispiel besonders denen um Nelson)! Aber ich frage mich: wo bleibt da die „Demut"?!

Eine der hübschen und festhaltenswerten Polemiken ist auch die gegen

die Sekte der „Phänomenologen". „Diese Philosophen der Anschauung bringen es fertig, unanschaulicher zu schreiben, als ein Marburger je geschrieben hat." „Sie haben läuten gehört und sagen das und meinen, daß sie nun auch läuten. Die Stummheit ihrer Sätze bezichtigt sie der eigenen; aber die hören sie auch nicht. Sie beißen nicht auf Brot, sie beißen auf ihr Zunge; aber das spüren sie nicht, es ist schrecklich."

Eine andere: „Kann mir einer, der das Wesen des Christentums von Harnack gelesen hat, sagen, was eigentlich das Wesen des Christentums sei? Er trete vor! Ich habe nur den Eindruck gewonnen, daß das Buch ebensogut von Sven Hedin geschrieben sein könnte." Famos! Aber . . die „Demut?"

Am meisten vermißt man sie in gewissen unerträglichen Verallgemeinerungen. „Welch ein Gesindel spielt heute die Propheten und die Auserwählten!" Darf so sprechen, wer . . so spricht? — „Alle Deutschen sind ja Alldeutsche": nur um des Wortwitzes willen? Das wäre frivol und nicht christlich. Kommt es aber aus dem Ernst, so bedeutet es eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit, mit der jemand der schwer kämpfenden anständigen Minderheit Deutschlands in den Rücken fällt. — Die Friedensforderung des Papstes verhalle „in der Zeitung, diesem teuflischen Instrument, durch das die ehr- und gottvergessenen Regierungen Europas das Gute des ‚Feindes' totschweigen, das Schlechte aber, das wahre und noch mehr das erfundene und erlogene, millionenfach verbreiten und wirken lassen"; in „der" Zeitung: ist das der Dank, der den paar Blättern gebührt, die sich redlich einer umgekehrten Haltung befleißigen? — Zur „Demut" gehört offenbar die Ungerechtigkeit. Aber zu einer glänzenden Philippika nicht die Plumpheit und der Verzicht auf Differenzierung. Übertreiben in der Polemik, das ist unentbehrlich, als rhetorisches, artistisches, suggestorisches Mittel; aber übertreiben und vereinfachen sind zweierlei; vereinfachen ist billig, ungeistig, roh.

Die Stärke dieser Schrift ist ihr letztes Drittel. Es behandelt in glühender Pamphletistik die „Christlichkeit" der Staatskirche während dieses Krieges. Das gasgranatenfabrizierende Staatschristentum macht den Christen aus Innerlichkeit, aus Erlebnis, den neuen Ur-Christen, der Haecker ist, und den Aktivisten zu Verbündeten. Dies Kapitel wird lange leben. Man möchte daraus viel zitieren, Seiten über Seiten.

„Alle Gebote, ebenso wie auch alle Verheißungen des Evangeliums gelten genau ebenso für Völker und Staaten, wie für Einzelne." (Damit hat Haecker sich für den Pazifismus entschieden; warum nicht für den rationalen? zum Beispiel den Schückings? Warum sich durchaus immer absondern? warum aus der Eigenbrödelei eine Ehrensache machen? — Bündler sein! Darauf kommt es heut an.)

Der Papst hat den Krieg eine ehrlose Menschenschlächterei genannt. „Daß nun die regierenden Männer Europas, die tagaus, tagein von der Ehre und Heiligkeit ihres Krieges reden, einen Mann, der diesen selben Krieg eine ehrlose und doch auch heillose: unheilige Menschenschlächterei nennt, mit ‚Ehrwürdiger, Heiliger Vater' anreden, das ist doch eigentlich nicht so selbstverständlich, wie es dieser geistlosen Zeit vorkommt ..." (Was sagt hierzu zum Beispiel der annexionistische Kardinal von Köln?)

„Wir ahnen heute nicht nur, wir sehen, warum Augustinus jeden weltlichen Staat für schlechthin teuflisch hielt. Doch ist er es nicht von Natur, sondern er ist es durch den Abfall vom Geist." (Dies wäre also kein „anarchistisches" Christentum, wie es neuerdings häufig gedeutet und gepriesen wird. Dies wäre eine Bejahung der Staatsidee, sogar ein Optimismus hinsichtlich der Möglichkeiten des gegebenen Staats, sich ins Geistige zu evoluieren. Also „Meliorismus". Also Aktivismus.)

„Denn das steht fest: wer immer behauptet, daß Menschen, die das Evangelium wirklich leben, den Krieg mitmachen oder ihn frisch und fröhlich nennen können, der ist der gotteslästerlichste und infamste Lügner, der die Sonne beleidigt, wer immer er auch sein mag." (Es genügt aber nicht, zu verwerfen. Man muß Mittel ersinnen, das Verwerfliche auszutilgen von der Erde. Bloße Mission tut es nicht, — so wichtig Mission ist. An diesem Punkt trennen sich, scheint's, des Christen und des Aktivisten Wege. Auf den Satz Tertullians „nichts ist uns Christen fremder als Politik" ist Haecker zwar nicht eingeschworen, aber er ist doch sichtlich verliebt in ihn.) „Das wüsteste Wort, das seit Christi Geburt gesprochen wurde, das Wort: Menschenmaterial ..." (bravissimo!)

„... Opfer der allgemeinen Wehrpflicht, dieser Lüge, die gestattet, daß Sklaven und Knechte — Helden heißen" (.. ein einfacher und fundamentaler Gedanke, der, fast mit den gleichen Worten, auch im Beginn meiner vielfach mißverstandenen Schrift „Ein Deutsches Herrenhaus" steht.)

„Die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre" — sagt der Christ; „wenn sie nicht a-geistig wäre," sagt der Aktivist. Muß dieser nun mit dem Christen, um des Geistes willen, sich gegen die Sozialdemokratie entscheiden — oder mit dem Sozialdemokraten, um der Befreiung vom theistischen Dogma willen und vom Ballast mythologischen Urvätergerümpels, gegen das Christentum? Sich gegen das Christentum zu entscheiden — das war der liberal-altaufklärerische Gemeinplatz, bis gestern. Er überdeckt den Abgrund eines Problems. Es ist ein ungeheures; jene Alternative birgt vielleicht das strategische Problem des Aktivismus.

Die Bitte, wenigstens zu erkennen, daß es ein Problem ist, richte ich an den .. bolschewisierenden Flügel der aktivistischen Phalanx. Der Geist

hat es unter dem Feldwebel nicht leicht; er würde es unter dem Fabrikwebel womöglich noch schwerer haben. Vergeßt doch nicht die tiefe Ironie der Massen gegen alles Spirituelle und alle Nuance, den Racheinstinkt jedes Gröberen gegen jeden Feineren, den unerweichbaren Zynismus derer, denen lebenslange Not nicht gestattet hat, übermateriell zu empfinden und zu wollen. Denkt an den Terror vor fünfviertel Jahrhunderten in Paris und an die entsetzlichen Akte grausamer, wildvölkerhafter Ungerechtigkeit vor fünfviertel Stunden in Moskau und Petersburg. Auf Gedeih und Verderb sich mit einer Organisation verbinden, die für gewisse, das ist wahr, sehr wichtige und sehr aktuelle Punkte eines geistigen Programms, aber darum doch nicht für den Geist eintritt; die vielleicht nicht gegen den Geist ist, aber todsicher sich weigern würde, ihn zu schützen, wenn der Mob Anstalten machte, ihn unter die Füße zu treten; die in ihrem klassischen Manifest „gleichen Arbeitszwang für alle" fordert, ohne Sinn für Unterschiede der seelischen Verfassung, ohne Respekt vor dem Hohen und Schöpferischen; die vermöge solcher wahrhaft barbarischen Distanzgefühllosigkeit, also Gefühllosigkeit, gerade die Menschen von edlerer Struktur für fünf Jahrzehnte ihres Lebens versklaven wird, während die allgemeine Wehrpflicht — die im Kriegsfall ja freilich letal ist und die gewißlich nicht bleiben darf — die Freiheit des Bürgers in Friedenszeiten doch bloß für ein paar Jahre aufhebt —: ich verlange nur, daß ihr das Problematische einer absoluten Verbündung mit dem Marxismus einseht. Ihr sollt sie nicht sofort ablehnen: ihr sollt euch lediglich eine Zeitlang bedenken . . . und in euer Bedenken das Phänomen der katholischen Kirche einbeziehen, der Kirche, nicht wie sie durch tausend Symptömchen dem politischen Impressionisten mit Notwendigkeit erscheinen muß, nicht in Form eines mit Großagrariern und Schwerindustriellen jahrzehntelang kooperierenden „Zentrums", sondern nach ihrer grandiosen, im wesentlichen noch unverrotteten, im wesentlichen aber auch unverwirklichten konstitutiven Idee, ihrer Struktur und ihren menschheitsgestalterischen Möglichkeiten. Studiert diese Frage! Studiert vor allem die klügsten Jesuiten! Kann sein, daß ihr auf erstaunliche Übereinstimmungen stoßen werdet. Bei aller Liebe zum Achtzehnten Jahrhundert — unterscheidet euch von ihm durch Vorurteilslosigkeit gegen Rom! Vielleicht ist das der Weg, Rom zu bewegen zur Vorurteilslosigkeit gegen euch, gegen uns. Ist diese erst erreicht (ohne daß wir etwas aufgaben, versteht sich), beginnt das verhängnisvolle Auseinandergespaltensein des Menschheitsgeistes wieder ein Zueinander und langsam ein Ineinander zu werden, so wie zu Beginn unserer Zeitrechnung Hellas und Juda, Platonismus und Mosaismus ärazeugend zusammenschlugen, dann dämmert in Fernen, Freunde, ein silbernes Jahrtausend.

***

Der Zweite

Tragödie von Reinhard Goering

Esther / Tey, ihr Mann / Angelo, ihr junger Bruder /
Chloe, dessen junges Weib.
Das Stück spielt in der Gegenwart, vor einem Haus,
das einen Balkon hat.

(Angelo tritt aus dem Hause eilig hervor.)

Angelo: O Schicksal, Schicksal, ist es nun genug!
Aus ganz unendlichen Bezügen hast du
hierher mein armes Selbst vereinsamt,
das Leben mir, dem Leben mich versprochen.
In schweren Kämpfen, wo ich nichts gewann,
in Unermeßlichkeit der Hoffnung, die
Entwicklung mir vortäuschte, mich verriet,
hielt ich bis jetzt hier aus und zögerte,
den eignen, unbegreiflichen Entschluß zu fassen,
stets dunkel von der Furcht gewarnt.
Nun aber hat das Herz sich jäh erhoben,
das dir, o Schicksal, immer immer Ziel ist,
und sagt: es ist genug!
Was ich beschloß, ist Pflicht und letzte Rettung,
der der Geist
am Ende seines Schauens sich vertraut.

(Angelo geht nach links ab. Auf dem Balkon erscheint Chloe.)

Chloe: Aus Liebe tat ich es, aus Liebe, nur aus Liebe.

(Sie sieht sich um und kehrt ins Haus zurück. Angelo mit Esther tritt auf.)

Esther: Vor dieses Haus,
in dem du mit dem jungen Weibe haust,
rufst du mich seltsam eilig, lieber Bruder,
und sehr geheimnisvoll.
Geschah was Schlimmes, droht etwas?
Kann sich in kurzer Zeit so viel erheben,
daß plötzlich solche Not dich schreien macht,
und solchen Schreck benötigt?

Angelo: Erschrick nicht, Schwester!

Esther: Mit diesem Worte erst erschreckst du mich!

Angelo: Komm dorthin mit mir, weiter fort vom Hause.
Wir sind ihm so zu nah, ich kann nicht sprechen.
Nein, hierhin komm, und höre mich nun an.
Esther: Eh du begannst, versagt dir schon die Stimme?
Angelo: Ich schwieg zu lange und das kommt von lange.
Das lief sich Tropf für Tropfe langsam voll,
so wie der Becher, und lief über nun.
Esther: Weiter, weiter! Keine Bilder, Bruder,
die alles mehr erschweren als erklären.
Noch weiß ich nichts und fühle Allgemeinstes.
Angelo: Was ist das Schicksal, was bedeutet es?
Dem dieser sich als seinem Stern vertraut,
und dem der andre alle Hindrung zuschreibt.
Was ist das, was in einer festen Ordnung
von Handlung und Gesinnung frei noch waltet,
und unsre Kraft und Liebe hebt und hemmt?
Was wird aus uns und unsrem guten Willen,
aus Mühe, Arbeit, Dulden, Wachen, Ringen?
Betrug, der kein Betrug ist, weiter nichts?
Esther: Soll ich so immer hilflos bei dir stehen,
da du dich immer mehr und mehr ereiferst!
Dein Eifern ist bei dir, nicht ich, du Armer!
Sag mir doch klar und ruhig, was geschah,
da immer ich in tätiger Hilfe komme.
Angelo: In welches neue Schicksal treibt das alte!
Esther: Zu welcher Hilfe riefst du mich herbei?
(Aus dem Hause wird ein Schrei hörbar.)
Esther: Ein Schrei, ein Schrei, hast du gehört?
Im Hause bei dir drin ein Schrei, du hörtest?
Angelo: Entsetzlich, fürchterlich.
Esther: Wer war's? Dein Weib? Dein Weib doch nicht, mein Bruder?
Angelo: Sie selbst, das war sie, du hast sie gehört.
Esther: Geh gleich und sieh doch, was der Armen fehlt.
Da du mich herriefst, dir zu helfen,
kann ich auch ihr gleich helfen, wenn du willst.
Angelo: Wenn du zu Ende mich gehört hast, wirst du's sehen.
Esther: Es klang nicht gut. Das kam aus einem Herzen.
Angelo: Mög niemals Glaube dir Enttäuschung bringen.
Hör mich jetzt an.
Du weißt, aus welchen Gründen und mit welchen Plänen
ich mir dies fremde Weib genommen,

und warum wir ein Heim zu gründen kamen,
wo du, die Schwester, mit dem Schwager lebst.
Gedenkst du's noch, wie wir von euch empfangen
und in dies Haus geleitet wurden? Welches Glück!
Wie wir Besitz von ihm ergriffen,
und was der Anfang gab und steigernd noch versprach?
O Schwester, sage, was beseelte uns,
welch ein Vertrauen in uns selbst,
ererbt von unseren Vätern, ließ uns wagen,
welch unerlaubtes Übermenschendenken
war doch in uns und ließ uns planen!
Mein Schreien höre, mein erfahrenes Schluchzen,
das übers ganze Land ich schluchzen möchte:
Es fehlte etwas, war ein Allerwichtigstes
nicht mit dabei in unserem Gepäck,
als wir es damals froh hier aufgetragen,
wenn jetzt ein End so fürchterlich erscheint.

Esther: Vorsicht, mein Bruder, woran willst du rühren!
Was willst du hier enthüllen, wovon sprechen!

Angelo: Verschleiern laß mich's so:
Das Grün, das du dort an der Mauer siehst,
das Nest am Hause da, dem Menschenneste,
sie waren damals noch nicht, als wir kamen.
Das hält und wächst und blüht jetzt und wird blühen –,
was sonst in diesen Häusern leben kam –
wir alle hier –
Ich fliehe, fliehe weiteres Entsetzen.

Esther: Endlich ein klares, wenn auch schlimmes Wort.

Angelo: O, fort und aus den Augen mir dies Haus,
mit allem, was geschah und nicht geschah,
und niemals mehr zurück. Und neuer Glaube
und neue Hoffnung irgendwo im Fernen!

Esther: Und wann soll das geschehen, sag das noch?

Angelo: Sobald du noch das Folgende gehört
und dich entschieden haben wirst.

Esther: Soll denn auch mir, soll sich denn auch für mich
hier gleich das Unerwartete erfüllen?
Sahst du auch mir, wie dir, so plötzlich zuckend
ein Schicksalsstrahlen, das Entscheidung fordert?
Ich kann es mir nicht denken, doch ich fürchte
auch Schlimmstes nicht. Sprich schnell, daß ich's besiege.

Angelo: Ich spreche von den Übeln, die du kennst.
Esther: Ich aber kenne keine, weiß nicht das geringste
von irgendwelchem Übel, drauf du deutest.
Angelo: Willst du mich zwingen, deutlicher zu werden?
Esther: Sag es mir schnell und gerade, ohne Schonung.
Angelo: Nein, sei es nun, als wäre nichts gesagt.
Esther: O du, da faßt mich plötzlich jetzt ein Schrecken!
Angelo: Wie konntest du mich auch nicht gleich verstehen!
Esther: Versteh ich dich zu gut vielleicht, mehr als du ahnst?
O welchen Wahn ich wittere, welchen Irrtum.
O welchen Schmerz ich sehe, welche Wunde,
die ohne Weigrung ich dir schlagen werde.
Angelo: Schweig, ich empfing sie schweigend schon.
Esther: So sage doch, du irrer, wirrer Bruder,
ob du mich jemals traurig weinen sahst?
Bemerktest jemals du an mir Betrüben,
und hörtest jemals diese Lippen klagen?
O sprich doch, welches mattre Lächeln
dich auf Gedanken brachte, wie du hast?
Angelo: Nach außen uns beherrschen, lernten wir.
Esther: Da ist es, sieh, da ist es schon heraus,
das Falsche, Unbegründete, der Wahn!
Angelo: Wie kann dir falsch sein, was mir wahr ist!
Wie kann das Gegenteil dem einen gelten,
wenn irgendwo das Gleiche beiden gilt:
O Schwester, ist es denn nicht wahr,
daß wir wie Tiere eingesperrt hier leben,
wie Tiere schutzlos unter wilderen!
Wir sind hier nicht, wir bluten hier doch nur,
im ewgen Hohn, im ewig schnellen Unmut
des Allernächsten, dem wir uns vertrauten.
Was wir auch wirken, was wir tun und dichten,
es dreht sich gegen uns, es macht uns ärmer.
Sind wir denn von demselben Stoff der beiden,
mit denen fehlerhaft wir uns verbanden,
in leidenschaftlich erster Übereilung?
Das Beste von uns wandelt hier zu Tod.
Ist das nicht wahr, sitzt nicht auch dir im Hause
der ewige Widergeist, an dem du krankst,
und der uns bricht wie Halme, wenn er will?
Esther: Ich warte noch mit meiner Antwort, rede weiter.

Wenn dem so wäre, gut, was folgt daraus?
Angelo: Sich opfern, wo das Opfer nutzlos ist
und es erkennen, daraus folgt nur eins —
Esther: Was, bitte? Sprich es offen aus.
Angelo: Fort von hier! Fort! Laß uns zusammen fliehen
und das geschwisterliche Los verbinden.
Esther: Hab ich es nicht gewußt, sah ich dich nicht,
wie dich der Irrtum in die Arme nahm!
Wie du, an der Gesinnung nicht verschieden
von allen, die Gesinnung aller fliehen willst,
dich selber fliehn, und was du ewig mitnimmst!
Das also ist dein Plan, der ganze Plan,
den zu enthüllen all die Zeit gekostet!
Was ist geschehn, daß du ihn fassen konntest?
Angelo: Das letzte Ausschlaggebende, da lang
Schlimmes auf Schlimmres in die Wage fiel.
Esther: Wie aber kannst du mich so ganz verkennen?
Angelo: Ich sah und schwieg, ich sah und schwieg und litt.
Esther: An deinem Sehn, an deinem Nichtsehn vielmehr,
an einem fremden ungewohnten Schauen.
Angelo: So völlig fremd doch nicht! Wir sind Geschwister!
Vergangnes blickt aus uns mit gleichem Auge,
dem Auge, das seit ewigen Zeiten blickt.
Die Welt umher verdunkelt sich im Lichte
der Blicke, die wir aufeinander richten.
Wenn rückwärts denkend wir die Zeit beleben,
umfangen sich die zahllos gleichen Arme,
regt sich von Regungen dasselbe Meer.
Deshalb trifft uns im gleichen Schicksal Gleiches.
Du fühlst es völlig, was mich hier zerreißt.
Das Gleiche muß uns beiden Gleichen gut sein.
(Aus dem Hause wird ein zweiter Schrei vernehmlich.)
Esther: Ins Haus, ins Haus, mein Bruder. Sieh, schon wieder
hat sie geschrien und ruft sich einen Menschen.
Ich kann nicht weiter reden, wenn du nicht
gleich zu ihr gehst und hilfst.
Angelo: Willst du nicht mit mir fliehn sogleich?
Esther: Niemals.
Angelo: Du wirst dich nur vernichten hier.
Esther: Im Gegenteil, ich werde wachsen.
Angelo: O, daß du mir noch dieses auflädst,

und ich die Sorge um dich mit mir nehme.
Doch du bist unerschütterlich, ich weiß,
und ich versuch nichts mehr. Leb wohl.
(Angelo wendet sich zum Gehen.
Esther läßt ihn ein paar Schritte gehen, dann ruft sie ihn.)
Esther: So kurz, so schnell?
Angelo: Solange der Entschluß noch warm ist, muß man handeln.
Esther: Hör doch, was schreit am meisten auf der Welt?
Angelo: Fremdes bei Fremdem, sei's verflucht!
Esther: Das Gute, das nicht gut sein kann, du Böser.
Willst du mich weinen machen? Weißt du nicht,
wie schnell die Tränen fließen mir?
Siehst du nicht, wie die Schwesterliebe
sich an dich drängt und etwas von dir will?
Angelo: Was denn? So sag es schleunigst.
Esther: O bleibe bei uns, Bruder, wo die Schwester ist,
wo alle Wurzeln ersten Wirkens ruhen,
wo die Erinnerung lebt an unser Glück und Unglück,
wo Mauern für dich stehen,
wo sich das Land an dich gewöhnt hat,
dich zu sich gewöhnend,
und deiner Art zu säen Frucht bringt.
Verlasse nicht so leicht, wo je du standst.
Was du auch findest, eines findst du nie,
dich selbst dir treu, wie du dich brauchst zum Wachsen.
So schlimm ist nichts, daß du es nicht
zum Guten wandeln könntest, besser dann,
als jedes andre Gute, wenn du willst,
wenn ich dir helfe und dir dafür bürge.
Angelo: Dies alles hat man sich gesagt, eh man entsagte.
Wenn keine Hoffnung ist, hofft nur die Flucht.
Esther: Wart du, noch einen anderen Ton hab ich,
und nicht mehr lange wirst du sanft mich hören!
Wer spricht von Hoffnungslosem, ist selbst hoffnungslos!
Und ich und du, was immer wir geliebt,
wir lieben's ewig, müssen's ewig lieben.
Wenn dir das Gute hier nicht Frucht bringt,
so wisse: Gut ist immer gut und wirkt so,
und, wenn es Schlimmes wirkt, ist das das Gute!
Angelo: Noch mehr von solchen Worten, solcher Weisheit!
Du hältst mich nicht, gefühllos wie du bist.

Ich rief dich, um zu wissen, ob du mitgingst.
Du sagtest: nein!
Esther: Denn, beim Allmächtigen, auch du wirst nicht,
du wirst nicht gehen, du wirst bleiben.
Angelo: Wegen der Tränen da? Warum denn sonst?
Esther: Weil es sich so geziemt.
Angelo: O herrlich, herrlich! Und weshalb geziemt es sich?
Esther: Nein, niemals sprech ich's aus und sag ich's dem,
der mich so fragt wie dieser Wilde da.
Dies ist das Letzte, was du von mir hörst:
Weil jeder andre, außer dir, hier ginge,
deshalb hast du zu bleiben, deshalb bleibst du!
Angelo: Daß ich mich opfere, forderst du, die Schwester.
Esther: Den anderen freilich bin ich voller Mitleid!
Doch hör', bei Gott, bei Gott,
ich kann es deshalb nur, weil ich den Bruder
mit mileidloser Liebe ehren kann.
Von dir verlang ich das Unmögliche,
wie nur noch von mir selbst!
Angelo: O, ich verstehe, ja ich weiß, ich weiß.
Doch kommt mir eine andere Erklärung jetzt,
die leugne nicht: Du bist ein Weib
und opferst mich dem Weibe. Weiter nichts.
(Esther wendet sich ab und dann wieder zurück.)
Esther: Daß ich vergesse, was du sprachst,
geh gleich ins Haus und tue, was du sollst.
Angelo: O Männer, Männer, hört mir dieses Weib!
Ist sie nicht ganz von Sinnen und verwirrt?
Wie wohl weiß sie das Ziel zu wählen
im Herzen und der eignen Achtung jedes.
Wer aber sieht nun nicht an ihrem Fordern,
wie sie im Grunde maßlos, voller Wahn ist,
dem Leben fremd, an einem andern Pol,
von wo sie zu uns redet wie zu Tauben!
Bejammert sie, bejammert sie mit mir.
Esther: Erst schienst dir du, nun ich bejammernswert.
Angelo: Dein Los scheint diesen allen hier ganz traurig.
Esther: Doch welches Schicksal machen Klagen weich?
Angelo: Wir selbst sind unser Schicksal immer noch.
Esther: O wahr im Tiefsten: Ob wir uns erweichen,
das macht im Grunde unser Schicksal aus.

Angelo: Zu leicht nur ist die Lösung in Gedanken!
Esther: Daß der Gedanke uns nicht löst, ist alles.
Angelo: Genug: Tu du das Deine, ich das Meine.
Dann wird sich zeigen, ob ich das Schönere
und Bessere erreiche oder du.
Es wird sich zeigen, wer hier klüger war.
Esther: Ja, geh! Noch bist du der nicht, dem ich mich
mitteilen kann und alles offenbare.
Wer flieht denn noch, vor was es sei auch immer,
der auf die Welt mit meinen Augen sieht.
So dumm und wahllos ist nicht das Geschick,
wie du es wähnst, und es hat seine Zwecke,
mit denen wohl ein Ahnen uns verknüpft.
Du selbst bist einer, den es sicher führt
und der dem eigenen Sollen nicht entrinnt.
Glaub ja nicht, daß ein solcher je entkäme!
Er kann vertagen nur und sich's erschweren.
Sein eigenes Wesen duldet nicht an ihm,
geringer zu erscheinen, als er ist.
Doch wie mir bangt, wie mir schon um dich bangt!
Dich wird Gott pressen, daß das Blut dir schreit,
und dir der Atem dünn wird in der Kehle,
bis du sein schönstes Blut, das in uns ist,
nicht mehr so schändest.
Du wirst einst jedes Schicksal — dies auch — preisen.
Angelo: Das lehre einen Pfahl, solch Schicksal preisen!
Da kommt der Schwager, lebe wohl, ich gehe.
(Tey tritt von links auf. Angelo geht ins Haus.)
Tey: Herbeigelockt durch euer ewiges Reden
frag ich dich, was hier wieder vorgeht?
Was wird hier wieder gegen mich gebrütet?
Antworte, was du willst, ich glaube doch nichts!
Sag aber, was er eilt und wo er hingeht,
denn wie ein Abschied sah das eben aus.
Esther: Aus Schwerem in das Schwerere.
Tey: Was heißt das wieder? Lernst auch du es noch,
die Arme hilflos an den Himmel strecken:
Willst du gleich sagen, was du von ihm willst.
Esther: Daß er den schlimmeren Weg sich spare, will ich nur.
Tey: So laß ihn doch! Warum willst du ihn warnen?
Hat einer je bei Zeiten uns gewarnt?

Warum soll's einem besser gehen als allen?

Esther: Erlaubst du, daß ich jetzt an meine Arbeit gehe?
Willst du nicht mitkommen?
Das Leid der anderen soll man ehren, heißt es.

Tey: Mach, daß du fortkommst, mach dich fort.

Esther: Das Essen wartet schon!

Tey: Gleich mach dich fort!

(Esther geht nach links ab. Tey nähert sich dem Hause.)

Tey: Wem fiele ein, zu ehren anderer Unglück.
Was für ein Unglück? Das wir kennen?
Ich will hier bleiben und doch sehn, was vorgeht.

(Tey stellt sich am Hause auf.)

Tey: Hat jemand je mein Leid geehrt?
Im Gegenteil, als es mir übel ging,
stand gleich ein andrer da und spähte Vorteil.
Was ich noch bin, das bin ich trotz der andren.
Wo etwas für dich abfällt, da pack zu.
O, wie mein Weib mich langweilt und mich tötet,
die nie zu fassen ist,
die man nicht einmal tadeln kann,
denn, wenn man's einmal tat, gleich ward sie besser.
Den Menschen ihre Fehler lassen, das ist Weisheit.

(Auf dem Balkon erscheinen Chloe und Angelo.)

Chloe: O nein, o nein!
Du darfst nicht gehen und mich allein hier lassen!
Verrat mich nicht und suche dir nichts andres.
Niemals erlaub ich das, niemals, niemals.

Angelo: Laß mich doch los, ich bin ja stärker.

Chloe: Es ist nicht möglich, es ist nicht erlaubt!
O, bei der Liebe, die du oft mir schwurst,
bei meiner Liebe, ja, und bei der Deinen,
du darfst nicht gehn.
Nichts ist unseliger als die Verlassenheit.
Ich will versprechen alles, was du willst.

Angelo: Zu oft versprechen und es niemals halten,
daran stirbt auch die Hoffnung, sagt ich schon.

Chloe: O Jammer, Jammer,
als ein verlaßnes Weib nun dazustehen!

Angelo: Hab ich dich nicht bis diesen Tag gewarnt!
Doch niemand ändert schreckliche Natur.

Chloe: Ich leugne nichts! Unselig bin ich oft,

doch es ist nur die Liebe, die das macht.
Angelo: Ach fürchterliche Liebe, die so rast,
die nicht in Zartheit liebend immer wacht.
O hättest du dich früher doch besonnen,
eh, was du alles tatst in solcher Liebe,
vernichtet hat die Möglichkeit des Liebens.
Chloe: Das Band ist heilig, das uns beide bindet.
Angelo: Das machte mich zu lange zögern schon.
Chloe: Du hast kein Recht, du bist so schlimm wie ich.
Angelo: Ich werde schlimmer schon, wenn du nur sprichst.
Chloe: O Qual, o Qual, wie wird es mir ergehen!
Angelo: Es ist für dich gesorgt in jeder Weise!
Chloe: Ich weiß, die Schwester hetzt dich gegen mich.
Angelo: Verkenne sie nur so und zeige,
daß deine Liebe im geheimsten Haß ist.
Chloe: Es gibt auch Liebe in der Liebe, o mein Gott.
Angelo: Versuche doch nicht jetzt noch, mich zu kirren.
Chloe: Ha, warum sprichst du doch dasselbe immer,
das ich so oft in solchem Fall gehört!
Angelo: Nun mußt du noch mit diesem es versuchen.
Wie all das Gut und Schöne uns verbinde,
das uns trotz allem auch gemeinsam war,
und wieder werd ich dann dasselbe sagen,
und immer böser macht uns unser Sprechen!
Chloe: Da drinnen hab ich lange den Beweis,
aus dem du sehen kannst, mit Augen sehen,
ob, was ich rede, auch gefühlt ist.
Komm mit hinein und überzeuge dich! Komm mit.
Bei Worten kannst du zweifeln, nicht bei Taten.
Angelo: O wäre oft nicht Tat schon selber Zweifel.
Chloe: Komm mit hinein, ich bitte, und sei gut!
Angelo: Das ist schon der verführerische Ton!
O, was beginnst du, was erschleichst du wieder?
(Beide gehen ins Haus.)
Tey: Geht er hinein, folgt er ihr, glaubt er wieder,
hat sie ihn schon mit einer Lüge wieder sicher?
O, was ein Männchen doch, o, was ein Mann,
der so verführt wird, anstatt zu verführen.
Hier einpacken und weiter gehn und hoffen,
ein andermal wird diese Blume reif.
(Tey will gehen, bleibt aber, wie Chloe und Angelo wieder heraustreten.)

Angelo: Betrug, Betrug, Spiel, ewiger Hohn!
Siehst du nun ein, ist da noch eine Hoffnung?
Wenn Liebe an sich selber krankt, verdirbt sie!
Nur Allerhöchstes trägt den Blick in sich.
Wir stehen da und rufen, möchten zueinander
und können nicht zusammen, können nicht!
Ist da noch etwas, das zu leben Sinn hat!
Sind wir nicht ausgeliefert jedem Blutrausch?
Chloe: Erbarm ein Gott, erbarm ein Gott sich unser!
Angelo: Irr war und wirr uns unser ganzer Garten!
Vieldeutig ward uns alles!
Wir können nur mehr rasen aneinander.
Chloe: So kann dich nichts mehr halten? Unabweislich
gehst du und läßt mich hier allein?
Angelo: Zum Besten dir und mir, das glaube.
Chloe: Was bist du noch nicht fort!
Angelo: Nur deinetwegen hielt ich mich noch auf.
Chloe: Fort aus dem Haus, eil dich, spar dir den Abschied!
O, ich, die Dumme, Gläubige, Verwirrte,
daß ich dich halten will und mich beschäme.
Spar' dir den Abschied, fort von hier.
Ah, wie ich leidenschaftlich dich verachte!
Angelo: Nun zeigt sich, wie du wirklich bist.
Chloe: O, wie ich dich verachte, wie's mich freun wird,
wenn ich dich nun für immer los sein werde!
Welch überreiches Glück ich dir verdanke,
wie herrlich Seit an Seit mit dir war alles!
Angelo: Wenn noch ein Zweifel war an meinem Recht –
Chloe: Glück zu der andren, die schon auf dich wartet.
Angelo: Wenn noch ein Zweifel war an meiner Pflicht –
Chloe: Auch ich bin frei nun, tue was ich will!
Ich hab den andren, eh du aus der Tür bist.
Angelo: Dich da zu hindern, habe ich nicht Befugnis.
Chloe: Komm nur nicht wieder!
Angelo: Der täuscht sich oder lügt,
der sagt, Blut sei zu ändern.
(Angelo verschwindet oben und verläßt unten das Haus. Er geht langsam nach rechts ab.)
Chloe: Frei bin ich, frei, ganz ledig, nichts im Herzen.
Das Leben war zu bitter, jetzt wird's süß.

(Sie verschwindet oben und erscheint unten und folgt Angelo von der Bühne. Tey tritt hervor und reckt sich.)

Tey: Ich wittere, ich zittere. Ein neues Weib.

(Chloe kehrt zurück ins Haus.)

Tey: O Jammer, so ein schönes Weib weinen zu sehen.
Chloe: Wer spricht da? Wer sagt, daß ich weine?
Tey: Ich! Auf ein Wort, Chloe.
Chloe: Ein Mann, ein Mann, o flieh vor jedem Manne.
Tey: Dann komm nur her, Chloe.
Chloe: Ich soll wohl lachen über dich?
Tey: Wohin denn, Weib, wenn nicht zu einem Manne?
Chloe: In ewige Einsamkeit.
Tey: Du lügst, Chloe, wie du gleich lügen wirst.
Chloe: Hanswurst!
Tey: Sag doch, wie oft am Tag küßt dich dein Mann?
Chloe: Sooft ich will.
Tey: Den ganzen Tag also?
Chloe: O Jammer, Jammer.
Tey: Mach mich nicht lachen.
Chloe: Weshalb lachen denn?
Tey: Dir ist doch nicht zum Weinen, wie du tust?
Chloe: Lügner, du lügst.
Tey: Wer selber lügt, dem lügt ein jeder.
Chloe: Sagst du schon wieder, daß ich log?
Tey: Denn du bestehst ja nur aus lauter Lüge.
Chloe: Wenn du mich je ertappst. –
Tey: Was dann?
Chloe: Niemals, wonach du trachtest.
Tey: Wonach denn trachte ich? Sag mir noch einmal:
wie oft am Tage du geküßt wirst.
Chloe: Geht's dich was an, wie oft ich küsse!
Tey: Ja, denn das ist das Beste an dir.
Du kannst nichts anderes.
Chloe: Dir auf den Mund haun.
Tey: Tu's, dann küss ihn.
Chloe: O Elender, o Frecher, geh doch, geh.
Geh weg von diesem Haus, was willst du von mir?
Das wagte einer, als ein Mann hier war.
Tey: Hier ist ja einer.
Chloe: Geh, o geh.
Tey: Ruf deinen Mann, daß er dich schütze!

Wenn er nicht kommt, laß mich es tuen.
Chloe: Jetzt weiß ich, du hast hier gelauscht.
Tey: Als Lügner lüge ich: hier stand ich, ja!
Ganz friedlich, glaube mir, und dachte Schönes,
da hörte ich euch beide oben streiten.
O, wie das schändlich war und wie gemein!
Chloe: Was ich da sagte?
Tey: Schändlich und gemein.
Chloe: Ich gab bloß Antwort.
Tey: Immer besser!
Kaum ist er fort, fällt alle Schuld auf ihn.
Chloe: Nimmst du ihn noch in Schutz?
Tey: Das wundert dich?
Chloe: O, ist die ganze Welt denn gegen mich?
Bin ich noch nicht im Haus, und schon kommt einer
und klagt mich an und mischt sich da hinein.
O, wer verteidigt mich, wer wird mich beschützen.
Tey: Dich schützt ja deine Tugend, schöne Chloe.
Chloe: Ha, Himmel, welch ein Ton.
Tey: Schützt sie dich etwa nicht und ihn noch mehr?
Chloe: Ha, schöner Schutz! Und warum ihn noch mehr?
Tey: So sicher lag kein Unvermählter je
in einer Dirne Schoß, wie er,
auf seine Macht vertrauend über dich.
Chloe: Heißt das?
Tey: Das heißt nur, was es heißt.
Chloe: O Schmach und Schande! Auch noch das! O Unrecht!
Tey: Du sollst ihn bei mir nicht beschuldigen, hörst du?
Chloe: Mir ist mein Kopf verwirrt, du wirrst ihn völlig!
Tey: Dein Mann ist heilig.
Chloe: Heilig sagt er, heilig!
Tey: Wir sind die ewigen Sünder, du und ich.
Er aber und die Schwester, die sind heilig.
Sie machen sich die Welt zum Zwangshaus und den anderen.
Wenn es gelänge, könnten sie nur leben.
Chloe: Wahr, das ist wahr.
Tey: Sie leben wie die Heiligen, also gar nicht,
und niemals werden andere sie verstehen.
Chloe: Wenn dem so wäre, wenn das wirklich wäre.
Tey: Sie können nichts dafür, sie müssen,
doch ändert das nicht, daß sie uns verkennen.

Sie unterdrücken uns und wollen uns beglücken!
Und rauben alle Freude uns dabei!
Doch wir sind nicht wie sie, wir wären
viel glücklicher, wenn sie uns ließen,
wenn sie uns nicht vergessen machen wollten, wie wir sind.

Chloe: Wie sind wir denn?

Tey: Komm, schöne Chloe, mit hinein!
Da kann ich besser sprechen. Laß uns reingehn!

(Chloe und Tey treten ins Haus. Esther tritt auf von links.)

Esther: He, Tey, wo bist du und wo bleibst du, kommst du nicht?
Bist du schon fortgegangen, hast vergessen?
Kann ich dich wieder suchen irgendwo?
Er ist nicht da... der Platz ist leer,
das Haus ist still, es schreit nicht mehr daraus.
Das sagt mir, alles ist in Ordnung.
Der Bruder tat das Nötige, besann sich
und ließ die törichte und feige Flucht.
Wer sich entschloß, dem wird das Schwerste leicht!
Und wer es einmal tat, der kann es immer.
O tiefe, selige Ruhe da im Haus!
Wie wünsch ich Glück und hoffe für die beiden!
Weib aber, die du dort so kläglich schriest,
lern zu gehorchen, lerne ihm zu dienen,
dann steht die Welt auf einmal, wie sie soll.
Wo bleibt mein Tey? Ich gehe um das Haus.

(Aus dem Hause dringt Lachen.)

Esther: Ha, lacht ihr nun ihr beiden, lacht ihr schon!
Ja-Ja, das klingt anders als das Schreien und Jammern!
Mög es so weiter klingen, heut und immer!

(Man hört erneutes Lachen.)

Esther: So lacht das Glück! So lacht die goldne Sonne!
Lachen und Weinen, ja ihr habt es ganz,
wie ihr es wollt. Ihr seid die Herrn, ihr seid die Meister!
So tut und habt es, wie ihr wollt.

(Sie geht ab, Angelo tritt auf.)

Angelo: Gott sei gedankt, noch steht hier alles fest!
Noch steht das Haus und alles wie es war.
Wie trieb die Sorge mich zuletzt mit Stöcken.
Schon ferne ging ich auf der Straße hin,
und schritt mit schnellem Gang weiteinwärts.
Das Haus entschwand, das Land verhüllte sich.

Vor mir das Dunkel, hinter mir die Trümmer!
Da plötzlich wie ein Schlag traf mich das Sorgen,
und in der Seele wachte etwas auf,
auf das die Schwester vorhin deutete.
Still stand ich mitten auf dem Weg,
und zog mit meinem Stabe Kreise um mich her
im dicken Staube, den der Mond beschien.
Und plötzlich ging mir alles auf.
Da tat ich dann den ersten Schritt zurück.
O Götter, ist es Liebe, ist es Hoffnung, was?
Welch neues Fühlen mich da fern ergriff!
Wenn etwas hier im Haus geschehen wär,
so hörte ich den Lärm und sähe Menschen.
Still aber, friedlich liegt es in der Nacht.
Und es ist ganz als wär ich nie gegangen.

(Esther tritt von rechts wieder auf.)

Esther: Da ist er auch nicht. Da! Bist du es, Tey?
Stehst du im Dunkel dort, schwer zu erkennen?
Angelo: Ich bin es, Schwester. Still! Dein Bruder Angelo.
Esther: Was tust du hier, warum bist du hier draußen?
Warum bist du in Hut und Mantel da?
Angelo: Woher von dieser Seite kommst du plötzlich?
Esther: Ich suche Tey und kann ihn nirgends finden.
Angelo: O Schwester, herrlich, herrlich bist du doch.
Esther: Fang nicht zu schwärmen an, wir wissen Beßres!
Angelo: Nein, Schwester, herrlich bist du, allzu herrlich.
Esther: Genug, mein Bruder, du besingst dich selbst.
Angelo: Laß uns denn uns besingen auch einmal.
Esther: Wenn einst die Zeit vollendet ist, dann singe.
Angelo: Was all du sagtest, Schwester, es ist wahr!
Esther: Ein Glück, daß du so schnell es ausgefunden.
Angelo: Was einmal liebten wir, wir lieben's ewig!
Esther: Wer also denkt an Fliehen, wer das weiß!
Was aber willst du da in Hut und Mantel?
Angelo: Ich war geflohen, bin nun wieder da.
Esther: Das kann ich nicht verstehn. Du warst schon fort?
Angelo: Nicht allzuweit noch, da erschaut' ich alles!
Und mitten auf dem Wege stand ich still,
zog mit dem Stocke weite Kreise um mich her,
als wollte ich mich, blind noch, selber bannen —
o welches freudige Gefühl ist nun in mir!

Esther: Gefühl, Gefühl?, davon halt ich nicht viel!
Doch hör einmal, du warst nicht immer dort,
auch jetzt noch nicht im Haus bei deinem Weibe,
und lachtest eben nicht?
Angelo: Ich lachen? Da ich eben kam?
Esther: Dann war es Täuschung. –
Angelo: Was?
Esther: Nichts, liebster Bruder.
Angelo: Du sprichst von Lachen.
Esther: Lachen, war mir eben,
als hörte ich's in meinem Ohr,
das kam von irgendwo. Begleite mich,
mein Bruder, in mein Haus, ich brauche Rat.
Angelo: Lausch einmal, Schwester, lausch einmal, hörst du jetzt nichts?
Esther: Das ist nichts. Hör nicht hin, das ist nichts.
Angelo: Das Gute, das ist immer gut, sagst du?
Esther: Und ist es schlimm, ist das das Gute. Komm!
(Man hört Stimmen aus dem Hause.)
Angelo: Ist das in meinem Haus?
Esther: Wo es auch sei, was kümmert's mich?
Komm mit zu mir und rate du mir nun.
Angelo: Ich muß erst da hinein gehen.
Esther: Wart noch.
Angelo: Ah ich kann nicht.
O, welch ein Schauder hält mich plötzlich ab?
Esther: Was immer kommt, hör, Bruder, es ist nichts,
hat mit uns nichts zu tun, ist Gutes!
(Unter Lärm erscheinen Chloe und Tey auf dem Balkon.)
Chloe: Der Mond, der süße Mond, da ist er!
Ich will ihn sehen, will ihn fangen, ha!
Küß mich, küß mich im weißen Mondlicht!
(Sie küssen sich und verschwinden.)
Esther: Tey.
(Esther wendet sich, bedeckt die Augen und bleibt abgewendet stehen. Angelo starrt dem Paare nach.)
Angelo: Aus meinen Augen sickert Blut.
In meine Augen stachen mich zwei Schlangen.
In meinen Augen bröckelt's, bröckelt's .. Schwester!
(Esther verharrt unbeweglich. Das Paar erscheint wieder auf dem Balkon.)
Chloe: Hab ich dich satt, hab ich dich, Mann, nun satt

an Herrentum und Liebe? Hab ich dich?
Hast du nun, was du willst? Wie dankst du es?
Du hast mich ja verführt, ich sah es wohl,
und lachte drüber und ward doch verführt.
Die Liebe ist doch nur ein Kampf der Leiber,
und, was sie Seele nennen, ist ja Leib.
O herrlich, herrlich, daß in meinem Herzen
ein neuer Herr gleich wieder einzog.
Denn schrecklich ist es, ohne Herrn sein.
Dem Neuen blüht die Weide schöner.
Und er wird immer bleiben. Schwöre, schwöre!

ey: Ich bin nur halb mir zugehörig, weißt du!
Ich schulde meinem Weibe Liebe, weißt du!

Esther zuckt nicht.)

hloe: Die Hälfte ist genug.

ey: Ein Kind ist auch noch da, das von mir will.

hloe: Gib mir denn, was du magst, doch das auf immer!
Damit will ich ein größres Glück mir bauen,
als mit dem all, was mir der andere gab,
dem ich nicht so viel danke, was er immer tat,
als hinreicht eine Mücke zu verschonen,
wenn sie mich stört.

Angelo stürzt unten um, Esther verharrt reglos.)

ey: Da fiel etwas.

hloe: Laß fallen um uns, Mann, laß fallen!

ey: Ich will doch sehen, was da fiel! Laß mich!
Ich schwöre dir, ich komme gleich zurück.

hloe: Schwör mir noch nichts und bleibe!
Ja komm und laß uns noch einmal
besiegeln es, damit es fester hält.
So willig war noch nie ein Weib dem Manne,
wie ich dir jetzt. Du füllst mich noch nicht ganz.
Der andere hat noch einen Winkel in mir,
daraus vertreib ihn schleunigst, wenn du Mann bist.
Der Mond bestrahle deinen vollen Sieg.

Sie treten ins Haus, unten lehnt Angelo gegen die Wand.)

ngelo: Rache!!! Rache!

sther: Dies ist nichts. Darf nichts sein, soll nicht.

Esther macht die Bewegung des Händewaschens.)

ngelo: Rache! Rache!

Esther wendet sich und sucht den Bruder.)

Esther: Wo bist du, Bruder, bist du fort?
Angelo: Hier an der Mauer lieg ich ohne Beine.
Esther: Warum sankst du dahin, steh auf.
Steh fest, steh auf und wanke nun nicht länger!
Angelo: Rache! Rache!
(Esther sieht Angelo eine ganze Weile stumm an.)
Esther: Wie, Bruder?
Angelo: Strafe, Rache!
Esther: Noch einmal.
Angelo: Strafe, Strafe!
(Esther verläßt Angelo und steht abseits allein.)
Angelo: Schwester, wo bist du, warum sprichst du nicht?
Schwester, was sinnst du, warum bleibst du nicht bei mir?
Das traf, das traf, das traf.
Nicht nur an Meinem, auch an Deinem lieg ich hier.
Sprich doch, fühlst du es zu sehr oder gar nicht?
Laß uns nicht weiter daran denken, laß uns tun,
was uns befreit von diesem krassen Eindruck.
Ha, wenn ich daran denke, wenn ich denke!
Doch dürfen wir nicht daran denken, müssen handeln.
Schwester, was schweigst du so und stehst so fern?
Laß mich doch wissen, was du sinnst.
Der Elende, die Schändliche, die beiden!
Die beiden, die dabei sind bei der Arbeit!
Ha auf! Ich stehe auf!
Gleich werd ich's können und geh hin.
Ha, wie mich dieses traf, weil ich in Güte kam.
(Esther kehrt langsam zu Angelo zurück.)
Esther: Da liegt ein Vieh, das ich noch Bruder nenne?
Angelo: Was sagst du da, wie nennst du mich?
Esther: Du Vieh, das da liegt, das ich Bruder nenne.
Angelo: Ein Vieh? Sagst du ein Vieh zu mir?
Esther: Ein Vieh, ein Vieh, das nicht den Himmel fühlt.
Angelo: Weh, wie das trifft. O ich vernichtet
am Boden hier, und noch von dir beschimpft.
Esther: Verstell dich nicht, steh auf und komm,
und sei mit mir voll Freude und voll Dank.
Angelo: Ist sie bei Sinnen noch, was spricht sie da?
Esther: Er ahnt nichts, sieht nichts, und der hört nichts!
Angelo: Ich ahne dort, ich sehe dort die Leiber,
ich höre sie, ich seh sie sich verstricken!

Esther: O hohes Ahnen, hohe Art zu schauen!
Angelo: Die Wollust ahne ich, die sich dort oben,
wo meiner Lust Gewährung schlief, satt macht!
Esther: Man ahnt nicht, was da ist, du siehst, was wirklich vorgeht.
Angelo: Ha, und der Hohn des fremden geilen Mannes!
Mein Eigentum in seinem Räuberarm!
Esther: Sieh noch genauer hin, du wirst noch mehr sehn.
Angelo: Das Weib des anderen süßer als das eigene.
Esther: O armes Weib, für diesen da gequält.
Angelo: Ha, ich ersticke! Was ist Rache noch?
Ich reiße mir die Augen aus und sterbe.
Esther: Beim heiligen Blick des Himmels, tu das, tu das!
Ja tue das und stirb. Ich will dir helfen.
Angelo: Ha Tigrin, Mördrin, wilde, harte Schwester!
Bald haß ich dich, wie jene, ja noch mehr.
Esther: Gib, Himmel, Kraft, gib, Himmel, Kunst und Können.
Was nun, mein Bruder, was bist du gesonnen?
Angelo: Da geh ich nun hinauf, mein Blut zu reinigen.
Esther: Nein, mich zu strafen gehst du da hinauf.
(Esther tritt ans Haus heran.)
Angelo: Was willst du tun, was trittst du in das Haus?
Esther: Du wirst mich jenen an der Seite finden
und mich als erste strafen, wenn du kommst.
Angelo: Halt, Schwester, halt! Ist dies erlaubt, o Himmel!
Was gibt dir recht, was tust du, was begehrst du?
Esther: Willst du es hören?
Angelo: Sag es.
Esther: Feierlich es hören?
Angelo: Sag es.
Esther: Weißt du's nicht schon?
Angelo: Ich weiß, ein Mann trägt nicht, was mir geschah.
Und trägt er es, so läuft er fortan wie ein Hund,
mit Gift und Würmern in dem Blut.
Drum muß er sich befreien.
Esther: Wer ist hier schuldig, willst du mir das sagen?
Angelo: Die Schuld liegt bei dem Schicksal, das es wollte.
Esther: So weise bist du doch, daß du nicht wagst,
die zu beschuldgen, die du strafen willst.
Vielleicht bist du schon fähig mehr zu wissen?
Angelo: Da höre ich sie sprechen, hörst du, hörst du?
Mein Blut kocht auf! Was willst du noch, mach schnell.

Esther: Von einer höheren Schuld will ich dir sprechen,
— o Himmel, flüstere mir die Worte ein, —
die dir und mir von allen nur vergönnt ist.
Angelo: Ich höre sie, ich höre sie, o Qual.
Esther: Ich höre sie nicht weniger — und lächle.
Angelo: Du bist kein Mann, dein Blut ist nicht so herrisch.
Esther: Ich weiß nur eins, und das sollst du jetzt wissen.
Wenn dich das nicht bekehrt, so scheide von mir.
Uns ist die Schmach von anderen Gesetz!
Wir, du und ich, sind überall begabt
und deshalb schuldig überall und immer!
Weil ich so bin und immer schon so fühlte,
und wir Geschwister sind, gilt dies auch dir!
Weißt du es nicht, daß Menschen sind,
von denen nie die andern etwas ahnen,
und die sie töten, wenn sie sie erraten,
für die nicht wahr ist, was doch allen wahr ist,
für die das Schlichte gilt und sein Verkehrtes,
die schuld an allem sind, hier und im Himmel?
Angelo: Wir wollen fliehen, Schwester, dies beschloß ich jetzt.
Esther: Denn du fühlst schon die andere Bedeutung?
Angelo: Laß schnell uns beide fliehn, das ist das beste.
Esther: Ein höhres Müssen ahnst du schon in dir?
Angelo: Komm schnell. Ich ahne es. Wir fliehen.
Wir sind ja frei und werden es vergessen.
Die beiden oben werden es uns danken,
denn mit uns Fliehenden flieht ihre Schuld.
Esther: Sprichst du von i h r e r Schuld?
Angelo: Schuld, die wir wahnen könnten. Komm!
Esther: O halt mein Jauchzen, Himmel, halt mein Jauchzen!
Das eine Auge öffnet er, das andere wird.
Angelo: O, wären wir doch vorhin schon geflohen,
wir wüßten von dem allen nichts und wären
dem Schwersten so entgangen, ohne Wissen.
Esther: Das Schwerste trägt jetzt eine andere,
von der ich weiß, daß sie unselig ist,
ob sie mir auch vor Augen tanzt' und sänge.
Tritt sie da nicht hervor? Gib acht und höre
noch an, was sie von ihrem Glück dir singt.
Angelo: Die Ehebrecherin, da ist sie.
(Auf dem Balkon erscheint Chloe.)

Chloe: Ah, Liebe ist nicht nur ein Kampf der Leiber.
Ah, mehr als Kampf der Leiber ist die Liebe.
Luft, reine Luft und klaren Kopf nun.
Da drin im Bett liegt einer, der es fühlt.
Es fühlt, ich bin nicht da und zittere.
Satt, voll und müde wittert er es schon,
was ich auch ahne, was ich jetzt schon weiß.
O rasend, rasend war ich, als ich's tat!
So schnell vom einen zu dem anderen,
den einen töten mit dem anderen! Nun töten
sie beide sich in mir und mich dazu.
O Tat der Wirrung, Tat nur der Verzweiflung!
Wer konnt' es wissen, warum warnte keiner?
Bin ich noch nicht im Leide tief genug,
um dies als Glück zu preisen, trotz des Ekels?
Mutter, Mutter, wohin nahm ich nun den Anlauf!
Wohin geht das? Bergab? Zum Tod?
(Man hört Tey rufen, Chloe verschwindet.)
Esther: Nun Rache, oder Liebe oder gar nichts?
Wie ist das nun mein Bruder, welches nun?
Die Qual, von der sie singt, ist ewig,
wenn keiner sie ihr abnimmt und sie liebt.
(Angelo antwortet nicht.)
Esther: Auf, Bruder, auf, war das nicht klar und deutlich?
Schon hast du nicht das Recht mehr, der zu sein,
der vorhin hier am Boden röchelnd lag,
wie ein zu Tod getroffenes Tier.
Der schon die Rolle hier zu spielen anfing,
von der ein jeder glaubt, er muß sie spielen.
O welch ein Narrenspiel ist doch das Leben,
welch Nachahmen von Affen, welch ein Witz!
Sag, willst du dich noch weiter so verstellen
und mit den Jammeraugen weiter schauen,
den Augen, die so anders sind als meine?
Trat dir nun nicht schon vor die andre Seele,
im ewigen Lichte strahlend, was ich meine?
Erahnst du nichts, bist du noch ungewiß?
Angelo: Gewiß ist nur der Tod. Man möcht ihn wünschen.
Esther: Soll ich dir helfen denn und dir verraten,
was, wie ich meine, man hier tun muß.
Man muß sich ruhig machen, tief sich festigen,

und dann hinaufgehn zu den beiden dort,
und sanft mit ihnen sprechen, wenn man kann.
Den beiden, die das Glück zu stehlen meinten,
und, kaum begonnen, schon um Rettung jammern.
Man muß sie überreden, daß sie gut sind
und, was man lieben darf, aus ihnen machen.

Angelo: Mein Blut raunt, alles dies ist Wahnsinn.

Esther: Mach du's zu Sinn: Und bitte sende mir den Mann,
den du dort oben findest, gleich nach Haus.
Ich gehe jetzt nach Hause ihn erwarten.
Und wenn du wissen willst, wie ich es mache:
Ich werde ihn im Hause dort erwarten,
und ihn zum Essen bitten ganz wie immer.
Denn anstrengend war, was er jetzt erlebt hat.
Vielleicht setz ich ihm auch aufs Knie das Kind,
das einen Vater braucht und ihn sich machen wird.
Doch was ich weiß, das wird er niemals wissen.

Angelo: Verdienen sie denn beide solch ein Handeln?

Esther: Danach frag ich nicht! Du handle, handle.

(Man hört Lärm aus dem Hause.)

Esther: Da sind die schon am Streiten, wehe, wehe.

Angelo: Nun wird es wieder ruhig. Was geschieht nun?

(Das Haus erleuchtet sich unten, man sieht Chloe unten mit Feuer beschäftigt.)

Angelo: Ha, Schwester, was ist das?

Esther: Das Unerwartete noch einmal!
Dein Weib mit Feuer in der Hand erscheint
vor unseren Augen da im Hause unten.
Was es bedeutet, kann ich noch nicht sagen.

Angelo: Die Wirre, voller Unmaß, leidenschaftlich
wird sie ein Unglück auch noch jetzt verschulden,
in einer Laune ohne Sinn und Rat?

Esther: Was sie auch tue, keinesfalls geh hin.
Laß sich erst zeigen, was dort werden soll.
Kämst du ihr jetzt so unerwartet nahe,
es tötete allein dein Anblick sie.

Angelo: Seh ich sie so, regt sich die alte Abscheu.

Esther: O ahn ich, weiß ich, was sie tun wird?
Sollst du mit deiner schnellen Abscheu
noch unrecht hier behalten bis ans Ende?
Ah, die Natur, ah sie ist wunderbar.

Schilt du sie rasend, sie ist herrlich gleichwohl.
Tritt weg! Siehst du nicht, was geschehen soll,
wozu sie schreitet, was sie unternimmt?
Schwärt dir schon in der Brust der Rachevorsatz?
Sieh, wie sie hier vor deinen Augen dich
bis in das Unmaß an sich rächen wird.

Angelo: O dieses Weib!

Esther: Rein ist sie, rein.
Beiseite, da tritt sie hervor, in Händen Feuer,
und in den Augen auch.
Nun gebe Höheres als Gefühl und Schuldspruch
hier die Entscheidung. Still, sie spricht, sie spricht.

(Chloe ist unter die Türe getreten.)

Chloe: O Fluch dem Leben, Fluch dem Dasein, allem,
das falschen Lehren je sich zugewandt.
O Fluch uns selbst, die wir nicht ahnen können
und klug erst werden hinterher.
Beschuldigt hab ich alles, seit ich Kind war.
Beschuldigung war immer die Entschuldigung,
mich selbst zu sehen, hab ich nicht gelernt.
Im Elternhaus, wie man den anderen anklagt
und wie man sich verschone, lernte ich.
Vergiftet ward ich schon in früher Jugend,
und merkte nichts, weil es so allen ging.
Nun aber, weh, trifft mich allein
im bösen Strom das fürchterliche Schicksal,
faßt mich allein der Strudel und ich scheitere,
da so viel andere, schuldig, straflos ausgehen!
Ha, wie mich graut und wie es mich noch schüttelt,
wenn ich der letzten fürchterlichen Stunde denke.
Flammen, ihr Flammen, schnell, macht rasch.
Verbrennt, nehmt alles fort, erbarmt euch meiner!
In Schmach und Trümmern leben, geht nicht an.

(Chloe kehrt ins Haus zurück und verstreut das Feuer auf den Boden, dann verschwindet sie.)

Esther: Wer dieses Feuer löscht, mein Bruder,
der hat die Kraft auch in sich, zu verhindern,
daß jemals wieder es entbrenne.
In dem ringt Glücklicheres hoch und macht
ihn fortan Sieger ohne jeden Kampf!

Angelo: Ich will es tun und dieses Feuer löschen!

Ich gehe dann hinauf.

(Esther verschwindet. Angelo tritt ins Haus und löscht das Feuer. Es wird unten dunkel. Tey erscheint auf dem Balkon.)

Tey: Verwünschtes Weib, was tut sie, was befällt sie,
in welcher Laune spielt sie da mit mir?
Sie wird unheimlich. Ihre Augen
verraten mir die Wirrung, die in ihr ist.
Ah, solche Lust, wie bitter schmeckt sie bald.
Laßt mich einmal bei sanften Weibern ruhn!
Was man bekommt, was man verführt von solchen,
es ist entsetzlich, ohne jede Freude.
Was man verführt, verführt uns zur Verführung,
braucht einen aus Verzweiflung, lohnt die Arbeit
am Ende mit Beschuldigung. Verflucht! Ich gehe.

(Chloe erscheint entsetzt und hält ihn zurück.)

Chloe: Halt! Bleib! Still! Halt! Es spukt.

Tey: Was tut es? Was?

Chloe: Spuken, spuken.

Tey: Sticht's dich im Kopf? Weg von der Tür!

Chloe: Die Treppe schreit, es steigt etwas herauf!

Tey: Laß steigen, laß die Treppe schrein, was tut's?

Chloe: Ich hörte Schritte, langsam stieg es hoch!

Tey: Herrgott, was ist dabei, was tun dir Schritte?
Laß sie doch kommen, wenn sie kommen wollen.

Chloe: Warte, wart noch.

Tey: Du Kalb! Bald tanzt sie noch vor Angst.

Chloe: Ah, er beschimpft mich? Hab ich das verdient?

Tey: Daß man dich hänge, das hast du verdient.

Chloe: O, jetzt nicht Haß, o jetzt nicht Feindschaft, Liebster,
da etwas dort die Treppe zu uns aufkommt.

Tey: Geh hin und öffne.

Chloe: Tue du's.
Nein, gehen wir zusammen, ja zusammen!
Wir müssen jetzt ja zueinander halten,
was uns auch kommen mag.

Tey: Du irrst.

Chloe: Worin?

Tey: Daß wir zusammenhalten müssen.

Chloe: O, auch das?

Tey: Was soll das heißen, übrigens: was uns auch komme?

Chloe: Die Strafe, meinte ich.

Tey: Ha, ha, ha und wofür.
Chloe: Siehst du nicht, wie's mir ernst ist, lachst du noch?
O etwas hat von Anfang mir gesagt,
daß dies nicht gut ist, daß es übel ausgeht.
Doch so, so hab ich's wirklich nicht gefürchtet.
Ein Blatt bewegt sich, und ich zittere, weh!
Ja, du hast recht, dies muß man gleich bekämpfen.
Tey: Alltäglich und verdienstlich ist es, was ich tat.
Chloe: Warum die Angst in mir, die keinen Grund hat?
Tey: Der Teufel soll die Weiber alle holen!
Was hat denn Grund in euch? Es ist zum Lachen.
Chloe: Ihr Männer macht uns Weiber, wie ihr wollt!
Tey: Den will ich sehn, der eine will wie dich.
Chloe: Ein Engel scheint nun jener gegen dich.
Tey: Ruf ihn zurück, ich trete dich ihm ab.
Chloe: Nein, ich bin dein.
Tey: Solang noch, bis ich weg bin.
Chloe: O Feuer, Feuer, warum brennst du nicht?
Tey: Es riecht nach Brand.
Chloe: Gelöscht hat einer mir mein Feuer,
und kommt herauf nun, um es mir zu sagen.
Tey: Es riecht nach Brand. Was für ein Feuer meinst du?
Chloe: Sei still, es klopft.
Ganz leise klopft es an die Tür da drin.
Tey: Geh hin und öffne.
Chloe: Gehe du.
Tey: Gehorch, solang du mein bist.
Chloe: Wenn ich dein bin, dann gehorch ich.
(Chloe geht hinein.)
Tey: Die Pest auf alle Weiber, alle Wollust.
(Chloe erscheint wieder an der Tür.)
Tey: Du wolltest doch gehorchen, weil du mein seist!
Chloe: Du wirst es sehn, ich sprach es nicht umsonst.
(Chloe verschwindet wieder.)
Tey: Angst gibt es nicht bei uns, noch weniger Reue.
(Man hört einen Schrei, Chloe stürzt heraus.)
Chloe: Die Tür zu, schnell, die Tür zu, schnell die Tür zu!
Nun schütz mich, hilf mir halten, ach, ach, ach!
Tey: Wer ist es? Er?
Chloe: So halte doch! Was ist mir denn, was will ich?
Schütz mich, steh bei mir, stell dich vor mich.

Nicht sehen, nur nicht sehn, nicht sehen!
Tey: Hol ihn der Teufel, was kommt er zurück.
Chloe: Ich wußte es.
Da stand er an der Tür mit Augen so.
Ich schrie, da stand er bleich, es wissend an der Tür.
Mit Augen so und bleich und bleich.
Ich kann ihn nicht, ich kann ihn nicht mehr sehen.
Ertrag es nicht.
Tritt vor mich.
Tey: Sahst du ihm keine Waffe in der Hand?
Chloe: Ich sah ihn wie er war, es war entsetzlich.
Tey: Gibt es kein Eisen hier, kein Stein, kein Holz?
Chloe: Da ist er! O ihr Augen, o Gesicht!
Da winkt er, spricht er, lächelt er: Ich sinke.
(Angelo erscheint hinter dem Fenster, spricht, lächelt, winkt. Chloe stürzt von der Tür zurück. Angelo öffnet.)
Angelo: Bleib. Sieh. Sieh doch. Siehst du es nicht?
Du hörtest, wie ich sanft im eigenen Hause klopfte.
Tey: Dies ist nicht mehr dein Haus.
Angelo: Bleib, sieh doch, sieh! Was ist an meinem Anblick?
Aus welchem Grunde fliehst du mich? Weshalb?
Ich bin noch keine halbe Stunde fort.
Komm doch zu mir, weich mir nicht weiter aus.
Tey: Dies ist nicht mehr dein Haus.
Angelo: O Weib, o Weib, ich weiß ja. Es ist nichts.
Tey: Dies ist auch nicht dein Weib mehr, hörst du es!
Angelo: Erkenne doch, wie alles anders ist.
Tey: Sag ihm, daß du sein Weib nicht weiter bist.
Angelo: Ich bin bereit zu allem, was du willst.
Sieh doch, wie alles ist viel herrlicher.
Tey: Kannst du nicht sprechen, sag es ihm!
Angelo: Dein Feuer löschte ich. Weißt du weshalb?
Wir werden über alles triumphieren.
Tey: Sie ist jetzt mein.
Angelo: Du sagtest etwas, Mann?
Tey: Sie ist jetzt mein. Du selber gabst sie frei,
indem du gingst auf Nimmerwiedersehen.
Daß du zurückkamst ändert nichts.
Denk nicht, daß sie dich fürchte! Ich bin da.
(Angelo erhebt den Arm.)
Angelo: O einen Schlag, o einen einzigen Schlag.

Tey: Schlag dich nur selbst.
(Angelo läßt den Arm sinken.)
Angelo: Da du denn da bist, kannst du ja auch gehen.
Sieh dort den Mond, am Baume dort verschwinden.
Bis er an jener Seite wieder vorkommt,
so lang geb ich dir Zeit, dich zu besinnen.
Dann wirst du schweigend hier gegangen sein,
oder, wes dieses Haus und dieses Weib ist,
lernst du von mir.
Schweig. Was du tust und sagst, hat keinen Wert,
als daß du etwas tust und sagst.
Begegnet bin ich deinem Weib, sie sucht dich.
(Angelo und Tey stehen sich gegenüber.)
Angelo: Der süße Mond ist durch.
(Tey geht davon. Angelo wendet sich zu Chloe.)
Chloe: Als ich's getan hatte und sah es,
da zündete ich mir ein Feuer an,
um zu verbrennen mit der ganzen Last.
An dir und mir gemein sein wollt ich nicht.
Angelo: Das Feuer habe ich gelöscht, du siehst es!
Chloe: Als Freund oder als Feind?
Angelo: Wie meinst du das?
Chloe: Um deinetwillen oder meinetwillen?
Angelo: Um meinetwillen und um deinetwillen!
Chloe: Weil du nicht wolltest, auch daß ich verbrennte?
Angelo: Ich wollt' es nicht.
Chloe: O Mann! O Mann!
O, wie es alles kommt, wie alles geht
nach einer Ordnung ohne je zu irren.
Doch dieses kam ganz anders als gedacht.
O, Angelo, wie bist du gut und edel,
daß du mein Feuer löschtest und nicht wolltest,
daß ich verzweifelnd mich darin verbrennte.
Du liebst mich also, Angelo, ist das nun sicher?
Sonst stündest du nicht hier vor mir,
sonst hättest du dies alles nicht getan,
sonst wärst du überhaupt nicht neu gekommen.
O, noch versteh ich alles dies nicht ganz.
Zu viel geschah in dieser kurzen Zeit.
Nur eines weiß ich jetzt, daß du mich liebst.
Wärst du vorhin nicht gar so schnell gegangen,

es wäre nicht geschehn, wie es geschah.
Doch es war gut, denn es schuf Klarheit.
Wie seltsam, Angelo, mich reut es nicht.
Ich fühle etwas andres, ist das wahr?
Ward ich nicht schöner noch hierdurch für dich,
erscheine ich nach diesem dir nicht schöner?

(Angelo weicht entsetzt zurück. Er begreift langsam.)

Angelo: Den Tod! Den Tod! O Himmel einen Blitz!
Den Schlag, der mich zerschmettert, mich vernichtet.
Ein Loch, ein Winkel, um mich zu verkriechen!
Vergessen, Dumpfheit, Blendung, Tierheit, Tod!
O Schwester, wohin flohst du? Schwester, hilf.

(Er taumelt ins Haus.)

Chloe: Was tat ich denn, was sagte ich so Dummes?

(Chloe bleibt auf dem Balkon stehen. Schon vorher war Esther unten erschienen. Angelo erscheint vor dem Hause.)

Angelo: O Schwester, Schwester, bist du da? O Schwester!

Esther: Worin bedarfst du meiner Hilfe, Bruder?

Angelo: Ein Weib, das sagt: Ich ward nur dadurch schöner!

Esther: Was noch? Nur das? Was wankst du denn schon wieder!

(Esther richtet sich feierlich auf.)

Esther: Wenn du vergissest, wer du bist und was dein Ziel,
und was die Welt dagegen ist und glaubt,
und wenn du je im Wahn dich an sie hältst,
dann stirb, dann lebe nicht, dann stirb sogleich!
Wer bist du, Bruder, und was ist ein Weib,
das sagt: ich ward nur dadurch schöner!
Hast du es anders, als es kam, erwartet,
wes ist die Blindheit, wes der falsche Trieb?
Hinein in dieses Haus, hinein, mein Bruder!
Was sich an dir vollzieht, das ist ein anderes,
als was du an der Welt vollziehst, dich wirkend.
Hinein in dieses Haus, nie einen Schrei mehr!
Sieh, es ist Nacht, und du hast spät begonnen.
Bist weiter du, so wirst du Weitres wissen.

Angelo: Das Schwerste sei getan, so glaubte ich.

Esther: Und es beginnt erst, meinst du? Sieh, ich habe Trost:
Das Schwerste ist getan. Das Schwerste
ist immer schon getan, wo du es siehst.
Tu nun das Leichte. Geh hinein ins Haus.

***

Einer für Alle

Novelle von Moritz Heimann

Im Frühstückszimmer der Pension Vischlatis wurde, wie jeden Morgen, nach dem Wegräumen des Geschirrs und dem Zurechtrücken der Stühle noch ein Gedeck auf dem Fenstertisch mit besonderer Sorgfalt aufgelegt; keine Serviette im Täschchen, sondern eine frischgewaschene aus gelbem Damast, Teller, Tasse, Eierbecher und Brotkörbchen aus Muschelporzellan, Zeitung und Briefe auf einem kleinen silbernen Tablett; unter den Briefen war einer mit Trauerrand. Das Hausmädchen hatte eben eine Kanne Kaffee, das eingewickelte Ei und das Glas mit Honig in der vorgeschriebenen Weise geordnet, als der Gast, dem die Zurüstung galt, hereinkam: eine untersetzte, mittelgroße Dame mit einem Kneifer auf der kurzen, doch scharfen Nase, in einem braun- und schwarzkarierten Tuchkleid, fest in den Schuhen, fest im Korsett, in der Haut und in dem reichen, glatt gezwungenen, dunkelblonden Haar. Sie bemerkte sogleich den schwarzgeränderten Brief, und indem sie sich mit zusammengezogenen Augenbrauen vor das Frühstück setzte, begann sie ein Gespräch mit dem Mädchen. Sie wohnte seit Jahren in dem Haus, genoß Vorrechte vor den übrigen Gästen und wußte für ihre Gewohnheiten wie für ihre Schrullen Achtung und Schonung zu erzwingen. Immer erst wenn die andern längst zu ihren Geschäften ausgeflogen waren, kam sie von ihrem Zimmer herunter; und dabei fiel es niemandem ein, daß sie vielleicht ihre Hausgenossen miede, denn sooft und solange sie mit ihnen, an der Mittagstafel oder sonstwo, zusammen war, gab sie sich zu einer lebhaften und gründlichen Unterhaltung hin, bewies Teilnahme, wußte guten Rat und war mit einem Wort eine Respektsperson, von der jedermann glaubte, es liege nur an ihm und er komme mit ihr in Vertraulichkeit und Freundschaft. Sie hieß Frau Drygas, geborene Nef.

Während sie aß und trank, hielt sie das Mädchen im Gespräch neben sich, in der ihr eigentümlichen Art von Zerstreutheit, die zwar ihren Gegenstand energisch faßte, nur lag er von ihrem eigentlichen Interesse und ihrer jeweiligen inneren Wachheit weit entfernt. Sie wollte frühstücken, bevor sie las, und so ergötzte sie das Mädchen wieder einmal mit ihren Ausfällen gegen den Papagei, der in der Fensternische auf seinem Bambusgestell herumkratzte. „Sie lachen, Minna," sagte sie, „aber bedenken Sie, ich habe es als Schulmädchen gelesen, daß diese schrecklichen Biester Hunderte von Jahren alt werden. Es gab einmal einen, der konnte sprechen, aber niemand verstand seine Sprache, denn sie stammte von einem längst untergegangenen Volke her. Das war in der Orinoko-

wildnis der Azurenpapagei. Wenn Sie und ich und Frau Vischlatis und alle, alle vermodert und vergessen sind, wird das da noch sitzen und am Gestänge kratzen. Aber Sie müssen das nicht falsch verstehen; es tut mir nicht um uns leid, sondern um ihn." „Ach, gnädige Frau, er weiß ja nichts von sich," warf Minna ein, und Frau Drygas zuckte auf, seufzte und neigte ein paarmal den Kopf: „Ja, das eben, das ist schlimm, das ist schwer, Minna."

Das Mädchen fühlte sich entlassen und ging. Frau Drygas strich sich mit ihrer hübschen straffen Hand über die Stirn, sah wie aus einer großen Entfernung streng auf den Trauerbrief, nahm und öffnete ihn. Es war eine pompöse gedruckte Anzeige, womit Frau Erckelentz, geborene Nef, den Tod ihres lieben Mannes, zugleich im Namen aller Angehörigen, und den Tag der Einäscherung zur Kenntnis brachte; handschriftlich waren die Worte hinzugefügt: Auf Wunsch des Verblichenen.

Frau Drygas wurde durch die unerwartete Nachricht vom Tode ihres Schwagers nicht eigentlich erschüttert; sie fühlte sich eher in die plötzliche starke, nach allen Seiten der Welt gewappnete Aufmerksamkeit gedrängt, mit der wir auch die fremdesten Ereignisse sogleich bestätigen. Zu lange in Raum und Zeit, zu weit im Herzen war sie von ihrer Familie getrennt, als daß sie zur Trauer gehörig vorbereitet gewesen wäre, und für einen konventionellen Schreck war sie zu ehrlich. Auch wenn ihr Schwager schon Wochen oder Jahre lang tot gewesen wäre oder wenn er noch Wochen oder Jahre an Kraft und Tätigkeit vor sich gehabt hätte, sie, die nichts Einzelnes von seinem Leben und Wirken, von seinen Erfolgen und Enttäuschungen, seiner Gesundheit und seinem Alter mehr wußte, blieb außerhalb seines Schicksals, ihr war es verwehrt, ihm etwas Wirkliches zu geben, und also auch zu nehmen, und wäre das auch nur so wenig oder so viel wie ein Schmerz. Das Ereignis wurde so seelenleer wie ein Zufall, weil es ein Zufall war, daß sie gerade in dieser Stunde, daß sie überhaupt davon erfuhr. Sie prüfte das Datum des Briefes, und es erwies sich, daß er schon am Abend vorher in ihre Hand hätte kommen müssen; dabei fiel ihr Blick auf die kurze Notiz, die dazu geschrieben war, sie errötete, ergrimmte und lächelte. Es war eine fremde, kaufmännische Schrift, vermutlich von einem Bürobeamten des großen Hauses Erckelentz; ihre Schwester hatte sich nicht selbst bemüht. „Die gute Franziska," dachte sie, „sie bleibt korrekt und unversöhnlich und hat wohl auch mit schwarzen Kleidern und Blusen und Witwenhaube und Schleier vollauf zu tun." In ihre abweisende Bitterkeit gegen die Schwester mengte sich der Gedanke an ihre eigene Garderobe mit einer schnellen Musterung und dem Ergebnis, daß sie auch für die Trauer anständig versorgt war. Aber rührend war es vom Schwager, bis zuletzt seine

gerechte und ritterliche Haltung gegen sie zu bewahren, sie von der Familie nicht auszuschließen, wo es die Familie anging, und noch als Sterbender ihr einen Gruß der Achtung nicht zu versagen.

Plötzlich merkte sie, daß ihre Augen weinen wollten. Sie fühlte die Ergriffenheit herannahen und wußte nicht, wohin damit; eine Ungeduld, ein Bedürfnis, nicht allein zu sein, trieb sie vom Sitzen auf; und nachdem sie einige Male durchs Zimmer auf- und abgegangen war, klingelte sie und ließ Frau Dischlatis zu sich bitten.

Diese, eine hochgewachsene Dame mit bräunlichem, jugendlichem Gesicht und grauen Haaren, war gleich zur Stelle, und Frau Drygas fragte sie, ob es noch eine Möglichkeit gebe, heute nach Berlin zu fahren. „Nur mit dem Nachtzug," lautete der Bescheid, „er ist morgen früh gegen neun in Berlin." „Dann werde ich fahren," sagte Frau Drygas, „die Bestattung ist um zwölf, ich erreiche das noch bequem."

„Mein Schwager ist gestorben," fuhr sie fort, „mein Schwager Erkelenz, der Stolz der Familie mit Recht. Sie wissen ja, daß ich sonst nicht viel von meinen Leuten erfahre. Ich hätte einen Taugenichts geheiratet, hieß es, und sie konnten mir den Schritt nicht verzeihen. Ja, er war freilich ein Taugenichts, und ich bin schön hineingefallen mit ihm; die Wahrheit zu sagen: er wohl noch mehr mit mir." Frau Dischlatis, die gleichfalls einem Taugenichts nachzuklagen hatte, die aber nicht willens war, irgendeinen Ausgleich der Schuld gelten zu lassen, widersprach, — die beiden Frauen hatten diesen Streit schon oft miteinander gehabt, und immer vergeblich.

„Doch, doch," sagte Frau Drygas, „denn schließlich hat er es mit mir nicht ausgehalten, ich hätte es mit ihm aber wohl ausgehalten; und nicht, weil ich besser bin als er, sondern weil er mehr war als ich, hundertmal mehr an Leben, Laune, Wagemut, wir zahmen Stopfgänse. Die Narren die, weil sie sich einbilden, mir richtig prophezeit zu haben! Ein Bankrotteur, ein Schürzenheld, und nun saß ich da, und sie taten immer noch so, als ob die Eifersucht ein Gefühl wäre für die Zeit vom Morgen bis zum Abend, für den angezogenen und frisierten Tag. Aber um so eifersüchtig zu sein, wie ich war, dazu muß man vorher glücklich gewesen sein, und Frauen sollen sich das eingestehen. Erkelenz, für den sie sich alle meinetwegen schämten, war der einzige, der sich nicht zum Richter über mich aufwarf und, solang es ging, seine Frau zwang, mit uns zu verkehren." Sie wurde weich und mußte sich setzen.

„Er war ein schöner, gesunder Mann," fuhr sie fort, „und ist nun doch keine sechzig Jahre alt geworden. Und er allein hat einmal ein Wort zu mir gesagt, das mich stutzig und unruhig machte. Wir saßen, er, Drygas und ich, an einem Sonntagnachmittag im Salon und hörten

ein Geschrei auf der Straße, ein gellendes Schreien einer Frau. Da war ein Kind überfahren worden, und die Mutter, wir kannten sie, stand, ohne sich zu regen, da, mit aufgehobenen Händen, zwischen denen sie hindurchsah, und schrie. Es tat uns natürlich schrecklich leid, am meisten aber Drogas, dem die Tränen schossen, so daß er schluckte und schluchzte und ins Nebenzimmer lief. Erckelenz und ich sahen uns an, und ich konnte nicht anders und sagte: ‚Weinende Männer sind gut.‘ Merkwürdig, in diesem Augenblick grade, bei dieser Gelegenheit brachte mein Schwager es nicht über sich, mir zuzustimmen. Er wiederholte das Wort, es ist von Goethe: ‚Weinende Männer sind gut, gewiß; aber das gilt nur für Männer, die imstande sind, über ihr eigenes Schicksal zu weinen; für den, der über ein anderes Schicksal weint, der nicht aus Leid, sondern aus Mitleid weint, für den gilt es vielleicht nicht unbedingt.‘ Da haben Sie zugleich den ganzen Mann, so war er, und es ist mir lange nachgegangen. Und dennoch, meine Liebe, wo fängt im Mitleid das eigene Leid an?"

Am Abend reiste sie nach Berlin. Sie liebte die Fahrt im Schlafwagen nicht und saß die ganze Nacht hindurch auf ihrem Fensterplatz, schlummerte zuweilen, sah oft in das mondschwankende Kreisen der Oktoberlandschaft hinaus und wußte sich vor der zerstörenden, unordentlichen, unsauberen Müdigkeit einer Bahnfahrt dadurch zu bewahren, daß sie keine vorübergehende, halbe Bequemlichkeit suchte, sondern sich aufrecht und gerade hielt und den Zustand, in den sie gezwungen war, ohne Widerstreben annahm. So kam sie denn in leiblicher Frische an, suchte ein Hotel auf und wusch und kleidete sich um.

Dann aber begann sie von innen her zu frösteln, und die Aussicht, ihre nächsten Verwandten wiederzusehen, trat als etwas Abenteuerliches und Überflüssiges vor ihr Gemüt. Es kam ihr zum Bewußtsein, für wie wenig tot sie ihren großen Schwager gehalten haben mochte, daß sie sich aufgemacht hatte, ihm etwas Liebes zu beweisen. Nun aber glaubte sie ihn auf seinem letzten Bett zu sehen, die Klagen und Zurichtungen im Trauerhaus zu hören, und das alles war längst ohne ihre Gegenwart vorbei. Sie wurde unsicher, ob sie recht getan hätte, herzukommen; sie zögerte, sich einen Wagen zu bestellen; ja wenn sie sich nicht dessen als einer sichtlichen Planlosigkeit und Konfusion geschämt hätte, so wäre sie auf und davon gegangen.

Darüber war die Zeit knapp geworden, und als sie endlich doch im Wagen saß, wußte sie schon, daß sie zu der Feier zu spät kommen würde, und gewann ein ständiges, halb verlegenes, halb zerstreutes Lächeln auf ihr Gesicht. Als sie vor der Verbrennungshalle vorfuhr und durch den Garten auf das Portal hastig zuschritt, kam ihr zu ihrem Schrecken die

Trauerversammlung schon entgegen, voran ihre Schwester Franziska in einer schwarzen Witwenwolke, das Taschentuch vor dem Mund, auf den Arm ihres ältesten Bruders gestützt.

Man erkannte auch sie schon von weitem, mit der Umsicht, die man in peinlichen Situationen für alle Nebendinge hat; und es entging ihrem klugen, widersetzig gewordenen Blick nicht, daß sie allen Verwandten durch ihr in mehr als einer Hinsicht ungehöriges Erscheinen einen großen Dienst leistete, sie erlöste die Trauernden, sie tröstete sie. In allen Gesichtern spannten sich die geschwollenen oder erschlafften Züge zu einer wohltätigen, dem weiterrollenden irdischen Dasein wieder passenden Empfindung: man konnte seine Entrüstung darüber, daß sie kam, vor sich selbst in den Vorwurf kleiden, daß sie zu spät kam. „Die ächte Marie!" war in der Art des Stutzens aller zu lesen, in ihrem Köpfezusammenstecken und schließlichen Herantreten. Nichtsdestoweniger wurde die gute Haltung bewahrt, die Schwestern küßten einander, und der älteste Bruder gab das Zeichen zu einer Versöhnung, indem er Frau Drygas in seinen Wagen einlud.

Diese jedoch schüttelte den Kopf. „Danke, Friedrich," sagte sie, „und ich komme vielleicht Nachmittag einmal vor." Rührung schwächte sie, die Tränen flossen ihr, sie wußte es nicht, über die Wangen. Sie küßte noch einmal mit großer Herzlichkeit ihre Schwester Franziska, drückte die Hände der Nächststehenden und ging eilends zur Verwunderung der ganzen Familie in die Halle.

Dort fand sie auf einer der letzten Bänke einen Platz. Eben verklang ein Vorspiel des Harmoniums. Das Paternosterwerk des Todes hatte einen neuen Sarg unter Blumen und Kränzen vor das Pult des Redners gehoben, Weinende saßen zu seinen beiden Seiten, Andächtige schauten mit Ernst zu ihm hin. Der Redner trat auf seinen Platz, ein großer, ungefüger Mensch, glatt rasiert und bleich wie ein Badediener. Er hielt die Leichenrede einem jungen Gelehrten, der aus hoffnungsvollen Arbeiten jählings fortgerissen war, und seine wohlgeübte, wirkungsvolle Ergriffenheit weckte häufig ein Echo in der Trauerversammlung.

Frau Marie Drygas hörte ihm aufmerksam zu, mit Anfällen von Zorn, wenn sie spürte, daß seine Phrase das frühvollendete Leben nicht erreichte. Dann schüttelte sie sogar den Kopf, als ob sie auf Wahrheit und Wirklichkeit zu dringen hätte; und erst als eine Altstimme von oben herab die Litanei von Schubert niederschweben ließ, als Musik, die allem Geschehen das Gleichgewicht zu halten vermag, die toten Worte aus dem Raum wehte, gab sie sich zufrieden. Auch dieser Sarg glitt hinunter, sie stand auf in Tränen und Ruhe und sagte vor sich hin: „Dank, Erckelenz, Dank für Alles."

Am Abend fuhr sie nach Haus, ohne ihre Verwandten besucht zu haben.

***

Rundschau

Richter, Rechtsanwälte, Professoren
von Martin Beradt

Um geachtet zu werden, braucht das Recht einen Gehorsam gegen das geltende Gesetz und Vertrauen auf seine verständige Entwicklung. Wir haben beides in dem Krieg verloren, zunächst den Gehorsam, weil im großen die Macht an die Stelle des Rechts gesetzt wurde und man im kleinen nicht mehr wußte, wo man ebenso verfahren sollte und wo nicht; den Gehorsam noch ein zweitesmal, weil ein Notrecht geschaffen wurde, das jeden Atemzug vergewaltigte und deshalb seinerseits vergewaltigt wurde; eine Menge von Bestimmungen konnte nicht beobachtet werden, so beachtete man auch die beobachtbaren nicht.

Verloren worden ist weiter das Vertrauen auf die verständige Entwicklung des Gesetzes. Die legitime Staatsgewalt hatte ihr Verordnungsrecht durch Übermaß mißbraucht. Eine illegitime, durch die Gewalt der Revolution emporgekommene Macht suchte nicht sofort für ihre uneheliche Geburt die Legitimationserklärung nach durch eine rasch berufene Versammlung der Nation und beirrte die Kräfte, die sich leidenschaftlich gern unter ihr wieder aufgerichtet hätten und das Vertrauen zu der Entwicklung der Gesetze suchten. Gegenwärtig diktiert eine provisorische Gewalt provisorische Gesetze, und wenn die Rechtspflege noch ungefähr in der alten Bahn verläuft, so aus äußerlichen Gründen. Der Umfang der Gesetze wie der Rechtspflege ließ nach, die erste Nothandlung der Regierung war die Aufhebung unglücklicher Verordnungen, mißliebiger, ausgeklügelter, erstickender, durch den Waffenstillstand überflüssig gewordener Vorschriften, und zugleich ein Strom von Amnestie, und die Richter, ernste Diener der Ordnung, aber auch einem nicht mehr aufgezogenen, doch aus sich selber laufenden Mechanismus ähnlich, taten das übrige, indem sie die Gesetze der tatsächlichen Gewalthaber anwandten und über ihre beglaubigte oder unbeglaubigte Geburt hinwegsahen.

Ringt sich aus dem Chaos, in das wir verschwinden, eine neue Ordnung

empor, dann wird zunächst das wankende Recht wieder fest zu gründen sein. Es allein auf das Vertrauen zu einer verständigen Entwicklung zu gründen, wäre ohne Hoffnung, denn immer wird mit einer starken Minderheit zu rechnen sein, die in einer gefühlsmäßigen Opposition gegen das Recht verharrt. Je weniger sich für Jahrzehnte ein selbstverständlicher Gehorsam gegen Gesetze zeigen wird, ein Gehorsam, weil es Gesetze sind oder weil sie ehrwürdig sind, um so mehr wird Glück und Unglück des neuen Rechts von den Männern abhängen, die es aus einem dünnen Gas in feste Körper zu verwandeln haben, also von Richtern und Rechtsanwälten und deren Wesen.

Der deutsche Richter, um zuerst von ihm zu sprechen, war eine Person, die sich im bürgerlichen Leben isoliert hatte. Durch diese Isolierung aber erreichte er, daß der ganze Stand, und zwar als einziger, im Krieg integer blieb, daß sich kein Mitglied des Stands bestechen ließ und kein Versuch dazu unternommen wurde. Seine Weltfremdheit, die er immer hartnäckig bestritt, unterstützte ihn in seiner Unparteilichkeit, er nahm für keine Person um seinetwillen Partei und litt nur, soweit sie unter Gruppen fiel, also um ihretwillen, gelegentlich unter Vorurteilen. Wenn ihm die Leidenschaft fehlte, so durfte sie ihm fehlen, denn Leidenschaftslosigkeit war eine Eigentümlichkeit des deutschen Charakters, und als Beamter hatte er ein besonderes Recht auf Unbeweglichkeit. Als Mangel äußerte sie sich in langsamer, damit verkehrswidriger Behandlung der Prozesse, erleichterte ihm freilich die Objektivität, die verloren geht bei einem persönlichen, von Initiativen geladenen Wesen, falls sich ihm nicht eine natürlich seltene Weisheit verbindet. Um so schwerer zu beklagen war die große Phantasielosigkeit des Richters, allerdings aus Mangel der höheren Stände Deutschlands. Sie nahm ihm die Leichtigkeit, innerhalb anderer Charaktere und fremder Lagen zu denken, die Elastizität, die eigene Person mit der Person der Partei und des Zeugen zu vertauschen. Vortrag und Aussage – wie oft Anlässe zu Mißverständnissen! Funktionierte aber das Verständnis langsam, so macht es ärgerlich und barsch, doch viel bitterer war, weil folgenreicher, die Unfähigkeit, Darstellungen biegsamer Menschen oder verschlungener Vorkommnisse wiederzugeben, was zu äußerlichen und unwahrhaftigen Protokollen führte, gegen deren Berichtigung pedantisch und unwürdig gestritten wurde. Was geeignet war, die Phantasie, die geistige Beweglichkeit zu vermehren, Beschäftigung mit Geschichte, mit Literatur, mit bildender Kunst die Vorliebe für das Schauspiel und Musik – es muß gesagt werden, Bücher von Wert wurden von der überragenden Zahl der Richter nicht gelesen und Geist und Bildung, wie im Heer und überhaupt im Beamtentum, eher verdächtigt als gefordert.

Man darf den Richter, den man, wie jeden anderen, spricht man von

der Zukunft, zunächst tadeln muß, nicht zu rühmen unterlassen. Überaus gewinnend war seine grenzenlose Einfachheit, die jeden Pomp verschmähte, einer Phrase auswich, die Eitelkeit verachtete, jene heroische Selbstgenügsamkeit, die viele Jahre, wenn nicht das ganze Leben in der Einöde verschmachtete, mit dem Pfennig fuchste, der Geldgier auswich, aber Stolz und Haltung wahrte. Zu rühmen war der starke Wille zur Sachlichkeit, der allerdings aus Mangel an Einbildungskraft nicht immer breit genug griff, vor allem aber seine Unabhängigkeit. Diese Unabhängigkeit bestand, wenn auch sehr oft nicht die Begabung, sondern Beziehungen zu maßgebenden Personen, die freilich keinen Einfluß auf die Rechtsprechung suchten, über den Aufstieg in die höheren Ämter entschieden haben. Dem Willen zur Unabhängigkeit kam glücklich seine unpolitische Natur entgegen, die, wenn sie in Strafsachen eine Haltung nach der allgemeinen Bürgergesinnung einnahm, nur ihrer Natürlichkeit erlag. In keinem Falle waren Beispiele für den Richter jene gefährlichen, in gewissen Strafkammern waltenden Männer, die erst Gefängnis und Zuchthaus am eigenen Leibe hätten erfahren sollen, ehe sie mit Jahren wie mit Stunden um sich werfen durften. Die Justizverwaltung suchte die Richter aus, die das von ihr gewünschte scharfe Auftreten und eine harte, enge Gesinnung zeigten, und eine Verallgemeinerung täte der Mehrzahl unrecht.

Nichts, gewiß nicht eine Revolution, kann den Charakter von Menschen vom Grunde ändern. Entschieden keine, die nur natürlich einer schweren Niederlage nachfolgt, wenn jene Niederlage auch um eine Zeitwende eintritt und ein System vernichtet. Vom Volk gewählt werden wird der Richter auch künftig nicht, würde selbst unsere Staatsform sozialistisch werden und verliefe sie nicht auf der Grenze zwischen dieser und der demokratischen Verfassung. Politische Unabhängigkeit kann keine Volkswahl schaffen, der Richter würde bloß anders und bloß tiefer abhängig werden, und nicht von natürlichen Ursachen allein; das Erfurter Programm mag die Wahl aus der Suveränität des Volks postulieren, es ist ein Prinzip wie viele Prinzipien, und nach Prinzipien kann man meist nicht leben.

Immerhin wird wenigstens die Beförderung des Richters geändert werden. Ein Vorgesetzter kann einen Untergebenen nicht beurteilen, er arbeitet denn mit ihm zusammen. Es ist nicht sichtbar, warum nicht die Justizverwaltung neben Aufsichtsrichtern und Vorsitzenden der Kammern und Senate künftig die Anwälte hören sollte, die mit den Richtern täglich zusammen wirken. Bisher hielt davon die Furcht vor der Abhängigkeit von der Anwaltschaft zurück, unter die der Richterstand geraten könnte; aber jedenfalls in großen Städten, wo der persönliche Verkehr verschwindet, ist diese Besorgnis nicht begründet. Gehört zu werden brauchen nur die Vorstände der Anwaltskammer, die eine traditionelle

Gewähr für kein zu stürmisches Auftreten bieten, und eine liebedienerische Rücksicht des Richters fände ihre Schranken darin, daß fast in jeder Sache ein Anwalt dem anderen Anwalt als Partner gegenübersteht; auch von einem Richter ist nicht anzunehmen, daß er Diener zweier Herren sein kann.

Verändert werden wird in einem demokratischen Staat die innere Haltung und Gesinnung der Partei zum Richter, damit auch die Haltung und Gesinnung des Richters zur Partei. Der Richter wird sich künftig erziehen und dazu erzogen werden, Parteien und Zeugen ohne Beschwerde zu verstehen, und, soweit er sie noch nicht besitzt, eine Konzilianz und Urbanität der Formen anzunehmen. Es ist unwahrscheinlich, daß die Kammern und Senate weiter mit so zahlreichen Mitgliedern besetzt bleiben, die ihre Verantwortung aneinander abstumpfen, aber zahlreich oder nicht, der Richter wird künftig weniger während des Vortrags der Anwälte lesen und schreiben oder sonst in einer dumpfen Passivität verharren, die den Redner ohnmächtig macht; der Vorsitzende mag dem oft ermüdenden und ungeschickten Vortrag der Anwälte, sooft er will, durch eine suveräne, allerdings gemessene Führung des Vorsitzes begegnen, die freilich eine vollkommene Beherrschung des Stoffes fordert. Je weniger der Richter künftig noch patriarchalisch sein kann, um so mehr wird er sein Ansehen durch wirkliche Hilfe, das ist Weisheit, ergänzen müssen, und hier hat die Hoffnung auf den Menschen einzusetzen. Wie das meiste wird diese Entwicklung sich nicht aus den Anstrengungen des einzelnen allein ergeben, der überwiegend von den Anschauungen seines Stands beherrscht wird. Die kommende Entwicklung wird die Fachkenntnisse beschränken, die nur zur Ausartung von Subtilitäten führen, und der Vergeistigung und der Menschlichkeit den Vorzug geben, die den Richter dorthin drängen, wo die Vorstellungskraft erregt wird; jeder phantasievolle Mensch ist lebendig und ist menschlich.

Stärker als bisher werden freilich, den Einfluß dieser Menschlichkeit zu steigern, Laien dem Berufsrichter zur Seite sitzen. Sicherlich in Strafkammern, vermutlich in Ehekammern, vielleicht, aber das mißriete, auch in Zivilkammern. Es gibt genug unabhängige, klar und ruhig denkende Menschen, denen es anstehen würde, unter dem Vorsitz eines vorgebildeten und fähigen Richters Recht zu sprechen, soweit nicht, wie in Zivilprozessen, eine besondere Erziehung nötig ist. Was sie jedenfalls für Strafsachen unentbehrlich macht, ist ihr brennendes Interesse für das Recht, das von der kalten Routine des Richters sehr unterschieden ist. An Tapferkeit und Selbstbehauptung werden sie es nicht fehlen lassen, wenn man sie unter den gebildeten und geschulten Leuten auswählt, was der Auswahl der Schöffen und Geschworenen nicht nachzusagen war. Zu glauben, daß es an Fehlsprüchen und Justizmorden fehlen wird, wäre

nicht klug. Statt des bösen Willens und der mangelnden Phantasie, die bisher so oft verschuldeten, daß eine Aufklärung unterblieb, wird künftig die öffentliche Meinung und die Macht des Rhetors auf den Sprüchen lasten. Wo früher nur Vernunft, mag künftig nur Gefühl entscheiden. Die Menschen können immer nur dem einen Irrtum ausweichen, um dem anderen zu erliegen, aber diese neuen Quellen von Irrtümern abzugraben und damit neue zu erwecken, mag dem nächsten Geschlechte obliegen. Die gleichgültig donnernde Härte der Strafurteile, die Verkehrung des Sinnes von Geschworenensprüchen durch die Teilnahme gelehrter Richter, die Vergewaltigung des Angeklagten und der Anwälte in einem endlosen Vorverfahren und einer um so mehr galoppierenden Hauptverhandlung, das alles wird unmöglich sein; nicht länger endlich wird der Angeklagte seiner Angst und Unerfahrenheit in Fällen überlassen bleiben, wo er des Beistands eines Anwalts nicht entraten konnte.

Wenn wirklich das Richtertum, ein Vorwurf der Sozialisten, in politischer Hinsicht befangen war, so könnte es den Vorwurf mit dem Hinweis einschränken, daß die Anwälte, ungleich freier gestellt, sich nicht weniger den geltenden Anschauungen ergeben hatten. Es bestand nur ein Unterschied der Partei, nicht der Anpassung, aber ob hier konservativ, dort liberal, wichtig war die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, welche herrschte. Wirklich hatten die Anwälte nicht nur die beiden Laster des Bürgertums der letzten Jahrzehnte, den Arbeitswahnsinn und die Erwerbssucht, übernommen. Mochten sie oft genug den Armen und Unterdrückten vor dem Übergriff des Reichen gerettet haben, sie unterstützten nicht nur auch kapitalistisches Interesse, was ihre Pflicht war, wenn sie zu seinen Vertrauensleuten gewählt waren, sondern sie wahrten dieses Interesse nicht immer mit dem genügenden Vorbehalt und verantwortlichem Takte und fühlten sich zu sehr als Beauftragte statt als Männer sui juris. Auch außer dem Berufe standen sie durchweg auf dem Boden dieser bürgerlichen Ordnung. Während eine bedeutende Anwaltschaft berufen gewesen wäre, Führer und Gewissen der herrschenden Parteien zu sein, aber zugleich auch der Opposition, waren von den etwa 15000 deutschen Anwälten bei Ausbruch der Revolution etwa 50 Männer, kaum mehr, Sozialisten, und nicht unbedingt die besten, eine Tatsache, die zu der jetzigen Belehnung, zu einem Teile unbedeutender, zu einem anderen konfessionell verletzlicher Männer mit hohen Ämtern führte. Die Ironie dieser selbstgewählten falschen Stellung lag in dem Mißgeschick, daß, während das Bürgertum sich durch Jahrzehnte mit seinen Methoden wenigstens bereicherte, der Anwalt ihm zwar geholfen hatte sich bereichern, für sich selbst aber arm geblieben war und

vielfach Nachkommen in proletarischen Verhältnissen hinterließ, freilich bei einer einigermaßen breiten Lebensführung, zu der er neigte.

Während er sich um wirtschaftliche Verbesserungen seiner Lage bemühte, ist ohne sein Zutun nun eine Bewegung hereingebrochen, die seine Stellung unvergleichlich hebt. In jeder Demokratie steigt er mit dem sinkenden Beamtentum empor. Seine Erziehung, seine Vernunft, seine Fähigkeit der Darstellung und der Rede machen ihn zum Vorsitzenden der politischen Vereine, führen ihn den Weg zum Abgeordneten, heben ihn in die Ämter der Minister; da er diese Macht erreichen kann, ohne in seinem Beruf zu leiden, ja, unter Vorteil für seine berufliche Geltung, so ist er in keinem demokratischen Staat töricht genug gewesen, diese Gelegenheiten auszuschlagen. Damit ergibt sich für ihn Prüfung und Gefahr. Schon bisher schoben gelegentlich wirtschaftliche Gruppen Abgeordnete in wirtschaftliche Stellungen, die gewiß nicht ohne Mühe auszufüllen waren, aber wie dem einen Lohn, so den anderen Einfluß brachten. Künftig werden sich solche Gruppen in die Klientel des Anwalts schleichen, und wer weiß, wie oft der unbestochene künftig als Abgeordneter gestehen muß, daß er als Anwalt honoriert wurde. Aber auch, wenn man von dieser Gefährdung absieht, die gewiß nicht bloß Quisquilie ist: wegen ihres starken Einflusses in dem demokratischen Staat und der geringen Korrektur durch andere Stände wird die Anwaltschaft über Reinheit und Redlichkeit ihrer Mitglieder hell zu wachen haben, wenn sie sich auf der Höhe halten will. In schwierigen, leicht verkannten Berufen wie in diesem, ist nichts so wichtig, wie die Anschauung des Standes, die viele Handlungen, wenn nicht begründet, so doch deckt. Nicht immer wurde dieser hohe moralische Anspruch erhoben, auch von förmlichen Vertretungen nicht. Oder war es moralisch, zu den Bluturteilen der Strafkammern zu schweigen, unenergisch dem Treiben gewisser Strafverteidiger zuzusehen, trotz besseren Wissens mit der Unfähigkeit von manchem Richter zu paktieren, statt die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühung den Aufsichtstellen mitzuteilen? Es mochte zu viel von der menschlichen Natur verlangt sein, wenn der Anwalt die Auszeichnung mit einem Titel, der sehr leicht wog, so lange hätte ablehnen sollen, bis er nicht mehr aufrechten Männern nur ihrer Gesinnung willen verweigert wurde. Immerhin: die künftige Anwaltschaft, will sie in ihrer Macht nicht untergehen, muß härter sein. So sehr sie die alte bleiben wird, auch darf, sollte sie nicht vergessen, daß sie zwar von einem aufopfernden Eifer war, anders als der Richter, von einem leidenschaftlichen, ja manchmal von einem viel zu großen, daß sie aber eher berufen ist, den freiwilligen Schiedsrichter der Wirtschaft zu machen. Sie muß immer dem Anspruch des Gläubigers die Armut des Schuldners und dessen Böswilligkeit das Recht des Gläu=

digers verhalten und die Willkür zügeln, bevor sie vor den Richter tritt, wo sie mit ihrem eigenen Ansehen das des Anwalts untergräbt.

Es wird die Frage zugelassen werden, wo Richter und Anwälte ein neues Verhalten hätten lernen sollen. Die Jahre ihrer Ausbildung, auf den Gerichten verbracht, führten sie höchstens in das Handwerk, und bestenfalls in die Überlieferung ein. Die Fortbildung dieser Überlieferung, der moralische Vorwärtsstoß der Ideen, hätte von den Universitäten ausgehen müssen, das Alter sich von der Jugend erneuern lassen müssen, aber es war keine Fakultät so falsch besetzt gleich der juristischen. Jeder mit Vermögen ausgestattete und begabte junge Jurist, der die Enge des Richtertums scheute und am Anwaltstand zu viel der Mühe und zu wenig des Ansehens fand, suchte, kaum Referendar, kaum Assessor, an einer Universität die Erlaubnis zu Vorlesungen nach, durch eine Arbeit ausgewiesen, wie sie nicht wenige Richter und Anwälte befähigt gewesen wären, abzufassen. Es ist der wesentliche Unterschied der juristischen vor anderen Disziplinen: im Kreise der Naturwissenschaften wird ein Privatgelehrter, weil ihm der wissenschaftliche Apparat entzogen ist, dem ordentlich zugelassenen öffentlichen Professor nicht gleichstehen und auf dem geistigen Gebiete nur gleichstehen, während im Gegenteil der Richter und der Anwalt dem reinen Gelehrten nicht einmal, sondern zehnmal überlegen sind. Das Rechtsleben verknotet und entwirrt sich ihnen täglich, und ob es sogar an Richtern und Anwälten nicht gefehlt hat, die selbst wissenschaftliche Schriften von hohem Rang verfaßt haben – die achtbarsten Kommentare zu einflußreichen Gesetzen sind von ihrem Fleiß verfaßt, ja ganze Gebiete stehen ausschließlich in ihrer Hut, so wurden ihnen doch keine Professuren angeboten, beharrten die Professoren mit wenigen Ausnahmen darauf, unter sich zu bleiben. Praktiker wurden nicht berufen, ob sie gleich leidenschaftlichere Lehrer geworden wären, als die in Deutschland lesenden Dozenten, welche die Jugend aus den Hörsälen in die Zimmer der Repetitoren trieben, zu Richtern und Anwälten, die mit diesen Vorlesungen nur Prüfungszwecken dienen konnten. Wird eine neue Regierung Richter und Anwälte auf die Lehrstühle ziehen, nicht damit sie zugleich ihre Berufe aufgeben, sondern ihnen nachgehen? Dann wird die erste Vorlesung an einer deutschen Universität über Richter und Anwälte gehalten werden, die bisher für Studenten noch nicht erschaffen waren. Die nächste wird die Vorlesung über Parteien und Zeugen sein, über die Personen also, deren Verständnis den Richtern so viel Schwierigkeiten macht. Die Erforschung des römischen Rechts möge endlich abgeschlossen werden. Keinem liegt an ihr, ausgenommen die Professoren, und diesen um ihrer Professuren willen. Neben einer Anzahl Juristen, die bedeutend sind als Historiker oder Systematiker, aber mit Vor-

lesungen nur in dem Maß zu bedenken wären, als sie auch als Lehrer ernstlichen Betracht haben, mögen endlich die Männer lehren, die glücklich sind, dürften sie aus den Einzelheiten des täglichen Dienstes das Allgemeine abheben und es jungen Menschen voll Feuer und voll Hoffnung vortragen. Der Mensch, trotz vielem Unabänderlichen, durch vieles wandelbar, erleidet nach seinem Lehrer viele Einflüsse, aber alles hängt zusammen, und mag das Leben ihn noch so tief enttäuschen, das tiefe Wort eines Lehrers rettet oft nach dreißig Jahren wenn nicht einem Unglücklichen den Kopf, so doch vielen Unglücklichen Jahre des kurzen Lebens, das ihnen zu wandern gegeben ist.

Das Ohr der Menge

von Arthur Holitscher

Zwischen der letzten Sitzung des Reichstages und der ersten der Nationalversammlung verläuft zur Zeit, da ich dies niederschreibe, die erste Welle der deutschen Revolution.

Diese Welle hat alte bewährte Sprecher und Fürsprecher des Volkes höher hinaufgetragen, als sie jemals gelangt waren, neben ihnen neue, ungekannte, aus allen, vorzüglich aus den tieferen Schichten des Volkes jählings emporgeworfen. Eine kleine Schar von Männern steht heute auf hoher Warte über der gierig aufhorchenden Menge. Sie wird von einer größeren Menge gehört, als sie Rednern jemals beschieden war, und diese Menge horcht inbrünstiger, in wilderer Erregtheit und Hoffnung zur Tribüne empor als je.

Neue Männer reden zu einer Menge, in der sich ungeheuer viele Menschen befinden, die nie auf Redner gehört haben. Die Zeit, in der dies geschieht, ist die einer totalen Umwälzung aller Begriffe und Verhältnisse des inneren und äußeren Seins. Aber die Struktur der Reden, die gehalten werden, die Voraussetzungen der Hörermassen, die sich um die Tribüne ballen, haben im großen ganzen keine Wandlung erfahren. Die Massen hören auf jene, von denen sie annehmen, daß sie mehr wissen, als sie selber. Die Massen hören auf jene, von denen sie geführt zu werden hoffen. Und die Massen hören, oder besser gesagt: aus der Masse hört hier und dort einer und der andere auf die wenigen, die für die Massen, das heißt für das Recht des Volkes gelitten, das hohe Opfer gebracht haben.

Die Wahrheit zu gestehn: die Zahl der Hörer aus dieser letzten Kategorie ist eine gar geringe. Nicht groß ist die Dankbarkeit im deutschen Volke

jenen gegenüber, die sich für das tiefbegriffene Recht des Volkes geopfert haben. Verbinden sie aber mit dem betätigten Mut ihrer Selbstaufgabe auch die Gewalt der Führerschaft, so ist dies eine Vereinigung von Kräften, die ihre suggestive Macht auf breitere Volksmassen auszuüben imstande ist, als es die Gewalt des geborenen, allen Situationen gewachsenen Führers allein je imstande wäre. Denn, gilt das Opfer hierzulande auch wenig, Demagogie gilt noch weniger.

Im weiland Reichstage habe ich im Lauf der letzten vierzehn Monate in den entscheidenden, verhängnisvollen Sitzungen so die Redner aller Fraktionen wie die, allerdings unter dem Hauszwang stehenden Hörer auf den Galerien beobachtet. Ich habe dabei nie recht die Grenzlinie wahrnehmen können, die die Hörlust derer dort oben, das bare Vergnügen am Zuhören von dem Trieb des Volkes, Entscheidendes über sein vitalstes Interesse zu vernehmen, schied. Diese Verschwommenheit der Grenzlinie hat ihre Ursache auch wohl in der selben Bedingung des Temperamentes, die den Vorwurf gegen die Reichstagsredner rechtfertigte: daß sie zu lau, zu monoton, gleichgültig, sonntagspredigerhaft oder bierbankmäßig wären. Emphase ist des Deutschen Sache nicht. Wenn ich mich an Vormittage im Palais Bourbon, auf dem Monte Citorio, im Kongreß zu Washington, ja im Englischen Unterhaus erinnere, an Sekunden, in denen ich mich von der Suada, der Geste, dem inneren Schwung und Feuer eines Redners mitgerissen fühlte, so muß ich sagen: dies waren Augenblicke, deren gleichen ich im Reichstag nicht erlebt habe. Und doch war die Hörerschar an jenen Orten sicherlich in geringerem Maße zur Anteilnahme und Mitleidenschaft an den politischen Vorgängen im Amphitheater gezwungen, als es im Reichstag der Fall war, wo es in diesen vierzehn Monaten vor der Revolution um das innerste Leben des Volkes ging!

Wird die Nationalversammlung diesen Stil des Reichstags bewahren? Werden sich die neuen, unverbrauchten Kräfte, die die Nationalversammlung aus dem Volke ans Tageslicht hoch emporheben wird, der alten Tradition der Mittelmäßigkeit, der Einförmigkeit und abgeschliffenen Rederoutine der Redner im ehemaligen Reichstage aus Instinkt anpassen? Es steht fast zu befürchten.

Heute nun, in der vierten Woche der Revolution . . . die Redner, die Zuhörer . . .

Eine Erinnerung steigt auf in mir an eine Situation, mir gilt sie als Symbol für den Augenblick der Weltgeschichte, die Spanne Zeit, die wir jetzt durchleben – für den Zusammenhang zwischen dem Einzelwesen und der Gesamtheit, für den Zusammenhang zwischen der Gesamtheit und dem Schicksal, dem großen, unbeirrbaren, rätselhaft

unkontrollierbaren Geschehn der Welt. Es war am Morgen des Revolutions-Sonntags. Wir standen, eine aufgewühlte Menge von etwa hundert Menschen, in einem weiten, hellen Raum beisammen und waren Zeugen des historischen Vorganges. Um einen hufeisenförmigen Tisch saßen und drängten sich Männer in Uniformen und Zivilkleidung. Namen schwirrten durch die Luft. Die Genannten sprangen, einer nach dem anderen, auf den Tisch, formulierten in kurzen, rapiden, von dem Fieber des Augenblicks gejagten Sätzen ihr politisch-menschliches Glaubensbekenntnis. Jeder der Aufgerufenen fühlte im Mark: es ging in diesen Sekunden um sein Leben und es ging um das Schicksal der Revolution. Wir anderen im Raum, wir Schweigenden, Zuschauer und Zuhörer standen atemlos und überwältigt, mit brennenden Augen und gekrampften Händen da. Plötzlich – mitten in die Worte eines der Redner auf dem Tische – ein Klirren im Heizkörper unterm Fensterbrett. „Vorhänge zu!" Schüsse auf der Straße. Einzelne. Dann ein Geknatter. „Wir werden beschossen!" Einen Augenblick Stille. Jemand reißt die Tür des Saales auf. Schüsse im Korridor unten im Haus. Daweil im weiten, nun etwas gedämpft hellen Raum unter den bleich gewordenen Menschen: die Redner reden weiter, die Bekenner, ihre Sätze schmetternd vom Tische herab. Niemand weiß, was draußen geschieht. Rücken sie heran? Sind wir umzingelt? Ist die Stunde da? Was bricht herein?

Es ist das Kennzeichen aller Versammlungen heute. Das Zusammenprallen von Bekenntnisdrang, Mitteilungsbedürfnis und Hörgier, Miterleben, Hingabe an die Führer. Leidenschaftlich stürzen Sätze in die Menge, werden von ihr aufgesogen, schnellen wohl auch, von wilden Zurufen zurückgeschleudert, in die Höhe, woher sie kamen. Daweil horchen Redner und Zuhörer insgeheim zum Raum hinaus, gierig und erschüttert, auf das Unerklärliche, Drohende, vielleicht Unabwendbare, das draußen geschieht, von außen naht. Denn es geschieht dort draußen etwas, worauf weder Redner noch Hörer Einfluß nehmen können. Es ist vielleicht nur Menschenbeginnen. Vielleicht aber ist es auch Naturereignis. Drin im Saal sprechen sich erregte Kinder Mut zu, machen Lärm, daweil zucken draußen Blitze, schmettert Hagel Saaten nieder, verbrennen Schollen, glühen Keime aus dem mißhandelten Boden auf.

Die Atmosphäre der Versammlungen, in denen sich Angehörige der Bürgerklasse, der Arbeiterklassen oder ein Amalgam aus beiden zusammengerottet hat, ist gegenwärtig bis zur Unerträglichkeit mit Spannungen einer sozusagen okkulten Art geladen. Niemals hielt ein gemeinsames Schicksal Menschen, die der Trieb, sich zusammenzurotten, vereinte, so eng umschlossen und zusammengepreßt, wie heute – und doch: es ist mehr, was über der Versammlung schwebt, wenn einer spricht, andere ihm zu-

hören. Wie könnte es sonst geschehn, daß dieselbe Menge innerhalb weniger Minuten drei Rednern, die einander diametral widersprechen, begeistert und bedingungslos zustimmt? Nein, nicht einzelne Segmente der Menge diesem, jenem, dem dritten. Sondern die ganze homogen gewordene Menge allen dreien, ausnahmslos und fast ohne Widerspruch. Es muß eine ungeheure Betäubung über den Menschen liegen heute, ein Verhängnis, das sie blind vorwärtstreibt – ja, ein okkultes Geschehen. –

Die Aufmerksamkeit der Menge fesselt das populäre Schlagwort. Vorgestern war es Bolschewismus, heute ist es Nationalversammlung, morgen wird es vielleicht Foch, übermorgen Völkerfriede sein. Das Schlagwort, das im richtigen Augenblick fällt, reißt die widerstrebendste Zuhörerschaft herum. Es mag zum verruchten Zweck, dem gefährlichen Spiel, zum bewußten Mißbrauch der Massen herhalten – es mag sich in den Dienst des reinsten Apostelglaubens gestellt haben, gleichviel. In Zeitläuften wie diesen heutigen weiß ja der Redner nur unvollkommen Bescheid; er kann die zutiefst in ihm ruhende und gefestigte Meinung nicht mit der Sicherheit vorbringen, die er zum Nachdruck seiner Überzeugung in einer ruhigeren Zeit hätte aufwenden können. Darum vergalloppiert sich der alte Praktikus leicht und auf verhängnisvolle Art, während das rapid emporgeschossene Rednertalent sich mit erschreckendem Aplomb durchzusetzen versteht. Ich verfolge heute mit grenzenlosem Staunen die Bahn eines der erfolgreichsten und mächtigsten Wortführer des Volkes, eines Mannes aus den unteren Schichten des Volkes, den die Befreiung des Proletariats über Nacht zu schwindelnder Höhe hinaufgeführt hat. Vor sieben Wochen noch hörte ich ihn in einem geschlossenen Kreise reden. Wenn ich mich an jene Ansprache erinnere, kann ich es kaum fassen, daß es derselbe Mann ist, der heute mit einer meisterhaften Ruhe ohnegleichen seine Worte zu setzen vermag, daß sie in ungeheurem elliptischen Flug, wie Lassowurf, die breiteste Menge mit sich reißen. Ein anderes Phänomen, das ich oft zu beobachten Gelegenheit habe, ist dieses: Redner treten vor die Menge hin; die Menge erwartet von ihnen, daß sie ihr Gewißheit schaffen werden über die Dinge, die im Augenblick vor allem getan werden müßten; die Menge vertraut sich ihnen an; sie aber suchen aus dem Kontakt zwischen Tribüne und Auditorium nur die Anregung, die Direktive herauszufühlen, herauszuhorchen, sie suchen die Richtung zu ergründen, in die die Menge geführt werden will! Der Tumult, das Chaos und wirre Durcheinander leidenschaftlichen Aufeinanderprallens von Meinungen und Personen, die das typische Wesensmerkmal heutiger (Berliner) Versammlungen bilden, stammen aus dieser Quelle: der fundamentalen Unsicherheit eines großen Teils der Redner, die noch dazu von der sich überstürzenden, verwirrenden Hast der Ereignisse vervielfältigt

wird. Ich habe in den Wochen seit dem 9. November oft feststellen können, wie ein und derselbe Redner von Mal zu Mal seine Stellung verschoben und modifiziert hat, wie seine Überzeugungen erschüttert, gefestigt, vernichtet, in ihr Gegenteil gekehrt fast, dann wieder aufgerichtet und stärker als je dastanden vor der Menge, die sich im Grunde dieser Wandlungen gar nicht bewußt wurde, sondern immer nur den Namen des bewährten Mannes über seinen kinematographisch wechselnden und sich verschiebenden Äußerungen am selben Fleck und in der gleichen Augenhöhe verweilen sah.

Worauf kommt es denn den Menschen unten im Auditorium eigentlich an? Wahrscheinlich ist es lediglich der Drang, sich zusammenzurotten, sich Mensch an Mensch zu fühlen, zuzuhören, ein wenig mitzuagieren, die fieberhafte Spannung durch das Gehör, die Stimme, die Handbewegung, ob diese nun die Form des Klatschens oder des Fäusteballens annimmt, abzureagieren. Vielleicht noch: Führerschaft anzuerkennen, oder einen Führer aus dem Feld zu schlagen kraft des Vorrechtes der Stimmgewalt der alles überbrüllenden Masse.

Politisch unvorbereitete Redner treten vor eine Menschenmenge, die in der Unklarheit ihres Wollens und Fühlens über Strecken voll eines Gewimmels von Widersprüchen einfach hinweg hört. Gesinnungen blühen auf, reißen mit, übertäuben Vernunftgründe und Bedenken, faszinieren die Phantasie, bringen beängstigte Seelen zum Überquellen, zum Vergessen, wiegen gemarterte Herzen in den Glauben an das Glück einer zukünftigen geläuterten Menschheit ein. Draußen aber schreitet dabei ehern, majestätisch und blind das große Weltenschicksal vorwärts, das die Menge, die Redner, die Führer kaum zu ahnen vermögen, dessen unbegriffenes Walten nur in den Vibrationen der primitiven, durch die Ereignisse der Zeit empfindlich gewordenen Organismen aller mitschwingt.

Schon habe ich meiner Skepsis in bezug auf die Rednerschar Ausdruck gegeben, die die Nationalversammlung aus allen Teilen des Landes, aus allen Schichten des Volkes bald zusammenraffen wird. Meine Befürchtung möchte ich indes doch noch beschwichtigen. Das Volk steht nach jahrhundertelanger Lähmung mitten in der Tat. Gewaltig und sichtbar recken sich die Kräfte, die ungekannten, unterdrückten Kräfte des großen Proletariats. Der niederschmetternde Druck der Niederlage, der Botmäßigkeit unter fremdem Willen vermag den Strom der Kräfte, der zu Taten drängt, nicht mehr zu hemmen. Der jetzt verlaufenden Welle der Revolution wird eine zweite, dritte folgen. Aus den geheimnisvollen Tiefen des verjüngten Volkes wird sicherlich das große befreite Wort emporwachsen, auf das die Menge heute und alle Tage in inbrünstigem Drang und atemloser Erwartung zu den Tribünen emporhorcht.

Das Neue Frankreich

Essay von Iwan Goll

„Die Welt fängt im Menschen an," ist immer wieder die neue Weisheit großer Jahrhunderte. Sie führt von den Extremen zurück zur einfachsten Formel, zur Eins: Mensch. Sie führt zurück vom erstarrten Kirchengott zur rauschenden Religion des Uranfangs und stellt befreiendes Gesetz über die perverse Barbarei allzu emanzipierter Generationen.

Genügsame und selbstgefällige Epochen sogenannten Fortschritts ignorieren sie immer: da gibt die „Welt" soviel Rätsel und Wunder an sich zu lösen: die Erde-Natur muß ausgebeutet werden. Die philosophischen Erkenntnisse werden mathematisch bewiesen. Das Land Utopia, eine technische Konstruktion, läßt sich plötzlich entdecken. Die Zeit wird zum Gefängnis, ein Kalender regelt alle Ewigkeit. Ikarus-Aeronauten erobern den Südpol-Himmel: der Mensch hält sich für so klein, daß er Riesenpanoramen braucht, um sich vor sich selber zu entschuldigen. Weltausstellungen und Weltboxkämpfe heucheln Gigantentum vor. Nur um die innere, leise Stimme totzuschlagen!

Uns voraus geht das Zeitalter des Bürgertums, der Erfindungen und der Klubsessel: ein unfroher Epikurismus, wie Temperamentlosigkeit sich euphemistisch benamste. Sein Schicksal war, daß es nicht litt, daß es nicht unglücklich war, da es vergaß, sich selbst zu suchen, und glücklich sein konnte, ohne sich gefunden zu haben. Man verwechselte äußeres Elend mit Leid, Hunger mit Schmerz, Kot mit Hölle: Naturalismus, der zwar Tieferes ahnte, ohne es je zu fassen. Denn er empfand es als seine Aufgabe, das Sentimentalische früherer Perioden auszurotten, beging aber dabei einen Fehlmord und tötete statt des Sentimentalischen dessen Doppelgänger: das Gefühl! Gleiches geschah auf allen Gebieten, in der Kunst wie in der Politik.

Der Impressionismus war Langeweile und Leere des Herzens. Die Menschen saßen in den Theaterlogen als beate Genießer; mittelmäßiges Erleben träumte über Lagunen hin. Wußte Manets „Olympia" mehr, als daß sie schön war und eine laszive Stellung möglichst naiv einnahm? Die Menschen waren kampflos und ruhten doch nicht, sie standen herum im dolce far niente und waren doch nicht kontemplativ. Sich selbst im Weg, glaubten sie sich zu entfliehen, wenn sie eine Tarnkappe von Luft und Farbe über sich zogen. Sie dachten poetisch zu sein, indem sie träumten. Sie waren ganz unproblematisch, untief, unreligiös.

In der Politik folgte gleichfalls auf romantische unbefriedigende Revo-

lutionsputsche eine graue Phase marxistisch-dogmatischen Realsozialismus, der all die genialischen Leistungen der Französischen Revolution verwässern half. Ein ganzes Jahrhundert machte sich daran zu schaffen, die glühenden Errungenschaften der paar Jahre neuer Zeitrechnung für den allgemeinen bürgerlichen Geschmack zurechtzudrechseln. Die soziale Frage eine Sorge des Bauchs und der Buchführung, ein mathematisches Problem, eine Umkalkulation (für statistische Ämter und Kammerreden) des menschlichen Elends in Arbeitsstunden, Lohntarife und Ernährungstafeln. Der Fanatismus der Zahl ging so weit, daß Lohngesetz zu einem Weltgesetz gestempelt wurde.

Aber zuletzt büßte Europa seine gottlosen Jahre mit schmerzlichem Blut. Nach der Passion des Menschen kam die der ganzen Menschheit. Alles stürzte ein. Ideallos stand der Blinde und der Krüppel auf den rauchenden Schlachtfeldern. Es war nichts mehr wahr! Die Fahne von gestern ein Schmachlappen. Leere gähnte, Staub wirbelte auf. Die Sozialdemokratie aller Länder war erledigt: der Menschheitssozialismus zuckte neu in den Gehirnen empor.

Fängt die Welt im Menschen an, wo hört sie auf? Der Mensch ist keine Parabel, die aus der Erde aufschießt, um im Weltenraum, im Kosmischen, gesetzlos und frei herumzulodern. Der Mensch endet nicht in diesem leichten Wort: Gott, in dem sich so paradiesisch ruhen ließe. Der Mensch ist ein Regenbogen, ein Halbkreis, nicht endend in Wolke und All, sondern fest an die Erde stoßend, jenseits, am anderen Ufer, wo wieder Erde und Mensch steht.

Der Mensch kehre zum Menschen zurück, zum einfachen, nackten, wahrhaftigen Bruder. Nachdem er die Weltteile durchrast, die Lichte erobert und die Erdminen mit Grausen empfunden, wendet er sich langsam, verschämt und verschmäht, dem Nebenmenschen zu, den er im dauernden, brausenden Kampf nie sah, von dem er nichts wußte, und dessen bittende Stimme unterging vor dem donnernden Schall: Staat, Fortschritt, Eroberung der Erde.

Dies zu erkennen und zu erfassen, ist unsere neue Weisheit. Zu solchem Ziel weise der Künstler zuerst, der Prophet der Zeiten, und schreibe übers Tor des zwanzigsten Jahrhunderts, das aus roter Erde aufschäumt, das goldene Wort: Menschlichkeit. Ein weltenaltes Wort, funkelneu geschlagen in der Schmiede des allgemeinen Welt-Leids. Ein Wort, das bekannt klingt und doch ganz merkwürdigen Sinn hat. Ein Wort, ein neues Lebenselement.

Die Weltgeschichte ist keine kontinuierliche Landstraße, sie ist eine Brücke, die in steilen Bogen, auf wenige Pfeiler gestützt, über die grünen

Moräste hinschwebt. Jahrhunderte überspringen einander, um sich zu finden. Paarweise, übers Kreuz, vermählen sich das siebzehnte und das neunzehnte Jahrhundert, das achtzehnte und das unsrige. Der Roi Soleil, die Marquis, Abbés, Kurtisanen und Gartenarchitekten mußten ein Jahrhundert lang von geistigen Sansculotten und lächelnden Pessimisten sich verhöhnen lassen, eh sie verschwanden. Eine ähnliche Aufgabe obliegt denen, die den Kapitalisten mit dem diamantenfunkelnden Finger, Bürgerzeitung, Elektrotechnik und Jugendstil zu überwinden haben: die Besitzer und Schmarotzer aus dem Tempel des zwanzigsten Jahrhunderts zu vertreiben.

Und der Bogen der Tradition leitet zu Frankreich hin.

Aus buntem Parkett der Perücken ragt ein menschliches Haupt, fast unbekannt von der Literaturgeschichte: Pierre Bayle, der schon sämtliche Schlagworte von heute zu Eigentum hatte: Humanismus, Individualismus, Primitivismus. Nichtsahnend legte er, fast anderthalb Jahrhunderte zuvor, die erste Lunte der Französischen Revolution. Mit ihm, die gleiche Idee schöpfend und austragend, jene Universalgeister, die den ganzen Umfang ihres Genies nur in mächtigen Diktionärs zu fassen vermochten: die um Diderot und Voltaire. Ihr Vermächtnis, der Extrakt ihres Lebenswerks, liegt, abseits ihrer dickleibigen gesammelten Werke, in denen sich manches schlimme Sonett und Römerdrama birgt. Nie schrieben sie Appells, Manifeste und Proklamationen, sondern sie waren Sammler, Kleinarbeiter und Bürokraten der Idee, die später als strahlende Erkenntnis des Jahrhunderts empfunden wurde. Auf Bestellung Diderots und dessen Mitarbeiters d'Alembert verfaßten sie zusammen jene neue Septuaginta, jeder in die Zelle seines Herzens eingeschlossen, und doch alle an einem Ganzen, an einer einheitlichen Idee schaffend, die zur Bibel der kommenden Menschheit wurde. Und nach Moses, Aristoteles und Jesus sollte man Diderot nennen, den gewaltigen Titan seines Jahrhunderts, wie polynym auch seine Monumental-Enzyklopädie erscheinen mag.

Die Enzyklopädisten schmiedeten die Idee. Keine Tat ohne vorhergegangene Idee. Kein Dolch ohne das zuckende Hirn. Der Königsmörder bereitet seine Tat monatelang vor, der Revolutionär jahrhundertelang. Denn Revolution ist ein geistiges Naturereignis. Wenn sie das nicht ist, wenn sie nicht aus innerstem Notwendigkeitsbewußtsein des Volkes und seiner Erde aufschießt, vorbereitet und fanatisch erglüht wie nur jede Geburt, ist nichts geschehn. Wenn nicht jeder der Beteiligten mit seinen Millionen Fibern dafür oder dagegen ist, ist nichts geschehn. Ein Putsch oder ein Streik, gemäßigte Reformen, langsame Ummodelung von Ver-

fassungen sind nur ein halb ausgezogener Zahn, der an seiner eigenen Karies fäult.

Heute schimpft man auf Literaten, die nach politischer Wirkung trachten. Wie soll ein geistiger Arbeiter wirken als durch geistige Aufstachelung? Aber das Wort: geistig! Der Dichter bleibe beim Geist, er bereite die Zeit vor, die immer fünfzig Jahre nachhinkt. Er ackere Begriffe um. Er pflüge schwer Brachland. Er stülpe Berge auf. Er sage, er wage alles. Aber er sage es gut. Er sage es so, daß es gar nicht anders gesagt werden kann. Er sei nie zweideutig. Treibt er Volkskunst, so tue er es um des Volkes, nicht um der Kunst willen. Um des Menschen, um des Urbegriffs willen. Immerhin wolle man nicht in seine Koffer mit den Manuskripten der Freiheit noch rote Proklamationen aus Syndikatsdruckereien oder die Bomben der Geheimbündler schmuggeln. Wichtiger als die Tat ist die Idee. Sie ist der Gehalt der Zeiten.

Das Losungs-, das Erlösungswort von heute: Seid Menschen! bedeutet gegenüber dem Alltagssatz, daß der Schlafende gut und gerecht sei, im Gegenteil, daß nur der in der Gesellschaft schlecht und ein Hemmnis ist, der nicht wach ist, nicht da ist. Und dies sei die Forderung aller, die sich für gute Menschen, Mitmenschen und Erzieher halten, daß sie die andern zum Wachsein führen. Erweckung, Auferstehung, Jüngster Tag: geschehen in jeder Minute der Ewigkeit. Das Dasein wird zur Religion, das Leben, das Ich und das Du! Der Mensch!

Und erster Schritt zu solcher Realisierung ist die Versenkung in sich selbst, ist Arbeit und Kampf mit dem Irdischen im Ich, ist die Befreiung des Individuums. Daraus aber erwächst schon ein Doppelbegriff, konvex und konkav zugleich: Individualismus und Humanismus. Signal unserer Zeit, aus doppelgeflochtenem Docht aufflammend: Menschlichkeit!

Diderots Frage: Est-il bon? Est-il méchant? und Rousseaus Antwort: L'homme bon, les hommes méchants! scheinen das Problem schon ausgeschöpft zu haben. Diderot: „Die allgemeine Moral steht zugleich über und unter den einzelnen persönlichen Begriffen von Moral; darum darf sich der Mensch jederzeit darüber erheben. Der künstliche Mensch der Gesellschaft sitzt so fest in seiner Moral drin, daß es am besten ist, sie ganz zu verleugnen, auf daß sich jeder seine eigenen Gesetze neu schaffe." Ist das nicht glühender Auftakt zu letzter Revolution?

Und Rousseaus Paradox, daß die Sozialität der Menschen der Urgrund aller Übel sei, ist es nicht, wie alle Paradoxe, treffender Beweis für das gegenteilige Dogma unserer Zeit, daß alles Heil in der sozialen Sendung des Individuums beruhe?

Also fangen auch die Erben des heutigen Frankreich den Ball der

rollenden Idee auf. Gerade sie, gerade heute, weil die akute Qual des Weltdramas mit einemmal die Stechwunden von lethargischen Gentlemans in Klubsesseln übersehen half. Aus der großen Hölle des Kriegs werden alle Engel blauer Zukunft gereinigt aufsteigen. Schon empfing das Volk in allen Staaten Bewußtsein. Schon erstanden Extremisten, die erkannten, daß nicht eine Theorie, sondern eine Menschheit zu verwirklichen sei. Und das angegriffene, das gedemütigte Frankreich war es, das zuerst gegen das Menschenschlachthaus an der Somme und an der Meuse protestierte. Ein Franzose war es, der, noch im Jahre 1914, das Buch „Au-dessus de la mêlée“ schrieb. War es denn nicht auch Jaurès, der lange vor dem Krieg „La Nouvelle Armée“ erdacht, nicht Bazalgette, der dem Weltmenschen Whitman das erste große biographische Denkmal gesetzt, nicht Verhaeren, der als erster europäischer Dichter die Stimme erhoben hatte? In Frankreich mußte jener neue Glaube geboren werden, nachdem in Frankreich das überlebte Wort „International“ der sozialistischen Kongresse und der Speisewagengesellschaften desavouiert worden war.

Kein anderes Volk schien so dazu vorbestimmt. Zwar schrillten in England einige Stimmen auf: Shaw und Bertrand Russell, die amerikanische Zeitschrift „The Masses“ wurde verboten, ganz Neutralien schwor gegen den Krieg: und doch nirgends so scharfer Protest gegen heiliges Blut wie gerade im zerrissenen Frankreich. In Deutschland am allerwenigsten. Das machte, daß der deutsche Künstler, als Gegenpol der Realpolitik, noch immer der kosmische Träumer, der Idealist und Wolkenjäger geblieben war, nie verschmolzen mit der Welt, der er entkeimte. Und gab es welche: nicht Büchner, nicht Börne hatten die zehn Seelen zusammengefunden, die mit gedrängter Stichflamme der Überzeugung ihre Zeit hätten aufpeitschen wollen. Sie mußten immer über den Rhein fliehn, dessen Gold nur der Sehnsucht des Traummädchens beschieden blieb.

Dem deutschen Dichter fehlte die Tradition. Und erst, als er sich von seiner romantischen Muse und von den noch immer fernen Sternen betrogen sah, machte er Miene, sich in die Politik zu stürzen. Da lief er Gefahr zu ertrinken. Er gründete nämlich die Literatengilde: Aktivismus. Von heut auf morgen statuierte er ein „Ziel“. Mit Inbrunst wollte er Kaserne und Universität niederreißen, mit Geist mörteln den neuen Bau. So einfach, ohne Etappe, zum Ziel! Ohne jede Tradition zu neuem Priesteramt. Eine Kuppel erstrahlte schon im zerrissenen Himmel, zu dem alle abgetretenen Straßen emporführen sollten. Eine herrliche Zinne, wo aber waren die Treppen hinauf? Zwischen der Straße und dem Dom fehlte die Verbindung. Zwischen Dichter und Mob gähnte die Kluft,

fremd, wo nicht feindlich. Wo sollte auch plötzlich ein Literat mit Politik wirken, der jahrzehntelang sich in den Elfenbeinturm eingeschlossen hatte! Es fehlte jede Plattform und jede Tribüne, auf die er sich stellte. Und daß er versuchte, seines Geistes gefrorenen Kristall zu Licht zerfließen zu lassen, war schöner, jubelwerter Auftakt, aber nicht Tat!

Tat ist eine ganz irdische Angelegenheit. Tat ist der Hammer, Tat ist der Arm, den des Geistes Idee bewegt. Einmal, am Höhepunkt, wird Tat und Idee eine Fackel und reißt des Volkes ganzes Erleben zu einem Brand empor. Aber die Tat kommt immer von ganz unten herauf, aus tiefstem Fundament, aus schwerduftendem Humus, aus leidendem Volk. Von unten herauf befreit sich der politische Mensch, indem er erst sich selbst zersetzt und die um ihn, einen um den andern, bis die kleine Schar zur Lawine schwillt. Eine Revolution wächst vegetativ, nach Naturgesetzen, langsam aus tiefster Qual, und wird nicht als Ziel von hohem Kuppelturm herabprojiziert.

Drum irrte sich der deutsche Literat. Er irrte sich, weil er nicht ganz von vorne anfangen wollte, weil er den Mut nicht hatte, seine Kunst ganz zu verleugnen und mit Zeitungskitsch in die Volksversammlung zu steigen, und weil er die Geduld nicht hatte, wie die Enzyklopädisten, nur Denker, nur Ideenverwalter zu sein, der langsam, abseits, die Frucht reifen läßt. Auch besaß er nicht die einheitliche Idee, die nur drei Menschen verbunden hätte. Jeder war des andern Feind, weil jeder, nach deutscher Art, selbst die Wahrheit gefunden haben wollte, und Anspruch auf Anerkennung machte: Literatur.

Der Franzose hat keinen „Willen zum Geist". Ihn treibt ein notwendiges Muß zu Volk und Menschheit. Er ist von Geburt öffentlicher Mensch und bleibt es, selbst im Zeitalter des egoistischen l'art pour l'art: Chateaubriand, Dichter des „René" und „Atala" und Napoleons Minister in Rom, Ministerpräsident unter den Bourbonen, Lamartine, der elegischste Romantiker und einen Augenblick der gefürchtete Rivale Napoleons III. bei seiner Präsidentenkandidatur, Victor Hugo, der riesige Pathetiker, der nach neunzehn Jahren Verbannung eklatanten Volkstriumphzug in Paris feiert, Zola, der die Dreyfusschmach zur seinen machte und mit seinem menschlichen Schrei „De la lumière" alle Advokaten Europas zum Teufel jagte. Dafür besitzt der französische Geistesheld ein Pantheon, und zu seinem ewig-offenen Sarg wallfahrtet ein ganzes gläubiges Volk.

Drum wird auch der gallische Mensch bald die europäisch-politische Erkenntnis rechtfertigen. Er fing schon an, ehe die Nachbarn aufweckt schienen, und daß diese ihm plötzlich mit tatsächlicher Revolution

zuvorkamen, bedeutet nicht, daß sie alleinige Träger der Idee sind. Wer das größte äußere Leid bestand, mußte zuerst bersten, und Siege sind manchmal ruhmloser als Niederlagen. Aber als er begann, schmetterte der Franzose nicht in Trompeten, berief noch keine Massenaktionen, denn seine Arbeit sollte die demütigste der Welt sein, Aufrufung nicht der Massen, sondern des einzelnen, bescheidenen Individuums, nicht zum Sturz eintägiger Regimes, sondern zur Erhebung der Persönlichkeit im General wie im Lastträger. Das war die Arbeit einer Minorität, Kleinarbeit, Handlangerarbeit. Es bildeten sich, mitten im Krieg, ein bis zwei Dutzend ganz bescheidene Zeitschriften, fast heimlich, in allen Ecken von Paris und der Provinz. Junge Menschen, ohne Namen und Ruhmsucht, nichts als Menschen, die sagten, was sie litten. Keine Literatur, kein Geschäft, kein Schachern mit Metapher und Theorie, kein Liebäugeln mit extravagantem Ausdruck. Nichts als die einfache, die schlichte Menschensprache. Nichts als das Streben zum wahrhaftigen Ideal. Nichts als ehrlicher Kampf. Kampf gegen wen? Fragt die Enzyklopädisten: Kampf gegen die abgestandene Moral und staatlich diplomierte Dilettantenakademien. Gegen die Snobgesellschaft der Premieren und ihrer Monokeldichter. Gegen die Kriegsgreise und die hugolatrischen Rhythmen alter Gardistengesänge. Kampf gegen den zynischen Börsenkursleser. Gegen die Siegeszeitung und gegen die Hurrarevue. Kampf gegen den gemästeten Krieg.

Kampf für den Menschen!

Und dieser Kampf bereitet die unabwendbare Bruderstunde vor. Warme und herzliche Rufe vom andern Ufer. Keine Lehren, kein Glaube: nichts als Gefühl und brodelnde Wallung. Aufruf zum Leben und zur Realität: das sagen die Titel der Organe schon: „Vivre", „Les Humbles", „La Sève", „Soi-Même", „La Forge", „La Caravane". Jedes könnte Jaurès' Wort zum Motto haben: „La Poésie, c'est-à-dire la Vérité," und jedes bewußt, vielleicht nur eins, vielleicht auch Millionen Menschenleben auf seine wahre Formel zu bringen.

Ehe Versammlung geheischt wird, tut Sammlung in sich selber not. Erneuerung der Menschheit, die nicht mit den Phrasen des neunzehnten Jahrhunderts mehr zufrieden sein wird, die gleichzeitig mit dem Aufmarsch der Massen zur Züchtung des Ich, der ersten Zelle, schreitet; und fast heidnischer Glaube ans Leben, Verschmähung des Tods in jeder Form, des bürokratischen Selbstmords wie des kriegerischen Massenmords: das ist der Trieb neuer Gemeinschaft.

Ihr fehlt nur eins, was den Ahnen des achtzehnten Jahrhunderts die Sache so leicht machte, die überlegene Ironie, die lächelnde Skepsis. Der heutige Jüngling hat eine dunkle, bittere Stirn. Die Stigmata des

Kriegs klaffen in seinem Leib. Ihm fällt es nicht leicht, sich wieder aufzuraffen, aber darum ist er unerbittlicher in seiner Forderung, zäher und absoluter in seinem Grimm. Es krachen die goldenen Stufen und Leitern in ganz Europa, und es wird kein Ende sein, bis der ganze Waffenplatz geräumt ist, und für jeden die gleiche Stelle im Leben frei.

Doch die erste zusammenfassende Kundgebung des neuen Gedankens ist nicht ein Manifest, nicht Programm oder Appell, sondern nur ein leichter Händedruck an der Straßenecke, eine leise, dringende Stimme im Vorübergehen, die jeden Passanten wie einen heimlichen Bruder anruft, ist nichts als ein „Brief an einige Freunde über den Neo-Individualismus", den der Lyriker Marcel Martinet in einer jener Zeitschriften „Les Cahiers Idéalistes Français" (März 1918) veröffentlicht. Der lautet aber:

„... Das Individuum ist alles. Alles muß auf ihm und in seinem Interesse aufgebaut werden. Seine Bedeutung kann nie überschätzt werden.

Das Individuum ist unser einziger Ausgangspunkt, unser einziges Ziel. Und alle sogenannten höheren, reicheren, edleren, fruchtbareren, ja auch die reelleren Werte, für die man es opfern will: Rasse, Religion, Staat – sind für uns nur noch schreckliche, mörderische Götzen, die den menschlichen Geist vernichten, indem sie seine erhabene Gelassenheit ausbeuten. Sie sind Parasiten und die ewigen Feinde des Individuums, und wenn sie es ersticken wollen, tun sie es mit der List und Schmeichelei, was im Grund seine Königlichkeit nur besser beweist.

Ja, gegen die Dogmen von Autorität und Unterwerfung, gegen Kirche und Staat, sind wir aufrechte Individualisten. Das Individuum ist die einzige Realität. Außer ihm ist nichts als Phrase und Lüge. Gefährlich alles, was es verkleinern und vernichten will.

Der erste und entscheidende Grund für unsere antikriegerische Gesinnung ist die Erkenntnis, daß der Krieg, in mancher Hinsicht, aus der Verleugnung der menschlichen Persönlichkeit entsprang. Wie wir uns berechtigt fühlen, die glänzenden Erfolge deutscher Organisation zu verachten, weil sie, wie alles, was auf autoritärem Prinzip beruht, die Erniedrigung und Verkleinerung des Individuums voraussetzt, so verwerfen wir auch den staatlichen Sozialismus, der seine Getreuen (oder Ungetreuen) auf jegliche Verzichtleistung vorbereitet.

Aber weiter, was das Individuum betrifft: Es bedingt zunächst den Respekt der menschlichen Persönlichkeit. Einen ganz tiefen Respekt, der sich in jeder Hinsicht, ganz materiell, elementar und notwendig äußern muß, von der rein körperlichen Existenz bis zur zartesten Entfaltung einzelner Erscheinungen: da aber hören aller „Fortschritt", alle „Erobe-

rungen" der Zivilisation auf, auf die der Bürger so angeregt pocht. Und gerade in diesem Sinn bedeutet der Krieg den Ruin der Zivilisation. ... Für uns, die wir nur Menschen sind und sein wollen, ist die menschliche Persönlichkeit der einzig achtbare Wert. Nicht nur als Ziel, sondern schon als einfaches Prinzip, da zu sein, ist sie für uns der größte Wert. Das Individuum ist die einzige wahre Kraftquelle: auch das hat der Krieg nur zu sehr bewiesen. Alle politischen, sozialen und religiösen Anstalten, die dem Frieden unter den Völkern dienten und nur für ihn existierten, brachen überall schmählich zusammen ...

Das gibt es nicht mehr: ein Individuum im Gegensatz zu den anderen Menschen, es gibt nicht mehr: „andere Menschen", denn das ergäbe einen notwendig pessimistischen und misanthropen Individualismus, der die Wege der Liebe verloren hat und zum Vernichter der Gesellschaft wurde: solcher Individualismus ist sogar Selbstmord und führt zur Verelendung seiner selbst. Wehe dem einsamen Menschen, der alle Bande mit seinesgleichen abschnitt: solcher Rückzug und berauschendrr Selbstbetrug bringt kaltes Erwachen. Da kommt das Irren in der Wildnis, Schweifen auf abgelegener Straße, und man weiß nicht, daß man nur eines sucht: den Menschen. Das Herz verdorrt. Alle Horizonte verdüstern sich ...

Ja, das Individuum ist hier der einzige reine Wert. Drum laßt uns starke Persönlichkeiten züchten. Doch eine nur, die unsere nur, wäre zu wenig. Wir wollen sie in jedem Menschen respektieren und zu unserer eigenen Vervollkommung — das ersehnen wir — sie ganz emanzipieren. Unsere Freiheit, mitten in einem Sklavenstaat, ist bitter und unvollständig. In einer ungerechten Gesellschaft leidet die Persönlichkeit in uns. Wir brauchen, wir, für uns alle, für unsere Größe, unsere Freude und unsere Enfaltung, eine Gemeinschaft von gleichen und freien Menschen.

Das unser Individualismus. Anders als der eure, der entnervte. Er ist ganz Tatbewußtsein. Er hatte schon viele Profile. Er hieß Rabelais, Luther, Erasmus, Proudhon und Bakunin. Er ist unvergänglich. Er ist der Geist der Revolution.

Überall ist er. Verachtung kennt er nicht. Auf, Kameraden, tauchet ein in dieser Masse, die ihr verachtet. Überall werdet ihr unsern revolutionären Geist finden, in jeder Seele diese Masse, im Reaktionär wie im Revolutionär, im Bedrückten wie im Tyrannen ...

Das sei eure Wirklichkeit. Alle die physische Umgebung wie die erschwebende Form der Seele: das alles ist ewig und ist das Leben selbst. Die Realität ist der einzige Boden für die Kunst, ohne sie zerfasern ihre Wurzeln. Aber sie ist nicht das, was euch „realistische" Zuschneider in trübsamer Parodie vorgaukeln. Alle große Kunst hat mit sicherem Instinkt nur nach ihr gegriffen und daraus die heimliche Seele des Menschen

hervorgeholt. Darin bestand das Genie der Großen, darum wurden sie Vorbild ihres Volks.

Letzten Endes handelt es sich nicht um Demagogie, nicht um Tendenzkunst und aufs Butterbrot aufgestrichene Theorie. Der soziale Beruf des Künstlers, seine menschliche Sendung und das innere Wesen des Kunstwerks selbst erfordern: Leben!

Solchem Überschwang, solcher Fülle des Lebens stellen manche den Geist entgegen und wollen sie vor ihm erniedrigen. Wozu aber Gedanken, wenn sie abseits vom Leben stehn, und was ist ohne sie: Leben! Vermengung aller Lebensgüter, Verschwendung, Geben und Nehmen, das Leben mit allen Sinnen, mit ganzem Herzen klopfen hören, mit allen seinen Fähigkeiten erfassen: daraus entspringe das Werk. Die reale Dichtung wird nicht danach fragen, ob sie zeitgemäß ist oder nicht, und wird sich nicht einmal darum kümmern, ob sie individualistisch ist. Aus tiefem Urgrund kündet sich die neue Epoche des Aufbaus an. Ein großes Schicksal, eine große Renaissance eröffnet sich der „tätigen Kunst", der „brüderlichen Kunst."

Das ist der neue gallische Mensch, der Freund, der Bruder. Von unten herauf. Von vorne will er anfangen, mit jedem einzelnen. Der Künstler aber sei ganz Demut, ganz inniges Aufgehn im realen Alltag, ganz Hingabe an den wirklichen Moment, der wertvoller ist als alle ungelebte Ewigkeit. Jeder beginne gerade da, wo er steht. Drum ist ein anderer schon aufrecht neben Martinet, der fordert Erneuerung der Sprache, jenes heiligsten Attributs des Menschen seit Moses und Goethe. Jenes Instrument aller Lüge und Falschheit, die Sprache der Morgenzeitung und des Kaffeetischs, ist das schädlichste Gift des Menschenherzens, ein herumgereichter Becher, an dem alle die Miasmen und Bazillen des Tagesgebrauches sich ansetzten. Reinigung und Stabilierung unserer Umgangsformeln versucht Gérard de Lacaze-Duthiers, in einem „Petit Dictionnaire Idéaliste", den er regelmäßig seit 1917 in der Zeitschrift „Soi-Même" führt, als echtester Erbe der Umwälzer, die die „Encyclopédie" und den „Dictionnaire Philosophique" schufen.

Zu reinem Symbol wird da jede Vokabel im Dienst der neuen Idee erhoben. Vom Strahl freien Geistes beleuchtet, wie ein Diamant zugeschliffen und bis in den innersten Nerv ziseliert, wird jedes Wort zum funkelnden und aufrührerischen Manifest, zur beißenden Geißel und schmerzlichen Satire der Gegenwart. Überall der herbe Mahnruf: Seid da! Seid wach! Viel Bitterkeit und doch immer irgendwo die feinversteckte Ironie sind dieses Werkes gallische Physiognomie.

Ist nicht schon das erste Wort da Revolution:

„Action: Am Anfang war die Tat, sagt Goethe. Sie unterscheidet die Lebenden von den Toten. Nicht handeln ist: Selbstmord. Handeln bedeutet: Denken, schöpferisch sein. – Die wirkliche Tat ist tief, sie übersieht das Künstliche. Sie schweigt über ihr Dasein. Die kleinsten, niedrigsten Handlungen sind oft die schönsten. – Ein Tatmensch, will heißen: ein energischer Mensch, der die Wahrheit so liebt, daß er ihr zum Sieg verhelfen will. Tatmenschen sind selten. Viele werden für solche gehalten und sind nicht einmal „Menschen", aber leblose Steine auf der Landstraße.

Action d'art: Selbstloses, triebhaftes Handeln, das nicht nur in der Erschaffung von eigentlichen Kunstwerken besteht, sondern in der Betätigung des Schönen in allen Lebenshandlungen, durch die Unabhängigkeit des Individuums in jeglicher Gesellschaft. Künstlerisches Tun ist Protest und Revolte, nützlich und keineswegs nutzbringend, menschlich und keineswegs nur human. Jede Herzenstat ist eine künstlerische Tat. (Das Gegenteil: politische, moralische, soziale, kriegerische Handlungen!)

Action directe: Nicht jene, mittels der die Revolutionäre ihre Forderungen zu erreichen meinen und die niemals praktische Erfolge zeitigte. Eine andere „direkte Tat", die wahre, ist die, die in der inneren Evolution des Individuums besteht, in der Gewalt, mit der es sich selbst zersetzt, in der Anstrengung, über sich selbst hinauszukommen und sich zu verschönen, im Kampf gegen seine Leidenschaften, im täglichen Sieg über seine eigene Häßlichkeit. Die Erfolge sind auch positiv. Durch Kunst, Gedenken und Bücherlesen gelangt das Individuum zur Entdeckung seines Ich. Dort kann es sich spiegeln. Von dort aus geht ein „direkter" Einfluß auf sein Gewissen und Bewußtsein, das geändert und gekräftigt wird."

Intoleranz gegen alles Zweideutige und Doppelzüngige ist dieser Generation erstes Merkmal. Intolerant muß alle minoritäre Jugend sein, denn sie hat jahrtausendalte, chinesisch dicke Mauern zu durchbrechen: angespannteste Kraft tut not. Intoleranz ist ihre einzige Waffe gegen die scheele Schieberei und die Kompromisse, mit denen sich die abbröckelnden Väter zu halten glauben, die einzige Abwehr gegen geneigtes Lächeln der Herren Minister und das Schulterbeklöpfeln durch kriegslieferantengeschwängerte Bankierfinger. Drei Republiken gaben in Frankreich schon Kunde von dessen junger Intoleranz und Intransigenz. Und wird nicht vielleicht ein neuer Dictionnaire die Urform eines neuen Verfassungsgesetzes sein. Die Vertreter der Güte und der Menschlichkeit werden bald siegen, auch wenn sie noch so verfolgt werden, wie unter dem Monarchismus dereinst Diderot, der vor Gericht geladen wurde, weil

die Vokabel „âme“ in seiner Encyclopédie nach Aussage der Jesuiten zu „materialistisch“ behandelt worden war.

Weh und wichtig ist es denen, die im Namen aller sprechen. Das Individuum fühlt sich verantwortlich für die ganze Gemeinschaft. Es sagt nicht: Demokratie, um seine Schuld zu verbergen. Aber keiner weiß so gut von seinem Nebenmenschen wie der, der sich zuvor selber zerriß. Der betet wahrhaft, der zuvor am lautesten schrie. So gebiert des Kriegs gigantisches Leid die Freiheit. Sie lodert in Werken auf, die alle Kanonen dieses Jahrhunderts überdröhnen. Dichter, denen die Zeit gab, zu sagen, was sie litten, schrieben den Anklageakt gegen die Schuldigen am europäischen Mord. Und da ward nicht einer und nicht ein Volk, es war die ganze unmenschliche Menschheit, die ganze Zeit des Kapitals und des Klubsessels vor Gottes Grimm gezerrt, die niedere, die verachtete Welt der Scheinbildung und der Scheinheiligkeit.

Von P. J. Jouve stammt der erste Gesang „Pour l'Europe“:

Ein Gesang für Europa!
Singen für Europa! Hoffen für Europa!
Ich bin die kleinste Zelle, ich bin ein Individuum von Europa!
Wer aber sänge, wer, mit wuchtiger Strophe,
Sänge noch außer mir das stumme Leid aller andern!
Wer empfinge, wer, wenn nicht ich,
Die herrischen und die kleinlauten Rufe der Lebenden und der Toten!

Drei Bücher von ihm: Vous êtes des hommes, Poème contre le grand crime, Danse des Morts: ein gleiches Todesthema, gleicher Zorn und Bann gegen den alten Staat, und doch kein Poem ohne die zitternde Stimme des Mitleids:

Ich verkünde euch das Mitleid: männliches, leuchtendes Mitleid,
Denn du und ich, wir sind Helden des Mitleids!

Dann aber, was ist dann zu tun?:

Dann beginnt der andere Krieg,
In dem jeder gegen sich selber und gegen alle zieht,
In dem sich jeder opfert für sich selber und für alle.

Eine neue Welt ersteht: Glaube, Vernunft, Verbrüderung. Zurück zum ersten, einfachsten Gebot: wie Rousseau. Hin zur ganzen, zur auferstandenen Menschheit in jedem Menschen: wie Whitman. Denn des Schicksals tiefe Gebärde will es, daß vor den Armeen Wilsons längst Amerikas größter Mensch des Franzosen wirkliche Seele erkauft hatte. Die kleine europäische Provinz mit der Hauptstadt Paris empfing die Weltumarmung, sie wird nicht die letzte sein, die in die gelockerte Erde der Schlachtfelder kniet. Wozu wären ihr sonst Barbusse-Homer, Jouve-Jeremias, Duhamel-Dante beschieden worden, wozu gerade Frankreich?

Überall auf dem Erdball, mit der Besiegung des Kriegs und der Kriege, erfüllt sich das Motto: Die Welt fängt im Menschen an. Es erfüllt sich auch und schließt sich der Regenbogen-Halbkreis, mündet jenseits, in feindlichem Ausland, und ergießt sein siebenfarbiges Licht über die siebenfach gespaltenen Völker. Ein Schimmer, ein inneres Bewußtsein glüht empor. Die Welt endet im Menschen. Drum lieben sie alle einander.

Slevogt

von Julius Elias

Max Slevogt, die stärkste Begabung des nachuhdeschen Malergeschlechtes, hätte einst in München als erster an der Spitze der Ereignisse stehen und seine Generation führen können. Aber er zog vor, sich unterzuordnen; ging in die strengere Luft Berlins, trat hier bescheiden in die Evolutionslinie – Schadow-Krüger-Menzel-Liebermann – ein, gab ihr von der Wärme seines interessanten Mischbluts ab und führte sie ein gutes Stück weiter. Fast um dieselbe Zeit tat Corinth ein ähnliches; doch er war vor der Kunst nicht demütig wie Slevogt: er etablierte einen Malerbetrieb und breitete sich suverän aus. Slevogt aber brachte einen sachlichen Ernst für den Berliner Impressionismus mit: er entwickelte sich und ihn: undoktrinär, frei, unsensationell. Er wurde, ohne Schule zu machen, in gewisser Beziehung eine treibende, klärende Kraft. Und blieb dennoch für sich, in seiner süddeutschen Haut, kein Richter des Lebens und der Gesellschaft, sondern ihr enthusiastischer Anbeter.

Noch ein dritter kam damals aus dem Süden nach Berlin: der Württemberger Robert Breyer; auch er, um den großen Anreger Liebermann zu suchen. Er hatte zwölf Jahre vorher im Dasein Slevogts eine Rolle gespielt, indem er den im Galerieton befangenen jungen Akademiker befreite, für die Farbe befreite. Er ist, wenn auch ein durchaus nur für den Realismus befähigtes Naturell, mit Slevogt treu durch alle Experimente des modernen Kolorismus bis tief in die Malerei des Lichtes gegangen. Hat am lebhaftesten von allen den Freund erkannt, diese mannigfaltige, schillernde, heitere, singende und klingende Berufung Slevogts. Und ist in den Schatten zurückgetreten. Man wird ihn eines Tages herausholen müssen.

Mit der Wirksamkeit der Berliner Sezession und der Stiftung der

Häuser Paul und Bruno Cassirer setzte der künstlerische Durchbruch Slevogts ein. Es entfaltete sich, nach Zeiten schwankender Problematik, ein Maler, und es entfaltete sich in noch höherem und stärkerem Grade ein Zeichner, an den Aufgaben, die ihm die Berliner Menzeltradition gestellt hat. In anderer Art als bei Liebermann ist in Slevogt der Maler vom Zeichner nicht zu trennen. Was Liebermann als Maler ausdrückt – die Sprache des Erdgeistes, die Seele und das Charakterrätsel des Menschen, den sozialen Rhythmus, das Revoltierende der Zeit – steht gleichwertig neben dem, was aus Natur und Leben sein abkürzend schreibender Griffel in gleichsam farbigen Aufwallungen uns verrät und suggeriert. Slevogt aber mußte vielleicht nur deshalb Maler werden, um Zeichner sein zu können. Ein genialer Zeichner voll gestaltender Einbildungskraft, erfindend und findend. Bei Liebermann ist Phantasie jener Zwang seines künstlerischen Wesens, der ihm für seine malerischen Visionen die naturnotwendige Form bereitet und aufnötigt. Bei Slevogt dagegen ist Phantasie eine romantische Naturanlage, ein Seelen- und Geisteszustand, der unendlich reizbar, immer in Arbeit ist, um Realitäten in die Magie von Träumen umzuschaffen, ein naiver Fabuliermechanismus, der spielerisch und mit fröhlichem Ernst, bizarr und leidenschaftlich um die Dinge herum erzählt, und ein eingeborenes Gefühl für Musik.

Das Musikalische, ja, ist das Entscheidende im Phantasiker Slevogt. Vom Landschafter Sisley weiß ich, daß er seine blauen rätselhaften Himmel gemalt hat, während ihm das Trio-Motiv des Scherzo aus Beethovens Septett im Herzen klang und über die Lippen summte. So möchte man meinen, daß Slevogt in hüpfenden, beglückenden Mozartphrasen schwelgt, wenn er, zumal mit dem Griffel, arbeitet. Slevogt ist übervoll von Mozart. Ich führte ihm einmal eine Dame zu, die eine Wanddekoration fürs Musikzimmer bei ihm bestellen wollte. Sie wünschte durchaus Wagner; aber Slevogt dekretierte: Mozart. Und die Frau mußte sich mit Mozart – begnügen. Man begreift, daß dieser Künstler jedem ernsthaft in der Berufswahl schwankte: mit schwerem Herzen – versicherte er mir in unserer Jugend – habe er vom Gesangstudium Abschied genommen. Wilhelm Diez war schließlich stärker als Kapellmeister Lumpe.

Aber zum Musikanten war auch er geboren; die Musik beschwingt seine Hand, bereichert das Leben seiner Phantasie.

Ich muß hier einschieben, daß Anlaß zu dieser Glosse eine Ehrenausstellung ist, die die „freie Sezession" und Paul Cassirer dem alten Freunde und verflossenen Vereinspräsidenten zu seinem fünfzigsten Geburtstage gerüstet haben. Eine stattliche, sehr komplette Ausstellung, was die Malereien betrifft, beklagenswert unvollständig aber im Zeichnerischen. Es

hätten ruhig hundertundfünfzig Bilder fehlen und dafür tausend Zeichnungen mehr sein dürfen. Denn, wie gesagt, seine besten Stunden hatte Slevogt in der gelegentlichen, inspirierten Anfüllung seiner Skizzenbücher. Eine so ausführliche Behandlung seiner frühesten und späteren Münchener Malerepoche hat Sinn nur für die Kunstgelehrsamkeit, die Slevogts späteres Werk gern aufs alte gediegene „Münchener Bild" projizieren möchte. Auch nachdem er der Diezschule entlaufen war, auch als er Uhde und Trübner folgte, haftete Slevogt noch für eine ganze Weile ein dunkler und schwerer Akademismus an, „beschattete Natur", wie Heilbut fein es nannte. Erst als die Sonne in diese Treibhausluft brach und die Atmosphäre um ihn reinigte, wurde Slevogt . . . Der Sezession nun erwuchs eine erfreuliche Ergänzung durch Friedländers Entschluß, Slevogts graphisch interpretierte Zeichenkunst gleichzeitig im Kupferstichkabinett auszubreiten. Friedländer hat immer Witterung für aufkommende zeichnerische Genialitäten gehabt. Der Fall Slevogt interessierte ihn sehr früh, und er sammelte, was er haben konnte, das heißt beinah alles. Der selbstherrliche Beschauer also reduziert sich den Maler Slevogt auf die kurze Reihe der Qualitätsbilder: auf seine schönsten Landschaften, auf die merkwürdigsten Kompositionen, auf die reizvollsten Stilleben (unter denen ich einige besonders üppige und humanisierte sehe, die nicht da sind), auf seine bravourösesten Bildnisse, und nimmt die Ausstellungen am Kurfürstendamm und auf der Museumsinsel als Einheit.

Als Slevogts Phantasie noch nicht flügge war, ist sie Verträumtheit gewesen. Und sonderbar, damals galt er als roher Realist und wurde brutalisiert. Ich erinnere mich, wie man ihn verteidigen mußte gegen die Zornesausbrüche, die die „Ringer", das „Menschenpaar", „Scheherezade", der „verlorene Sohn" hervorgerufen hatten. Nie hat Slevogt wirklicher und weniger schattenhaft gemalt, als zu der Zeit, da die Phantasie ganz von ihm Besitz ergriffen hatte. Nie stand er fester im Diesseits als in den Momenten, da die Melodik seines Innern ihn au-delà führte. In dieser Antithese steckt der Künstler Slevogt. Seine Phantasie nämlich arbeitet niemals mit den Symbolen der gelehrten Bildung wie Klingers Phantasie: sie ist einfach neuschöpferisches Alleinsein mit der Natur. Auch in seine barockste Vignette dringt das Leben. Er könnte auf jedes Blatt das Motto schreiben, das Goya und nach ihm Toulouse-Lautrec für ihre ätzenden, zugespitzten Wirklichkeitsdokumente hatten: „J'ai vu ça." Er hat nichts gemalt oder gezeichnet, was er nicht gesehen hätte. Oder innerlichst erlebt, was dasselbe ist. Erläutert er Werke anderer, so bleiben sein Wirklichkeitsdrang und seine Einbildungskraft dennoch ungefesselt. Mag es sich nun um die „Ilias" oder um ein orientalisches Märchenbuch oder um eine Indianerromantik handeln. Der Freude am Sein entspricht

die Lust am Schein, – an der Scheinwelt des Theaters. Seine beiden stärksten Porträts, die „Marietta" und der „schwarze Andrade", sind ganz in Bühnenstimmung getaucht; aber nicht ist die Wirklichkeit zum Theater drapiert, vielmehr findet man die Wirklichkeit des Theaters und sieht in sie hinein; auch auf die Sada Yakko-Studie und auf das Geisha-Haus des „verlorenen Sohnes" fällt ein Schimmer jener bunten, theatralischen Dämonie, die Slevogt so sehr liebte. Bis zu dem Grade liebte, daß er drauf und dran war, sich als mitschaffender Maler dem Theater zu verschreiben: er stürzte sich in Mozarts „Titus" für Possart, in die „Lustigen Weiber" für Reinhardt, in den „Florian Geyer" für Otto Brahm. Aber bald merkten seine eigenwilligen Künstlerinstinkte, wie hart der Welt der Träume die nackte Wahrheit des Betriebs entgegenstand, und er blieb in jenen schöneren Welten, die vor den Kulissen der Zuschauer in schöner Mittätigkeit sich weiter und zu Ende dichten kann.

Denn die Gebilde seiner eigenen Phantasie bewertet Slevogt selbst nur als künstlerische Stimulantien; er will Erregungskeime in den Betrachter werfen, ihn zu „eigenem Dichten" auffordern. Er hat den sprungbereiten Elan, der aus der Tiefe eines sinnlichbewegten, ins Unbegrenzte strebenden Temperaments kommt, nicht lange verweilt, nur auf das Wesentliche drückt und bald wieder zu neuen Wundern eilt. Nehmen wir die „Ilias", seine Ilias. Er „illustriert" nicht; man soll überhaupt nicht glauben, daß Slevogt je Lust verspüren könnte, am langgestreckten Faden einer zyklischen Dichtung Bild um Bild zu spinnen. Er hat nicht das Sitzfleisch und die ausharrende Intelligenz Menzels. Er ist (ganz richtig) von Delacroix' Stamm und Schule, – so ein Epileptiker, wie Ingres sagen würde: er sagte es nämlich von Delacroix. Das Wesen seines Schaffens ist auf rastlose Impulse, auf schweifende Laune und nicht auf gefaßte Intensität gerichtet. Die Mitarbeit seiner Malernatur regt nur jener vulkanhafte Gefühlsmittelpunkt der „Ilias" auf und an, wo der Pelide sich im Zorn erhebt, wo der menschlich passive Groll übermenschlich aktiv wird, wo sich in Achilleus die erschütternde Wandlung vom Feinde seiner eigenen Kriegsgefährten in einen Trojanerhasser vollzieht, wo er über Ilion das Schicksal heraufführt, unter dessen Schwere er selbst begraben werden soll. Homers „große Gelassenheit"? Nein, ein Titanenherz, das bis an die Schläfen pocht, ist in diesem letzten Iliasviertel, der „Achilleis", ein Sturm, eine Schrankenlosigkeit der Leidenschaften und eine Verwirrung der Gefühle und Instinkte, die bis zur höchsten Tragik emporwachsen, – der Gipfel des Tragischen rührt immer ans Groteske: dieser überzeichnende, makabre Humor ist notwendige Begleiterscheinung eines Schöpfertriebs, der, wie im Fieber, seine realistisch-phantastischen Gesichte steigernd bis zur äußersten Grenze führt. So wenig Homer ein Maler ist (die Häupter des ästhetischen

ancien régime wollten ein Schulbuch für Maler aus ihm ziehen), so wenig ist Slevogt „Literat". Er geht nicht, nacherzählend, die Ilias durch — er läßt nur in schwärmend-schönen zeichnerischen Studien sehen, wie gewisse Motive des Gedichtes sich in sein Malertemperament hineingeschrieben haben. Was er macht, ist eigentlich unhomerisch, ungriechisch, ungelehrt. Small latin and less greek. Goethe sagt von Shakespeares „Julius Cäsar": Das sind nicht Römer, sondern verkappte Engländer, aber weil es Menschen sind, so können es auch wohl Römer sein. Preller hat Griechen geschaffen — mit akademischem Frommsinn, mit der schönen, noblen Linie, die allen Erdenstoff vergeistigt und jede Grausamkeit des Gefühls veredelt. Slevogts rebellisches Talent kennt nur den wahren Geist des Lebens. Er ist sich bewußt, daß jede Zeit ihre eigene Art hat, die Natur vergangener Kunstvisionen zu sehen und wiederzugeben. Auf seine Art hat also auch Slevogt das Land der Griechen gesucht und gefunden; ist's kein Griechenland, so ist's doch ein Menschenland, in dem sich ein „kurzes, rühmliches" Heldenleben in aufregendem Wirbel entrollt und vollendet. Der Abglanz eines raschen, tatengewaltigen, heroischen Daseins schimmert in diesen Blättern, die von einer sichtbaren Welt ganz heimlich in eine unsichtbare hinüberführen, wo ein zwingendes Muß, eine Schicksalsmacht am Werk ist. Über der kämpferischen Verzücktheit des Achilleus hängt etwas, das stärker ist als er, und das ihn aufzehren wird.

Und Slevogt kann hier betonter als in andern Zyklen seiner Freude an Bewegung, Kampf der Kreatur, Körperschönheit und -gewalt, Muskelstärke, kurz: seinen geheimen Delacroixempfindungen nachgeben. Der Rhythmus hastig erregter, zu Knäueln geballter und wieder auseinanderstürzender Menschenmassen; das Ankämpfen muskulöser Arme gegen den Strom; der verzerrende Taumel im Ausdruck menschlicher Gesichter, wenn Riesenkraft sich mit Riesenkraft im Nahkampf mißt. Eine kühne Grazie ist in diesen Blättern: sie sind in einer hastigen, suggestiven, außerordentlich weichen und tonalen Kurzschrift geschrieben, so unschwer, daß sie wie improvisiert erscheinen, und alle Wirkungen und alle Reize landschaftlicher Natur und die merkwürdigen atmosphärischen Einflüsse sind wie im Extrakt mit einbezogen. Es ist geschliffener Impressionismus, der hier schreibt. In die Nähe dieser sinnlich-seherischen Eingebungen rückt sich, in meiner Empfindung, der blühende Exotismus der Raubtierstudien, die von Zeit zu Zeit Slevogts abenteuerlichen Sinn angelockt haben: die wildernde, springende, federnde, unheimliche, tückische Kreatur, dieser so unbarmherzige wie interessante Feind des Menschen reizt gleichmäßig Naturgefühl wie Phantasie. Aquarellzeichnungen übersetzen die schimmernd gefleckten Leoparden, die glänzend schwarzen Panther frei aus der angeschauten Wirklich-

keit in all ihrer Lebensfülle und Bewegung: die Roheit wird Anmut, die Wildheit Schönheit.

Angeschaute Wirklichkeit. Im schwülen Ballsaal zieht ein holdes, elegantes Kind einen schlanken schwarzen Domino übermütig hinter sich her, — das blühende Leben, das sich den Tod holt; Totentanz . . . Fünfzehn Jahre später, Ägypten: Nillandschaft bei Assuan, ein Morgen bei Luxor, eine Moschee mit Lehrer und Schüler, auf einem himmlisch roten Teppich sitzend. Alles hingezaubert in eindringlich-breiter Fleckenwirkung wie vom sehr irdischen Claude Monet. Lichtmalerei von strenger Beobachtung. In der Echtheit dieser milden, starken, alles Gegenständliche mystisch auflösenden Lichtes liegt eine absolute optische Wahrheit: Erdenland — und dennoch: Märchenland.

Max Slevogt ist unser letzter Impressionist und unser erster neuer Romantiker.

Ein Monat Revolution

von Samuel Saenger

I

Ein Monat Arbeiter- und Soldatenräte liegt hinter uns, ein Monat Herrschaft des revolutionären Rechts.

Ich habe nicht erwartet, daß ihr gelingen werde, in diesen paar Wochen, die von der materiellen Not im Lande und der imperialistischen Grausamkeit der siegreichen Bourgeoisien des Westens beladen waren, die neue Autorität aufzurichten. Ich habe nicht erwartet, daß die deutsche Demokratie und die, bei Gott, nicht simplen Forderungen der sozialistischen Gesellschaft plötzlich an die Stelle der alten kapitalistischen Gesellschaft und des alten autoritären Staates treten würden. Ich habe nicht erwartet, daß die Weisheit des Utopia-Dichters Thomas Morus, mit Karl Marxens Wissenschaft verbündet, im Gehirn meuternder Matrosen und Soldaten rasch die für die Praxis reife Form erhalten und den Menschen zum Glück spendenden Mitmenschen urplötzlich umwandeln werde. Das habe ich nicht erwartet.

Im Radikalismus der Tat war und ist Einheit nur in negativer Hinsicht, im Haß gegen die fluchwürdige Militärdiktatur des alten Regimes und gegen die politische Impotenz des alten hohenzollernschen Kaiserismus. Darüber hinaus stehen sämtliche Schattierungen politischen und sozialen Wollens, die durch die demokratischen und sozialistischen Etikettes in

irgendeinen Zusammenhang gebracht zu werden pflegen, unvermittelt und unausgeglichen nebeneinander. An der einen Stelle befehden sie sich aufs Messer, an der andren stützen und vereinigen sie sich zu unklaren Kompromissen. Es fehlte die Orchestrierung, und der Mann, der sie vornimmt.

Die staatlichen und kommunalen Verwaltungsapparate funktionieren so im allgemeinen weiter, trotz willkürlicher Eingriffe lokaler Vollzugsräte. Die Autorität des bürgerlichen Rechtes besteht so im allgemeinen weiter und wird von der Routine des gesellschaftlichen Lebens geachtet, obwohl auch hier Übergriffe der lokalen Vollzugsräte neues Recht von Fall zu Fall zu schaffen trachten. Die Provisorische Regierung, die sich an die Stelle der alten Kaiserlichen Reichsregierung gesetzt hat, spricht für das ungeteilte Ganze, sucht es nach außen zu vertreten, wehrt den offenen und geheimen Loslösungsgelüsten der einzelnen Teile, hält ungefähr an den überlieferten Gemeinsamkeiten und Selbständigkeiten zwischen Bundesstaat und Einzelstaaten fest, überläßt das Streben nach einzelstaatlicher Neubildung (Rheinland-Westfalen, Thüringen, Ostpreußen . . .) provinzieller und lokaler Initiative und stützt sich bei ihrer Arbeit auf den guten Willen der Ämter, die bisher die Kompetenzen des Reiches gesondert vertreten und verwaltet haben.

Die Autorität dieser Provisorischen Regierung hat aber, das muß gegen wirre Deutung betont werden, eine ganz andere Grundlage als die früheren, aus Revolutionen emporgehobenen Autoritäten: sie setzte sich vom ersten Augenblick ihrer Existenz aus zwei Köpfen, aus zwei Zentren, aus zwei Willen zusammen.

Vorbereitet war die Revolution von den sogenannten Unabhängigen, und unter diesen wieder von den Verfechtern des unbedingten Klassenkampfes und radikalster, ins Bolschewistische hinüberschillernder Überzeugung. Man soll die Wahrheit sprechen und feststellen: Weil die sogenannten Mehrheitssozialisten seit dem 4. August 1914 den Bestand des Reichs gefährdet wußten und den unauflöslichen Zusammenhang zwischen dem Gedeihen der deutschen Arbeiterschaft und der Unversehrtheit des deutschen nationalen Wirtschaftskörpers erkannten, stützten sie die kaiserlichen Regierungen und fanden sich erst zu deren Sturz bereit, als der Bankrott ihrer unheimlich blinden Kriegspolitik greifbar und die Revolution unvermeidlich geworden war. Durch ein Komplott meuternder Matrosen und Soldaten (auf Urlaub oder desertierender) und unabhängiger Sozialisten war sie angesponnen und ins Rollen gebracht worden. Die Mehrheitssozialisten aber hatten die Umbildung durch radikale Ausnützung parlamentarischer Möglichkeiten geplant, ihnen schwebte, mit anderen Worten, zunächst eine Revolution auf bürgerlich-parlamentarischer Grundlage vor: die Demokratie stand an erster, Sozialismus und ‚Vereinigung‘

der Klassenkampfforderungen an zweiter Stelle. Dieser Tatbestand darf nicht verdunkelt werden. Die Scheidemänner bildeten noch am Vorabend der Revolution mit der bürgerlichen Linken zusammen ein Koalitionskabinett und stellten wegen einer taktischen Frage — der Kaiserfrage — ihr Ultimatum. Nun besannen sie sich sehr rasch auf die gemeinsamen Grundlagen des theoretischen Glaubens, formten mit den seit zwei Jahren getrennt marschierenden Genossen die neue Regierung und fühlten sich als Exekutive der Arbeiter- und Soldatenräte, die, mit unklaren Begriffen von Demokratie und Sozialismus, als Kontrollinstanzen und Parlamentsersatz funktionierten. Aber — einmal in der Regierung, traten die beiden Köpfe und Willen wieder hervor und auseinander. Sie, die Mehrheitssozialisten, unterstrichen das Provisorische ihrer Mission: die Demobilisierung, die Sicherung der Ernährung, die Herbeiführung des Vorfriedens und die beschleunigte Einberufung der Verfassung gebenden Nationalversammlung, um des Reichs, der Freiheit, des Friedens willen. Die anderen, die Unabhängigen, nahmen gleich im Rahmen des Provisoriums gegen Bürgertum und kapitalistische Wirtschaftsordnung eine Kampfstellung ein, leiteten vorbereitend die Sozialisierung ein und gründeten die Autorität des Provisoriums auf das Mandat der suveränen Arbeiter- und Soldatenräte, — die als Einheit des revolutionären Wissens und Willens noch gar nicht existierten, da bis zu den Entscheidungen der auf den 16. Dezember einberufenen alldeutschen Arbeiter- und Soldatenräte die Provisorische Regierung sich zwar auf die sittliche Zustimmung einer Volksmehrheit zu stützen scheint, staatsrechtlich aber ihr Dasein aus der Suveränität des Großberliner Sowjet ableitet.

Die Folge dieses wirklich analogielosen Zustandes ist Verwirrung, Zerbröckelung des Reiches, Neben- und Durcheinanderregiererei, noch weiteres Zusammenschrumpfen des bürgerlichen Kredits, noch weitere Einschüchterung des arbeitswilligen und wirtschaftstechnisch heute mehr denn je unentbehrlichen Unternehmertums, noch größere Machtlosigkeit nach außen und die gierig von allen Seiten ins deutsche Territorium und in deutsche Elementarinteressen eingreifende Begehrlichkeit aller anderen Nationen und Natiönchen Europas. Wilson und die Nationalversammlung, die eine zentrale Reichsautorität schaffen und für den demokratischen Föderalismus der deutschen Völker, Landschaften und Stämme die Verfassungsform entwerfen soll, gelten als die Rettungen. Wir werden sehen. Unsere Hoffnungen und Erwartungen werden aus den Erinnerungen an die bauenden und heftig vordrängenden Kräfte des Deutschtums genährt. Wird, zum ersten Male in deutscher Geschichte, deutsche Demokratie, so wird auch die Initiative der tüchtigsten Einzelwesen frei und kommt der Gesamtheit zugute. Wir wissen ja noch gar nicht, wie die deutsche Seele aus-

sehen und welchen Anblick eine bürgerliche Gesellschaft gewähren wird, die des kommandierten Patriotismus und der kommandierten Ideale ledig ist. Die deutsche Revolution aber bedeutet den deutschen Tod, wenn sie ohne Übergänge und eine geraume Zeit der Anpassungen die absolute Reife und die unbeschränkte Herrschgewalt dem Proletariat zuspricht und die in langer Zucht aufgespeicherten bürgerlichen Tüchtigkeiten gleich null setzt. Diese erschöpfen sich nicht in Profitsucht und Willen zur Ausbeutung. Dem Sozialisierungsprozeß, der sich immer stärker des Wirtschaftskörpers bemächtigen und zunächst eine Ära der Staatsmonopole einleiten wird, stehen sie nicht im Wege: sie haben die Macht nicht dazu.

2

Es gab Mitwoller und Mitwisser aus bürgerlichem Lager, die der Haß gegen die Militärdiktatur der Kriegsjahre zur schärfsten Negation des Bestehenden trieb, die aber zunächst und zuletzt die Demokratie in republikanischer Form erstrebten, ohne an den sofortigen Umsturz der bisherigen Wirtschaftsordnung zu denken: ihr Kampf galt dem System des politischen Imperialismus, wie ihn das ancien régime auffaßte und betrieb. Neben grundsätzlichen Pazifisten standen die grundsätzlichen Humanitarier. Die Solidarität, an die sie dachten, war keineswegs die der Proletarier aller Länder; sie ging weiter als die Theorie des Klassenkampfes gebot; sie umfaßte das ganze Europäertum, die ganze Menschheit. Aus dieser universellen Solidarität sollte die Versöhnung der Völker, das neue Völkerrecht, der Völkerbund geboren werden. Der Prophet dieses Glaubens war Woodrow Wilson, dessen Bekenntnisse waren ihr Evangelium.

Der Glauben selber war altes europäisches Erbgut. Die Naturrechtslehrer hatten ihn vorbereitet, aber die von ihnen gepflanzte Gesinnung wuchs langsam. Immanuel Kant erst – sein Name sei gesegnet – hat ihm im philophischen Entwurf zum ewigen Frieden (1795) festere Gestalt gegeben, hat die Präliminar- und Definitivartikel formuliert und über die Mißhelligkeiten und Einhelligkeiten zwischen Politik und Moral mehr Licht ausgeschüttet, als die Ministerkollegien sämtlicher ‚fortgeschrittener' Demokratien der Welt, mit Lloyd George und Clémenceau an der Spitze, in ihren engen Köpfen zu fassen vermögen. Als sich mir, im Stockholmer Sommer 1917, nach den fruchtlosen Versuchen, die zerschlagene proletarische Internationale aufzurichten, das Gefühl der nun unabwendbaren Katastrophe ins Gemüt senkte, klammerte sich alles Hoffen an Wilsons Botschaft, den Grundsätzen von Kants Vernunftpolitik, soweit es der unbesiegbare Rest menschlicher Tierheit zuläßt, auf dem zukünftigen Friedenskongreß zum Sieg zu verhelfen. Denn die Dinge hatten sich inzwischen so zugespitzt,

daß kapitalistische wie sozialistische Denkart in allen Teilen des Planeten in gleichem Maße an einer Verständigung, Versöhnung und reibungslosen Verkehr sichernden Neuordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen unter den Völkern interessiert waren, daß für alle Beteiligten, also auch für den Sieger, die falsche Rechnung des Weltkriegs offenbar und das ehrliche Bekenntnis zu einem wahrhaften Rechtsfrieden das einzige Mittel der Rettung geworden war.

Wird Wilson – der sich vielleicht nicht an Kants Traktat, sondern an des Jeremias Bentham (Fragment gebliebenen) Grundsätzen für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden (1786–89) erleuchtet hatte – die Willenskräfte besitzen, um die seiner Vernunfrpolitik wehrenden Widerstände der Nationalisten und Imperialisten zu brechen? Wird Wilson die tiefe Einsicht haben, die siegreichen Bourgeosien des Westens vor dem Tod bringenden Rückfall in blindesten Kapitalismus und Nationalismus zu bewahren und ihnen das Menetekel an die Wand zu malen? Wird er sie vor den Gefahren eines kurzsichtigen Egoismus zu schützen und für die Diktatur wohlverstandener Humanität die Bahn frei zu machen vermögen? Wie stark die menschlichen und die proletarischen Solidaritätsgefühle sind, wird sich jetzt erst zu zeigen haben. Nie noch leuchtete ihnen der Polarstern so rein und unbesudelt entgegen, nie sprach die Formel der St.-Simonisten so eindeutig: Et la Nation et l' Humanité.

Das sind heute unsere Fragen. Die Entwicklung in Rußland, in Deutschland, überall auf dem europäischen Kontinent – von Großbritannien ist vorläufig noch abzusehen – sind eine Kette von Warnungen, sie spricht deutlicher, als unsre Sorgen und Kümmernisse. Diese werden vergehen, die allmächtige Entwicklung bleibt und kehrt sich allenthalben gegen den Triumph von Haß und Rache über Vernunft, Menschlichkeit und Selbstschutz.

3

Über diese bürgerlichen Mitwoller und Mitwisser der Revolution spielen neben Mehrheitssozialisten oder gar den radikaleren Unabhängigen eben eine sekundäre Rolle. Weil die reine Demokratie, ihrem eingeborenen Begriffe nach, jede Diktatur, also auch die des Proletariates, ausschließt und sämtliche bestehende Demokratien bisher noch in bürgerlicher Verwaltung sind, ist sie ihnen verdächtig und das Bekenntnis zu ihr schon ein Beweis konterrevolutionärer Gesinnung. Und weil die augenblickliche Sorge der Mehrheitssozialisten zunächst auf die reine Demokratie gerichtet ist, werden auch sie von den Radikalsozialisten sans phrase in den gegenrevolutionären Topf geworfen. Es ist zweifelhaft, ob die Vernunftehe zwischen denen um Haase und denen um Scheidemann-Ebert lange dauern kann. Es besteht kein zentraler Wille, keine Diktatur eines Willens,

der sittlich und tatsächlich von der Mehrheit des Volkes gestützt ist. Wer sie üben dürfte, die Provisorische Regierung, ist zu schwach und willensgelähmt, um die Macht zu nützen. Was ist, kann nicht einmal eine Diktatur des Proletariats genannt werden, — dieser Ausdruck, der immer wieder gebraucht wird, ist immer wieder falsch. Bis heute wenigstens, Sonntag, den 15. Dezember 1918. Man darf vorläufig nur sagen: das deutsche Proletariat, in sich zerspalten, verhindert durch die Unklarheit und Vielstrebigkeit seines Wollens, daß Terror und Diktatur einer Minderheit im Großen geübt werden. Es will, nach den Bekundungen der meisten Arbeiter- und Soldaten-Räte, insbesondere des Großberliner Sowjet, auf den sich die Autorität der provisorischen Regierung stützt, Demokratie und Sozialismus in der denkbar allgemeinsten Bedeutung der Begriffe. Es will die Freiheit, die Ordnung, die Belebung der wirtschaftlichen Tätigkeiten nach den Analogien des Wirtschaftsbetriebes vor dem Kriege. Es will eine Entgiftung des kapitalistischen Übermutes und Beseitigung des privatrechtlichen Profitunfugs. Es will eine gerechtere und vernunftgemäße Verteilung des Arbeitsertrages. Es will, ganz ungefähr, eine Sozialisierung der Großbetriebe, wo sie möglich ist, und so weit sie jetzt möglich ist. Es will, dem Recht auf Arbeit entsprechend, die denkbar vollkommene und sofortige Einschränkung der Arbeitslosigkeit. Aber es will, nach der unbezweifelbaren Mehrheit der Stimmen die laut werden, was es will, mit dem Kopfe und der Einsicht der Exekutive, der Provisorischen Regierung ... bis zu dem Augenblick, wo die Konstituante und der Friede die endgültige Exekutive und Legislative schaffen. Soweit gut; wir wollen ähnliches. Die Revolution, die demokratisch und sozial zugleich ist und nicht anders sein konnte, die mehr und anders sich vollziehen mußte als die russische (von der nur die alleräußerlichsten Formen entlehnt sind) oder gar die Bourgeoisrevolution der Großen Französischen Revolution: diese deutsche Revolution erhebt einen neuen Autoritätsbegriff auf den Tron und setzt hinter die kapitalistisch freie und suverän verfügende Wirtschaft von früher einen Schlußpunkt. Aber Marodeure eines mißverstandenen Sozialismus, syndikalistische Hitzköpfe und von der Revolutionshysterie in den Wirbel gepeitschte Intellektuelle wähnen die Gelegenheit für die verzweifeltsten Experimente günstig. Allerhand kleinkalibriges Volk versteht unter Recht auf Arbeit die Pflicht zur Arbeitsenthaltung und den gesellschaftlichen Anspruch auf den Arbeitsertrag derer, die arbeiten, schwillt zur Gemeinde der ‚wahren' und allein echten Revolutionäre, terrorisiert in den lokalen Sowjets durch sinnlose Lohnforderungen und Einmischung in den technischen Betrieb das Unternehmertum, lähmt die produktive Arbeit und macht die Bezwingung der Gefahren, die mit der Arbeitslosigkeit verknüpft sind, zu einem unlösbaren Problem. Sie treiben uns an den Rand der

Anarchie. Hungerrevolten, Bürgerkrieg, die Kuratel Deutschlands unter fremdkapitalistische Bourgeosien, die ihr genehme eigene Arbeitsbedingungen diktieren wird, sind die nächsten Etappen.

Dabei lechzt dieses Volk nach Ordnung und der Gelegenheit zu aufbauender, von neuem Geist belebter Ordnung. Es fühlt auch in diesem Zusammenhang instinktiv, wie unbrauchbar das russische Beispiel für Deutschland ist. Rußland ist reiches, dünnbesiedeltes Bauernland, es ist von westeuropäischem Industrialismus und Exportismus kaum noch bedeckt und könnte, bei vernünftiger Verwaltung, dem Ideal der Selbstversorgung und lokaler Selbständigkeit sehr nahe kommen. Ist's ein Wunder, daß die Wunderblume von Tolstois Prophetismus, das unbedingte Gegenteil alles westlichen Intelligententums, aus russischem Boden sproß? Wenden wir uns den Westslawen zu, den Polen und den hussitisch gestimmten Tschechen, gleich stoßen wir auf eine grundverschiedene Wirtschaftsgesinnung und Seelenverfassung: der Tschechenkönig Masaryk, ein (irre ich nicht) in Amerika geborener Slowake, steht John Stuart Mill und William Morris, das heißt englischer Idealität und englischer Werkgesinnung unendlich näher als Tolstoi oder selbst Rousseaus sozialem Mystizismus. Eine Gruppe unsrer dialektisch stark gewappneten Intellektuellen (von Literatenherkunft), die nicht recht wissen, wo im Raume sie zwischen Karl Marx und Friedrich Nietzsche Posto fassen sollen, scheint das Wesentliche der Verschiedenheiten zu übersehen und verliert sich in Verwirrung stiftende Schwarmgeisterei. Ihr Tun wäre weniger gefährlich, wenn sie etwa, zur Abstellung heutiger Nahrungsnot, die Nachahmung des zentralaustralischen.. Totemismus empföhlen, einer recht zweckmäßig geregelten Organisation zur planmäßigen Versorgung mit Lebensmitteln. Sie hätten die Pflicht, das elende Gezänke der Parteisektierer bloßzustellen, die von plötzlichem Machtrausch Befallenen zu verleugnen und abzuschütteln, wie nur je die gewesenen Oligarchen, und die Leidenschaft ihres sachlichen, auf unmittelbar ersprießliche Praxis und Tätigkeit eingestellten Eifers der Betriebsamkeit jener entgegenzusetzen, die durch bequeme Bruderschaftsräusche und geschwollene Anbiederungen wache und rege Krieger und Arbeiter vergessen machen wollen, daß das Heil nie erreicht werden kann, wenn an die Stelle falscher — oder allmählich vergreister und vereister — gesellschaftlicher Abstufungen eine noch falschere unbedingte Gleichmacherei in allem und jedem träte. Die Politik der, Gott sei Dank, bisher unbeamteten Intelligenz sei die Politik des rücksichtslosesten Wahrheitsmutes. Die Bonzen der Vergangenheit sind, mit ihrer Hilfe, gestürzt, sie helfe nicht in Selbstvergottung sich überbietenden Sektenhäuptlingen Altäre errichten.

***

Anmerkungen

Die Marées-Gesellschaft

Sie hat keine Statuten und keine Paragraphen, ist also eigentlich gar keine richtige Gesellschaft. Als Mitglieder können sich die Subskribenten der Kunstpublikationen betrachten, die von dem Leiter der Marées-Gesellschaft, Julius Meier-Graefe, herausgegeben werden, und die durch dieses tätige Interesse mithelfen an der Entwicklung sachlicher Kunstgesinnung im Geiste des großen Meisters, dessen Name ein Zeichen sein kann für alles Ernste und Große in der Kunst.

Das eigentliche Arbeitsgebiet der Marées-Gesellschaft ist die Künstlerzeichnung des neunzehnten Jahrhunderts. Während von den Handzeichnungen alter Meister eine Fülle von teils recht guten Publikationen verbreitet ist, blieb die Zeichenkunst der großen Maler des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man von der Veröffentlichung der Nationalgalerie und einigen Slevogtschen Serien absieht, in den weitesten Kreisen terra incognita. Systematische Arbeit nach dem ausschließlichen Gesichtspunkte höchster Qualität ward überhaupt noch kaum versucht. Hier setzt die Marées-Gesellschaft ein. Sie will das Interesse an der modernen Handzeichnung heben und vertiefen, durch Verbreitung mustergültiger Faksimile-Reproduktion.

Man sollte meinen, daß die erste Publikation dem Namensheiligen der Gesellschaft gewidmet sein würde. Das war auch geplant, aber technische Schwierigkeiten verzögern die Herausgabe der Marées-Mappe, und so müssen wir auf das Corpus der Marées-Zeichnungen, das in Arbeit ist, noch etwas warten. Was bisher vorliegt ist eine „Skizzenmappe französischer Maler" und eine Mappe mit Faksimiles von zehn Cézanne-Aquarellen. Die Cézanne-Mappe bedeutet eine Meisterleistung der Reproduktionstechnik. Wer sich jemals mit Fälschungen abgegeben hat, erschrickt — so sehr gleichen die Nachbildungen den Originalen. Wenn einem ein solches Blatt unter Glas angeboten wird und man weiß nicht zufällig, daß es bei dem oder jenem Sammler an der Wand hängt, ist man geneigt, es zu erwerben. Wenn man bedenkt, was das gerade bei Cézanne heißt, wo jeder leichteste Pinselstrich seine ganz bestimmte Nuance im Gewebe des ganzen Tonaufbaus hat, wo jede Verstärkung und jede Abschwächung des betreffenden Farbflecks unweigerlich das ganze Netz der Tonalität zerreißen müßte, so versteht man, was hier geleistet ist, wie entwickelt das Verständnis der Drucker bei Franz Hanfstaengl in München und bei Albert Fritsch in Berlin gewesen sein muß, wie wach und wie energisch die Tätigkeit des Korrektors. Diese Cézanne-Aquarelle, wenn auch Reproduktionen, erhöhen unseren Gesamtbesitz an Cézanne beträchtlich, für den unsere öffentlichen Sammlungen mit wenigen Ausnahmen (Berlin, München, Mannheim, Bremen, Elberfeld und Hagen) in so beklagenswerter Weise versagen.

Die Skizzenmappe französischer Maler des neunzehnten Jahrhunderts, von Julius Elias besorgt, enthält achtzig Tafeln. Ein großer Teil von ihnen ward schon vor dem

riege in Paris gedruckt, nur ein kleiner ei Hanfstaengl und bei Fritsch, die sich uch hier durchaus auf der Höhe der Leitung zeigen. Wenn die französischen Maler, besonders die Impressionisten, uch keine Zeichner waren im Sinne etwa die Menzel, Liebermann und Slevogt, hre Skizzen interessieren doch als manchmal überraschende und sehr reizvolle Nebenwerke. Besonders die Aquarelle on Manet, die man so selten sieht, geben anz neue Aufschlüsse, ebenso wie Renoirs lkte. Ganz neu wirkt Monet. Degas, autrec und Rodin, als Zeichner längst geschätzt, erscheinen mit unbekannten, sehr schönen Arbeiten, Bonnard und Vuillard eigen schon wieder mehr zur Linie als die roßen Impressionisten. Der Text, den Julius Elias schreibt, steht noch aus, die uswahl der Blätter, so reich das Ganze uch wirkt, entspricht noch nicht ganz den nforderungen, die das Programm der Gesellschaft verheißt und die bei der in Vorbereitung befindlichen Skizzenmappe utscher Maler erfüllt werden sollen. Die Franzosenmappe wurde aus einem ndren Verlage übernommen und war urrünglich einmal als Einzelerscheinung dacht.)

Neben diesen Publikationen steht eine Veröffentlichung von Originalgraphiken, ner Serie moderner deutscher Arbeiten m Thema „Shakespeare", mit mancher deutenden Leistung darin. Dann ein ines illustriertes Buch, Goethes „Clavigo", it Aquarellen des jung verstorbenen Götz n Seckendorff, dem die Sezession in nem Saal eine Gedächtnisausstellung widmet hatte.

Emil Waldmann

Claudels „Mittagswende"

Die zeitgenössische Bühnendichtung lebt vorzugsweise vom Erbe Strindbergs. eine Technik, die zugunsten der beanenden Ausführlichkeit und der seelischen Weite das Werk in vielfältige Einzelglieder auflöst und dennoch durch den einen besonderen Grundton und die Zuspitzung auf das eindeutige Symbol seine Gestaltungswelt als in sich bestimmte Einheit zusammenhält, wird von Nachläufern äußerlich im Zerrbild imitiert und zur Bestätigung flackernder Unfähigkeit mißbraucht. Wer die entschiedene Führung eines dramatischen Ablaufs nicht festzuhalten vermag, schleudert sinnlos Film auf Film mit der selbstgefälligen Geste des Vollbluts, und wer einen vernünftigen Dialog nicht zustande bringt, tut sich in wirren Allegorismen groß, die keinerlei Notwendigkeit einer Verankerung im Ewigen beglaubigt. Diese Willkürschattenspiele mit ihrem bis zum Überdruß abgeleierten Register: der Mann, die Frau, der Freund, der Vater, der Sohn usw., haben das Schauspiel fast bis zu dem Punkte gebracht, wo es für ernsthafte Schöpferabsicht kaum noch in Betracht kommt.

Paul Claudels Drama scheint mir vorläufig eine Möglichkeit zu bedeuten von der Form Strindbergs annähernd Gleichwertigem. Selbständig bildet es eine andre Äußerungsart neuen Kunstwillens aus, die innerhalb der speziellen Fähigkeiten des Theaters jede Steigerung zuläßt. Die kulturelle Errungenschaft der klassischen Bühnentradition Frankreichs kommt ihm zugute, verbürgt ihm die harmonische Geschlossenheit einer geistigen Sphäre, die der Bewegungsfreiheit ihrer Glieder zwar keine engherzige Schranke setzt, aber die Sicherheit des Ausgangs und der Ankunft gewährleistet. Die reine, volle Rhythmik einer gleicherweis genießenden und feierlichen Sprache erhebt alles von vornherein in den Kreis der poetischen Wirklichkeit und betont sofort diese besondere Dimension mit ihren eignen Wahrscheinlichkeiten und Kausalitäten. „Mittagswende" (Hellerauer Verlag, Jakob Hegner) läßt so ein Wedekind-Material: exotische Abenteuerlichkeit, darin eine Frau an drei Überseemännern ihr Schicksal durchmacht,

zum märchenhaften Tribunal der Lebenssüchte und Überlebensfaten überhaupt werden. Und in schöner Andacht geschieht, was dramatische Schöpfung wesentlich bewirken kann: aus dem Chaotischen ringt sich lauter der Sinn, und durch das Verschlungene leuchtet endlich das Symbol jedes Lebens, die odemgebende Gottähnlichkeit seiner Kreaturen. Denn Claudels Dramatik gewinnt ihre Figur aus dem Glauben, stärkt das Niveau ihrer Leistung wieder aus dem Kult und aus der Gewißheit erlebter Religion. Dies ist christliche Kunst von fruchtbarer, jeder Weiterbildung offner Freiheit, nicht zum Beschränkten und Tyrannischen zurückdrängend, sondern beschwingt von Intelligenz und Liebe. Die Personen werden sowohl vom momentan-einzelmenschlichen wie vom gültig-elementaren Gesichtspunkt dargestellt, wie sie ihrem Maße nach sich entfalten, ins Bizarre noch und schließlich in die Unendlichkeit hinein sich beweisen nach der Ebenbildlichkeit ihrer Leidenschaft, und die Maß-losigkeit des Zieles, das ihnen innewohnt, erreichen. Architektur in edler Ordnung ergibt sich, wie das Einzelne nach einem metaphysischen Ganzen ausgerichtet ist, also unwillkürlich und lebendig, nicht nach verfallener Gesetze Gebot. Nicht so, daß jedem Vorgang noch plump-transparent irgendein Hintersinn entspricht, sondern weil jeder unverlierbar den Stern seiner Bestimmung umschließt, bedeutet Claudels Drama bei ganz heutiger, gradezu mondäner, „realistischer" Stofflichkeit den wertvollen Versuch einer neuen Mysterienbühne, einer modernen Calderonweisung. Und die gewisse Eintönigkeit und Gleichförmigkeit seiner Art, ausschließlich das wesentlich Seelische — auch in den kleinen Äußerungen körperhafter Verstricktheit — in Betracht zu ziehen und dies Seelische auf ein Leitmotiv zu stellen, wird durch die Intensität der Gefühlserregung aus dem Reliefhaft-flachen zum Plastisch-Monumentalen erlöst. „Il entassait preuve sur preuve et configurait toujours sa pensée par un talent mélodieux de poésie". (Balzac).

Max Herrmann-Neiße

Alfred Döblin

Das Wesen der wahrhaften deutschen Kunst ist das Fragment. Das deutscheste Wesen ist dergestalt auf die seelische Schau innerer Natur eingestellt, daß ihre leidenschaftlichsten Vertreter physisch oder psychisch immer zusammenzubrechen scheinen, wenn sie dicht vor der Erfüllung ihrer Sehnsucht stehen. Der schöpferische Mensch unserer Sprache möchte immer wieder jenseits der geistig Unbekannten — auf denen im allgemeinen die Philosophie, die Religion und die Poesie, die Kompositionen ihres Gestaltungsvermögens ausführen — seine persönlichen Erlebnisnotwendigkeiten und seelischen Erkenntnisse zum Gesetz eines allgemeinen Bekenntnisses erhöhen. Die rasende Prophetie dieses Unterfangens, die ihre Triebkraft rein aus den Gefühlstiefen einer persönlichen Eingeburt empfängt, bedingt die schmerzhafte Tatsache vom Fragmentarischen in der deutschen künstlerischen Gestaltung, weil sie eine blinde, taumelnde Überwertung des Persönlich-Zufälligen im Gegensatz zum Druck der objektiv gegebenen Verhältnisse einer wirkenden Um- und Mitwelt darstellt.

Dieser Passionsweg des deutschen Stilwillens — die Überwindung der objektiv gegebenen Widerstände in aller Sachlichkeit, gegen persönliche Willkür — sieht sich in Alfred Döblin wieder einmal von einem demütig und sehnsüchtig Schreitenden betreten.

Alfred Döblin dient der Wollust zur Welt. Auch in ihm lebt der Kampf des persönlich Einmaligen (des romantischen Wesens) um die Durchdringung aller Sachlichkeiten. Eine Durchdringung nicht intellektueller rechthaberischer Art, sondern

seelisch-gütiger Natur. Eine Durchdringung ohne Tendenz ästhetischer, ethischer oder rein begriffsmäßiger Wertung; kurz keine irgendwie zeitgemäße Durchdringung, sondern gegeben ist eine Transparenz aller sachlichen und geistigen Begegnung einfach um des schöpferischen Triebes willen, der seine organische Bestellung naturnotwendig in diesem Alfred Döblin erlebt.

So ist das Werk dieses Dichters erschütternd fragmentarisch, weil es Sisyphusarbeit ist. Ist ein Eindruck der Sinne in die Rhythmik einer Wortfolge gezwungen, stürzen alle anderen Möglichkeiten des Ausdruckes über dieses einmalige Erlebnis her und fordern erneute Gerechtigkeit. Alle Einstellungen werden Forderung. Jede Lampe noch schreit um tausend Attribute. Und nicht nur um diese Mäntel ihrer äußeren Erscheinung, sie fordert gleichzeitig Entkleidung von allen diesen Beiworten um ihres nackten Wesens willen, wie es sich den einzelnen Betrachtern schließlich ergibt — den Betrachtern der Romanwelt in ihren gegebenen Charakterbedingungen und der kontemplatorischen Gestaltung des Alfred Döblin.

So zerfällt die Fabel des neuen Romanes, der sich „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine" (S. Fischer, Verlag) nennt und für den Leser schlechthin eine fesselnde Folge leidenschaftlicher Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens und Lebenskampfes bedeutet, so zerfällt diese lebendige Folge in einen bioskopisch gehetzten Kampf von selbst- und weltanschaulich wesentlichen Einzelheiten. Das Befreiende dieser verrissenen Grenzkämpfe liegt bei dieser Arbeitsenergie in der über einer Kleinwelt ruhenden Klarheit. Alles ist überflutet vom gleichen Licht eines schöpferischen Menschtums, dessen Leidenschaft mitreißt, dessen Nüchternheit erzieht.

Noch ist auch Alfred Döblins Werdegang gefährdet, die Errungenschaft seiner persönlichen Auseinandersetzung mit aller Welt zur Manie zu versteifen. Schon finden sich Sätze in diesem Roman, die mehr Virtuosität als unmittelbare Notwendigkeit verraten. Doch sie sind und bleiben überspült von der Strömung energisch handelnder Schau. Schließlich: Alfred Döblins Werk ist Fragment, weil fast alle Begegnungen seines jungen Schrifttums zu Wegen werden, die unendlich sind, da sie wandernde Horizonte suchen.

Hanns Johst

Der russische „Intelligent"

Nicht diskutieren will ich ihn, sondern nehme ihn so, wie die, von Hurwicz übertragenen Grenzpfähl-Aufsätze („Rußlands politische Seele", S. Fischer, Verlag) den russischen „Intelligent" geben: auch stimmen weitaus die wichtigsten Züge an seinem Bild ganz zweifellos. Worauf ich kommen möchte, weil es mir im Buch verdeckt bleibt, ist die positive Grundlage dessen, was so viel Negativem und Negierendem in den Stellungnahmen der russischen Jugend den Boden bereitet. Die schöpferischen Großen Rußlands — wie auch im Buch vermerkt ist, — zeigen kein „intelligentisches Antlitz", das heißt aber: sie sind in ihrer Wesenheit, sei sie noch so überragend groß, desselben religiös-poesievollen Wesens wie das Volk, — mögen sie dies Volk auch in allen Übertriebenheiten hingerissener Liebe oder strafenden Zorns oder tränenblinden Schmerzes gezeichnet haben: es unterbreitet sich ihnen in ihnen selbst, wie blühenden Bäumen die blühende Wiese. Jene gebildete Jugendschicht hingegen, zunächst gerade hiervon abgedrängt durch das, was sie, nach dem Vorbild kulturell älterer Völker, geistig in sich urbar und fruchtbar machen wollte, bleibt zutiefst heimverlangend nach dem ursprünglichen Wesensgrund; instinktiv befürchtend, sonst an ihr fremder, diesem Land in der Tat fremd aufgesetzter, Bürgerlichkeit begrenzt zu werden. Da

nun des Volkes fromme oder poetische Formen sich der Intellektualität der Jugend entwurzelten, mußte sich bei der inneren Selbstdarbringung ans Volk dessen materielle Förderung und Befreiung als die zu bringende Gabe herausstellen: im übrigen fühlten die jungen Geber sich als die Empfangenden. Sobald die echte Narodnitschestwo der sechziger Jahre, aus dem lebendig persönlichen „Gehen ins Volk" wie „nach Hause", in den siebziger Jahren politisch und programmatisch ward, konnte es nicht fehlen, daß das eigentlich Intellektuelle sich als recht rationalistisch leer erwies, als oberflächlich oder dogmatisch verstanden, was ungefähr dasselbe bedeutet. Dies nun aber ist nicht russische Art an sich: eher, viel eher, steigert sich ihr das Verhalten zu Wissenschaft, Kunst, Kultur oder sonst etwas, ebenso ins Maßlose wie das soziale, wenn es der russischen Seele zum „Einen, das not tut" geworden ist, wo es dann unweigerlich und ohne bewußtes Dazutun ins fast Religiöse damit überkippt (wofür mir übrigens die sechs philosophierenden Verfasser des Büchleins selbst ein wenig beweisend erscheinen). Was ist aber des Maßlosen natürlicher Ausläufer im sozialen Verhalten? Der Märtyrertod, oder der Mord am andern, oder das Tolstoische Evangelium von der hingehaltenen linken Backe (wobei noch zu erwägen ist, daß im Zarismus, also bis soeben, solche äußersten Mittel die einzigen wirkenden blieben). Selbstverständlich sind die Vorwürfe der sechs Verfasser berechtigt, sofern dies sehr Negative keine „Kulturgrundlage" abzugeben vermag, aber man vergesse nicht, daß sich so negativ, haltlos in die Luft gesetzt, kundgibt, was dennoch untergründet bleibt vom Festesten menschlichen Zusammenhanges. Erfuhr in den Großen Werken die Einheit von Wurzel und Wipfel ihren unwillkürlichen Genie-Ausdruck, so ist es das Gleiche, das hinter dem Irren und Suchen der gesamten Jugend sich betätigt, — damit eine letzte Legitimation auch noch ihrer utopischesten Utopie: sogar da noch, wo sie dem Wachstum entgegenwirkt, indem sie, sich ihrer selbst entäußernd, zu Erde werden möchte um desto jäher himmelan zu schnellen. („Und all das um einer Möglichkeit willen, in die wir unsere ganze Seele hineingelegt haben: eben der Möglichkeit eines unmittelbaren Übergangs zu besserer, höherer Ordnung, unter Umgehung des Mittelstadiums der europäischen Entwicklung, des Stadiums des bourgeoisen Staates." Michailowsky, siebziger Jahre.)

Lou Andreas-Salomé

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die zukünftige deutsche Außenpolitik

von Fürst Lichnowsky

Die Grundlinien der zukünftigen deutschen Außenpolitik lassen sich wohl am klarsten erkennen, wenn man sich die Irrtümer vergegenwärtigt, die unsere frühere belasteten, und die die Katastrophe erbeigeführt haben. Wenn auch das Endergebnis des Krieges noch icht genau zu übersehen ist, so kann man doch schon sagen: Wir müssen n Zukunft so ziemlich das Gegenteil machen von dem, was wir bisher aten, und zwar unter sehr viel weniger günstigen Voraussetzungen. Waren wir früher die erste Militär- und Handelsmacht des Festlandes, nit der alle übrigen politischen Firmen in Eintracht und Einvernehmen u bleiben wünschten, und der man auf allen Gebieten ein weitgehendes Entgegenkommen zu zeigen bereit war, wenn wir nur auf Kraftproben, Demütigungen, Drohungen und herausfordernde Handlungen verzichteten, stellen wir vorläufig keine Macht mehr dar, mit der die übrigen Staaten meinen rechnen zu m ü s s e n. Nationen, die unsere Freunde sein ollten, haben wir uns zu Feinden gemacht und solchen, die niemals nsere Freunde sein werden, haben wir die staatliche Selbständigkeit urch den Krieg verschafft. Immerhin läßt sich aber annehmen, daß n Volk von der kulturellen und materiellen Bedeutung des deutschen, ein Volk von etwa siebzig (mit den Deutsch-Österreichern etwa achtzig) Milonen zwar geschwächt und um Jahrzehnte zurückgeworfen, nicht aber uernd ausgeschaltet werden kann, und daß die allgemeine Weltpolitik it dem deutschen Staate später ebenso zu rechnen haben wird, wie etwa ich mit dem russischen.

Rußland hat durch den Krieg noch viel mehr gelitten wie wir, es äre aber auch verfehlt, Rußland als politischen und wirtschaftlichen Machtfaktor für die Zukunft außer Betracht zu lassen. Seine Teile erden sich nach Überwindung des Bolschewismus voraussichtlich auf uer demokratisch-föderalistischer Grundlage zusammenfinden. Das Russenm wird trotz aller schönen Theorien über Selbstbestimmungsrecht und ölkerbund sich auch fernerhin in Asien ausdehnen und neue Gebiete er-

werden, also eine halbasiatische Großmacht bleiben. Hat es die amerikanische Union den Indianern, Franzosen, Spaniern, Negern, ja auch den Russen (in Alaska) gegenüber nicht gerade so gemacht? Hat sie sich nicht aus den primitivsten agrarischen Ansiedelungen zur ersten Kapitalsmacht der Welt entwickelt? Ist der angelsächsische Kolonisator nicht immer weiter nach dem Westen und nach dem Süden seines Erdteils vorgedrungen und mit ihm das Sternenbanner? Hat nicht die Union auch die Hand auf die Philippinen, Honolulu, Cuba und Haiti gelegt? Warum sollte das republikanische Rußland nicht ganz ähnlich in Persien, Zentralasien und in der Mongolei vorgehen, da, wo der russische Siedler und Kaufmann unterstützt vom Soldaten den geringsten Widerstand findet?

Die Weltpolitik wird in Zukunft mit uns rechnen müssen, wie auch mit Rußland, wenn wir auch nicht mehr in der Lage sind, mit demselben Nachdruck und gleichem Ansehen aufzutreten wie von 1871—1914, und die Möglichkeit, uns auf fremden Erdteilen unter eigener Flagge auszubreiten, uns wohl genommen ist. Ein dauernder politischer und wirtschaftlicher Boykott ist aber schon deshalb unwahrscheinlich, weil dessen notwendige Voraussetzung die vollkommene Einigkeit aller übrigen Völker bildet, diese Einigkeit aber erfahrungsgemäß nur so lange besteht, wie der gemeinsame Gegensatz. Der Haß, die Entrüstung allein genügen nicht auf die Dauer, so stark diese Gefühle auch zur Zeit bei allen unseren Gegnern noch hervortreten. Allmählich drängen andere und zwar materielle und abweichende Erwägungen in den Vordergrund, die Einigkeit der Gegner, die auf der gemeinsamen Gefahr und Bedrohung beruhte, zerbröckelt. Durch eine Politik, über deren erbliche Belastung die Klagen nicht verstummten, und die in regelmäßiger Abwechslung von önologischen und von pathologischen Beamten geleitet wurde, eine Geschäftsgebarung, die nur mit der des „Fürstenkonzerns" zu vergleichen war, hatten wir es dahin gebracht, daß alle anderen Großmächte ihre Gegensätze begruben und sich zum Schutze gegen uns verbanden. Sie bildeten eine auf gegenseitige Versicherung gegen Kriegsgefahr beruhende Genossenschaft und erweiterten diese schließlich über das ganze Erdenrund, als unsere letzte Kraftprobe mißglückte und nachdem sie zum Weltkriege geführt hatte.

Mit unserer Niederlage ist die frühere Gefahr verschwunden, eine neue aber tritt für die übrige Menschheit höchstens noch in der Form des Bolschewismus, nicht mehr aber in der des Militarismus hervor. Auch die neue „Heilige Allianz" wird und muß sich daher mit der Zeit lockern, wenn wir auch mit ihr unter amerikanischem Ehrenpräsidium und englischem Präsidium zu rechnen haben. Von hehren Theorien und Maximen allein können weder Menschen noch Völker leben, ebenso wenig wie von

Haß und von Liebe. Eine ganz neue Welt- und Staatenordnung aber wird der Völkerbund ebenso wenig einführen, wie etwa die Sozialdemokratie eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung. Das Ergebnis des Krieges wird schließlich nach beiden Richtungen nur eine beschleunigte Weiterentwicklung sein, ein Ruck nach einem bestimmten Ziele, dem demokratischen Ideal.

Der Kernpunkt des Völkerbundes ist das Zwangsschiedsgericht für internationale Streitigkeiten. Alle beteiligten Staaten werden sich verpflichten, ihre Gegensätze nicht durch Waffengewalt auszutragen, sondern sie durch den Urteilsspruch eines Völkergerichtshofes zu erledigen. Der Völkerbund ist die Weltentente, die Verwandlung der bisherigen Kampforganisation in eine Schutzorganisation, der wir vielleicht angeschlossen sind, die aber dafür sorgt, daß wir nicht neue Händel suchen. Denn darüber können doch nur politische Kinder im Zweifel sein, daß der Völkerbund nicht etwa gegen amerikanische, englische, französische oder italienische Übergriffe, sondern vor allem gegen das rauflustige Germanentum gerichtet ist.

Wird etwa die Union, falls in einer der spanischen Republiken Leben und Eigentum nordamerikanischer Bürger oder die Interessen großer Handelsgenossenschaften durch Anarchie oder Revolution gefährdet sind, zugunsten des Völkerbundes darauf verzichten, nötigenfalls durch Heer oder Flotte ihre Rechte zur Geltung zu bringen? Wird England, falls in Persien, Afghanistan, Tibet, oder sonstwo britische Interessen auf dem Spiele stehen, sich des Eingriffs enthalten und sich an den Völkerbund wenden oder bei einem Aufstand in Indien, in Ägypten oder in Südafrika sich der Vermittelung des Schiedsgerichts bedienen? Sind nicht Hindus, Araber, Buren und Kaffern auch Menschen und gleichberechtigte Nationen? Werden Engländer und Amerikaner ihre Flotten abschaffen und abrüsten? Sie denken nicht daran. Sie betrachten sich vielmehr als das brachium seculare des Völkerbundes, der Weltentente, dazu berufen, die Weltpolizei auszuüben, den Machtfaktor der Friedensorganisation zu bilden. Der Weltkrieg hat, wie ich voraussah und sagte, zur angelsächsischen Hegemonie und Weltherrschaft geführt. Mit dieser haben wir zu rechnen, wenn sie auch in der Gestalt des Völkerbundes auftritt. Es ist die Pax Britannica, „Rule Britannia" als Schäferlied. Fügen wir uns nicht dem Urteil des Areopags, so entsteht eben ein neuer Weltkrieg. Alles übrige ist Ideologie, Geschwätz von Kannegießern und Phrasengießkannen.

England braucht uns aber als Gegengewicht gegen Frankreich und Rußland. Es braucht uns sowohl als Abnehmer seiner Waren, wie als Lieferanten. Wir waren vor dem Kriege sein bester Kunde. Das Hauptärgernis, unsere Flotte, die England in die Arme Frankreichs und Rußlands trieb, ist beseitigt, unsere Kolonien verloren, unser überseeischer

Handel vernichtet. Wenn unmittelbar vor dem Kriege die Verständigung mit England trotz Flotte, trotz Kolonien und trotz Handelsrivalität erreicht war, weshalb sollte sie ohne Flotte, ohne Kolonien und ohne Handelsrivalität später nicht wieder zu erreichen sein, wenn jenseits des Kanals die Erbitterung allmählich verraucht? Aber freilich, es wird noch lang dauern, ehe man sich dort beruhigt.

Eine Wiederannäherung wird aber auch dadurch erleichtert, daß eine Bedrohung Frankreichs oder Belgiens durch uns in Zukunft höchst unwahrscheinlich ist, England in diesen empfindlichsten Punkten also nichts mehr zu befürchten hat. England kann aber ein übermächtiges Spanien, Frankreich oder Rußland ebensowenig dulden, wie eine deutsche Hegemonie auf dem Festlande. Auf diesem Grundsatz beruhte ja seine gesamte traditionelle Kontinentalpolitik, seine Kriege gegen Philipp II., Ludwig XIV., XV., die Republik, Napoleon I. und Nikolaus I.

Der andere Machtfaktor, mit dem wir rechnen müssen, ist, wie schon gesagt, Rußland, wenn es sich zu Vereinigten Staaten zusammengeschlossen hat. Der Bismarcksche Grundsatz: „Rücken an Rücken mit Rußland" war vollkommen zutreffend, nur hat er ihn leider bei und nach dem Berliner Kongresse mißachtet. Der Irrtum wuchs dann im Zeitalter der Epigonen im Quadrat der Entfernung vom Meister. Im Jahre 1890 hatte er bekanntlich zu Rußland zurückschwenken wollen. Den Dreibund nahm er nie sehr au sérieux „rebus sic stantibus", er entsprang mehr einer Laune, einer schlechten Laune des Riesen. Dieser wollte eigentlich nur Gortschakow bekämpfen, nicht aber Rußland.

Die Abkehr von Rußland war der Kardinalfehler der Epigonen. In der Vorkriegszeit, der Ära diplomatischer Hohl-, Kraus- und Wasserköpfe führte dieser Irrtum zur Weltkatastrophe, nicht die Vernachlässigung Englands! Die Rückkehr zu Rußland ist auch mit das Hauptproblem unserer künftigen Auslandspolitik.

Anlehnung, nicht aber Bündnis! Jedes Bündnis, selbst ein defensives, setzt einen gemeinsamen Gegensatz voraus, hat eine Spitze gegen eine dritte Macht, und dieser Gegensatz überträgt sich unwillkürlich auch auf Dinge, die dem ursprünglichen Zweck des Rechtsgeschäfts fern lagen. Jedes Bündnis mit Rußland hätte also eine Spitze gegen England und umgekehrt!

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Anlehnung an Rußland uns in einen Gegensatz zu England bringen muß, daß wir gewissermaßen zwischen Rußland und England zu optieren haben. Im Gegenteil, die deutsch-englische Verständigung ist um so leichter, wenn wir gut mit Rußland stehen, wenn wir Rußland entlasten, statt es abzulenken, wie wir es taten, wenn es in Asien und im Orient freie Hand hat. Duobus litigantibus —. War doch die russisch-englische Freundschaft

unser Werk, eine Folge der Vergrämung beider. Ebenso war die russisch-französische Allianz eine Folge des Berliner Kongresses und der Erneuerung des Dreibundes nach Kündigung des Rückversicherungsvertrages.

So leicht freilich wie mit dem uns so wohl gesinnten zaristischen Rußland, das uns immer zurief: „Lâchez l'Autriche, et nous lâcherons les Français“ ist die Annäherung an Rußland nicht wieder zu bewerkstelligen; wir haben es erreicht, auch dort gründlich verhaßt zu sein, und müssen es der Entente überlassen, das bürgerliche Rußland unter ihren Schutz zu nehmen. Charles Rivet, der langjährige Vertreter des „Temps“ in Petersburg, schließt sein interessantes Buch: „Le dernier Romanof“ mit der Bemerkung: „Puissions-nous avoir réussi dans cet ouvrage à donner au moins une vision de ce qui fut la Russie à jamais disparue aujourd'hui, pour faire comprendre ce que les adversaires de l'Allemagne viennent de gagner avec la chute du dernier Romanof.“ Und als infolge der törichten Mission Liman von Sanders die Erregung in Rußland hoch ging und die französische Presse bemüht war, Öl ins Feuer zu gießen, erklärte ihm Herr Sazonoff: „Quoique vous fassiez, monsieur, vous ne nous brouillerez pas avec l'Allemagne.“ Herr Rivet fügt hinzu: „Celle-ci s'est chargée elle-même en 1914 de prendre sur elle, ce que redoutait tant cet excellent M. Sazonoff.“

Von Rußland haben wir nichts zu befürchten und hatten es nicht. Der sogenannte Panslawismus und der moskowitische Imperialismus richteten sich gegen Österreich-Ungarn, die Türkei, Persien, Zentralasien, China, Japan, nur nicht gegen uns, wenn wir uns nicht schützend vor Austro-Magyaren und Türken stellten. Im Gegenteil, die polnische Frage bildete eine sichere Grundlage der Verständigung und Freundschaft zwischen uns und Rußland.

Die polnische Frage, die wir auf die Tagesordnung brachten, indem wir einen Pufferstaat gegen die gar nicht vorhandene russische Bedrohung errichteten und meinten auf die „Dankbarkeit“ der Polen rechnen zu können, stellt zweifellos eines der schwierigsten, vielleicht das schwierigste Problem unserer künftigen Auslandspolitik dar. Sie darf keinesfalls ideologisch beurteilt werden, wie das leider vielfach geschieht, sondern lediglich nüchtern und praktisch. Gelingt es nicht, Polen als Bundesstaat dem neuen Groß-Rußland anzugliedern, eine Lösung, die im Interesse aller Beteiligten, auch der Polen, läge, da Polen allein nicht lebensfähig wäre, mit einer Zollgrenze gegen Rußland, so gibt es keinen Weg, der die Möglichkeit erträglicher Beziehungen zwischen uns und Polen gewärtigen läßt. Geradezu verhängnisvoll aber wäre es, die deutschen meist „passiven“ Alpenländer für unsere gemischtsprachigen Ostmarken einzutauschen. Wollen wir das Polenreich bis in die Nähe von Berlin gelangen lassen, sowie nach Danzig und Königsberg und dazu noch Oberschlesien, das seit 1163 nicht mehr zu Polen gehört, mit seinen Kohlen

und seiner Industrie und Landwirtschaft preisgeben, um an der Etsch, der Drau, der Leitha, der March und der Thaja das Deutschtum verteidigen zu dürfen?

Mit Japan werden wir uns schnell verstehen können, da seit dem Verlust von Kiautschou kein Gegensatz zwischen uns und Japan mehr besteht und niemand uns zwingt, wie 1895, uns dazu zu drängen, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nach unserer politischen und wirtschaftlichen Ausschaltung aus Ostasien wird der Gegensatz Japans zur Union und auch zum verbündeten England zu unserem Vorteil hervortreten.

Das sind wohl im wesentlichen die Grundlagen unserer künftigen Auslandspolitik, soweit wir überhaupt in der Lage sein werden, Auslandspolitik selbständig zu treiben. Es trennen uns gar keine Gegensätze von Rußland, auch keine von England, Nordamerika und Japan. Mit diesen Mächten werden wir auch in Zukunft, der Frieden mag ausfallen wie er will, in erster Linie zu rechnen haben. Hingegen ist der Gegensatz zu Polen, falls es für sich allein bestehen bleibt, unüberbrückbar. Sollten wir aber die deutsch-österreichische Erbschaft antreten, so geraten wir auch noch mit Tschechen, Magyaren, Italienern und Südslawen in Streit. Polen und Tschechen werden jederzeit an Frankreich, unserem unversöhnlichsten Gegner, eine bereitwillige Stütze finden.

Es erübrigt sich hinzuzufügen, daß das deutsche Volk den Verlust des deutschen Elsaß, das Frankreich uns nun zum zweiten Male durch die Waffen entreißt, niemals verschmerzen wird! Es muß sich aber sagen, daß die Schuld bei ihm selbst liegt, indem es zuließ, daß die nämliche Richtung, die uns die Elsässer entfremdet und ihnen bundesstaatliche Rechte verweigerte, den frischen fröhlichen Krieg seit Jahren gepredigt hat.

Der ewige Frieden, die civitas dei! Ein schöner Traum. Wir konnten ihn aber verwirklichen, mit breiter, kolonialer und unbeschränkter wirtschaftlicher Entwicklung, denn alles, was durch Krieg zu erreichen war, war erreicht. Wir mußten lediglich auf die törichte Bündnis- und Orientpolitik unter voller Wahrung unserer Interessen verzichten und ebenso auf uferlose Flottenprogramme und auf Bedrohungen Frankreichs. Dann hatten wir den ewigen Frieden mit allmählicher Abrüstung. Diese einfachen Wahrheiten waren aber unseren „Staatsmännern" nicht beizubringen, die stets Irrwege gingen. Werden wir den ewigen Frieden haben? Wenn man uns unsere Grenzen im wesentlichen läßt und uns keine unerträglichen Bedingungen auferlegt. Druck erzeugt Gegendruck, auch Explosionen.

Kriege waren und bleiben nur gerechtfertigt als Mittel zum Zweck, niemals als Selbstzweck. Ein zweckloser Krieg aber ist ein Verbrechen sowohl an der Menschheit, wie an dem eigenen Volke. Vielleicht gehen wir der Zeit entgegen, in der es nur mehr einen Hirt gibt und eine Herde? Wer aber wird der Hirt sein? Zur Herde eignen sich recht, recht viele.

Solidarität

von Edmund Fischer

Das öffentliche Leben steht im Zeichen des Sozialismus. Was ist aber Sozialismus? Richtet man diese plötzlich so „brennend" gewordene Frage an ein Dutzend der hervorragendsten Sozialisten, so wird man ganz sicher auch jetzt noch, nach der Revolution, wo die Metamorphose des Sozialismus von der Ideologie zur Realität erwartet wird, zwölf verschiedene Antworten bekommen. Eine klare, präzise Antwort auf diese Frage hat auch die Wissenschaft niemals zu geben vermocht. Der Sozialismus ist auch nicht einfach nur „eine Frage". Er ist ein Ideal, ein hohes, fernliegendes Ziel, das, wie alle Ideale, niemals in seiner ganzen Größe und in voller Reinheit verwirklicht werden kann; er ist also eine Utopie; er ist aber auch eine Wissenschaft, und er ist vor allem Praxis. Und zwar ist er nicht lediglich das eine oder nur das andere: er ist alles zusammen. Der Sozialismus umfaßt einen großen Komplex von Fragen der verschiedensten Art. Nicht nur hat ein jedes Zeitalter seinen eigenen Sozialismus aufzuweisen, sondern es gibt auch verschiedene sozialistische Systeme, während die Marxsche Theorie nur eine Enthüllung des ökonomischen Bewegungsgesetzes der modernen Gesellschaft sein will und auch ist. Ein und derselbe Gedanke liegt jedoch dem Sozialismus aller Zeiten und aller Systeme zugrunde: daß einer für alle und alle für einen einstehen müssen. Es ist dies der Gedanke der gegenseitigen Hilfe: die Solidarität.

Solidarität! — Das ist jedenfalls die kürzeste und treffendste Antwort auf die Frage, was Sozialismus sei. Im Mittelpunkt eines jeden Sollens und allen Tuns, aller der vielen und großen Aufgaben, vor die sich die Sozialisten nach ihrer politischen Machtergreifung nun gestellt sehen, steht der Mensch. Für ihn, sein Wohl und sein Glück soll alles geschehen. Auch die Sozialisierung oder Vergesellschaftung, wovon jetzt viel die Rede ist, „die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum", wie es im Erfurter Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands heißt, und wodurch die „Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit . . . zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde." Aber es kann alles auch nur durch den Menschen geschehen. Die menschliche Arbeitskraft war von jeher, ist und bleibt für alle Zeiten das wichtigste Produktionsmittel. Alle technischen Fortschritte haben die menschliche Arbeit nicht entbehrlich machen

können, die Arbeitslast nicht einmal wesentlich verringert. Zwar ist die Arbeitszeit eine kürzere geworden; dafür aber die Arbeitsleistung auch intensiver. Die technischen Errungenschaften haben die Produktivität gesteigert und somit den Wohlstand erhöht. Aber alles das ist das Werk des Menschen, seiner geistigen und körperlichen Arbeit. Vom Menschen, von der menschlichen Arbeit geht alles aus, wie alles für ihn geschehen muß. Der Mensch ist jedoch kein isoliertes Wesen, das einzelne Individuum wird immer mehr nur ein unselbständiges Glied eines millionenfachen Räderwerks. Auch die Arbeit ist vergesellschaftet. Arbeitskraft von Hunderten oder Tausenden von Arbeitern ist heute vielfach im kleinsten Produkt „materialisiert". Die Vergesellschaftung der Produktion und Reproduktion der menschlichen Arbeitskraft muß der Vergesellschaftung der Arbeit folgen. Sie umfaßt alles, was zur körperlichen und geistigen Erhaltung und Ertüchtigung des Menschen notwendig ist: die Regelung der Fortpflanzung und die Mütterfürsorge, die Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, die Schule und die Berufsausbildung, den Arbeiterschutz und die Wohnungsfürsorge, die Versorgung der Arbeitslosen, Kranken, Invaliden, Witwen und Waisen. Aber auch der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Bedarfsartikeln und schließlich mit allen Produkten überhaupt, die das menschliche Leben erfordert.

Das ist die Vergesellschaftung: das einzelne Individuum arbeitet für die Gemeinschaft, und diese sorgt für ihre einzelnen Glieder. Einer wirkt für alle, und alle sorgen für den einen. Das ist der praktische Sozialismus der modernen Zeit: die uralte Solidarität in neuen Formen!

In Gemeinschaften solidarisch verbunden lebten und wirkten die Menschen durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende der Geschichte hindurch, und es haben sich immer nur die Formen und das Maß geändert, in denen die Solidarität zur Anwendung kam. Ohne ein solidarisches Wirken ist kein gesellschaftlicher Aufstieg möglich, und keine Gemeinschaft kann dauernden Bestand haben, in der nicht die Solidarität zur Geltung kommt. Solidarität ist ein Naturgesetz. Sie ist in sehr weiten Gebieten des Tierreichs die Regel, sie wird selbst bei den niedersten Tieren angetroffen. Allgemein bekannt sind die Tatsachen, die die Solidarität unter Termiten, Ameisen und Bienen belegen. Das gesellige Leben der Vögel, ihre gemeinsamen Wanderungen in völliger Ordnung, ihre gegenseitige Unterstützung beim Futtersuchen und gegenüber feindlichen Angriffen kennt jeder Naturfreund. Die Anhänglichkeit der grauen Papageien aneinander ist so groß, daß, wenn einer von ihnen von einem Jäger getötet wird, die anderen mit klagenden Schreien über den Leichnam ihres Genossen fliegen und als Opfer ihrer Freundschaft selbst zu Boden fallen. Der Kapitän Stansbury sah auf seiner Reise nach Utah einen blinden Pelikan,

der von allen Pelikanen mit Fischen gefüttert und zwar gut gefüttert wurde, die aus einer Entfernung von dreißig Meilen hergeholt werden mußten. Es wäre nicht zu verstehen, daß das Solidaritätsgefühl beim Menschen nicht ebenso oder wesentlich höher ausgebildet sein sollte. Tatsächlich suchten und fanden schon die Menschen auf tiefster Stufe ihren Schutz und ihren Weg zum Fortschritt in der Solidarität. Der primitive Mensch identifizierte sein eigenes Dasein mit dem seines Stammes, er ging ganz in der Gemeinschaft auf, aber er fand in ihr auch Schutz und Hilfe in allen Lebenslagen. Indem die Kulturbewegung ständig vom Herdenmäßigen, Tierischen, zum Individuellen, zum Persönlichen fortgeschritten ist, hat sie das Gemeinschaftsleben nicht nur nicht entbehrlich, sondern immer notwendiger gemacht. Die Beziehungen der Individuen wurden immer mehr in soziale umgewandelt, sie wurden auch immer zahlreicher und komplizierter, die Abhängigkeit der Menschen, der einzelnen Mitglieder der Gemeinschaft, voneinander wurde immer größer und stärker, und damit ist auch das Solidaritätsbedürfnis ständig gewachsen, das in der christlichen Lehre: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" einen beredten Ausdruck fand, und das nie größer war als in unserer Zeit, wo die Persönlichkeit als das höchste Glück der Erdenkinder gepriesen wird, aus allen Ecken und Enden aber auch der Ruf erschallt: Vereinigt euch, übt Solidarität; wo die Organisation zur Losung geworden ist, in der Organisation und im solidarischen Handeln die Rettung der Gesellschaft aus allen Übeln und vor dem Untergang erblickt wird.

Worin sich die Solidarität von heute von der früherer Zeiten unterscheidet, ist ihr gesellschaftlicher Charakter. Früher wurde die Solidarität von Individuum zu Individuum betätigt. Das ist heute nicht nur sinn- und zweckwidrig, sondern im allgemeinen auch ganz unmöglich geworden. Es handelt sich heute nicht mehr lediglich, ja nicht einmal mehr in der Hauptsache um eine Unterstützung von Kalamitosen, Unglücklichen und Verarmten, heute ist der größte Teil des Volks ständig auf solidarische Hilfe angewiesen, weil er sein ganzes Leben hindurch der Gefahr ausgesetzt ist, nicht arbeiten, das heißt keine Existenzmittel verdienen zu können, sei es infolge Mangels an Arbeit, oder infolge von Krankheit, Invalidität, eines Unfalls. Tatsächlich kommen alljährlich Millionen von Mitgliedern der Gesellschaft vorübergehend oder dauernd in diese Lage. Ohne die Sicherung der Existenz ihrer Mitglieder in allen möglichen Fällen könnte deshalb auch die Gesellschaft überhaupt nicht mehr bestehen — die Solidarität, das Eintreten der Gesamtheit für jeden einzelnen auf allen Gebieten des Lebens wird immer mehr eine Lebensfrage der Gesellschaft.

Solidarität ist nicht Altruismus, sie ist ebenso Selbsthilfe wie Nächsten-

hilfe. Die Tuberkulose zum Beispiel überträgt sich auf alle Kreise der Bevölkerung, auch die Besitzenden sind ständig der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt. Die Bekämpfung und schließliche Ausrottung dieser verheerenden Seuche durch soziale Maßnahmen — und zu diesen gehören alle denkbaren sozialen Reformen! — liegt also ebenso im Interesse der Gesamtheit wie im speziellen Interesse des Proletariats. Aber daß die Solidarität ein unzertrennbarer Bestandteil der Menschennatur, ein Naturgesetz ist, der Geist der Solidarität in jedem Menschen schlummert und lebendig werden kann, dafür gibt es der Beispiele genug. Er kann von egoistischen Trieben, von der Sucht nach Reichtum oder von dem andern Naturgesetz, dem Kampf ums Dasein, zurückgedrängt, aber nicht getötet werden. Es ist keine Seltenheit, daß reiche Leute ihr ganzes Vermögen oder einen großen Teil davon bei ihrem Ableben oder schon zu Lebzeiten für gemeinnützige oder wohltätige Zwecke hergeben oder ihr ganzes Leben hindurch in aufreibender Arbeit für die Gemeinschaft wirken. Der Einwand, daß der Ehrgeiz, also die Eigenliebe, das treibende Motiv hierbei sei, ist nichtssagend, denn er könnte auch gegenüber jedem Vertreter einer gemeinnützigen Sache, gegen jeden sozialistischen oder gewerkschaftlichen Führer erhoben werden. Es ist auch gleichgültig, ob die dargebrachte Hilfe zweckmäßig ist oder nicht; sie entspringt in allen Fällen dem solidarischen Geist.

Mit der sozialen Entwicklung wandelte sich auch der menschliche Geist. Wie die Beziehungen der Menschen zueinander immer mehr soziale wurden, so wurde auch das Denken und Fühlen immer mehr sozial gerichtet. Es ist selbstverständlich, daß die Millionen von Anhängern der sozialistischen Bewegung im wesentlichen Proletarier sind, deren Leben längst „sozialisiert" ist und deren ganzes Lebensinteresse eine solidarische Regelung des sozialen Lebens verlangt, während die Besitzenden ein individuelles Leben führen und von der sozialen Not nicht direkt bedrängt werden. Aber das soziale Fühlen und Denken geht weit über die in sozialistischen Parteien organisierten Massen hinaus und macht sich in einem sozialen Wollen und Wirken von Bevölkerungskreisen bemerkbar, welche nicht auf eine Parteidoktrin schwören. Das ist in der Kriegsfürsorge zutage getreten, mehr noch aber nach dem militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands, der Revolution, wo alle Teile des Volkes von der Erkenntnis ergriffen wurden, daß es nur noch eine Rettung geben kann: im gemeinsamen Handeln, miteinander und füreinander.

Das ist der Sozialismus, der uns nun retten, das deutsche Volk vor dem Untergange bewahren, es wieder zum Wohlstande und zur Unabhängigkeit emporheben kann: die Solidarität. Auf ein solidarisches Zu-

sammenwirken aller werden alle Maßnahmen und Gesetze hinzielen müssen, die uns „der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung" entgegenführen sollen. Das erfordert tätige Menschen, deren Blick auf das Volksganze gerichtet ist, welche erfüllt sind vom sozialistischen Geiste und deshalb in jedem Mitgliede der Gemeinschaft einen gleichberechtigten Genossen sehen.

Wie wenig dagegen doktrinäre Lehren und Parteiprogramme helfen können, wo gemeinsame Not die weitgehendste Solidarität erfordert, hat sich in den ersten Wochen der sozialistischen Herrschaft gezeigt. Es steht im Erfurter Programm der sozialdemokratischen Partei geschrieben, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung und nur dessen Verwandlung in gesellschaftliches Eigentum die höchste Wohlfahrt herbeiführen könne. Also war es selbstverständlich, daß die „Sozialisierung" der Produktionsmittel vorgenommen werden müsse. In gemeineigenen Betrieben gemeinsam für die Gesellschaft arbeiten — das ist ja auch die sozialistische Lehre von heute wie von jeher. Eine aus Theoretikern und Praktikern zusammengesetzte Kommission sollte prüfen, wie das zu machen sei. Und sie kam zu dem Ergebnis: nichts kann geschehen, was nicht auch ohne Krieg, ohne Revolution und ohne sozialistische Herrschaft gekommen wäre! „Die Kommission für die Sozialisierung ist sich bewußt, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nur in einem länger währenden organischen Aufbau erfolgen kann." In die Besitz- und Betriebsverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung darf nicht eingegriffen werden, Exportindustrie und auswärtiger Handel müssen der privaten Initiative überlassen bleiben, eine ungestörte Funktion der Kreditbanken ist nötig — Industrie, Handel und Landwirtschaft kommen nicht für die Sozialisierung in Betracht! So verkündet die Kommission in einer programmatischen Erklärung. Nur daß der Gesamtheit die Verfügung über die wichtigsten Rohstoffe, wie Kohle und Eisen, zustehen müsse, daß das Versicherungswesen und die Hypothekenbanken verstaatlicht werden könnten, die Kommunalisierung und die Förderung der Genossenschaften sich empfehle — das erkennt die Kommission an, was seit einem Menschenalter fast von keiner Seite mehr bestritten wird. Denn alles das ist zum Teil schon verwirklicht und bedeutet keine Änderung der bisherigen Wirtschaftspolitik.

Revolutionen kann es im Wirtschaftsleben nicht geben. Alle siegreichen Revolutionen waren nur politische Umwälzungen, die am Wirtschaftsleben nichts änderten. Auch nach der sozialistischen Revolution wird das Wirtschaftsleben dasselbe sein, was es vorher war. Die ökonomische Revolution ist nichts anderes als die Evolution: eine Entwicklung, die Generationen und Jahrhunderte dauert.

Auch wenn alle Unternehmer und Kapitalisten freiwillig auf ihren Besitz verzichten und ihn der Gesamtheit zur Verfügung stellen wollten, könnte an der Produktionsweise nichts geändert werden. Wie die Tageszeitungen meldeten, stellte Geheimer Kommerzienrat August Ventzki in Graudenz seinen ganzen Betrieb zur Sozialisierung seiner Arbeiterschaft zur Verfügung. Die Arbeiter waren aber so vernünftig, das Angebot abzulehnen. Die Geschichte kennt zwar mehrere Beispiele, daß Fabrikanten ihren ganzen Besitz den Arbeitern übergeben haben und diese auch die Produktion zu leiten verstanden. Jean Baptiste André Godin, geboren zu Aisne im Jahre 1817, hatte sich vom Arbeiter zum reichen Fabrikanten, Besitzer von Hüttenwerken in Frankreich und Belgien, emporgearbeitet und ist nicht nur seinen sozialistischen Idealen treu geblieben, sondern hat auch das, was er in zahlreichen Büchern vertreten hat, praktisch betätigt, indem er mit seinen Betrieben das Familistère in Guise gründete, einen Genossenschaftsstaat nach Fouriers Ideen von einigen tausend Arbeitern. Vor ihm hatte Robert Owen schon sein großes Unternehmen dem sozialistischen Ideal geopfert. Auch Ernst Abbés Stiftung in Jena darf eine sozialistische Großtat genannt werden. Aber solchen kleinen „sozialistischen Republiken" ist nur dann ein langes Leben gegönnt, sofern sie unter ganz besonders vorteilhaften Verhältnissen produzieren, zum Beispiel für einen festumgrenzten Markt ohne jede oder ohne wesentliche Konkurrenz, wie die Betriebe der großen Konsumgenossenschaften. Die große Industrie, und nicht nur die Exportindustrie, sondern alle Betriebe, welche für einen offenen Markt arbeiten, ist eingegliedert in das Getriebe des Weltmarktes, das heißt aller Unternehmungen der Welt, welche nach kapitalistischen Grundsätzen produzieren und andere Formen nicht zulassen. Nur eine internationale Regelung kann zu einer Sozialisierung der Produktion im allgemeinen führen.

Somit steht es fest, daß die Produktion in ihren wesentlichen Teilen auf Jahre, auf Generationen hinaus auf der individualistischen Grundlage bestehen bleiben muß, der kapitalistische Unternehmer nicht entbehrt werden kann. Die sozialistischen Machthaber müssen deshalb nun auch den Kapitalisten als ein notwendiges und somit nützliches Glied der Gesellschaft anerkennen, und sie müssen dem kapitalistischen Unternehmer alle Garantien geben, damit er ungehindert seine wirtschaftliche Mission erfüllen kann: im Dienste der Gesamtheit! Sein Wirken wird dadurch ebenso ein solidarisches, wie das des Arbeiters, zumal er in Zukunft einen wesentlichen Teil seines Profites an die Gesamtheit, den Staat, abgeben soll. Bis zu welcher Höhe die Abgaben steigen werden, die den Kapitalisten auferlegt werden sollen, läßt sich nicht voraussehen. In Großbritannien wurden während des Krieges die Besitzenden bis 50 Prozent

ihres Einkommens und auch noch wesentlich höher besteuert. Wie am 5. April 1918 englischen Zeitungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika gemeldet wurde, mußte Rockefeller infolge der Kriegssteuer auf ein Einkommen von 240 Millionen Mark 140 Millionen Mark Steuern zahlen, Frick auf 40 Millionen 30 Millionen Mark, Carnegie 20 Millionen Mark Steuern bei einem Einkommen von 30 Millionen Mark. Solche Krösusse wie Amerika besitzt Deutschland nicht oder jedenfalls nicht in dem gleichen Maße und nicht in der gleichen Zahl. Um so mehr werden in Deutschland alle Kapitalisten damit rechnen müssen, mindestens solange die große Kriegsschuld auf dem Volke lastet, Abgaben in dem Verhältnis der amerikanischen Kriegssteuer entrichten zu müssen. Der private Unternehmer wird dann wagen und spekulieren, schaffen und streben müssen, damit das Wirtschaftsleben wieder aufblühen kann und die Gesamtheit — der sozialistische Staat! — die Geldmittel zur Erfüllung seiner Verpflichtungen bekommt.

Man kann auch das eine Sozialisierung der Produktion nennen. Die hohen Abgaben werden auch sicher beibehalten und einmal für soziale Zwecke verwendet werden, nachdem die Kriegsschuld abgetragen sein wird. Aber die „Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln . . . in gesellschaftliches Eigentum" ist das noch nicht. Auch der sozialistische Staat — das heißt die sozialistische Mehrheit im Volksstaat — kann nur Produktionsgebiete in eigene Verwaltung nehmen, die nicht für den Markt arbeiten, weil sozialistische Produktionsweise eine einheitliche, planmäßige Regelung bedeutet, also ein Produzieren für den Bedarf. Der Staat kann — was er ja auch tut — alle Verkehrseinrichtungen übernehmen und betreiben; die Elektrizitätsversorgung zu seiner Aufgabe machen; die öffentliche rechtliche Wasserwirtschaft organisieren; er kann auch den Bergbau in eigene Regie nehmen, was ja schon seit vielen Jahren geplant ist; und er kann schließlich die Lebensmittelversorgung in den Kreis seiner wirtschaftlichen Betätigung ziehen. Er wird dann alle seine Mitglieder mit guten Verkehrseinrichtungen und mit mechanischer Arbeitskraft, mit Licht und Heizung, mit Kohlen und Stickstoff (Düngemittel für die Landwirtschaft), mit Brot und Milch, mit Fleisch und Genußmitteln versorgen. Er kann auch für seine Betriebe die Maschinen und Schiffe, Brücken und Häuser selbst bauen und so eine große Eigenproduktion entwickeln mit Millionen von Arbeitern und Angestellten, also ein großes Stück sozialistische Produktion schaffen. Aber damit wird nur ein ganz bestimmter Teil der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft übergehen, und die sozialistischen Betriebe werden im wesentlichen den Zweck haben, die individualistische Produktion zu unterstützen und zu stärken!

Nach Ergreifung der politischen Macht durch das sozialistische Proletariat bleibt also die kapitalistische Produktion nach wie vor bestehen. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel kann nur ein Prozeß von langer Dauer, von Generationen und Jahrhunderten sein, den politische Revolutionen augenblicklich auch nicht abzukürzen vermögen. Diese Erkenntnis bedeutet aber keine Preisgabe des sozialistischen Gedankens und berechtigt nicht dazu, am sozialistischen Können zu verzweifeln, sondern muß zu einem stärkeren sozialistischen Wollen führen, indem sie die sozialistische Wirksamkeit dorthin verweist, wohin sie in erster Linie gehört: auf das Gebiet der sozialen Politik. Sozialpolitik ist angewandte Solidarität.

Im Besitz der politischen Macht müssen die Sozialisten jetzt den Beweis erbringen, daß sie alles das zu vollbringen gewillt und befähigt sind, was sie von den früheren Machthabern verlangt haben. Die Anfänge einer solidarischen Regelung des sozialen Lebens sind auch schon da. Mindestens im Prinzip, zum Teil in einem vielversprechenden Anfange, zum Teil aber auch in hoher Ausbildung ist der Gedanke der Solidarität bereits in einer Reihe von Einrichtungen verwirklicht. Die Gesellschaft nimmt sich ihrer Mitglieder bereits vor ihrer Geburt an. Um das Leben und die Gesundheit des werdenden Erdenbürgers (und natürlich auch der Mutter) zu schützen, werden Schwangere von der Arbeit ferngehalten. Die Mütter erhalten unentgeltliche Geburtshilfe und für eine bestimmte Zeit vor und nach der Geburt eine Rente. Vom Tage ihrer Geburt an stehen die Neugeborenen unter der Aufsicht und der Fürsorge der Gesellschaft. Die Säuglinge werden gesundheitlich überwacht und teilweise auf Kosten der Gesellschaft verpflegt. Die Kleinkinder werden tagsüber in öffentlichen Anstalten, kommunalen Kindergärten, erzogen und verpflegt. Die Gesellschaft nimmt sich der verkrüppelten Kinder an und versorgt die verlassenen Kinder. Sie hat auch die geistige Ausbildung, die Erziehung und eine teilweise Verpflegung aller Kinder vom 6. bis zum 14. Lebensjahre übernommen und beteiligt sich an der körperlichen und geistigen Ertüchtigung und beruflichen Ausbildung der Jugend. Die Kranken werden auf gemeinsame Kosten vom Arzte behandelt, mit Heilmitteln versehen, in Heilanstalten, Kurorten, Bädern verpflegt, und erhalten während der Krankheitsdauer eine Rente. Im Todesfall übernimmt die Gesamtheit die Kosten der Beerdigung durch Auszahlung eines Sterbegeldes. Die Witwen und Waisen erhalten eine Rente.

Die soziale Fürsorge gibt den Maßstab ab für die vorhandene Solidarität, die Größe und Macht des sozialistischen Gedankens. Ihre höchste Ausbildung nur würde den Beweis erbringen, daß die sozialistische Macht nicht lediglich Form, sondern Geist ist, nicht nur Wollen, sondern auch

Tun. Denn sie erfordert harte Arbeit und große Opfer. Mit rauschendem Beifall wurde im Jahre 1913 in einer Versammlung von Ärzten und Hygienikern der Vorschlag des Professors von Gruber aufgenommen, den Eltern staatliche Erziehungsbeiträge für die Kinder zu geben. Aber die Verwirklichung dieses schönen Gedankens erfordert eine jährliche Aufwendung von mindestens einer Milliarde Mark. Dr. Christian hat berechnet, daß die Elternschaftsversicherung und Erziehungsbeihilfen, wie er sie vorschlug, jährlich vier Milliarden Mark erforderlich machen.

Auch der übrige Ausbau der sozialen Fürsorge in sozialistischer Gestaltung wird jährlich Milliarden kosten. Und doch wird alles das und anderes mehr kommen müssen, wenn der sozialistischen Verheißung die erlösende Tat folgen soll. Solidarität üben, heißt geben, nicht nehmen, heißt arbeiten, nicht genießen. Im Wirken und Opfern für die Gemeinschaft dokumentiert sich der sozialistische Geist. Seine Größe und Stärke wird uns nun offenbar werden! — —

Briefe an einen Künstler

An den Maler Willi Geiger

von Friedrich Burschell

I

Du sollst Dich jetzt nicht weiter über mich wundern dürfen, mein Lieber. Denn ich weiß ja, daß Du Dich ein ganz klein wenig vor mir fürchtest, wenn man so das Gefühl einer unbestimmten und nicht recht verständlichen Gefahr nennen darf, die wir alle hinter dem noch Unklaren und Zweideutigen vermuten.

Ich werde darum am Anfang recht vorsichtig mit Dir umgehen müssen. Aber gegen die vielen Worte, die jetzt wie ein Sturz über Dich kommen, brauchst Du wirklich nicht streng zu sein. Denn das habe ich Dir schon abgenommen, und Du kannst überzeugt sein, daß ich das äußerste Mißtrauen gegen sie hatte, als sie in meiner Gewalt waren und meine Hand noch über sie gebot. Jetzt stehen sie aber sauber und freundlich und ohne es sich merken zu lassen, welche Mühe ich mit ihnen hatte, auf dem Papier. Und Du darfst mich auch noch fragen, warum ich sie Dir nicht besser, bei der nächsten Gelegenheit, in das Gesicht sage, anders vielleicht und nicht so geordnet, aber Du wüßtest schon, worauf es mir ankäme. Schau, ich kann es aber nicht darauf ankommen lassen, ich will einmal alles beisammen haben, und bevor ich Dich noch wiedersehe, soll vieles zwischen uns klarer werden. Ich brauche Deine Freundschaft, die ausgebreitete Fülle Deines Lebens und Deine guten Maleraugen und ich will einmal ganz offen vor Dir sein.

Hätte ich nur gleich meine schönsten und treffendsten Worte bei der Hand! Denn wenn ich auch weiß, daß Briefe oft unredlich sind und eigentlich, je ernsthafter sie genommen sein wollen, desto verkrampfter werden müssen, so will ich es doch mit dieser Gefahr versuchen und sehen, ob sich nicht eine Tugend daraus machen läßt. Freilich, ob ich für das Feinste, das verloren geht, einen Ersatz beischaffen kann, weiß ich nicht so genau. Denn es gibt nichts auf der Welt, was unsagbarer, seltsamer und bei allem Zwang, der mitläuft, zärter wäre als ein Verhältnis zwischen zweien. Ich kann das nicht in den Brief hineinbringen, ich würde alle meine Worte verschwenden; unser bloßes Beieinandersein ist schon viel mehr. Die eigentümlich geladene Luft, das Spiel der Augen und Hände, das Öffnen und Verstecken, das Geheimnisvolle der Atmosphäre einer nur einmal so vorhandenen menschlichen Nähe läßt sich nicht wiederherstellen. Ich will es auch gar nicht erst versuchen, ich könnte kaum eine Ahnung oder im besten Fall nur die angedeutete Erinnerung Dir geben.

Was uns aber angeht, sollte alles noch vor uns liegen. Wir wollen uns damit, soviel es ist, nicht begnügen, und wenn ich jetzt als ein Leidenschaftlicher rede und einen ganzen Aufwand von Menschen und Apparaten für uns da sein lasse, so darf es nicht umsonst sein. Verstehe, wie sehr es mich drängt, eine Form zu finden, die immer noch fließt und Sehnsucht bleibt, Dich auch noch einbezieht und Dir nicht zu hart erscheint, daß Du nicht von Deinem Teil noch manches hinzufügen kannst. Vielleicht kommt so etwas ganz Neues zwischen uns, eine hellere und freilich nicht mehr so warme Luft, ohne die Blicke und das Unaussprechlichere der körperlichen Nähe, aber ich bin nicht so gebunden an Dich und kann offener reden. Und so betrüge ich Dich doch ein wenig, doch ich traue Dir soviel Phantasie schon zu, mir zuvorzukommen. Du kannst abziehen und dazutun, ganz wie es Dir gefällt. Sprich nur mit mir und antworte, schüttle den Kopf und laß mich nicht in einem fort weiterreden. Ich will Dir bestimmt nicht entgleiten.

2

Habe ich Dir schon die Geschichte einer frühen Freundschaft erzählt, ich glaube nicht. Oder doch nicht so, wie ich gerne haben möchte, daß Du sie weißt. Denn sie ist nicht nur unterhaltend und aufschlußreich, sondern sie spielt eigentlich auch zwischen uns, so verschieden auch alles ist und so wenig scheinbar für uns daraus zu lernen wäre. Aber Du wirst schon sehen.

Es schien nicht nötig, von diesem Menschen mehr zu wissen, als daß er sehr jung war und so lebendig, daß ihn kein Älterer ansehen konnte, ohne ihn ein wenig zu beneiden. Er war immer und ganz ungetrübt heiter und sorglos, er duldete auch nicht, daß man in seiner Gesellschaft anders sei und er besaß wirklich eine so strahlende Überredung, daß er auch die Ernsthaftesten für sich gewann. Du kannst mir glauben, daß er ein Ereignis war. Damals liebten ihn alle und es war für ihn ganz selbstverständlich. Daß er sich aber gleich ziemlich nahe an mich anschloß, blieb einigermaßen merkwürdig; denn ich war damals über meine Jugend hinaus ernsthaft und versponnen. Aber vielleicht wünschte ich gerade darum seine Freundschaft und ließ es zu, daß wir damals viel miteinander gingen. Ich war zuerst ein wenig scheu vor ihm und noch wie ein Liebender, der sich nicht ganz erklärt hat. Bis auf eine sehr tolle Sommernacht, die so hell und blau war, daß man die Rosen und Glyzinien aus Gittern und Balkonen leuchten sah, wir taten, als wäre die ganze Stadt unser Garten und dann trafen wir das Mädchen, das uns wegen eines starken Ausdrucks in seinen Augen schon lange aufgefallen war, und obwohl wir es erst seit kurzem kannten, gingen wir vertraut

und plaudernd Arm in Arm mit ihm, und weil es mit mir lachte, verliebte er sich plötzlich in es, und wie das Mädchen das merkte und in der blühenden Nacht vor soviel Jugend und Wärme und Nähe des schönsten Lebens erst recht sich zu entfalten begann, verliebte auch ich mich in es. Darauf sagten wir beide plötzlich und mit einem heimlichen Einverständnis Du zueinander, nicht weil wir so eine schönere Eifersucht zwischen uns stiften wollten – denn war einer von uns noch am nächsten Morgen verliebt? – sondern weil das einmal entbrannte Gefühl uns zugleich nicht länger verborgen lassen wollte, wie gerne wir uns hätten. Es kommt aber darauf an, was dann weiter, nachdem wir das Mädchen nach Haus gebracht hatten, zwischen uns geschah. Wir waren mit einmal Freunde und alles hätte zwischen uns klar sein sollen. Ich aber war verwirrter als vorher und empfand ganz dumpf, wie ich langsam irgendwie ergriffen und niedergeschlagen wurde. Ich glaubte zuerst, daran sei das Gefühl schuld gewesen, daß wir eines Äußeren bedurft hätten, um zu uns zu kommen. Aber das war es nicht. Denn der Augenblick und der reizende Zufall, der eine geheim gebliebene Tiefe aufdeckte, war viel zu schön. Nein, ich wehrte mich damals mit dem ganzen Hasse eines Menschen, der glaubt, von sich aus die Dinge vernünftig bestimmen zu können, gegen das Unentrinnbare, das ich zwischen uns witterte. Es ist mir noch sehr gut in Erinnerung, wie ich ruhig mit ihm zu reden begann und ihn mit dem Du wie mit etwas Selbstverständlichem umgab, die Hand auf seiner Schulter. Ich sprach davon, daß wir zu dem ergriffenen Menschen immer gleich den staunenden hinzufügen müßten, den dankbaren, daß einem so Vieles und so Schönes geschieht, und daß die Verdoppelung sehr kostbar wäre; diese Fremdheit in sich selber sollte man sich immer bewahren, so daß einem dann alles seltsam erscheint und man viel tiefer und eigentlicher berührt wird und alles anders und geheimer seelenvoll schwingt, wie die Glocken, wenn man aus dem Schlaf erwacht, in einer unbekannten Stadt. Das sagte ich nicht als eine besondere Weisheit, sondern weil es mir gerade einfiel und da ich glaube, daß Einfälle immer im guten Augenblick kommen, hatte ich gleich die Worte dafür. Ich hörte mir selber zu und achtete darauf, wie die Worte aus mir herauskamen und bald fremd wurden und mir nicht mehr gehörten. Dabei mußte mir aufgefallen sein, daß ich nicht mehr ganz unbefangen sei; denn die Hand, die ich auf seiner Schulter hatte, quälte mich so, daß ich sie in die Luft hob. Und dann verschob ich, ohne daß ich es recht wollte, meine Worte zu lehrhafter Würde und machte meine Stimme lauter als nötig und fing an in pathetischen Apostrophierungen und gewagten Bildern mich zu ergehen. Er fühlte dennoch, daß es mir ernst war, aber warum konnte ich nicht eigentlich bleiben, warum mußte

ich mich vor ihm verstecken, wo ich jetzt doch erst recht ihm offenstehen sollte?

Siehst Du, da hast Du es, mein Lieber, was ich Dir sagen wollte. Ich bin mir bewußt, auch Dir gegenüber immer im Hinterhalt gelegen zu haben und, weil ich die Gewalt der zwischen uns fließenden Luft wie etwas Aufgedrungenes fürchtete, war ich auch vor Dir noch nicht ganz offen.

Aber es soll nicht länger so bleiben. Vieles ist anders zwischen uns, wir sind beide nicht mehr so jung. Und Du vor allem bist beschreibbar und umrissen, wenigstens soweit es Dein Werk angeht und auch um Deine kommenden Dinge lichtet es sich. Vom Menschlichen, mein Lieber, wollen wir schweigen oder doch nur soviel davon berühren, als es ein Weg ist, ob er nun gerade geht oder nicht, ob er in die Mitte führt oder bloß außen herum. Denn darüber muß ich mit Dir ins Klare kommen. Es gibt für uns nichts Wichtigeres.

Aber dieser junge Mensch hat mich damals betrogen. Er hielt keine einzige seiner Versprechungen, das wäre noch zu ertragen gewesen; man hätte ihn noch immer lieben können, ja er hätte den Freund mit unendlicher Heiterkeit, die Besseres bedeuten könnte, für seine Ungegenwart bestrafen dürfen, und ich hing für einige Zeit so sehr an ihm, daß es ihm auch hätte gelingen müssen. Denn ich bin aus meiner Natur geneigt, die Welt der Vorläufigkeit als die holdeste zu lieben, und ich gestehe, daß ich damals ein wenig eifersüchtig war auf alle Entwicklung aus diesem Orgelpunkt der Verheißung, wo Offenbarung sich noch in den Mythos hüllt und Götter auftreten und Helden sich brüsten und Höhen und Fernen und die geahnt geöffneten Himmel in Versprechung strahlen und Natur durch Bilder und Zeichen eine große Metapher schafft für das unendliche Streben des Beginns. Vielleicht hatten wir alle und besonders ich mehr Schuld an ihm als er selber. Denn wir wollten ihn da lassen und waren nicht gesonnen, ihn an seine Versprechungen zu binden. Und war es ein Wunder, daß er dann umschlagen mußte, nachdem er gleich so hoch eingesetzt hatte und es ja nicht herunter gehen durfte? Ich denke mir, daß er manchmal, wenn er allein mit sich war und überlegte, was er jetzt wieder anstellen müßte, uns für unsere Liebe hassen konnte. Denn er wurde jeden Tag älter und ärmer und sah schon die Zeit, wo er aufgedeckt werden sollte, und bemaß unsere Liebe ganz allein danach. O, es war ein verzweifeltes Spiel, hätte man ihn weniger geliebt, so hätte sich alles viel leichter lösen lassen. Aber ich besinne mich, daß er es ja von allem Anfang an schon wußte, und ich kann ihn beruhigter aus meinem Gewissen streichen. Denke Dir, keine Stunde kannte er mich, er hatte einen hochgeschlagenen braunen Mantel an und stand vor einer Buch-

handlung mit einer Miene, als wäre das alles nicht viel, nachdem er nun da sei, und um es nur noch eindringlicher zu zeigen, führte er mich auf sein Zimmer, wo er mir das Buch eines großen Dichters vorlegte mit einer Widmung an ihn auf dem ersten Blatt, die sehr demütig war und ganz im Ton der Gedichte auf ihn Bezug nahm. Es stellte sich später heraus, daß diese Widmung gefälscht war, und das hatte er die ganze Zeit über ertragen; aber als es schon beim Herausstellen war, kam ein Betrug nach dem andern zum Vorschein, so daß man bei allem Betrüblichen bald ins Lächerliche fiel. Er hatte alle ausgenutzt und an ihrer verwendbaren Seite genommen, aber sie hatten es so gewollt, er kann jetzt über uns lachen oder böse sein. Aber es könnte geschehen, daß dieser Mensch diese Zeilen liest. Er soll dann hören, daß ich ihn zwar, wenn kein Wunder geschieht, für dieses Leben aufgebe; denn was kann er noch tun, um gegen solchen Anfang zu bestehen; aber er kann auch lesen, daß er einmal geliebt war und vielleicht sogar an einem dennoch wahren Teil seines Wesens.

Verstehst Du, was ich hier meine, Lieber? Es gibt keinen Schritt mehr zurück, wir müssen lügen und betrügen wie er, wenn wir uns noch unentschieden oder irgendwo an einen Anfang halten wollen. Der Weg ist angetreten und wir müssen ihn nun zu Ende gehen; der Orgelpunkt ist lange verhallt, Ernst und Mühe der Ausführung warten unsrer und hörst Du auch die Melodien, die sich nun die Hände reichen, beschwingter und glühender, da wir uns selber helfen müssen und darauf angewiesen sind. Du weißt es viel länger als ich, aber dafür hast Du auch länger bloß gespielt als ich. Aber ich sehe mich erst zum Mann gereift und wo ist die Aufgabe, die es wert ist, daß man sein Leben für sie hergebe? Ich frage nicht Dich; denn Du bist schon dabei, leidenschaftlich und ohne Zweifel; ich aber kann noch immer überlegen und ich weiß auch, daß ich Dir darum viel wert bin.

3

Laß sehen, leben wir aber wirklich um unsrer Werke willen, ist es uns so ernst damit? Oder wäre es nicht viel wichtiger, einfach und ohne Anspruch hinzuleben, und alles andere, wenn es nur etwas wäre, käme dann von selber? Liegt hier ein Widerspruch? Du brauchst ihn nicht zu sehen, weil Du völlig ungeteilt ein Künstler bist, ich aber weiß es gar nicht, vielleicht bin ich es und jedenfalls stoße ich mich. Hier braucht man gar keine schönen Worte, man muß nur ehrlich sein. Ich liege hier an einem See, in Sonne und blauester Luft, ich habe einige zarte und schöne Gefühle, aber mehr Wünsche, die nicht so zu mir gehören, und draußen ist alles voll Elend und schreit nach Hilfe. Äußerlich bin ich

ein Müßiggänger, der es sich wohl sein läßt, aber ich bin innerlich mehr, fließen hier andere Ströme, unkontrollierbar und eigentlicher; können sie das seltene und unverdiente Glück, das außen steht, wettmachen und zum Ausgleich bringen? Wäre ich immer noch der, auch wenn es mir schlecht ginge, so schlecht wie den andern? Sag nicht, daß es noch gar nicht so lange her ist. Das will ich nicht hören, es kommt alles darauf an, was jetzt geschieht. Ich ärgere mich, daß ich gestern ein wenig unbedacht die Worte hinschrieb von dem Hergeben des Lebens, ich muß jetzt dafür büßen. Denn was geben wir schon von uns her und sind wir nicht im Gegenteil darauf aus, recht viel zu bekommen, und wo liegt die Bewährung? Du weißt zwar so gut wie ich, wie sehr diese Tage alles durcheinander gebracht haben. Ist wirklich einer Sache geholfen, indem ich für sie sterbe? Wie viele tun es und ihr Opfer ist schon verrückt, der Rauch der Altäre wirbelt durcheinander und wer weiß, zu welchem Gott er dringt? Und wir wollen doch ja jenen Unsinn nicht nachreden, daß der Künstler ewig verzweifelt ist und ihm nicht viel in diesem Leben gelingen soll, außer seinem Werk, in dem er erst wahrhaft zu sich kommt. Wie unwahr und halb ist diese Rede, wie vieles steht noch dazwischen und darüber!

Nein, mein Lieber, dem schlechten Unendlichen, das hier sich auftut, den Fallstricken einer spitzfindigen und allzu wörtlichen Moral will ich nicht verfallen. Ich bin noch Gestalt und halte mein Leben: ich sehe auch schon, wie es sich hinausführen läßt. Der Künstler weiß entweder, worauf es ankommt, sein Wissen sei deutlich oder nur Ahnung oder auch nur bloß beliehen für die Stunden der Arbeit, und dann sagt er es, sein Leben mag inzwischen sein, wie es will, einmal müssen sich auch bei ihm Werk und Leben schneiden; oder er weiß es gar nicht und er spricht besessen und voller Wut, daß ein andres ihn zwingt und ihm alles umdreht, einmal aber dreht es auch ihn um und wenn es nicht in diesem Leben ist, dann in einem andern. Es gibt nur die zwei Künstler, alles andere ist nichts und nur sehr wenige kommen in Betracht.

Herrlich, unbegreiflich herrlich ist es dennoch zu leben, Lieber! Wenn ich morgens aufwache, singen schon die Vögel und der Dunst liegt über den Gestaden und den hohen Bergen und läßt alle Ferne blau und zauberhaft verschwinden. Wie fühle ich mich gebadet und überschüttet mit gnädigen Lüften! Bin ich es noch und hält dieser Leib, der ganz der Sonne sich preisgibt, sein Schicksal noch in sich? Ich bin so ruhig und die schöne Frau, die reizend gelagert neben mir liegt, möchte ich mit einem leichten Winken der Hand der männlichen Ergänzung entgegenführen, die ich nicht zu sein brauchte, irgendein anderer, der sie verdiente, so völlig außer mir bin ich schon. O schicksallos zu sein und das Brausen der

Zeit und aller Geschicke zu fühlen und Herr zu sein über sich als über sein Instrument, dennoch demütig und wartend, bis es klingt und die Formen sprechen und schön gesagtes Leben die Menschen überführt.

So mag es sein, und auch als es uns schlecht ging, weißt Du noch, hatten wir Blicke weit über den teuflischen Lärm und fühlten das ringsum namenlose Leid uns schwesterlich vertrauter als selbst die Röchelnden. Im Ernst, im Ernst, mein Lieber, wir sind viele und allem unendlich nah, wir brauchen nicht zu verstehen, was die Vögel singen, einmal würden wir zwar auch das verstehen, aber die tiefen Tränke und Mixturen der Erde haben wir genossen und der Rausch ihrer Geister rollt in uns.

Es kann uns nicht wie Überhebung klingen, was vielen von einer unerträglichen Eitelkeit scheinen mag. Denn wir wissen, was es heißt, daß der Künstler der vollkommene Mensch sein könnte, da es doch jeder sein kann, aber wir haben die Verpflichtung und fühlen auch ein wenig die Ironie. Unser Leben ist nicht abgetan mit den irdischen Kindern und unserem Schicksal, das uns doch auch einmal fängt, es drängt sich vieles an uns heran in Figur und Farbe und Ton, was sich erst vollenden will und schon über uns wächst und uns entgleitet. Denn wir sind keine Schöpfer; was wir tun, muß größer sein als wir selbst; so wie wir sind, überreden wir niemanden, wir würden uns auf Pulten und Kanzeln ungemein schlecht ausnehmen. Aber wenn das Geheimnis hinzukommt, das nicht zu Wiederholende, das jedem von uns geformten Ding anhaften muß, dann sollten wir unüberwindlich sein.

4

Das andere zieht weiter, Unglück, persönlicher Schmerz und das Leid in dieser Welt zu leben, und ist schon mehr. Ich kann darüber sehr kurz sein, mein Lieber. Es besteht kaum eine Gefahr, daß wir hier etwas mildern und niedlich machen könnten. Unbegreiflich bleibt uns ja die Herrlichkeit des Lebens, der Jubel, der uns manchmal aufreißt, das große, rätselvolle Leuchten. Der Schmerz ist immer selbstverständlich, er bleibt nie aus; es fragt sich nur, ob wir ihm genug entgegenzusetzen haben. Europa ist ein Schandfleck geworden, das Satanischste ist geschehen; es fragt sich, ob wir Inbrunst genug haben nicht zu verzweifeln.

Hier beginnt das andere, wirkliche Leid, die vielen Schmerzen verfliegen; denn es gibt nur den einen wirklichen Kummer, glaub es mir, wir können gar nicht genug an ihm haben, es ist der Kummer über uns selbst. Mit dem Hergeben des Lebens ist gar nichts getan; Jesus gab sein Leben für die Wahrheit, unser Opfer wäre stümperhaft; denn sind wir so rein und so gut? Du mußt Kierkegaards tiefe Untersuchung darüber lesen, ob ein Mensch sich für die Wahrheit totschlagen lassen dürfe. Freilich, wir können

sehr bald alle sterben und wie oft waren wir schon bereit, ein Pferd in der Nacht hinter unserm Rücken oder ein Schatten an einem Baum hatte uns schon eingeholt und wir freuten uns, daß er es endlich wäre, der erlösende Bruder, aber noch ist es mit uns nicht so weit. Wenn wir auch sagen können, daß wir noch viel zu voll mit Geburten sind und darum noch nicht sterben wollen, so haben wir dennoch unser Leben nur als unsre Bewährung. Denn was wäre das: wir sind nicht so rein und gut, daß wir für die Wahrheit sterben können, aber um als Künstler die Wahrheit zu sagen sind wir gut genug, und anstatt des Todes erwartet uns sogar vielleicht Ansehen und Verdienst? Überhaupt, bleibt nicht die künstlerische Wahrheit im Entscheidenden anzuzweifeln? Ist es nicht ein entsetzlicher Betrug mit Worten und Farben die Wahrheit ausdrücken zu wollen, die man nur mit seinem Leben ausdrücken könnte?

Gib acht und hüte Dich! Darum dreht sich alles. Es ist nicht eine Vorfrage und eine belanglose Psychologie, was der Künstler für ein Mensch ist; es ist kein Einwand mehr, daß man sich nur an das Werk halten könne, das Werk müsse gut sein, das andere bleibe dahinten, es sei nicht bekannt, das Werk sei bekannt und öffentlich.

Gib acht, mein Freund! So einfach ist es nicht. Wir sind in eine Zeit gestellt, ja mehr noch, wir machen sie erst, wir geben ihr Haltung und Gewicht, wir sind die feinste Stimme, wir geben den Ausschlag, wir sollten ihn geben: in allem, wir sprechen für eine Zeit, die im Werk nicht mehr die Vollendung sieht; der Mensch und daß er gut sei, ist uns alles. Dazu allein gelten uns die Vorwände der Worte und Farben, dazu machen wir alles schön und klingend und leidenschaftlich, dazu haben wir unser Leben bekommen und das Geheimnis der Form. Das Werk des Künstlers ist nur ein Weg von Seele zu Seele, das Niederreißen der Widerstände des ringsum gehemmten Tages, die Vorbereitung und die Sammlung und beileibe das Eigentliche nicht, das Ende noch nicht und das Ziel.

Darum gerade ist es für uns entscheidend, was der Künstler für ein Mensch ist; denn wer im Werk alles getan sah, dem konnte das Leben gleichgültig bleiben; wenn nur das Werk gut war, so waren alle Mittel dafür recht. Aber ganz abgesehen davon, daß uns die aus solcher Gesinnung hervorgebrachten Werke allmählich recht verdächtig erscheinen und wir sehr bald zu einer völlig radikalen Umwertung der Kunstgeschichte kommen werden, so bleibt zu bedenken, daß man um so überzeugender zu Gott fleht, je tiefer man in der Not ist, und auf den Künstler angewendet kann man sagen, daß er wohl verstrickt und versucht sein darf wie kein andrer, aber wie kein andrer hat er auch die Verpflichtung die flehentliche Aussage und das Reinerwerden, das sein Werk ist, nicht stehen zu lassen oder sich gar darüber zu freuen wie ein Trinker, der aus irgendeinem

Grund drei Tage Enthaltsamkeit gelobt und auch wirklich gehalten hat und am vierten Tage zur Belohnung für solch einen braven Menschen sich einen noch ärgeren Rausch antrinkt.

Der Künstler, dessen Arbeit nur ein Mittel ist den Kummer über sich selbst und die Sorge um seine Reinheit, die aller Sorge sein sollte, entweder in der bohrenden Wahrheit dieser Sorge oder in der sehnsuchtsvoll erflehten Vollendung zu gestalten, darf vom Werk sich nicht beruhigen lassen, seine Sattheit wird sich bald verraten und der Betrug der Worte und Farben, der dann wirklich ein Betrug ist, wird vom verantwortungslos geführten Leben und, wenn man das auch versteckt halten könnte, vom geheimnislosen und bloß noch hingeschriebenen Ton der weiteren Erzeugnisse entlarvt.

Van Gogh, Strindberg und Tolstoj sind die großen Beispiele. Der Kummer über sich selbst treibt hier zur immer höheren und gültigeren Gestaltung; sie waren nie befriedigt, von sich nicht und von ihren Werken nicht, die sie doch wie diktiert bekamen von einer unerhörten Leidenschaft nach Reinheit und Kindschaft.

Und noch dies: es war gut, daß keiner von ihnen in die Lage kam für sein Werk sterben zu müssen, obwohl Tolstoi sich so etwas wünschte; denn ihr Tod wäre nicht ganz aufgegangen, sie hätten als Heilige sterben können, einsam und von der Menge verhöhnt, aber nicht als Aufrührer, für die Menge sprechend. O ja, sie sprachen aufrührerisch, leidenschaftlicher, hinreißender als alle andern, aber im Äußersten wären sie bestimmt ein wenig unschuldiger gewesen als die andern, die Redner und Lehrer und Täter. Denn sie sind alle ganz ernsthaft und ungeteilt dabei; der Künstler aber, so ernsthaft er auch sein möchte, kann nicht so ganz bei der Sache sein, soweit sie von Menschen betrieben wird. Ja ich fürchte, er wird die andern schon verachtet haben und im innersten Herzen auf irgendeinen Verrat sinnen. Es genügt, daß etwas da ist und von Menschen betrieben wird, so hat es der Künstler schon durchwalkt und bald den ewigen Zweifel gefunden, ob es auch genug sei. Denn der Künstler wittert dahinter immer das Unendliche und wie weit alles, was sich hier breit macht, davon noch entfernt sei.

5

Darum, mein Lieber, ist der Künstler kein Schaumschläger und kein Hanswurst, der ewig Unzuverlässige, der mit einer leichten Nachsicht zu behandeln wäre; sondern es dreht sich um und die Welt hat ihrerseits alle Ursache, um Nachsicht zu bitten, die ihr nicht gewährt wird. Und wenn auch der Künstler mit der fanatischsten Liebe zu dem, was so und nur einmal da ist, nichts anderes will als dies, dann hat er trotz-

dem, wenn er nur wirklich ein Künstler ist, ein Gericht gesprochen. Der Künstler kann nichts in die Hand nehmen, ohne es am Unendlichen zu messen.

Das macht, durch den Künstler fließt eine Leidenschaft, ihm selber fremd und tief wie ein Brunnen, er kann Steine hinunterwerfen und lange hört er nichts als sein Blut, aber dann mit einemmal gibt es einen Ton, dumpf und hallend, so zum Erschrecken fern kommt er herauf. Hier ist er verloren und am verwunschenen Ort, er weiß nicht, ob es noch seine Seele ist, oder schon süßer Traum und Trunkenheit des Abends, Eingesunkensein und Eingedenken, aber es ruft ihn so Vieles und so Namenloses und mit den abwehrenden Schlägen der noch nicht bereiten Hände macht er es nur noch schlimmer. So müßte alles kommen, aber wie ist das zu übersetzen und fertig zu machen; im Rauchen seines Kopfes sind Städte durchschritten, in Nacht und Nebel, kein Hund ist auf der Straße, aber ein Fenster nach dem andern entzündet sich und ein unsagbar freundliches Scheinen von Lampen und inwendigem Licht bricht durch die Scheiben und was mögen es für herrliche Dinge sein, die in soviel Wärme geschehen? Unwiderstehlich glüht der Künstler und er weiß auch, daß es eine Heimat gibt, wohin er gehört, das ist die Luft seiner Arbeit, und eine Tür geht auf mit breitem, liebeerfülltem, flutendem Licht und was ihn über knarrenden Treppen umfängt, der Friede und das Fertiggewordensein, das Auskennen und die Ruhe in den eigenen Sesseln, ist wohl mehr, als er in das Werk hineinbringen könnte, aber nur Mut und dem Unendlichen und der Trunkenheit Dich anvertraut und es wird Dir schon gelingen!

Vieles kommt über Nacht und nichts wird so vollendet, wie es begonnen wurde. Darum soll man es dem Künstler nicht zum Vorwurf machen, daß er etwas zu Ende bringt, wo alles noch so wenig am Ende ist. Denn ein Leben hört auf oder eine Stunde, in der das Schicksal schlägt, hat Anfang und Beschluß sichtbar eingehängt; es hilft nichts, daß man die Gewichte mit Gewalt aushängen und die Uhren leer laufen lassen möchte, die Stunden werden auch von anderen Stimmen ausgerufen und Klang und Ton und ein Hüte Dich gehen auch der stillsten Zeit nicht verloren.

Wir leben in Häusern, nicht lange, dann kommen andere, und auch die Häuser werden einmal abgebrochen, obwohl sie fertig und schön waren. Wir machen es nicht anders, wir wollen gar nicht, daß es sich für die Ewigkeit aufbewahre und Gott braucht uns wahrhaftig nicht zu lesen oder zu hören oder anzusehen, aber bis zu ihm hin, solange er nicht völlig da ist, müssen wir uns abbröckeln lassen, und wenn wir auch nur auf Abbruch schön sind, dann soll aus unsern Ruinen und dem gänzlichen Zer-

fall der Schönere und unendlich Gerufene, der Friedevolle und Liebesfürst auferstehen, er nur und nichts anderes, keine Ordnungen und irdischen Gerechtigkeiten, wir dürfen hier nicht demütig sein, und wenn es nicht anders geht, ist auch der Zorn am Platze.

Der Künstler kann nichts in die Hand nehmen, ohne es am Unendlichen zu messen. Er ist der unbestechliche, feine Ausschlag, der magische Spiegel, der wohl der Zeiten wahres Antlitz wiedergibt, aber immer nur so, daß hinter Schleiern wie Milch und Blut der Grad der Erfülltheit sichtbar wird, das Licht, das um das Wunschbild spielt, ganz einfach gesagt, er zeigt die Entfernung Gottes von der Welt.

Sie ist uns längst zu groß geworden, wir malen seit einiger Zeit schon nichts mehr aus. Wir machen nichts mehr um seiner selbst willen bloß rund und ruhend, wir können auch so gelassen um die Dinge nicht mehr herumgehen und alles an ihnen auskosten; gewiß, das ist sehr viel, und wenn wir Geduld hätten, kämen wir auch so vielleicht in die Tiefe, aber wir sind längst ungeduldig geworden. Es ist das Mehr und das Weniger, was wir suchen, das Mehr des Rufens und das Weniger der Welt. Genug ist das Sichtbare, das nahe und das steinerne, mit nichts anzufüllende Schicksal eines längst bekannten Diesseits angestarrt, es kommt nicht mehr viel dabei heraus, es sei denn unser Fluch, der nicht priesterlich klingt. Aber wenn es auch hier gespenstisch genug zugeht und ein Schattenspiel an der Wand mehr ist, als die tölpelhaft wirklichen Körper, dann laufen die Spuren weiter bei tief witternden Nasen zu Kern und Süße. Dieses, das weniger ist, auch mit Gewalt reißen wir an das ungewohnte Licht. Mag darüber in Scherben gehen, was will. Mach deine Menschen nur, die früher so elegant und schmiegsam um nicht viel sich bogen, zerrissener und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Deine guten Malerhände werden die Mitte schon finden, um die es schwingt; nicht schön und voller Unform kommt man zum frauenhaften Schoß, aber seine Güte und Wärme entladet, heilt und ordnet bald alles.

6

Aber Du siehst schon: das ist nicht die Jungfrau Maria und die um sie beschlossene Kirche. Darüber sprachen wir in halben Gesprächen, abgelenkt und jeder für sich. Jetzt mußt Du mich zu Ende hören. Du meinst, der Künstler könne nur katholisch sein, zunächst einmal wirklich oder er müsse doch die herüberreichende Erinnerung und ein Verbundensein mit dem Formhaften ihrer Gläubigkeit besitzen. So bist Du aufgewachsen, in Weihrauch und gesungenem Gebet, zwischen erblühten und beschwörenden Steinen, vor weltlich schönen und geschmückten Priestern, und die Ruhe der Klöster kennst Du auch und die faltenreich verhüllten

Gesichter der Nonnen und Mönche, die so unendlich harmlos sind und deren behütetes Leben rings umstellt ist von kindlich treuen Stunden und deren Bier und Brot und Käse und auch der Schnaps und das Zuckerwerk, aus verborgenen Schränken und mit verstehendem Lächeln hervorgeholt, anders schmecken wie zu Hause, geheimnisreicher und duftender, und es ist nicht die nüchterne Strenge der Protestanten, die Brot und Wein so gemein gemacht haben, sondern zum Leib und Blut des Herrn geht ein freundlicherer, wundervollerer Weg. Ich weiß, was Dich und die anderen hier lockt, Dich angestammter und mit gesicherter Belastung, was aber sonst, aus dem Berliner Westen und aus andern heimatlosen Bezirken nach den merkwürdigen Rosenkränzen verlangt, ist zumeist eitel und schon in der Wurzel verdorben. Du aber siehst den Bezug zwischen Irdischem und Himmlischem, der hier so einfach und liebenswürdig geflochten scheint, Du siehst die gebaute Halle und die bis zum Höchsten geschlossene Wölbung und hast es gesehen, wie wenig dazu gehört, nur ein wenig Frömmigkeit und Glaube und wie leicht wird er einem gemacht!

Was Du mir erzähltest, spricht zwar schon von einem verkniffenen und sektiererisch gewordenen Eifer, der auf der Verfolgung sich fühlt, aber es bräuchte ja nicht zu sein, vielleicht kennst auch Du noch die heiteren, sicheren Gläubigen, die viel von dieser Erde zuzulassen sich erlauben dürfen, vielleicht ist auch Mozart und Wien und Salzburg in entlegenen Winkeln noch lebendig, wo mit Liebe gesündigt wird und die Sünde ein schönes Nachfest in der auskostenden Buße feiert. Aber am meisten reizt Dich die Halle, wo man alles hineinstellen kann, wenn man nur ein ganz klein wenig fromm ist, und wo alles so herrlich auf seinem Platz steht. Sonst siehst Du die Zimmer der reichen Leute, in denen der üble Geruch des Geldes stehen geblieben ist, und die Leichenhäuser der Museen, wo alles beziehungslos und unfromm nebeneinander hängt, und die neuen Galerien, in denen vieles ein Witz ist und um das seltene gute Bild muß man erst seine Luft bauen, bevor man es sehen kann. Die Halle aber nimmt alles auf, freundlich und hebt es, wenn man nur ein wenig fromm ist, so fromm, wie Du auch noch sein könntest, und von all Deinen irdischen Dingen bräuchtest Du nicht viel aufzugeben. Dann hättest Du freilich einen Rahmen und wärest aufgehoben. Aber mit dem Gedanken spielst Du nur, ich weiß; Du denkst an den Rausch und die Fülle der Sinnlichkeit, die den seraphischsten Himmel noch bevölkert, Menschen stehen auf mit neuen, glänzenderen Leibern und die Engel werden schöner, je höher sie steigen. Du denkst Dir hier die vollendete Welt der Künstler, ein behütetes und sicheres Schmücken, Spiel und Ernst, Traum und Erfüllung.

Aber, mein Lieber, brauche ich Dich daran zu erinnern, was sie jetzt in die Halle stellen, das Totenwachs und die künstlichen Blumen, die ausgestopften, blöden Puppen und das ganze Arsenal gefärbter, gestanzter und fabrizierter Dinge? Und dicht daneben stehen Grünewald und Riemenschneider, und sie merken nicht einmal einen Unterschied; das müßte Dir schon völlig genügen. Sag nicht, daß man es auch anders machen könnte; sie wollen Dich gar nicht. Denn schon lange ist das Leben aus der Halle entwichen, Du müßtest den dumpfen modrigen Geruch gut kennen. Das Leben ist ganz wo anders.

Nein, es gibt keinen Weg zurück. Wie wir aus dem Orgelpunkt herausgetreten sind und uns männlich ernst mit dem Wirklichen befassen und wohin die wahren Wege gehen, ist in die Kindheit zurück und zu noch so schönen Träumen alles verbaut. Das war einmal vollendet, schon lange glaubst Du nicht mehr, Gott ist verdunkelt, so leicht öffnen sich die Himmel nicht, und wenn wir es nicht tun, gibt es keine andere Hilfe. Schau Dir nur alle Künstler an, die katholisch wurden, alle, aber auch alle haben versagt, wenigstens soweit sie Künstler blieben und sich zu retten meinten; sobald sie sich ausdrücken wollten, waren sie einfach schlechter als früher; vielleicht hat nur Clemens Brentano noch einiges Schöne geschrieben, aber nur weil er auch dann noch ehrlich und verzweifelt blieb. Oder wie denkst Du, daß der Künstler anders katholisch werden könne? Entweder man glaubt, und es mag allerdings bequem sein, katholisch zu glauben, oder man glaubt nicht; alles andere ist Ästhetentum und schlimme Verlogenheit.

7

Es handelt sich schließlich dabei um historische Einstellungen. Wir sprechen davon, was jetzt ist. Die katholische Gesinnung ist schlechthin unmöglich, man mag sagen, was man will, man mag von der Notwendigkeit der Gemeindegesinnung sprechen und daß das Wunder die Menge schön macht, man mag an die transsubstanziierende Gebärde der feierlichen römischen Priester denken und an den bacchantischen Taumel der heiligen Messe; das alles bleibt einzeln, Antiquität, aber vor allem falsch, bequem und sich um alle Schwierigkeiten herumdrückend. Einmal, ganz spät am Ende, mag freilich wieder der Gottesstaat stehen und die Halle, die alles aufnimmt. Solange wir aber noch auf dem Weg sind, darf keine spätere Vollkommenheit vorgetäuscht werden. Eben weil wir das Ziel sehen, den fernen Berg, aber noch wandern wir und die Sonne sticht und wir dürfen uns keine Ruhe gönnen. Auch die katholischen Christen sind Pilger und hier nicht ganz zu Hause, aber an den Biegungen der Wege stehen die Helfer und das Gebet macht alles leicht. Wir sehen uns um und treffen nur uns selber, wenn es aus uns nicht

tönt, von oben kommt schon lange nichts mehr, der Weg ist auch schon ein Ziel und es soll sogar nicht heißen, daß der Mensch nicht dennoch hier sich vollenden könne, anders zwar, nicht in der Aufnahme von oben und dem Mitgerissensein der Gemeinde. Du schmähst den Protestantismus zu sehr, er hat einen tiefen, süßen Kern, so schauerlich einsam es auch in ihm zugeht. Freilich auch hier nicht der historisch überlieferte, den Du zwar gar nicht kennst, und immerhin lebte Bach in ihm. Aber denke daran, daß die Tiefe des Gemütes bleiben muß, wenn auch alles andere längst in Scherben gegangen ist.

Ich glaube, ich weiß etwas darüber, wenn ich auch nicht so reich an religiös gefärbter Erinnerung bin wie Du. Die häßliche, neue und schon so graue Kirche, die eintönig nutzanwendende Predigt und der unbeschwingte Gesang haben nichts hinterlassen, auch Jesus sprach noch nicht, nur die frühe Sehnsucht nach Reinheit, körperlich gefühlt, und die Schauer der Vorbereitung vor Kelch und Oblate schwingen noch in mir. Aber am tiefsten haftet das Gebet vor dem Schlafengehen, die kindlich fromme Unterhaltung, gespeist aus den kleinen Inhalten des Tages, Schutz und Zuflucht und Bitte für alle armen Menschen, wenn die Mutter die Kissen zurechtgerückt hatte. Alles blieb innen; was sich außen zutrug, hatte bald den Zweifel aufgerufen. Schon bloß wie die Hüter des Wortes aussahen, die braven, von familiärstem Behagen strahlenden Männer! Das alles war weniger als nichts. Aber es gibt freilich noch einen andern Protestantismus, mein Lieber, und wenn Dich der Name stört, so laß ihn weg! Nur kann ich ihn nicht so gut loslösen; denn das Blut ist mächtig. Meine Ahnen schwuren auf das reine, unverfälschte Wort und verließen um seinetwillen das heitere, süßere Land. Ich bin mündig und keinem etwas schuldig, aber wenn es um das Wort und die Schrift geht, um den eingegrabenen Sinn, die Worte halten ihn freilich nicht mehr, aber an uns ist es, die richtigen Namen zu nennen, bin ich wie sie, unduldsam und eingeschworen, hart und voll Wut, wenn es sein muß, das weißt Du, Du hast es schon gespürt. Es ist nicht privat, was ich sage; ich kann mich auch aus dem Spiel lassen, aber das soll gar nicht sein. Der Protestant redet immer von sich, er liebt und haßt sich in allen andern, er meint immer nur sich, wenn nur seine Seele gerettet wird, einer muß den Anfang machen. Das ist Dir fremd, ich weiß. Aber Jesus sollte Dir nicht fremd sein; denn alles geht um ihn. Du liebst den heiligen Franz und kannst es, ohne Dich zu schämen, auch ruhig sagen. Aber wie könnte ich es über meine Lippen bringen, zu gestehen, daß ich Jesus liebe? Schau, da hast Du den Unterschied. Das eine ist fertig, Du bleibst unberührt, vielleicht auch nicht ganz, es läßt sich alles so schön erzählen und man wird milde und demütig; die fertige

Welt wankt zwar auch hier schon, das Blut beginnt zu fließen, man muß es an Schmerzen ihm gleichtun, er hat nicht alles ausgesöhnt, aber noch immer stößt der Himmel an die Erde und wenn man sehr fromm ist, kann man die Stimmen unterscheiden, die von oben tönen; darum, wenn es einen entläßt, ist bald wieder ein anderes Leben da. Jesus aber wird nicht fertig, er zieht in Dir und durch Dein Leben, er ist Dir zu nah, zu teilhaft Deiner selbst; Du schlägst die Augen nieder, wie vieles fehlt Dir auch noch! Darum ist es die Tiefe allein, die hier spricht. Nicht wie ich Jesus verstehe, darum geht es gar nicht, er ist entweder lebendig oder so gut wie nichts. Nicht wie er lebte und starb, das bleibt noch Geschichte und quält nicht so; aber daß er nicht auferstanden ist und seinen Platz noch sucht, das ist es. Daß er nicht aufgenommen wurde, oben nicht; denn das müßte sich bemerkbar machen, und unten bei uns erst recht nicht.

Wir kommen nicht allein aus, es geht zwar auch ohne Gott, aber nicht ohne Göttliches. Der Protestant oder was ich so nenne, die sucherische Tiefe des Gemüts hat lange vor Gott den irdischen Mann gestellt, der ihn erst klar machen soll und schon genug ist. Hier, mein Freund, sind andere Möglichkeiten des Zeichnens und Umreißens, hier triffst Du ins innerste Herz. Er wandelt noch immer auf der Erde und steht vor den Türen; Du malst ihn nicht, seine Gestalt ist unendlich verwandelt, aber die Mühe des Wegs und die entzündete Sehnsucht des Heimwehs, alle Leiden und Freuden und Sprache und Figur des Menschenherzens leuchten auf seinem unbeschreiblichen Antlitz. Was Du malst, Du malst nur ihn; was Du zusammenträgst, ist alles ihm zu Ehren, er ist der Führer und das angezündete Feuer. Und es ist alles verwandelt, nicht wie in Deinen Kirchen, wo Jungfrauen und Rosen stehen, auch die, mein Lieber, aber schon einbezogen, schon nicht mehr draußen blühend, sondern den Duft und die Reinheit verschmolzen in uns, unendlich blühend, offener, mit unserm Leben steigend, Opfer und Gebet, Klage und Ruf, und immer zutiefst das Menschenherz.

8

Aber Du hast früher Stiere gezeichnet, und wie man sie listig und farbig und spannungsreich tötet. So gut, wie kein andrer, mit bewältigtem Raum und einer so stehen gebliebenen Bewegung, daß man die Augen nicht zu schließen braucht, um zu sehen, wie sie prachtvoll ausläuft. Das war Rausch des Lebens und südliche Sonne, unbedrücktes und argloses Dasein und noch gar kein Wissen; aber inzwischen sind uns die Augen übergegangen. Nun, Dein Griffel spitzte sich, Du hast Dich immerhin am Blut geübt, wenn es auch unter Händeklatschen vergossen

wurde, aber eine Ahnung des Mysteriums, ein Ergriffensein auch hier, im äußerlichsten Kult, wird Dir nicht entgangen sein.

Ohne Blut geht es nicht ab, ohne das wirkliche, warme und dampfende, vor andern Tribünen und zu andern Ehren vergossene Blut. Darüber kommen wir nicht hinweg; erinnere Dich der seltsamen und dunklen Anziehungskraft der Toten! Oft waren schon Tücher über sie gelegt, aber verstreut in Wiesengründen und in Gräben sahen wir sie manchmal in ihrer traurigen Blöße völlig enthüllt, zerrissen und entzweigeschlagen, mit gereckten Kinnen und einer Starre in den Fingern, die den größten Augenblick noch lange aufbewahrte. Waren das noch dieselben Menschen, an denen wir so stumm und teilnahmslos vorübergingen, als sie noch lebten, die nüchternen, entseelten Burschen, jetzt aber lagen sie tief entschlafen, im starren Traum, manche mit dem bleichen Schein einer späten Heiligkeit, und alle hatten sich auf das Eigentliche besonnen, alle Finger waren gespreizt und nach oben gedreht und auch wenn sie in die Grasbüschel verkrampft waren, wollten sie es noch aus der Erde reißen. Kniend vor unsern Brüdern, die es allzu spät begriffen, schwuren wir das stille Gelöbnis, das seitdem unsern Blick verwandelte, wenn es noch nötig war.

Wir wollen lieber auf den Namen eines Künstlers verzichten, als das jemals vergessen. Alles geschieht zu Ehren des Lebens, die Augen sind gebrochen, aber wir sehen noch, schärfer und für sie, als ihre Stellvertreter, mit den im letzten Licht erloschenen Augen der Toten und ihrem späten heiligen Schein. Was sie oben sahen, soll alles auch für unten gelten; Eltern, Geschwister und das Geliebteste, die Berge und die Gewässer der Heimat, beim Geläut der Glocken, nach getaner Arbeit, mehr wollten sie nicht, der Flug ihrer Seelen war hier schon zu Ende, die gespreizten Finger hielten noch einmal alles, aber da sie erloschen sind und nur die Gebärde noch bleibt, die Du schon so schön gezeichnet hast, zieht alles in uns ein, das Blut und Seelengemälde, die Erscheinung ist es nicht, die Erde ist schon alles, die neu erblühende, der Raum für freie, gefundene, sich findende und liebende Menschen. Seelen kann man nicht malen, es ist ein Hauch nur, ein spätes Feuer, ein Hinüberwollen, aber die Luft ist schon zu spüren, in der sie einst atmen können, hier schon, geschmückt und beladen mit dem vielen Irdischen, doch die Hüllen werden durchscheinender und nicht mehr so drückend, sinnlos freilich noch immer in vielem, aber heiterer ertragen, wie Durchgänge zu immer klarerer Aussicht, und Du mußt freilich mit vielen Gesichtern begabt sein, mein Freund.

Darum hast Du mir zuerst noch eine Landschaft gemalt, ganz ohne Menschen, wie ein Protest, den Traum eines Landes. In diesen gelben Häusern werden sie einst wohnen, mit stählernen Augen über die See; vorläufig aber wartet noch alles, die Inseln prangen rot und blau, weit

draußen vor den gelagerten Horizonten. Das freundliche Grün des Landes schmiegt sich hoch hinauf, die schützende Bucht trägt satte Palmen. Hier ist noch nichts entweiht, der schmale Kahn wird keine acherontischen Fahrten fassen. Du hast die Farben nicht gespart, was hülfe auch jetzt noch der Geiz, aber das ist Dein Geheimnis, daß es nicht eben Grün und Rot und Blau ist, sondern wie im Traum, schöner und tiefer eingedeckt, mit kühlen Flammen, die Sonne brennt nicht, es ist ein anderes Licht, ein Mondlicht des Tages, abgewendet und sanft.

Das Bild hat eine Geschichte, die dazu gehört. Es war versehentlich aus dem Etappenort, wo mein Gepäck lag, das ich schonen wollte, in die Feuerzone gekommen. Ich bat einen Mann es zu holen. Als er zu dem Quartier der Offiziere kam, die es für mich aufbewahrten, sah er, daß es ernstlich gefährdet war; Granaten platzten in bedrohlicher Nähe. Er hätte es abwarten sollen, aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, es zu retten, und er holte es aus dem unheimlichen Haus; er lief mit allem Aufgebot zurück, das Bild auf dem Rücken, und glaubte sich schon befreit, aber sie schossen ihm nach, ein Schlag und er lag am Boden und mit dem Instinkt der Abwehr hob er wie einen Schild die Tafel der Sprengung entgegen. Und nichts traf ihn, aber das zackige Eisen war durch die Leinwand gefetzt, riß sich am Rahmen und fiel, noch warm, zur Erde. Ich bin nicht abergläubisch, mein Lieber, aber hier hast Du ein Zeichen. Es gab früher Künstler, denen ein gutes Gedicht mehr wert war als eine Schlacht oder sonst ein Geschehnis, und gewiß, sie haben darin recht, Schlachten, und was sonst geschieht, sind schöner im Gedicht aufgehoben, aber die lebendigen Seelen sind unendlich viel mehr als alle schönen Gedichte, weil man nicht wissen kann, was alles in den Seelen verborgen ist, und darum soll ihrem Gefäß, dem Menschen, nichts geschehen, die Bilder können darüber in Fetzen gehen.

Nun aber, das Bild ist geflickt, der Mensch ist heil, was wollen wir mehr? Wie wir Schilder sein können gegen die Gefahr des Leibes, so sollten wir auch vor ihren Seelen stehen. Noch sind wir einsam und erreichen sie nicht; aber Eisen und Gift der Zeit sollten vor uns zuschanden werden; und wenn sie uns auch nicht sehen, im Atmen gnädigerer Lüfte müßten sie uns dankbar werden.

9

Und endlich, mein Lieber, wir wollen wieder namenlos werden. Wir arbeiten zu viel für uns allein, wir arbeiten uns noch nicht in die Hände, aber wir könnten es.

Das Ziel muß klar sein, dann geht es von selbst. Alles ist in uns, dicht und dinghaft, greifbar und echt, außen ist Spuk und Lüge.

Es hat sich nur umgedreht, aber es könnte so wieder werden. Wir sind erst Künstler geworden, seit wir uns von Gott entfernt haben oder seit Gott sich von uns entfernt hat, wer kann es wissen. Vorher brauchte es keines besonderen Namens. Denn der Mensch brauchte Schuhe und Kleider, um sich zu schützen, er brauchte Betten und Häuser, um darin zu wohnen, er brauchte Kirchen und Bilder und Sprache des Herzens, um Gott näher zu sein. Es war eines so nötig wie das andere, eines so sicher, erdhaft und um ihn gestellt wie das andere, er stand nur auf und ging in ein anderes, größeres Zimmer. Wer es machte, blieb gleichgültig, nicht alle Finger waren gelenkig, es bedurfte Übung und Fleiß, vielleicht ein wenig mehr fromme Versunkenheit, aber das war gar nicht so sicher. Das Holz war das Kreuz, es war bald herausgeschnitten, das leidensvolle Antlitz war aller Welt bekannt, Züge und die ausgebreiteten Arme schrieben vor: siehe den Mensch! Mutter und Kind waren Maria und der heilige Knabe, man konnte sie auch schöner machen, inniger, als man es sah, aber wer rühmte sich dessen? Und die Tafeln mit dem vielen Gold und den Heiligen mit den schönen Gewändern, die nicht für den Schmutz sind und gar nicht mehr vorkommen, und vor denen man schon ein wenig staunen soll, sind kostbar, eingelegt und strahlend, aber es gehört sich auch so und man hat es sich bestellt.

Das ist lange her, von solcher anspruchslosen Arbeit sind wir weit entfernt, so weit schon, daß selbst ein sentimentales Zurückdenken nicht mehr möglich ist. Zu lange waren wir trotzig und auf unsere Namen stolz, zu lange haben wir mit den Bildern und Büchern den Himmel verstellt.

Wir haben seitdem einen andern Himmel mit Bildern und Büchern über uns gebreitet, es war eine falsche Ruhe und eine falsche Schönheit darin; irgendwie wurden wir betrogen; es war wie ein allzu strahlendes Fest, das wir mit schlechtem Gewissen begingen. Draußen war immer das Leben, das wirkliche, lebendige Leben. In Florenz war die Pest, aber auf den Landhäusern, an kühlen Brunnen, in Schmuck und Seide erzählten sie sich die seltsamen und lustigen Abenteuer. Du mußt das verstehen, Du mußt den Haß des alten Tolstoi einmal ganz mithassen können; es ist nicht schwer. Sieh nur die Theater, wie leicht sie gleiten, Shakespeare oder irgend so etwas Unsagbares, der „Fidele Bauer", es ist beinahe alles eins, Deklamation, Gesang und Pose, nur nicht das Leben, das soll nicht angerührt werden. Strindberg ist schon peinlicher, trotzdem gehen sie auch da hinein, geputzt und rauschend: nein, ganz so schlecht sind die Menschen nicht, aber es ist wie ein Tanz, wie rasend sie sich ausgeben; es ist auch schön, man kann ganz ruhig darüber sprechen. Und ob es nun besser oder schlechter als das eigene Leben ist, wenn es

nur nicht dieses selber ist. Wann aber kommt die Bühne, mein Freund, wo der Vorhang aufgeht wie der graue Schleier aus Tränen, Gram, Verdruß und Verzögerung, und wo wir uns sehen, unser Herz, das Herz der Welt? Müssen die da auf der Bühne anders werden oder wir, oder müssen die Stücke anders geschrieben werden; es muß wohl an allen dreien liegen.

Aber zuvörderst am Künstler, an seiner Selbstsucht, und daß er für sich etwas Besonderes will. Es ist ja alles in uns darin, dicht und dinghaft, greifbar und echt, in allen das gleiche, wenn wir nur wollen. Wir haben uns und unsere Gefühle lange genug verfeinert, um dahinter zu kommen, daß es die alte Sehnsucht nach dem Wunder ist, nach dem Andersmachen und der Vollkommenheit, nach dem Wunder unseres klopfenden, lebendigen Menschenherzens, nach Güte und Reinheit, nach Liebe und Geliebtwerden, nach dem Zug der Welt durch das reich umwandelnde Herz. Was brauchen wir noch anderes zu erleben, was ist unser Glück und unser Unglück, wenn es nicht auch da versammelt wird? Freilich, es bedeutet etwas, wenn wir arbeiten, es kommt auf uns an, wir können dem schlichten Steinmetz nicht mehr folgen, dem die Engel den Plan herunterbrachten. Aber etwas von seiner Sicherheit sollten wir haben, von dem bloßen Nachzeichnen: man schließt die Augen und man erinnert sich, so muß es sein.

Aber wie viele werden die gute Gelegenheit ergreifen, sich einzuschmuggeln, die Unechten und Halben, die auch hier nur wieder eine Mode sehen; und wenn alles ähnlich und namenlos sein soll, könnte es nicht auch belanglos werden, ohne rechte Bewährung, bloß nachgeredet? Du hast recht, hier wäre eine Gefahr, wenn es bloß auf die Gesinnung und die Partei ankäme; denn das Technische interessiert nicht mehr so sehr, der Handgriff, wie ich es mache, wir sind schon jetzt ähnlicher geworden und einer lernt vom andern. Glaube mir aber, die Mitläufer sind bald erkannt, sie halten nicht durch, an irgend etwas, an einer Kleinigkeit verraten sie sich und werden ausgespien.

Denn immer noch ist es das Geheimnis, das uns unwiderstehlich macht; wir wundern uns selber darüber, warum gerade wir es haben und die andern nicht, die doch vielleicht besser sind und es eher verdienten. Aber wir haben den Beruf und was wir dazu gelernt haben, das Schnitzen und Schneiden, das Anbringen der Farben und Worte, langsam, ausführlich und hingegeben, ist nur ein Rankwerk, die Fülle völliger zu ergänzen. Auf das Geheimnis kommt es doch zuletzt an, auf das Durchschlagen, auf das Hinfließen aller Teile in den seelenvollen einen Strom, auf das Schwingen und Klingen, auf den unwiderstehlichen Zug. Es ist schon so, mein Freund, wir müssen die Augen schließen, und wenn

auch die Engel den Plan nicht mehr heruntertragen, so soll doch eine Erinnerung da sein, daß es so und nicht anders sein müsse. Denn am Unendlichen ist alles zu messen.

10

Ich soll Dich also doch bald sehen? Ich erwarte Dich mit Freude und unendlicher Spannung. Ich habe meine Worte vorhergeschickt wie eine lange Straße mit schönen Bäumen, Du kommst auf ihr im Schatten mir entgegen.

Es soll nichts zuviel sein, was ich Dir gesagt habe, eher zu wenig. Denn was geschieht, ist immer mehr und dann wird es sich auch zeigen, wie weit alles wahr ist. Ich bin vor Dir doch noch nicht offener geworden, ich habe nur mehr gesprochen, aber der Gruß und wie wir uns gegenübersitzen, wird Dich hoffentlich schon sehen lassen, wie ich es meine.

Wir sind nur zwei, mein Freund und Bruder, und aufeinander angewiesen. Das Leben wird heller mit einem Freund, es verteilt die Schwere besser und wir tragen sanfter und geduldiger. Es ist nicht wie in der Liebe, wo alles Bedürfnis ist, und freilich können wir da einander nicht helfen. Aber wir sind zueinander gekommen, jeder ein Mensch für sich, und unmerklich kam Dein Lächeln wie aus meinem Mund und wir sahen, daß es zwei Menschen gibt, die einander vertraut sind und sich bestätigen. O tiefes, süßes Wunder menschlicher Nähe!

Aber wir sind nur zwei und wir könnten auch ruhig mehrere sein. Es gibt wieder eine Gemeinschaft der Arbeit, das gleiche Ziel ist allen vorgeschrieben. Wir stehen am Anfang einer neuen Brüdergemeinde; was der eine nicht kann, soll der andere leisten. Wir brauchen keine Einweihung und keinen mystischen Akkord, wir brauchen nur zu wissen, daß es nun genug mit dem Haß und der Zugeschlossenheit der Menschen und auch Gottes ist. Niemals war die Zeit dunkler, aber freilich niemals so reif, und wie leuchten jetzt die angezündeten Lichter!

Auf uns kommt es an, falsche Demut ist nicht am Platze, wenn wir es nicht machen, macht es kein andrer. Immer bist Du es, an dem alles hängt, aber könnte es doch geschehen, daß wir es sind, zeichnend, malend, dichtend, klingend, Weisheit verkündend, ein Saal und eine neue Tafelrunde, aus den verschwiegenen Kammern der Selbstzucht und der Innerlichkeit hervorgegangen! Auf, mein Freund, laß uns den Tisch für viele Freunde bereiten, Platz ist genug und das Leben beginnt immer, wenn wir es nur wollen!

***

Revolutionstage im Elsaß
von Alfred Döblin

Samstag früh „Straßburger Neue Zeitung": „Unsere Telephonnachrichten aus Berlin sind heute ausgeblieben, der Draht ist gesperrt, wir hoffen, unseren Lesern bald Aufklärung darüber zu geben." Vormittags stehe ich in der Stube des Oberinspektors, der berichtet ohne besondere Aufregung, alter Kommißstiefel, es sei ein Intendanturbeamter aus Saarbrücken da, man hätte eben aus Saarbrücken angeklingelt, er solle sich Zivil anziehen, Matrosen seien angekommen, es gebe Revolution wie in Kiel. Eben wird aus dem benachbarten Badeort N. vom Garnisonkommando angerufen, man möchte rasch Wachmannschaften hinschicken, die Leute meuterten. Der Oberinspektor freut sich: „Das ist eine verrückte Welt, alle sind aus dem Häuschen, immer kalt Blut, immer kalt Blut." In der Nacht sollen auch hier in den Kasernen unserer kleinen Garnisonstadt Unruhen vorgekommen sein, auch hier Matrosen die Arrangeure. Vormittag, die Soldaten ziehen aus den Kasernen vor das Garnisonkommando, besetzen es, ohne Widerstand zu finden, der Garnisonälteste, General S., wird wild, sie drohen ihm den Säbel zu zerbrechen, darauf verläuft alles in Ruhe.

Nachmittags gegen vier Uhr, nachdem schon Gerüchte herumgeschwirrt sind, plötzlich Musik auf der ungeheuren Kasernenstraße: eine riesige Horde Soldaten qualmend in aufgelösten Gliedern, Hände in den Taschen, ohne Waffen zieht hinter einer wild geschwenkten roten Fahne, ein Feldwebel an der Spitze, die Straße herauf, tumultuarisch drängen sie sich vor den Kasernentoren, die Wachtposten grinsen und lassen sie durch, von Kaserne ziehen sie zu Kaserne, der Zug wird immer länger, Johlen, Schreien, Andrang der Zivilbevölkerung, sie holen Gefangene aus den Arrestlokalen. Bald ist die halbe Stadt hinter ihnen. Ich springe herunter, unterhalte mich mit einigen Soldaten: sie wollen sich von keinem Offizier mehr etwas sagen lassen, damit sei es aus, und wenn einmal einer den Urlaub überschreitet, deswegen einsperren: das gibt's nicht mehr. Das war alles. Auch andere Soldaten, die ich frage, erklären dasselbe, sie waren alle sehr froh darüber; jetzt sei außerdem der Krieg aus und man ginge nach Hause; heute Zapfenstreich elf Uhr abends, Offiziere brauchen nicht mehr gegrüßt werden.

Eine eigentümliche Unruhe und Spannung in der Stadt. Man drängt sich auf den wenigen Straßen, alles gestopft voll Soldaten, die rote Bänder tragen, ich im Zivil. Die Kasernenhöfe haben ihre Menschenmassen hergegeben, ganz junge Dachse, Krüppel aus den Genesendenkompagnien, alte Landstürmer.

Die Gesichter dieser Elsässer, als wenn es ein Maskenball wäre und sie Zuschauer. Jetzt ist es völlig heraus, daß wir schachmatt sind, daß wir ihnen nichts mehr können.

Gerüchte laufen um, die Franzosen seien bei Saarburg durchgebrochen, in ein, zwei Tagen sind sie hier; verflucht, wie kommen wir nur heraus. Extrablätter im abendlichen Halbdunkel, vom Käseblättchen des Ortes, man reißt sich darum, in Gruppen wird vorgelesen. Ja dies ist der zweite Schlag; der erste war die Rede des Prinzen Max mit der gräßlich enthüllenden Bitte um Waffenstillstand, jetzt: der Kaiser hat abgedankt, der Kaiser und König, die Regierung geht auf Ebert über, ohne Begründung, direkt auf den Sozialdemokraten Ebert. Das ist nur eine Form, diese „Übergabe" der Regierung, dahinter steckt, wir haben Revolution, es ist in Berlin wie bei uns, man gibt Ebert die Regierung nicht, er hat sie. Hier sitze ich in dem verfluchten Nest, die Franzosen sind uns auf den Fersen, wie kommt man nur heraus, ich möchte nach Berlin.

Sonntag vormittag im Lazarett begegnen mir lächelnd meine Leute mit großen roten Schleifen; auf der Station leere Korridore, leere Schreibstuben, die Kranken einsam in den Sälen, in ihren Betten; eine Schwester irrt herum, es seien alle schon frühmorgens weggelaufen in die Stadt, der Soldatenrat werde gebildet, der Vertreter des Lazaretts werde gewählt. Ein Toter liegt da, Grippe, mitten unter den Lebenden, sie hat niemand, der ihn herausträgt, ich laufe durch das Haus, ein Inspektor erbarmt sich. Hier durch dieses leere Haus sind noch vor kurzem die hohen Tiere gestiegen, titelgeschmückt, ordengeschmückt, Generalinspekteur, Generalarzt, man hat gezittert, in jeden Winkel haben sie geleuchtet, der Feldwebel lief mit einem Buch hinterher, jede Kleinigkeit wurde notiert, jede Nachlässigkeit im Anzug, im Bau der Betten, Bemalung der Kopftafeln. Noch hängen überall an der Tür Listen über jeden Stuhl, jede Gardinenstange, jeden Spucknapf im Raum. Jetzt mit einem Schlag –. Traurig begegnet mir unten der alte Leichendiener, grüßt, er hat dreißig Jahre hier sein Amt gehabt, wer wird ihm die Pension zahlen.

Nachmittags große Versammlung auf dem Paradeplatze. Sonniges, herbstliches Wetter. Auf dem Wege begegnet mir der kleine D., unser Röntgengehilfe, mit einem photographischen Kasten, weicht mir nach einigen Worten aus, will nicht mit dem Deutschen gesehen werden. Auf dem Platz, schöner weiter alter Platz, Schindeldächer, in einem Ring von aufgeregten Zivilisten Massen von ungegliederten Soldaten mit roten Kokarden. Das Licht blitzt; Stimmengewühl.

Siehe da, Offiziere mitten drin, die entthronten, blaß, ohne Achselstücke, in schüchternen Gruppen wie Lämmer in der Wolfsherde; siehe da, auch sie mit roten Kokarden, die gezeichneten Opfer.

Fenster und Balkons der Markthäuser voll Zivil. Das Gaudi, ein

einziges Strahlen, Schadenfreude, Geringschätzung, übermütiges Zuschaueramüsement. In die Fenster des Cafés G. gelagert die ganze hohe satte Bourgeoisie des Städtchens, lächelnd, nein grinsend, animiert, ausgelassen das Spektakel beobachtend. Da stopft der kleine feiste M. die Hände in die Taschen, Leiter der Lebensmittelstelle, Millionär, während des ganzen Krieges reklamiert, die gute Zigarre schief im Mund, er nickt mit dem Kopf: „Ein gutes Geschäft das für die Herren Preußen." Der Rechtsanwalt W. findet offenbar nicht genug Witze, er erzählt nach rechts, nach links, demonstriert die und die Soldatengruppe. Der ehrenwerte Bürgermeister M. ist dabei, er ist dabei, wie sollte es auch anders sein. Er mimte bisher preußischen Regierungsassessor, jetzt gruppiert der tüchtige junge Mann sich französisch-malerisch an dem Fensterrahmen; er ist nachdenklich, überlegt eine französische Ansprache, die er hier in zwei Wochen halten will. (Bei einer Revisionsreise ein paar Tage zuvor in Pechelbronn hielt auf dem Bahnhof abends ein Kerl witzige höhnische Ansprachen an sein meckerndes Publikum: „Singen wir nochmal das schöne Lied ‚Deutschland, Deutschland über alles'.") Musik, die Infanterie kommt, die rote Fahne hüpft auf und ab in der Hand eines kindlich lachenden Führers, alles markiert Freiheit mit den Händen in den Taschen, Tabakspfeifen; sie bummeln im Glied Arm in Arm. Ziehen in den Ring des auseinanderweichenden Zivils. Ein Tisch wird über die Menge aus dem Café gehoben, einer steigt hinauf, es geht los, man stellt sich auf die Spitze, ein Soldat redet, ein anderer, er brüllt heiser: „darf nicht mehr vorkommen, ist nicht erlaubt, ist eine Schande für 'nen Soldaten," – man hat auf dem Truppenübungsplatz O. die Baracken erbrochen, Inhalt geplündert, Pferde an Zivil verkauft. Ich frage mich verblüfft, was hat das mit dem Wesen der Revolution zu tun, warum tun die Leute das, merke bald, es gehört dazu.

Langsam spaziert hinter uns durch die spöttisch sich anstoßende Menge der Garnisonälteste in seiner grellen Generalsuniform auf steifen Knien, geckenhaft wie er immer daher gestiegen war; einsam stelzt er ein paarmal hin und her, spricht mit keinem, keiner grüßt, verschwindet. Wie hatte er sonst Angst und Schrecken um sich geblasen.

Ein Soldat, ein Elsässer gestikuliert oben: er hätte sich dieser Bewegung nicht angeschlossen, wenn so etwas wie Räuberei vorkäme. „Ihr kennt mich doch all!" (Die Soldaten übrigens im Soldatenrat sind nicht dumm, sie lassen keine Bürgerwehr zu bis zum Abzug der Garnison, nehmen keinen einzigen Elsässer in den Rat auf, man will der Gesellschaft nicht Flinten gegen uns in die Hand geben; übrigens sind heute nacht allen Soldaten die Waffen abgenommen worden, kein Offizier schnallt mehr um.) Ein anderer auf dem Tisch, ein Norddeutscher nach dem Ton, wendet sich an die Ortsansässigen: sie sollen sich mit uns freuen, auch wir hätten uns

von einer Fremdherrschaft befreit; man merke wohl: auch wir, faktisch auf dem Marktplatze in H. von einem Deutschen vor Elsässern gesprochen und hier zur ewigen Erinnerung niedergeschrieben. Die bourgeoise Korona nimmt alles huldvoll entgegen, thront behäbig, läßt sich schmeicheln, einige verkrümeln sich, die Balkons leeren sich, die Sache wird langweilig, es ist Kaffeezeit.

Die Hunde, sie wiegen sich in Sicherheit, abwarten, meine Herren, euch wird das Lachen vergehen. Schluß, Musik, Abmarsch.

Die Revolution macht sich zu Hause bemerkbar. Am frühen Morgen ist mein Bursche weg mit zwanzig Mark; so feiert man Revolution. Das Landvolk liefert keine Milch für die Kinder ab, ihnen paßt es schon lange nicht. Montag vormittag Jahrmarkt, viele Zivilisten laufen mit roten Schleifen, aber auch die Trikolore wird bemerkbar. Das Blättchen mahnt früh, man möchte seine Gefühle noch zurückhalten, die Soldaten nicht unnötig reizen. Der Kollege St. aus Kreuznach ist zurückgekommen, wir besprechen einige Bedenklichkeiten, er sagt vorwurfsvoll: „Da haben Sie Ihre Revolution, Sie mit Ihrer Frankfurter Zeitung.“ Unterwegs trägt man sich das Gerücht zu, Belgier und Franzosen hätten sich mit unseren roten Soldaten an der Front verbrüdert, die englischen Schiffe liefen mit roten Fahnen. Beinah fall ich drauf rein, jedenfalls habe ich meine Freude daran, gedenke den Herrschaften hier eine kalte Dusche zu bereiten. Ich treffe unterwegs unseren werten Oberapotheker W., ganz verstört hört er mein Jubelgeschrei an: „Ja,“ lache ich, „jetzt gibt's nicht mehr blau-weiß-rot, schwarz-weiß-rot, jetzt gibt's bloß noch rot und dann nochmal rot und dann nochmal rot.“ Ihm haben wir schon ein paar Tage vorher eine sinnige Auszeichnung zugedacht, einen blau-weiß-roten Rahmen, darin das Schluß„e“ seines Namens mit einem mächtigen accent aigu. In die andere Apotheke laufe ich, der Giftmischer kriegt denselben Schreck. Nur der Professor E., den ich auf dem Weg zur Bahn treffe, – er fährt nach Straßburg, schüttelt den Staub H.'s von seinen Füßen, war hier dienstlich stationiert, aber was ist jetzt Dienst, man ist Elsässer, – lächelt und hebt abwehrend die Hand: „Ein siegreiches Heer macht keine Revolution.“

Die Bedingungen des Waffenstillstands in herumgeworfenen Extrablättern werden kaum beachtet, innere Politik hat die äußere verschlungen, der Krieg ist verschlungen in der Revolution. Die Elsässer freilich sieht man in Gruppen stehen und sich berauschen an den Zahlen der Lokomotiven, Waggons, die wir abliefern müssen; man hat doch eigentlich Glück. Die „Straßburger Neue Zeitung“ vom Sonntag überschreibt ihren Leitartikel „Scherben“, spricht wegwerfend von Wilhelm, der die elsässische Verfassung in Scherben hatte schlagen wollen, durch sein unwürdiges Kleben an der Krone die Dinge zum Äußersten gebracht habe, nun sei die ganze deutsche Verfassung in Scherben, usw. usw.

„Unter diesem Gesichtspunkt sind alle sogenannten Lösungen der elsaß-lothringischen Frage zu betrachten, vom autonomen Bundesstaat über die Neutralität bis zum Plebiszit; und wir scheuen uns als Demokraten nicht, es auszusprechen, daß wir auch ein Plebiszit heute ablehnen: es hätte doch nur den Zweck, Frankreich zu prellen, ein Zweck, der übrigens nach unserer festen Überzeugung auch mit den stärksten Druckmitteln nicht mehr erreicht würde. Wir wissen, was wir wollen! Unsere Väter haben nicht nur in Bordeaux, sie haben auch bei den Wahlen im Jahre 1873 und in Berlin protestiert, und es ist darum ganz falsch, zu sagen, man hätte das elsaß-lothringische Volk nicht um seine Meinung über die Annexion befragt. Die ist klar und eindeutig, und der Welt seit bald 50 Jahren bekannt. Wenn darum von Volksabstimmung die Rede sein soll, kann sie nur den Sinn haben, daß uns die Franzosen fragen, ob wir bei ihnen bleiben wollen.

Wir brennen darauf, den Franzosen auf diese Frage zu antworten!" So prompt reagieren sie auf die Befreiung in Deutschland, es ist für sie die Befreiung von Deutschland; keine Überraschung.

In unserem Nest nachmittags eine Sitzung des Gemeinderats; der ehrenwerte Bürgermeister, weiland Regierungsassessor, berichtet von den vollzogenen Veränderungen im Reich, die Stunde sei gekommen, wo — Text entsprechend dem Artikel der „Scherben". Schon am Tage drauf sitzen in der Nähstube, wo der Vaterländische Frauenverein für Liebesgaben und Verwundete hat arbeiten lassen, ganz still heimlich zwanzig Näherinnen, sie nähen im Auftrage der Stadt Fahnentücher, die Farbe ist bekannt. In der Nacht zum Dienstag Flintenschüsse — gegen ein Uhr (zwei Nächte zuvor wachte ich um dieselbe Zeit von Flintenschüssen auf, gegen zehn Uhr war Fliegeralarm gewesen, sie hatten nur Zettel abgeworfen, am fünfzehnten würden sie hier sein); als ich mich morgens erkundigte, was das Schießen bedeutet habe, sagten sie, es war ein bayrischer Transport, die Leute wollten nicht weiter, sie haben auf dem Bahnhof randaliert, haben Waggons abgehängt, auf Signalscheiben geschossen). In dieser Nacht bedeutete das Schießen ein kleines Gefecht mit einem wilden Auto, das aus Straßburg kam und von den hiesigen Wachtposten festgenommen wurde; das Auto fuhr mit bewaffneten Soldaten besetzt im Finstern durch die Stadt; was sie vorhatten, war nicht ersichtlich, man erzählte sich von einem Anschlag auf eine Kaserne, offenbar handelte es sich einfach um Elsässer, die mitsamt dem Auto nach Hause wollten. Ein tolles Bild am Dienstag diese Plünderung in der Kasernenstraße. Die Kasernen bilden einen langgestreckten riesigen Häuserblock, vor ihren Toren, an drei, vier Stellen der Straße drängt sich Zivilbevölkerung mit Soldaten gemischt, viele Leute vom Land mit den flachen Hüten, kurzen

Jacken, dabei Handkarren, Wagen mit Pferden, Ochsengespanne, viele halten sich im Hintergrund, aus den Nachbarstraßen ziehen sie herauf. Vor einer der gelben Kasernen, dicht vor dem Tore, steht ein Haufen von bald hundert Menschen, schreiend, sich zusammendrängend, hin und her flutend. – Wie ich näher komme, sehe ich, daß im zweiten Stock mehrere Fenster angelweit offenstehen, plötzlich erscheinen da Soldaten ohne Mütze lachend herunterrufend. Auf einmal stehen oben nebeneinander mehrere Soldaten, bücken sich nach rückwärts, werfen armvoll Massen von Stiefeln und Zeug herunter; bücken sich immer wieder rückwärts, pumpen Stiefeln hoch, schleudern sie vor sich weg nach allen Richtungen. Alles stößt darauf zu, Jungens laufen mit einzelnen Stiefeln davon, im Nu ist man an einem Punkt zusammengeknäult, prügelt sich, brüllt, zankt; die Wagen und Karren fahren an. Mengen von Soldaten vor den Toreingängen, die heute verschlossen sind. Posten mit Gewehr davor (übrigens tragen Posten wie Soldaten überhaupt die Gewehre plötzlich nicht mehr auf der Schulter, auch nicht umgehängt Rohr nach oben auf dem Rücken, sondern auf russisch, Kolben nach oben; auch die Mützentracht hat nachgegeben und eine gewisse Neigung zur russischen Form bekommen); die Soldaten werden neu eingekleidet: es ist verbreitet und glaubhaft, daß riesige Bestände der Kammern nicht transportiert werden können, man will sie nicht den Franzosen überlassen; aber diese eingekleideten Soldaten, das sind die eigentlichen Lieferanten der geierhaft wartenden Bauern und Bürger im Hintergrund; immer wieder gehen die Soldaten ein, niemand kontrolliert, wie oft der einzelne wiederkehrt, im Hintergrund im Hausflur auf dem Wagen zieht man altes Zeug wieder an. Gegen Abend hat sich das Bild geändert, das raublüsterne Zivil ist davongejagt, Wachposten sperren die ganze Straße ab, Zivil darf nicht ohne weiteres herein, es heißt auch, die Kammern seien geschlossen, einige freilich schon leer. In der Stadt wogen die Menschen in einer sonderbaren leicht freudig fiebrig gefärbten Aufregung durch die Straßen, überall sieht man Säcke, die geschleppt werden; noch nie waren so viele Wagen in der Stadt wie jetzt, armselige Russen, freigelassene Gefangene dazwischen mit ihren Bündeln an der Hand. Durch die Hauptstraßen Möbelwagen auf Möbelwagen nach der Bahn zu. Die Wirtschaften gestopft voll Menschen, jetzt kommen Vorräte zum Vorschein, die Franzosen bringen ja alles mit, in Nancy sollen schon Züge stehen für das Elsaß mit weißem Brot und rotem Wein. Sturzartig erniedrigen sich die Weinpreise, man kann eine Gans kaufen gestopft fünf Mark das Pfund, gestern noch zwölf Mark, fünfzehn Mark.

Auf der Straße ruft mich einer an, ich trage keine Achselstücke mehr: „Kamerad, die Kokarde muß ab;" ergo ab. Ich treffe Offiziere, die

meisten im Zivil, jeder erzählt, wie er abzureisen gedenkt; man schreibt sich einen Urlaubsschein, unterschreibt ihn selbst oder läßt ihn vom Soldatenrat unterschreiben; der Soldatenrat unterstempelt alles. Die meisten hohen Herren sind schon auf und davon, natürlich in Zivil, auch der General S., der gestern noch einer Sitzung des Soldatenrats beigewohnt hat, um das Nötige über den Abmarsch der Regimenter mit zu verabreden; nach einer Rede dort fiel er auf seinen Stuhl zurück und weinte vor den Leuten: „Sie können sich denken, wie schwer mir alles wird." Heute nacht marschieren die Dragoner, es geht zu Fuß über den Rhein nach Baden. Wie behaglich die ansässigen Kollegen herumspazieren. Einer sagt mir, als ich mein geringes Vergnügen gelegentlich äußere, die Fleischtöpfe des Elsaß mit den Kohlrüben Berlins zu vertauschen, wohlwollend: „Es wird sicher alles geschehen, um keine Hungersnot bei Ihnen aufkommen zu lassen, Sie kriegen, Sie kriegen, verlassen Sie sich darauf." Ich: „Aber dieser anrüchige Waffenstillstand." „Er wird gemildert werden, man will bloß das Militär demütigen, machen Sie sich keine Sorge." Wie sind wir gestürzt. Und alles freut sich, schleppt, raubt, denkt an seine Habseligkeiten. Wir sind in abenteuerlicher Weise über Nacht zu Boden geschlagen, werden unter die Füße getreten werden. Viele Wagen und Menschen die B.-Straße herunter nach dem Flugplatz; sie kommen meist zu spät: unser großer neuer Flugplatz, heißt es, ist von Mann und Maus im Stich gelassen worden, Bevölkerung und Soldaten sind eingedrungen, versuchen einzudringen, riesiges Material, Benzinmengen, Metall lagert dort; endlich sind doppelte Wachen ausgestellt.

Am Abend erscheint der kleine M., Aron mit Vornamen, der Güterhändler, Namensvetter des feisten Millionärs, in meiner Wohnung. Wie kam er vor einem Jahr hier an aus Rumänien, mit Resten einer Ruhrerkrankung, völlig verschüchtert, klein getreten, erbärmlich, furchtgeschüttelt. Das grausigste preußische Unteroffiziersregime hatte an ihm seine Macht geübt, an dem wehrlosen Juden, der nichts dagegen konnte, als sich schlau ducken, betteln, schmieren, unterirdisch bestechen. Er verstand es durchzusetzen, daß man ihn elend schließlich hier beließ. Wie er jetzt im Zivil jauchzt. „Was wollen Sie? Ist man denn ein Mensch, wenn man Soldat ist? Ist man für solchen Herrn Offizier ein Mensch?" „Und wenn man krank ist, ein Elsässer? Da hätten Sie den Herrn Stabsarzt Sch., jetzt ist er Oberstabsarzt, sehen müssen, nicht angerührt hat er einen, Monokel im Auge, Zigarre im Mund. Elsässer k. v." Wie er sich freut: „So hat es kommen müssen, so hätte es längst kommen müssen. Daß die Großköpfe es fühlen. Befehlen, befehlen, jawohl durchhalten, und wir sitzen im Dreck." Und er erzählt grenzenlos seine Leidens-

geschichten, drollige und anklagende Sachen, wie sich die preußischen Damen hier im Kriegsanfang im Lazarettdienst wichtig und breit getan hätten; ihre Eifersüchteleien; wie ein Apotheker einer dieser jungen Damen ins Apothekenbuch „die Sau" geschrieben habe; wie das eine Staatsaffäre wurde; wie er als Ordonnanz der einen Dame da mitspielte: „Gehen Sie mal zu meinem Regiment herüber," zu meinem Regiment. Eine Offiziersdame, deren Kind krank lag, hatte mir ein paar Tage vorher gesagt bei einer Visite: „Also wenn man unseren Kaiser absetzt, dann möchte ich nicht leben." Das sagte sie nicht affektiv; es war völlig echt; aber jetzt treff ich sie, sie lebt noch, ist nur ängstlich über den Verbleib ihres Mobiliars. „Und unser Kronprinz, so ein schneidiger Herr." Ja, was läßt sich darauf sagen, die Frau hat ihren Glauben, es ist ihr glänzend damit gegangen, wie soll sie andere Motive verstehen. Als ich etwas mit ihr debattiere, meint sie, ja etwas gleichmäßiger und gerechter könnten schon Güter verteilt werden, daran seien aber nur die reichen Bauern schuld und die Bankleute, das könne man ja ändern, aber unseren Kaiser? „Und man kann doch nicht alles ändern. So ein Landrat, denken Sie, der sitzt ja in seinem Kreis wie ein kleiner König und alles geht wie am Schnürchen. Und sie hängen an ihm und parieren. Wenn das auch nicht mehr sein sollte." In der Säuglingskrippe die Schwester Grete, ansässig im Elsaß, deutsch bis auf die Knochen, sie läßt die Ohren hängen. Sie ist vergeblich für ihre Eltern die letzten Tage in Süddeutschland nach einer Wohnung herumgereist, nichts zu kriegen, ihr Vater ist am Straßburger Dombauamt, eine pensionsfähige Stellung, er ist ein alter Mann, ob die Franzosen ihn übernehmen werden. „Was ist aus unserem großen, reichen Deutschland geworden. Wie die Eisenbahnwagen aussehen, die Polster abgeschnitten, keine Vorhänge, ja sogar die Bindfäden aus dem Gepäcknetz werden herausgeschnitten, nicht geheizt ist es, die Lokomotive kann kaum ziehen, sind keine Kohlen da, die Maschine ist defekt, auf der Straße betteln sie einen um Brot an, es ist zum Heulen." Sie will nie und nimmer ein Franzos werden, aber jetzt bleibt ihr nichts übrig, als hier zu bleiben.

Am Mittwoch sind wir gänzlich kopflos, das heißt: Chef, Oberinspektor, Feldwebel, alles weg unter irgendwelchen Gründen. Das Lazarett soll abmarschieren, wir warten unruhig auf unseren Zug, es herrscht ungeheure Waggonknappheit, dreihundert werden von der Bahn verlangt, zwanzig sind da. Wir haben alle Schwerkranken in das Stadthospital abgegeben. Wie ich am Mittwoch ins Lazarett gehe, steht wieder der Krankenwagen zum Abholen unten, der Mann oben liegt tot, plötzlich eben gestorben. Ohne Rast diese schreckliche Grippe. Kisten werden gepackt, auf allen Gängen, in allen Zimmern liegt Stroh, Lazarettmaterial, Bücher, es

wird gehämmert. Die großen Räume mit Geschirr, Porzellan finde ich noch sehr gefüllt, Frauen stehen im Raum, mir ist nicht klar, wer hier die Aufsicht führt, wer will jetzt die Dinge kontrollieren. Am Donnerstagabend sollen wir reisen. Es ist klar, daß im Lazarett furchtbar gestohlen wird. Ein Krankenträger von der städtischen Sanitätskompagnie wird dabei erwischt, wie er in seiner Krankenbahre die Marmorplatten der Nachtkästen davontragen will, man denke die Marmorplatten der Nachtkästen; es stehen auch alle Räume der Station ganz leer, Personal geht von einem Zimmer ins andere, immerfort fahren Kinderwagen, die keiner kontrolliert, angeblich mit Kohl beladen zum Tor hinaus.

Am Donnerstagabend unter den Fackeln grellen Magnesiumlichts im Finstern Abfahrt des schwerfälligen Transportzuges. Tagelang fahren wir. Man friert sich zu Tode. Drei Schweine, zwei Ziegen sollen für den Transport geschlachtet sein, wir hätten reichlich haben können, wo blieb alles zum Schluß? Ein Tag auf dem Würzburger Güterbahnhof. Spaziergang durch die Stadt. Auf dem Schloß eine rote Fahne, für die Augen sichtbar eine rote Fahne! Plakate an den Säulen, unterschrieben „Der republikanische Stadtkommandant". In welche Welt fahren wir hinein. Seit Tagen keine Zeitung, nur eine Würzburger Lokalzeitung zu kaufen, eine Überschrift „Los von Berlin"; der Inhalt das alte Lied, Klerikale spekulieren auf den Bayernstolz, man arbeitet mit „Berliner Terror". Am Mittwoch in Berlin, ich fahre zur Feier der Gefallenen zum Potsdamer Platz. Auf dem Wege begegnet mir ein sozialdemokratischer Wahlverein, die rote Fahne voran, anständig gekleidete ruhige Männer und Frauen, sie singen die Melodie der Marseillaise. Ich habe den Eindruck einer kleinen Vereinsangelegenheit. Das Menschenspalier am Potsdamer Platz ist nicht so dicht wie sonst bei dergleichen, es zieht sich über die ganze Stadt bis zum Friedrichshain. In dem endlos langen Zug Kränze mit roten Schleifen, rote Fahnen, proletarische Aufrufe, sonst nichts, was mich an Revolution erinnern könnte, eine gut geordnete kleinbürgerliche Veranstaltung in riesigem Ausmaß.

Ich muß mich erst zurechtfinden.

Demian

Die Geschichte einer Jugend von Emil Sinclair

> Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so sehr schwer?

Um meine Geschichte zu erzählen, muß ich weit vorn anfangen. Ich müßte, wäre es mir möglich, noch viel weiter zurück gehen, bis in die allerersten Jahre meiner Kindheit und noch über sie hinaus in die Ferne meiner Herkunft zurück.

Die Dichter, wenn sie Romane schreiben, pflegen so zu tun, als seien sie Gott und könnten irgendeine Menschengeschichte ganz und gar überblicken und begreifen und sie so darstellen, wie wenn Gott sie sich selber erzählte, ohne alle Schleier, überall wesentlich. Das kann ich nicht, so wenig wie die Dichter es können. Meine Geschichte aber ist mir wichtiger als irgendeinem Dichter die seinige; denn sie ist meine eigene, und sie ist die Geschichte eines Menschen – nicht eines erfundenen, eines möglichen, eines idealen oder sonstwie nicht vorhandenen, sondern eines wirklichen, einmaligen, lebenden Menschen. Was das ist, ein wirklicher lebender Mensch, das weiß man heute allerdings weniger als jemals, und man schießt denn auch die Menschen, deren jeder ein kostbarer, einmaliger Versuch der Natur ist, zu Mengen tot. Wären wir nicht noch mehr als einmalige Menschen, könnte man jeden von uns wirklich mit einer Flintenkugel ganz und gar aus der Welt schaffen, so hätte es keinen Sinn mehr, Geschichten zu erzählen. Jeder Mensch aber ist nicht nur er selber, er ist auch der einmalige, ganz besondere, in jedem Fall wichtige und merkwürdige Punkt, wo die Erscheinungen der Welt sich kreuzen, nur einmal so und nie wieder. Darum ist jedes Menschen Geschichte wichtig, ewig, göttlich, darum ist jeder Mensch, solange er irgend lebt und den Willen der Natur erfüllt, wunderbar und jeder Aufmerksamkeit würdig. In jedem ist der Geist Gestalt geworden, in jedem leidet die Kreatur, in jedem wird ein Erlöser gekreuzigt.

Wenige wissen heute, was der Mensch ist. Viele fühlen es, und sterben darum leichter, wie ich leichter sterben werde, wenn ich diese Geschichte fertiggeschrieben habe.

Einen Wissenden darf ich mich nicht nennen. Ich war ein Suchender und bin es noch, aber ich suche nicht mehr auf den Sternen und in den Büchern, ich beginne die Lehren zu hören, die mein Blut in mir rauscht. Meine Geschichte ist nicht angenehm, sie ist nicht süß und harmonisch wie die erfundenen Geschichten, sie schmeckt nach Unsinn und Verwirrung, nach Wahnsinn und Traum wie das Leben aller Menschen, die sich nicht mehr belügen wollen.

Das Leben jedes Menschen ist ein Weg zu sich selber hin, der Versuch eines Weges, die Andeutung eines Pfades. Kein Mensch ist jemals ganz und gar er selbst gewesen; jeder strebt dennoch, es zu werden, einer dumpf, einer lichter, jeder wie er kann. Jeder trägt Reste von seiner Geburt, Schleim und Eischalen einer Urwelt, bis zum Ende mit sich hin. Mancher wird niemals Mensch, bleibt Frosch, bleibt Eidechse, bleibt Ameise. Mancher ist oben Mensch und unten Fisch. Aber jeder ist ein Wurf der Natur nach dem Menschen hin. Uns allen sind die Herkünfte gemeinsam, die Mütter, wir alle kommen aus demselben Schlunde; aber jeder strebt, ein Versuch und Wurf aus den Tiefen, seinem eigenen Ziele zu. Wir können einander verstehen; aber deuten kann jeder nur sich selbst.

Erstes Kapitel

Zwei Welten

Ich beginne meine Geschichte mit einem Erlebnisse der Zeit, wo ich etwa zehn bis elf Jahre alt war und in die Lateinschule unseres Städtchens ging.

Viel duftet mir da entgegen und rührt mich von innen mit Weh und mit wohligen Schauern an, dunkle Gassen und helle, Häuser und Türme, Uhrschläge und Menschengesichter, Stuben voll Wohnlichkeit und warmem Behagen, Stuben voll Geheimnis und tiefer Gespensterfurcht. Es riecht nach warmer Enge, nach Kaninchen und Dienstmägden, nach Hausmitteln und getrocknetem Obst. Zwei Welten liefen dort durcheinander, von zwei Polen her kamen Tag und Nacht.

Die eine Welt war das Vaterhaus, aber sie war sogar noch enger, sie umfaßte eigentlich nur meine Eltern. Diese Welt war mir großenteils wohlbekannt, sie hieß Mutter und Vater, sie hieß Liebe und Strenge, Vorbild und Schule. Zu dieser Welt gehörte milder Glanz, Klarheit und Sauberkeit, hier waren sanfte freundliche Reden, gewaschene Hände, reine Kleider, gute Sitten daheim. Hier wurde der Morgenchoral gesungen, hier wurde Weihnacht gefeiert. In dieser Welt gab es gerade Linien und Wege, die in die Zukunft führten, es gab Pflicht und Schuld, schlechtes Gewissen und Beichte, Verzeihung und gute Vorsätze, Liebe und Verehrung, Bibelwort und Weisheit. Zu dieser Welt mußte unsre Zukunft gehören, so mußte sie klar und reinlich, schön und geordnet sein.

Die andere Welt indessen begann schon mitten in unsrem eigenen Hause und war völlig anders, roch anders, sprach anders, versprach und forderte andres. In dieser zweiten Welt gab es Dienstmägde und Handwerksburschen, Geistergeschichten und Skandalgerüchte, es gab da eine bunte Flut von ungeheuren, lockenden, furchtbaren, rätselhaften Dingen, Sachen wie Schlachthaus und Gefängnis, Betrunkene und keifende Weiber, ge-

bärende Kühe, gestürzte Pferde, Erzählungen von Einbrüchen, Totschlägen, Selbstmorden. Alle diese schönen und grauenhaften, wilden und grausamen Sachen gab es ringsum, in der nächsten Gasse, im nächsten Haus, Polizeidiener und Landstreicher liefen herum, Betrunkene schlugen ihre Weiber, Knäuel von jungen Mädchen quollen abends aus Fabriken, alte Frauen konnten einen bezaubern und krank machen, Räuber wohnten im Wald, Brandstifter wurden von Landjägern gefangen – überall quoll und duftete diese zweite, heftige Welt, überall, nur nicht in unsern Zimmern, wo Mutter und Vater waren. Und das war sehr gut. Es war wunderbar, daß es hier bei uns Frieden, Ordnung und Ruhe gab, Pflicht und gutes Gewissen, Verzeihung und Liebe – und wunderbar, daß es auch alles das andere gab, alles das Laute und Grelle, Düstere und Gewaltsame, dem man doch mit einem Sprung zur Mutter entfliehen konnte.

Und das Seltsamste war, wie die beiden Welten aneinander grenzten, wie nah sie beisammen waren! Zum Beispiel unsre Dienstmagd Lina, wenn sie am Abend bei der Andacht in der Wohnstube bei der Türe saß und mit ihrer hellen Stimme das Lied mitsang, die gewaschenen Hände auf die glattgestrichene Schürze gelegt, dann gehörte sie ganz zu Vater und Mutter, zu uns, ins Helle und Richtige. Gleich darauf in der Küche oder im Holzstall, wenn sie mir die Geschichte vom Männlein ohne Kopf erzählte, oder wenn sie beim Metzger im kleinen Laden mit den Nachbarweibern Streit hatte, dann war sie eine andre, gehörte zur andern Welt, war von Geheimnis umgeben. Und so war es mit allem, am meisten mit mir selber. Gewiß, ich gehörte zur hellen und richtigen Welt, ich war meiner Eltern Kind, aber wohin ich Auge und Ohr richtete, überall war das andere da, und ich lebte auch im andern, obwohl es mir oft fremd und unheimlich war, obwohl man dort regelmäßig ein schlechtes Gewissen und Angst bekam. Ich lebte sogar zuzeiten am allerliebsten in der verbotenen Welt, und oft war die Heimkehr ins Helle – so notwendig und gut sie sein mochte – fast wie eine Rückkehr ins weniger Schöne, ins Langweiligere und Ödere. Manchmal wußte ich: mein Ziel im Leben war, so wie mein Vater und meine Mutter zu werden, so hell und rein, so überlegen und geordnet; aber bis dahin war der Weg weit, bis dahin mußte man Schulen absitzen und studieren und Proben und Prüfungen ablegen, und der Weg führte immerzu an der anderen, dunkleren Welt vorbei, durch sie hindurch, und es war gar nicht unmöglich, daß man bei ihr blieb und in ihr versank. Es gab Geschichten von verlorenen Söhnen, denen es so gegangen war, ich hatte sie mit Leidenschaft gelesen. Da war stets die Heimkehr zum Vater und zum Guten so erlösend und großartig, ich empfand durchaus, daß dies allein das Richtige, Gute und Wünschenswerte sei, und dennoch war der Teil

der Geschichte, der unter den Bösen und Verlorenen spielte, weitaus der lockendere, und wenn man es hätte sagen und gestehen dürfen, war es eigentlich manchmal geradezu schade, daß der Verlorene Buße tat und wieder gefunden wurde. Aber das sagte man nicht und dachte es auch nicht. Es war nur irgendwie vorhanden, als eine Ahnung oder Möglichkeit, ganz unten im Gefühl. Wenn ich mir den Teufel vorstellte, so konnte ich ihn mir ganz gut auf der Straße unten denken, verkleidet oder offen, oder auf dem Jahrmarkt, oder in einem Wirtshaus, aber niemals bei uns daheim.

Meine Schwestern gehörten ebenfalls zur hellen Welt. Sie waren, wie mir oft schien, im Wesen näher bei Vater und Mutter, sie waren besser, gesitteter, fehlerloser als ich. Sie hatten Mängel, sie hatten Unarten, aber mir schien, das ging nicht sehr tief, das war nicht wie bei mir, wo die Berührung mit dem Bösen oft so schwer und peinigend wurde, wo die dunkle Welt viel näher stand. Die Schwestern waren, gleich den Eltern, zu schonen und zu achten, und wenn man mit ihnen Streit gehabt hatte, war man nachher vor dem eigenen Gewissen immer der Schlechte, der Anstifter, der, der um Verzeihung bitten mußte. Denn in den Schwestern beleidigte man die Eltern, das Gute und Gebietende. Es gab Geheimnisse, die ich mit den verworfensten Gassenbuben weit eher teilen konnte als mit meinen Schwestern. An guten Tagen, wenn es licht war und das Gewissen in Ordnung, da war es oft köstlich, mit den Schwestern zu spielen, gut und artig mit ihnen zu sein und sich selbst in einem braven, edlen Schein zu sehen. So mußte es sein, wenn man ein Engel war! Das war das Höchste, was wir wußten, und wir dachten es uns süß und wunderbar, Engel zu sein, umgeben von einem lichten Klang und Duft wie Weihnacht und Glück. O wie selten gelangen solche Stunden und Tage! Oft war ich beim Spiel, bei guten, harmlosen, erlaubten Spielen, von einer Leidenschaft und Heftigkeit, die den Schwestern zu viel wurde, die zu Streit und Unglück führte, und wenn dann der Zorn über mich kam, war ich schrecklich und tat und sagte Dinge, deren Verworfenheit ich, noch während ich sie tat und sagte, tief und brennend empfand. Dann kamen arge, finstere Stunden der Reue und Zerknirschung, und dann der wehe Augenblick, wo ich um Verzeihung bat, und dann wieder ein Strahl der Helle, ein stilles, dankbares Glück ohne Zwiespalt, für Stunden oder Augenblicke.

Ich ging in die Lateinschule, der Sohn des Bürgermeisters und des Oberförsters waren in meiner Klasse und kamen zuweilen zu mir, wilde Buben und dennoch Angehörige der guten, erlaubten Welt. Trotzdem hatte ich nahe Beziehungen zu Nachbarsknaben, Schülern der Volksschule, die wir sonst verachteten. Mit einem von ihnen muß ich meine Erzählung beginnen.

An einem freien Nachmittag – ich war wenig mehr als zehn Jahre alt – trieb ich mich mit zwei Knaben aus der Nachbarschaft herum. Da kam ein größerer dazu, ein kräftiger und roher Junge von etwa dreizehn Jahren, ein Volksschüler, der Sohn eines Schneiders. Sein Vater war ein Trinker und die ganze Familie stand in schlechtem Ruf. Franz Kromer war mir wohl bekannt, ich hatte Furcht vor ihm, und es gefiel mir nicht, als er jetzt zu uns stieß. Er hatte schon männliche Manieren und ahmte den Gang und die Redensarten der jungen Fabrikburschen nach. Unter seiner Anführung stiegen wir neben der Brücke ans Ufer hinab und verbargen uns vor der Welt unterm ersten Brückenbogen. Das schmale Ufer zwischen der gewölbten Brückenwand und dem träg fließenden Wasser bestand aus lauter Abfällen, aus Scherben und Gerümpel, wirren Bündeln von verrostetem Eisendraht und anderem Kehricht. Man fand dort zuweilen brauchbare Sachen; wir mußten unter Franz Kromers Führung die Strecke absuchen und ihm zeigen, was wir fanden. Dann steckte er es entweder zu sich oder warf es ins Wasser hinaus. Er hieß uns darauf achten, ob Sachen aus Blei, Messing oder Zinn darunter wären, die steckte er alle zu sich, auch einen alten Kamm aus Horn. Ich fühlte mich in seiner Gesellschaft sehr beklommen, nicht weil ich wußte, daß mein Vater mir diesen Umgang verbieten würde, wenn er davon wüßte, sondern aus Angst vor Franz selber. Ich war froh, daß er mich nahm und behandelte wie die andern. Er befahl, und wir gehorchten, es war, als sei das ein alter Brauch, obwohl ich das erstemal mit ihm zusammen war.

Schließlich setzten wir uns an den Boden, Franz spuckte ins Wasser und sah aus wie ein Mann; er spuckte durch eine Zahnlücke und traf, wohin er wollte. Es begann ein Gespräch, und die Knaben kamen ins Rühmen und Großtun mit allerlei Schülerheldentaten und bösen Streichen. Ich schwieg und fürchtete doch, gerade durch mein Schweigen aufzufallen und den Zorn des Kromer auf mich zu lenken. Meine beiden Kameraden waren von Anfang an von mir abgerückt und hatten sich zu ihm bekannt, ich war ein Fremdling unter ihnen und fühlte, daß meine Kleidung und Art für sie herausfordernd sei. Als Lateinschüler und Herrensöhnchen konnte Franz mich unmöglich lieben, und die beiden andern, das fühlte ich wohl, würden mich, sobald es darauf ankäme, verleugnen und im Stich lassen.

Endlich begann ich, aus lauter Angst, auch zu erzählen. Ich erfand eine große Räubergeschichte, zu deren Helden ich mich machte. In einem Garten bei der Eckmühle, erzählte ich, hätte ich mit einem Kameraden bei Nacht einen ganzen Sack voll Äpfel gestohlen, und nicht etwa gewöhnliche, sondern lauter feinste Reinetten und Goldparmänen, die besten

Sorten. Aus den Gefahren des Augenblicks flüchtete ich mich in diese Geschichte, das Erfinden und Erzählen war mir geläufig. Um nur nicht gleich wieder aufzuhören und vielleicht in Schlimmeres verwickelt zu werden, ließ ich meine ganze Kunst glänzen. Einer von uns, erzählte ich, hatte immer Schildwache stehen müssen, während der andre im Baum war und die Äpfel herunterwarf, und der Sack sei so schwer gewesen, daß wir ihn zuletzt wieder öffnen und die Hälfte zurücklassen mußten, aber wir kamen nach einer halben Stunde wieder und holten auch sie noch.

Als ich fertig war, hoffte ich auf einigen Beifall, ich war zuletzt warm geworden und hatte mich am Fabulieren berauscht. Die beiden Kleinern schwiegen abwartend, Franz Kromer aber sah mich aus halb zugekniffenen Augen durchdringend an und fragte mit drohender Stimme: „Ist das wahr?"

„Jawohl," sagte ich.

„Also wirklich und wahrhaftig?"

„Ja, wirklich und wahrhaftig," beteuerte ich trotzig, während ich innerlich vor Angst erstickte.

„Kannst du schwören?"

Ich erschrak sehr, aber ich sagte sofort Ja.

„Also sag: Bei Gott und Seligkeit!"

Ich sagte: „Bei Gott und Seligkeit."

„Na ja," meinte er dann und wandte sich ab.

Ich dachte, damit sei es gut, und war froh, als er sich bald erhob und den Rückweg einschlug. Als wir auf der Brücke waren, sagte ich schüchtern, ich müsse jetzt nach Hause.

„Das wird nicht so pressieren," lachte Franz, „wir haben ja den gleichen Weg."

Langsam schlenderte er weiter, und ich wagte nicht auszureißen, aber er ging wirklich den Weg gegen unser Haus. Als wir dort waren, als ich unsre Haustür sah und den dicken messingenen Drücker, die Sonne in den Fenstern und die Vorhänge im Zimmer meiner Mutter, da atmete ich tief auf. O Heimkehr! O gute, gesegnete Rückkunft nach Hause, ins Helle, in den Frieden!

Als ich schnell die Tür geöffnet hatte und hineinschlüpfte, bereit, sie hinter mir zuzuschlagen, da drängte Franz Kromer sich mit hinein. Im kühlen, düsteren Fliesengang, der nur vom Hof her Licht bekam, stand er bei mir, hielt mich am Arm und sagte leise: „Nicht so pressieren, du!"

Erschrocken sah ich ihn an. Sein Griff um meinen Arm war fest wie Eisen. Ich überlegte, was er im Sinn haben könnte, und ob er mich

etwa mißhandeln wolle. Wenn ich jetzt schreien würde, dachte ich, laut und heftig schreien, ob dann wohl schnell genug jemand von droben dasein würde, um mich zu retten? Aber ich gab es auf.

„Was ist?" fragte ich, „was willst du?"

„Nicht viel. Ich muß dich bloß noch etwas fragen. Die andern brauchen das nicht zu hören."

„So? Ja, was soll ich dir noch sagen? Ich muß hinauf, weißt du."

„Du weißt doch," sagte Franz leise, „wem der Obstgarten bei der Eckmühle gehört?"

„Nein, ich weiß nicht. Ich glaube, dem Müller."

Franz hatte den Arm um mich geschlungen und zog mich nun ganz dicht zu sich heran, daß ich ihm aus nächster Nähe ins Gesicht sehen mußte. Seine Augen waren böse, er lächelte schlimm, und sein Gesicht war voll Grausamkeit und Macht.

„Ja, mein Junge, ich kann dir schon sagen, wem der Garten gehört. Ich weiß schon lang, daß die Äpfel gestohlen sind, und ich weiß auch, daß der Mann gesagt hat, er gebe jedem zwei Mark, der ihm sagen kann, wer das Obst gestohlen hat."

„Lieber Gott!" rief ich. „Aber du wirst ihm doch nichts sagen?"

Ich fühlte, daß es unnütz sein würde, mich an sein Ehrgefühl zu wenden. Er war aus der andern Welt, für ihn war Verrat kein Verbrechen. Ich fühlte das genau. In diesen Sachen waren die Leute aus der „andern" Welt nicht wie wir.

„Nichts sagen?" lachte Kromer. „Lieber Freund, meinst du denn, ich sei ein Falschmünzer, daß ich mir selber Zweimarkstücke machen kann? Ich bin ein armer Kerl, ich habe keinen reichen Vater wie du, und wenn ich zwei Mark verdienen kann, muß ich sie verdienen. Vielleicht gibt er sogar mehr."

Er ließ mich plötzlich wieder los. Unsre Hausflur roch nicht mehr nach Frieden und Sicherheit, die Welt brach um mich zusammen. Er würde mich anzeigen, ich war ein Verbrecher, man würde es dem Vater sagen, vielleicht würde sogar die Polizei kommen. Alle Schrecken des Chaos drohten mir, alles Häßliche und Gefährliche war gegen mich aufgeboten. Daß ich gar nicht gestohlen hatte, war ganz ohne Belang. Ich hatte außerdem geschworen. Mein Gott, mein Gott!

Tränen stiegen mir auf. Ich fühlte, daß ich mich loskaufen müsse, und griff verzweifelt in alle meine Taschen. Kein Apfel, kein Taschenmesser, gar nichts war da. Da fiel meine Uhr mir ein. Es war eine alte Silberuhr, und sie ging nicht, ich trug sie „nur so". Sie stammte von unsrer Großmutter. Schnell zog ich sie heraus.

„Kromer," sagte ich, „hör, du mußt mich nicht angeben, das wäre

nicht schön von dir. Ich will dir meine Uhr schenken, sieh da; ich habe leider sonst gar nichts. Du kannst sie haben, sie ist aus Silber, und das Werk ist gut, sie hat nur einen kleinen Fehler, man muß sie reparieren."

Er lächelte und nahm die Uhr in seine große Hand. Ich sah auf diese Hand und fühlte, wie roh und tief feindlich sie mir war, wie sie nach meinem Leben und Frieden griff.

„Sie ist aus Silber –" sagte ich schüchtern.

„Ich pfeife auf dein Silber und auf deine alte Uhr da!" sagte er mit tiefer Verachtung. „Laß du sie nur selber reparieren!"

„Aber Franz," rief ich zitternd vor Angst, er möchte weglaufen. „Warte doch ein wenig! Nimm doch die Uhr! Sie ist wirklich aus Silber, wirklich und wahr. Und ich habe ja nichts anderes."

Er sah mich kühl und verächtlich an.

„Also du weißt, zu wem ich gehe. Oder ich kann es auch der Polizei sagen, den Wachtmeister kenne ich gut."

Er wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn am Ärmel zurück. Es durfte nicht sein. Ich wäre viel lieber gestorben als alles das zu ertragen, was kommen würde, wenn er so fortginge.

„Franz," flehte ich heiser vor Erregung, „mach doch keine dummen Sachen! Gelt, es ist bloß ein Spaß?"

„Jawohl, ein Spaß, aber für dich kann er teuer werden."

„Sag mir doch, Franz, was ich tun soll! Ich will ja alles tun!"

Er musterte mich mit seinen eingekniffenen Augen und lachte wieder.

„Sei doch nicht dumm!" sagte er mit falscher Gutmütigkeit. „Du weißt ja so gut Bescheid wie ich. Ich kann zwei Mark verdienen, und ich bin kein reicher Mann, daß ich die wegwerfen kann, das weißt du. Du bist aber reich, du hast sogar eine Uhr. Du brauchst mir bloß die zwei Mark zu geben, dann ist alles gut."

Ich begriff die Logik. Aber zwei Mark! Das war für mich so viel und unerreichbar wie zehn, wie hundert, wie tausend Mark. Ich hatte kein Geld. Es gab ein Sparkästlein, das bei meiner Mutter stand, da waren von Onkelbesuchen und solchen Anlässen her ein paar Zehn- und Fünfpfennigstücke drin. Sonst hatte ich nichts. Taschengeld bekam ich in jenem Alter noch keines.

„Ich habe nichts," sagte ich traurig. „Ich habe gar kein Geld. Aber sonst will ich dir alles geben. Ich habe ein Indianerbuch, und Soldaten, und einen Kompaß. Ich will ihn dir holen."

Kromer zuckte nur mit dem kühnen, bösen Mund und spuckte auf den Boden.

„Mach kein Geschwätz!" sagte er befehlend. „Deinen Lumpenkram

kannst du behalten. Einen Kompaß! Mach mich jetzt nicht noch bös, hörst du, und gib das Geld her!"

„Aber ich habe keins, ich kriege nie Geld. Ich kann doch nichts dafür!"

„Also dann bringst du mir morgen die zwei Mark. Ich warte nach der Schule unten am Markt. Damit fertig. Wenn du kein Geld bringst, wirst du ja sehen!"

„Ja, aber woher soll ich's denn nehmen? Herrgott, wenn ich doch keins habe –"

„Es ist Geld genug bei euch im Haus. Das ist deine Sache. Also morgen nach der Schule. Und ich sage dir: wenn du es nicht bringst –"

Er schoß mir einen furchtbaren Blick ins Auge, spuckte nochmals aus und war wie ein Schatten verschwunden.

Ich konnte nicht hinaufgehen. Mein Leben war zerstört. Ich dachte daran, fortzulaufen und nie mehr wiederzukommen, oder mich zu ertränken. Doch waren das keine deutlichen Bilder. Ich setzte mich im Dunkel auf die unterste Stufe unsrer Haustreppe, kroch eng in mich zusammen und gab mich dem Unglück hin. Dort fand Lina mich weinend, als sie mit einem Korb herunterkam, um Holz zu holen.

Ich bat sie, droben nichts zu sagen, und ging hinauf. Am Rechen neben der Glastüre hing der Hut meines Vaters und der Sonnenschirm meiner Mutter, Heimat und Zärtlichkeit strömte mir von allen diesen Dingen entgegen, mein Herz begrüßte sie flehend und dankbar wie der verlorene Sohn den Anblick und Geruch der alten heimatlichen Stuben. Aber das alles gehörte mir jetzt nicht mehr, das alles war lichte Vater- und Mutterwelt, und ich war tief und schuldvoll in die fremde Flut versunken, in Abenteuer und Sünde verstrickt, vom Feind bedroht und von Gefahren, Angst und Schande erwartet. Der Hut und Sonnenschirm, der gute alte Sandsteinboden, das große Bild überm Flurschrank, und drinnen aus dem Wohnzimmer her die Stimme meiner älteren Schwester, das alles war lieber, zarter und köstlicher als je, aber es war nicht Trost mehr und sicheres Gut, es war lauter Vorwurf. Dies alles war nicht mehr mein, ich konnte an seiner Heiterkeit und Stille nicht teilhaben. Ich trug Schmutz an meinen Füßen, den ich nicht an der Matte abstreifen konnte, ich brachte Schatten mit mir, von denen die Heimatwelt nicht wußte. Wieviel Geheimnisse hatte ich schon gehabt, wieviel Bangigkeit, aber es war alles Spiel und Spaß gewesen gegen das, was ich heut mit mir in diese Räume brachte. Schicksal lief mir nach, Hände waren nach mir ausgestreckt, vor denen auch die Mutter mich nicht schützen konnte, von denen sie nicht wissen durfte. Ob nun mein

Verbrechen ein Diebstahl war oder eine Lüge (hatte ich nicht einen falschen Eid bei Gott und Seligkeit geschworen?) – das war einerlei. Meine Sünde war nicht dies oder das, meine Sünde war, daß ich dem Teufel die Hand gegeben hatte. Warum war ich mitgegangen? Warum hatte ich dem Kromer gehorcht, besser als je meinem Vater? Warum hatte ich die Geschichte von jenem Diebstahl erlogen? Mich mit Verbrechen gebrüstet, als wären es Heldentaten? Nun hielt der Teufel meine Hand, nun war der Feind hinter mir her.

Für einen Augenblick empfand ich nicht mehr Furcht vor morgen, sondern vor allem die schreckliche Gewißheit, daß mein Weg jetzt immer weiter bergab und ins Finstere führe. Ich spürte deutlich, daß aus meinem Vergehen neue Vergehen folgen mußten, daß mein Erscheinen bei den Geschwistern, mein Gruß und Kuß an die Eltern Lüge war, daß ich ein Schicksal und Geheimnis mit mir trug, das ich innen verbarg.

Einen Augenblick blitzte Vertrauen und Hoffnung in mir auf, da ich den Hut meines Vaters betrachtete. Ich würde ihm alles sagen, würde sein Urteil und seine Strafe auf mich nehmen und ihn zu meinem Mitwisser und Retter machen. Es würde nur eine Buße sein, wie ich sie oft bestanden hatte, eine schwere bittere Stunde, eine schwere und reuevolle Bitte um Verzeihung.

Wie süß das klang! Wie schön das lockte! Aber es war nichts damit. Ich wußte, daß ich es nicht tun würde. Ich wußte, daß ich jetzt ein Geheimnis hatte, eine Schuld, die ich allein und selber ausfressen mußte. Vielleicht war ich gerade jetzt auf dem Scheidewege, vielleicht würde ich von dieser Stunde an für immer und immer dem Schlechten angehören, Geheimnisse mit Bösen teilen, von ihnen abhängen, ihnen gehorchen, ihresgleichen werden müssen. Ich hatte den Mann und Helden gespielt, jetzt mußte ich tragen, was daraus folgte.

Es war mir lieb, daß mein Vater sich, als ich eintrat, über meine nassen Schuhe aufhielt. Es lenkte ab, er bemerkte das Schlimmere nicht, und ich durfte einen Vorwurf ertragen, den ich heimlich mit auf das andere bezog. Dabei funkelte ein sonderbar neues Gefühl in mir auf, ein böses und schneidendes Gefühl voll Widerhaken: ich fühlte mich meinem Vater überlegen! Ich fühlte, einen Augenblick lang, eine gewisse Verachtung für seine Unwissenheit, sein Schelten über die nassen Stiefel schien mir kleinlich. „Wenn du wüßtest!" dachte ich, und kam mir vor wie ein Verbrecher, den man wegen einer gestohlenen Semmel verhört, während er Morde zu gestehen hätte. Es war ein häßliches und widriges Gefühl, aber es war stark und hatte einen tiefen Reiz, und es kettete mich fester als jeder andere Gedanke an mein Geheimnis und meine

Schuld. Vielleicht, dachte ich, ist der Kromer jetzt schon zur Polizei gegangen und hat mich angegeben, und Gewitter ziehen sich über mir zusammen, während man mich hier wie ein kleines Kind betrachtet!

Von diesem ganzen Erlebnis, soweit es bis hier erzählt ist, war dieser Augenblick das Wichtige und Bleibende. Es war ein erster Riß in die Heiligkeit des Vaters, es war ein erster Schnitt in die Pfeiler, auf denen mein Kinderleben geruht hatte, und die jeder Mensch, ehe er es selbst werden kann, zerstört haben muß. Aus diesen Erlebnissen, die niemand sieht, besteht die innere, wesentliche Linie unsres Schicksals. Solch ein Schnitt und Riß wächst wieder zu, er wird verheilt und vergessen, in der geheimsten Kammer aber lebt und blutet er weiter.

Mir selbst graute sofort vor dem neuen Gefühl, ich hätte meinem Vater gleich darauf die Füße küssen mögen, um es ihm abzubitten. Man kann aber nichts Wesentliches abbitten, und das fühlt und weiß ein Kind so gut und tief wie jeder Weise.

Ich fühlte die Notwendigkeit, über meine Sache nachzudenken, auf Wege für morgen zu sinnen; aber ich kam nicht dazu. Ich hatte den ganzen Abend einzig damit zu tun, mich an die veränderte Luft in unsrem Wohnzimmer zu gewöhnen. Wanduhr und Tisch, Bibel und Spiegel, Bücherbord und Bilder an der Wand nahmen gleichsam Abschied von mir, ich mußte mit erfrierendem Herzen zusehen, wie meine Welt, wie mein gutes, glückliches Leben Vergangenheit wurde und sich von mir ablöste, und mußte spüren, wie ich mit neuen, saugenden Wurzeln draußen im Finstern und Fremden verankert und festgehalten war. Zum erstenmal kostete ich den Tod, und der Tod schmeckt bitter, denn er ist Geburt, ist Angst und Bangnis vor furchtbarer Neuerung.

Ich war froh, als ich endlich in meinem Bette lag! Zuvor als letztes Fegefeuer war die Abendandacht über mich ergangen, und wir hatten dazu ein Lied gesungen, das zu meinen liebsten gehörte. Ach, ich sang nicht mit, und jeder Ton war Galle und Gift für mich. Ich betete nicht mit, als mein Vater den Segen sprach, und als er endete: „— sei mit uns allen!", da riß eine Zuckung mich aus diesem Kreise fort. Die Gnade Gottes war mit ihnen allen, aber nicht mehr mit mir. Kalt und tief ermüdet ging ich weg.

Im Bett, als ich eine Weile gelegen war, als Wärme und Geborgenheit mich liebevoll umgab, irrte mein Herz in der Angst noch einmal zurück, flatterte bang um das Vergangene. Meine Mutter hatte mir wie immer gute Nacht gesagt, ihr Schritt klang noch im Zimmer nach, der Schein ihrer Kerze glühte noch im Türspalt. Jetzt, dachte ich, jetzt kommt sie noch einmal zurück — sie hat es gefühlt, sie gibt mir einen Kuß und fragt, fragt gütig und verheißungsvoll, und dann kann ich

weinen, dann schmilzt mir der Stein im Halse, dann umschlinge ich sie und sage es ihr, und dann ist es gut, dann ist Rettung da! Und als der Türspalt schon dunkel geworden war, horchte ich noch eine Weile und meinte, es müsse und müsse geschehen.

Dann kehrte ich zu den Dingen zurück und sah meinem Feind ins Auge. Ich sah ihn deutlich, das eine Auge hatte er eingekniffen, sein Mund lachte roh, und indem ich ihn ansah und das Unentrinnbare in mich fraß, wurde er größer und häßlicher, und sein böses Auge blitzte teufelhaft. Er war dicht bei mir, bis ich einschlief, dann aber träumte ich nicht von ihm und nicht von heute, sondern mir träumte, wir führen in einem Boot, die Eltern und Schwestern und ich, und es umgab uns lauter Friede und Glanz eines Ferientages. Mitten in der Nacht erwachte ich, fühlte noch den Nachgeschmack der Seligkeit, sah noch die weißen Sommerkleider meiner Schwestern in der Sonne schimmern und fiel aus allem Paradies zurück in das, was war, und stand dem Feind mit dem bösen Auge wieder gegenüber.

Am Morgen, als meine Mutter eilig kam und rief, es sei schon spät und warum ich noch im Bett liege, sah ich schlecht aus, und als sie fragte, ob mir etwas fehle, erbrach ich mich.

Damit schien etwas gewonnen. Ich liebte es sehr, ein wenig krank zu sein und einen Morgen lang bei Kamillentee liegenbleiben zu dürfen, zuzuhören, wie die Mutter im Nebenzimmer aufräumte, und wie Lina draußen in der Flur den Metzger empfing. Der Vormittag ohne Schule war etwas Verzaubertes und Märchenhaftes, die Sonne spielte dann ins Zimmer, und war nicht dieselbe Sonne, gegen die man in der Schule die grünen Vorhänge herabließ. Aber auch das schmeckte heute nicht und hatte einen falschen Klang bekommen.

Ja wenn ich gestorben wäre! Aber ich war nur so ein wenig unwohl, wie schon oft, und damit war nichts getan. Das schützte mich vor der Schule, aber es schützte mich keineswegs vor Kromer, der um elf Uhr am Markt auf mich wartete. Und die Freundlichkeit der Mutter war diesmal ohne Trost; sie war lästig und tat weh. Ich stellte mich bald wieder schlafend, und dachte nach. Es half alles nichts, ich mußte um elf Uhr am Markt sein. Darum stand ich um zehn Uhr leise auf und sagte, daß mir wieder wohl geworden sei. Es hieß, wie gewöhnlich in solchen Fällen, daß ich entweder wieder zu Bette gehen oder am Nachmittag in die Schule gehen müsse. Ich sagte, daß ich gern zur Schule gehe. Ich hatte mir einen Plan gemacht.

Ohne Geld durfte ich nicht zu Kromer kommen. Ich mußte die kleine Sparbüchse an mich bekommen, die mir gehörte. Es war nicht genug Geld darin, das wußte ich, lange nicht genug; aber etwas war es doch,

und eine Witterung sagte mir, daß etwas besser sei als nichts und Kromer wenigstens begütigt werden müsse.

Es war mir schlimm zumute, als ich auf Socken in das Zimmer meiner Mutter schlich und aus ihrem Schreibtisch meine Büchse nahm; aber so schlimm wie das Gestrige war es nicht. Das Herzklopfen würgte mich, und es wurde nicht besser, als ich drunten im Treppenhaus beim ersten Untersuchen fand, daß die Büchse verschlossen war. Es ging sehr leicht, sie aufzubrechen, es war nur ein dünnes Blechgitter zu durchreißen; aber der Riß tat weh, erst damit hatte ich Diebstahl begangen. Bis dahin hatte ich nur genascht, Zuckerstücke und Obst. Dies nun war gestohlen, obwohl es mein eigenes Geld war. Ich spürte, wie ich wieder einen Schritt näher bei Kromer und seiner Welt war, wie es so hübsch Zug um Zug abwärts ging, und setzte Trotz dagegen. Mochte mich der Teufel holen, jetzt ging kein Weg mehr zurück. Ich zählte das Geld mit Angst, es hatte in der Büchse so voll geklungen, nun in der Hand war es elend wenig. Es waren fünfundsechzig Pfennige. Ich versteckte die Büchse in der untern Flur, hielt das Geld in der geschlossenen Hand und trat aus dem Hause, anders als ich je durch dieses Tor gegangen war. Oben rief jemand nach mir, wie mir schien; ich ging schnell davon.

Es war noch viel Zeit, ich drückte mich auf Umwegen durch die Gassen einer veränderten Stadt, unter niegesehenen Wolken hin, an Häusern vorbei, die mich ansahen, und an Menschen, die Verdacht auf mich hatten. Unterwegs fiel mir ein, daß ein Schulkamerad von mir einmal auf dem Viehmarkt einen Taler gefunden hatte. Gern hätte ich gebetet, daß Gott ein Wunder tun und mich auch einen solchen Fund machen lassen möge. Aber ich hatte kein Recht mehr zu beten. Und auch dann wäre die Büchse nicht wieder ganz geworden.

Franz Kromer sah mich von weitem, doch kam er ganz langsam auf mich zu und schien nicht auf mich zu achten. Als er in meiner Nähe war, gab er mir einen befehlenden Wink, daß ich ihm folgen solle, und ging, ohne sich ein einzigesmal umzusehen, ruhig weiter, die Strohgasse hinab und über den Steg, bis er bei den letzten Häusern vor einem Neubau hielt. Es wurde dort nicht gearbeitet, die Mauern standen kahl ohne Türen und Fenster. Kromer sah sich um und ging durch die Tür hinein, ich ihm nach. Er trat hinter die Mauer, winkte mich zu sich und streckte die Hand aus.

„Hast du's?" fragte er kühl.

Ich zog die geballte Hand aus der Tasche und schüttete mein Geld in seine flache Hand. Er hatte es gezählt, noch eh der letzte Fünfer ausgeklungen hatte.

„Das sind fünfundsechzig Pfennig," sagte er und sah mich an.

„Ja," sagte ich schüchtern. „Das ist alles, was ich habe, es ist zu wenig, ich weiß wohl. Aber es ist alles. Ich habe nicht mehr."

„Ich hätte dich für gescheiter gehalten," schalt er mit einem beinah milden Tadel. „Unter Ehrenmännern soll Ordnung sein. Ich will dir nichts abnehmen, was nicht recht ist, das weißt du. Nimm deine Nickel wieder, da! Der andere — du weißt, wer — versucht nicht, mich herunter zu handeln. Der zahlt."

„Aber ich habe und habe nicht mehr! Es war meine Sparkasse."

„Das ist deine Sache. Aber ich will dich nicht unglücklich machen. Du bist mir noch eine Mark und fünfunddreißig Pfennig schuldig. Wann krieg' ich die?"

„O, du kriegst sie gewiß, Kromer! Ich weiß jetzt nicht — vielleicht habe ich bald mehr, morgen, oder übermorgen. Du begreifst doch, daß ich es meinem Vater nicht sagen kann."

„Das geht mich nichts an. Ich bin nicht so, daß ich dir schaden will. Ich könnte ja mein Geld noch vor Mittag haben, siehst du, und ich bin arm. Du hast schöne Kleider an, und du kriegst was Besseres zu Mittag zu essen als ich. Aber ich will nichts sagen. Ich will meinetwegen ein wenig warten. Übermorgen pfeife ich dir, am Nachmittag, dann bringst du es in Ordnung. Du kennst meinen Pfiff?"

Er pfiff ihn mir vor, ich hatte ihn oft gehört.

„Ja," sagte ich, „ich weiß."

Er ging weg, als gehörte ich nicht zu ihm. Es war ein Geschäft zwischen uns gewesen, weiter nichts.

Noch heute, glaube ich, würde Kromers Pfiff mich erschrecken machen, wenn ich ihn plötzlich wieder hörte. Ich hörte ihn von nun an oft, mir schien, ich höre ihn immer und immerzu. Kein Ort, kein Spiel, keine Arbeit, kein Gedanke, wohin dieser Pfiff nicht drang, der mich abhängig machte, der jetzt mein Schicksal war. Oft war ich in unsrem kleinen Blumengarten, den ich sehr liebte, an den sanften farbigen Herbstnachmittagen, und ein sonderbarer Trieb hieß mich, Knabenspiele früherer Epochen wieder aufzunehmen; ich spielte gewissermaßen einen Knaben, der jünger war als ich, der noch gut und frei, unschuldig und geborgen war. Aber mitten hinein, immer erwartet und immer doch entsetzlich aufstörend und überraschend, klang der Kromersche Pfiff von irgendwoher, schnitt den Faden ab, zerstörte die Einbildungen. Dann mußte ich gehen, mußte meinem Peiniger an schlechte und häßliche Orte folgen, mußte ihm Rechenschaft ablegen und mich um Geld mahnen lassen. Das Ganze hat vielleicht einige Wochen gedauert, mir schien es aber, es

seien Jahre, es sei eine Ewigkeit. Selten hatte ich Geld, einen Fünfer oder einen Groschen, der vom Küchentisch gestohlen war, wenn Lina den Marktkorb dort stehen ließ. Jedesmal wurde ich von Kromer gescholten und mit Verachtung überhäuft; ich war es, der ihn betrügen und ihm sein gutes Recht vorenthalten wollte, ich war es, der ihn bestahl, ich war es, der ihn unglücklich machte! Nicht oft im Leben ist mir die Not so nah ans Herz gestiegen, selten habe ich größere Hoffnungslosigkeit, größere Abhängigkeit gefühlt.

Die Sparbüchse hatte ich mit Spielmarken gefüllt und wieder an ihren Ort gestellt, niemand fragte danach. Aber auch das konnte jeden Tag über mich hereinbrechen. Noch mehr als vor Kromers rohem Pfiff fürchtete ich mich oft vor der Mutter, wenn sie leise zu mir trat – kam sie nicht, um mich nach der Büchse zu fragen?

Da ich viele Male ohne Geld bei meinem Teufel erschienen war, fing er an, mich auf andere Art zu quälen und zu benutzen. Ich mußte für ihn arbeiten. Er hatte für seinen Vater Ausgänge zu besorgen, ich mußte sie für ihn besorgen. Oder er trug mir auf, etwas Schwieriges zu vollführen, zehn Minuten lang auf einem Bein zu hüpfen, einem Vorübergehenden einen Papierwisch an den Rock zu heften. In Träumen vieler Nächte setzte ich diese Plagen fort und lag im Schweiß des Alpdruckes.

Eine Zeitlang wurde ich krank. Ich erbrach oft und hatte leicht kalt, nachts aber lag ich in Schweiß und Hitze. Meine Mutter fühlte, daß etwas nicht richtig sei, und zeigte mir viel Teilnahme, die mich quälte, weil ich sie nicht mit Vertrauen erwidern konnte.

Einmal brachte sie mir am Abend, als ich schon im Bett war, ein Stückchen Schokolade. Es war ein Anklang an frühere Jahre, wo ich abends, wenn ich brav gewesen war, oft zum Einschlafen solche Trostbissen bekommen hatte. Nun stand sie da und hielt mir das Stückchen Schokolade hin. Mir war so weh, daß ich nur den Kopf schütteln konnte. Sie fragte, was mir fehle, sie streichelte mir das Haar. Ich konnte nur herausstoßen: „Nicht! Nicht! Ich will nichts haben." Sie legte die Schokolade auf den Nachttisch und ging. Als sie mich andern Tages darüber ausfragen wollte, tat ich, als wüßte ich nichts mehr davon. Einmal brachte sie mir den Doktor, der mich untersuchte und mir kalte Waschungen am Morgen verschrieb.

Mein Zustand zu jener Zeit war eine Art von Irrsinn. Mitten im geordneten Frieden unseres Hauses lebte ich scheu und gepeinigt wie ein Gespenst, hatte nicht teil am Leben der andern, vergaß mich selten für eine Stunde. Gegen meinen Vater, der mich oft gereizt zur Rede stellte, war ich verschlossen und kalt.

Zweites Kapitel
Kain

Die Rettung aus meinen Qualen kam von ganz unerwarteter Seite, und zugleich mit ihr kam etwas Neues in mein Leben, das bis heute fort gewirkt hat.

In unsere Lateinschule war vor kurzem ein neuer Schüler eingetreten. Er war der Sohn einer wohlhabenden Witwe, die in unsere Stadt gezogen war, und er trug einen Trauerflor um den Ärmel. Er ging in eine höhere Klasse als ich und war mehrere Jahre älter, aber auch mir fiel er bald auf, wie allen. Dieser merkwürdige Schüler schien viel älter zu sein als er aussah, auf niemanden machte er den Eindruck eines Knaben. Zwischen uns kindischen Jungen bewegte er sich fremd und fertig wie ein Mann, vielmehr wie ein Herr. Beliebt war er nicht, er nahm nicht an den Spielen, noch weniger an Raufereien teil, nur sein selbstbewußter und entschiedener Ton gegen die Lehrer gefiel den andern. Er hieß Max Demian.

Eines Tages traf es sich, wie es in unsrer Schule hie und da vorkam, daß aus irgendwelchen Gründen noch eine zweite Klasse in unser sehr großes Schulzimmer gesetzt wurde. Es war die Klasse Demians. Wir Kleinen hatten biblische Geschichte, die Großen mußten einen Aufsatz machen. Während man uns die Geschichte von Kain und Abel einbläute, sah ich viel zu Demian hinüber, dessen Gesicht mich eigentümlich faszinierte, und sah dies kluge, helle, ungemein feste Gesicht aufmerksam und geistvoll über seine Arbeit gebeugt; er sah gar nicht aus wie ein Schüler, der eine Aufgabe macht, sondern wie ein Forscher, der eigenen Problemen nachgeht. Angenehm war er mir eigentlich nicht, im Gegenteil, ich hatte irgend etwas gegen ihn, er war mir zu überlegen und kühl, er war mir allzu herausfordernd sicher in seinem Wesen, und seine Augen hatten den Ausdruck der Erwachsenen – den die Kinder nie lieben – ein wenig traurig mit Blitzen von Spott darin. Doch mußte ich ihn immerfort ansehen, er mochte mir lieb oder leid sein; kaum aber blickte er einmal auf mich, so zog ich meinen Blick erschrocken zurück. Wenn ich es mir heute überlege, wie er damals als Schüler aussah, so kann ich sagen: er war in jeder Hinsicht anders als alle, war durchaus eigen und persönlich gestempelt, und fiel darum auf – zugleich aber tat er alles, um nicht aufzufallen, trug und benahm sich wie ein verkleideter Prinz, der unter Bauernbuben ist und sich jede Mühe gibt, ihresgleichen zu scheinen.

Auf dem Heimweg von der Schule ging er hinter mir. Als die anderen sich verlaufen hatten, überholte er mich und grüßte. Auch dies

Grüßen, obwohl er unsern Schuljungenton dabei nachmachte, war so erwachsen und höflich.

„Gehen wir ein Stück weit zusammen?" fragte er freundlich. Ich war geschmeichelt und nickte. Dann beschrieb ich ihm, wo ich wohne.

„Ah, dort?" sagte er lächelnd. „Das Haus kenne ich schon. Über eurer Haustür ist so ein merkwürdiges Ding angebracht, das hat mich gleich interessiert."

Ich wußte gar nicht gleich, was er meine, und war erstaunt, daß er unser Haus besser zu kennen schien als ich. Es war wohl als Schlußstein über der Torwölbung eine Art Wappen vorhanden, doch war es im Lauf der Zeiten flach und oftmals mit Farbe überstrichen worden, mit uns und unsrer Familie hatte es, soviel ich wußte, nichts zu tun.

„Ich weiß nichts darüber," sagte ich schüchtern. „Es ist ein Vogel oder so was Ähnliches, es muß ganz alt sein. Das Haus soll früher einmal zum Kloster gehört haben."

„Das kann schon sein," nickte er. „Sieh dir's einmal gut an! Solche Sachen sind oft ganz interessant. Ich glaube, daß es ein Sperber ist."

Wir gingen weiter, ich war sehr befangen. Plötzlich lachte Demian, als falle ihm etwas Lustiges ein.

„Ja, ich habe ja da eurer Stunde beigewohnt," sagte er lebhaft. „Die Geschichte von Kain, der das Zeichen auf der Stirn trug, nicht wahr? Gefällt sie dir?"

Nein, gefallen hatte mir selten irgend etwas von all dem, was wir lernen mußten. Ich wagte es aber nicht zu sagen, es war, als rede ein Erwachsener mit mir. Ich sagte, die Geschichte gefalle mir ganz gut.

Demian klopfte mir auf die Schulter.

„Du brauchst mir nichts vorzumachen, Lieber. Aber die Geschichte ist tatsächlich recht merkwürdig, ich glaube, sie ist viel merkwürdiger als die meisten andern, die im Unterricht vorkommen. Der Lehrer hat ja nicht viel darüber gesagt, nur so das Übliche über Gott und die Sünde und so weiter. Aber ich glaube —" er unterbrach sich, lächelte und fragte: „Interessiert es dich aber?"

„Ja, ich glaube also," fuhr er fort, „man kann diese Geschichte von Kain auch ganz anders auffassen. Die meisten Sachen, die man uns lehrt, sind gewiß ganz wahr und richtig, aber man kann sie alle auch anders ansehen als die Lehrer es tun, und meistens haben sie dann einen viel besseren Sinn. Mit diesem Kain zum Beispiel und mit dem Zeichen auf seiner Stirn kann man doch nicht recht zufrieden sein, so wie er uns erklärt wird. Findest du nicht auch? Daß einer seinen Bruder im Streit totschlägt, kann ja gewiß passieren, und daß er nachher Angst kriegt und klein beigibt, ist auch möglich. Daß er aber für seine Feigheit extra mit

einem Orden ausgezeichnet wird, der ihn schützt und allen andern Angst einjagt, ist doch recht sonderbar."

„Freilich," sagte ich interessiert: die Sache begann mich zu fesseln. „Aber wie soll man die Geschichte anders erklären?"

Er schlug mir auf die Schulter.

„Ganz einfach! Das, was vorhanden war und womit die Geschichte ihren Anfang genommen hat, war das Zeichen. Es war da ein Mann, der hatte etwas im Gesicht, was den andern Angst machte. Sie wagten nicht ihn anzurühren, er imponierte ihnen, er und seine Kinder. Vielleicht, oder sicher, war es aber nicht wirklich ein Zeichen auf der Stirn, so wie ein Poststempel, so grob geht es im Leben selten zu. Viel eher war es etwas kaum wahrnehmbares Unheimliches, ein wenig mehr Geist und Kühnheit im Blick, als die Leute gewohnt waren. Dieser Mann hatte Macht, vor diesem Mann scheute man sich. Er hatte ein ‚Zeichen'. Man konnte das erklären, wie man wollte. Und „man" will immer das, was einem bequem ist und recht gibt. Man hatte Furcht vor den Kainskindern, sie hatten ein ‚Zeichen'. Also erklärte man das Zeichen nicht als das, was es war, als eine Auszeichnung, sondern als das Gegenteil. Man sagte, die Kerls mit diesem Zeichen seien unheimlich, und das waren sie auch. Leute mit Mut und Charakter sind den anderen Leuten immer sehr unheimlich. Daß da ein Geschlecht von Furchtlosen und Unheimlichen herumlief, war sehr unbequem, und nun hängte man diesem Geschlecht einen Übernamen und eine Fabel an, um sich an ihm zu rächen, um sich für alle die ausgestandne Furcht ein bißchen schadlos zu halten. – Begreifst du?"

„Ja – das heißt – dann wäre ja Kain also gar nicht böse gewesen? Und die ganze Geschichte in der Bibel wäre eigentlich gar nicht wahr?"

„Ja und nein. So alte, uralte Geschichten sind immer wahr, aber sie sind nicht immer so aufgezeichnet und werden nicht immer so erklärt, wie es richtig wäre. Kurz, ich meine, der Kain war ein famoser Kerl, und bloß, weil man Angst vor ihm hatte, hängte man ihm diese Geschichte an. Die Geschichte war einfach ein Gerücht, so etwas, was die Leute herumschwätzen, und es war insofern ganz wahr, als Kain und seine Kinder ja wirklich eine Art ‚Zeichen' trugen und anders waren als die meisten Leute."

Ich war sehr erstaunt.

„Und dann glaubst du, daß auch das mit dem Totschlag gar nicht wahr ist?" fragte ich ergriffen.

„O doch! Sicher ist das wahr. Der Starke hatte einen Schwachen erschlagen. Ob es wirklich sein Bruder war, daran kann man ja zweifeln.

Es ist nicht wichtig, schließlich sind alle Menschen Brüder. Also ein Starker hat einen Schwachen totgeschlagen. Vielleicht war es eine Heldentat, vielleicht auch nicht. Jedenfalls aber waren die andern Schwachen jetzt voller Angst, sie beklagten sich sehr, und wenn man sie fragte: ‚Warum schlaget ihr ihn nicht einfach auch tot?‘ dann sagten sie nicht: ‚Weil wir Feiglinge sind,‘ sondern sie sagten: ‚Man kann nicht. Er hat ein Zeichen. Gott hat ihn gezeichnet!‘ Etwa so muß der Schwindel entstanden sein. — Na, ich halte dich auf. Adieu denn!"

Er bog in die Altgasse ein und ließ mich allein, verwunderter als ich je gewesen war. Kaum war er weg, so erschien mir alles, was er gesagt hatte, ganz unglaublich! Kain ein edler Mensch, Abel ein Feigling! Das Kainszeichen eine Auszeichnung! Es war absurd, es war gotteslästerlich und ruchlos. Wo blieb dann der liebe Gott? Hatte der nicht Abels Opfer angenommen, hatte der nicht Abel lieb? — Nein, dummes Zeug! Und ich vermutete, Demian habe sich über mich lustig machen und mich aufs Glatteis locken wollen. Ein verflucht gescheiter Kerl war er ja, und reden konnte er, aber so — nein —

Immerhin hatte ich noch niemals über irgendeine biblische oder andere Geschichte so viel nachgedacht. Und hatte seit langem noch niemals den Franz Kromer so völlig vergessen, stundenlang, einen ganzen Abend lang. Ich las zu Hause die Geschichte noch einmal durch, wie sie in der Bibel stand, sie war kurz und deutlich, und es war ganz verrückt, da nach einer besonderen, geheimen Deutung zu suchen. Da könnte jeder Totschläger sich für Gottes Liebling erklären! Nein, es war Unsinn. Nett war bloß die Art, wie Demian solche Sachen sagen konnte, so leicht und hübsch, wie wenn alles selbstverständlich wäre, und mit diesen Augen dazu!

Etwas freilich war ja bei mir selbst nicht in Ordnung, war sogar sehr in Unordnung. Ich hatte in einer lichten und sauberen Welt gelebt, ich war selber eine Art von Abel gewesen, und jetzt stak ich so tief im „andern", war so sehr gefallen und gesunken, und doch konnte ich im Grunde nicht so sehr viel dafür! Wie war es nun damit? Ja, und jetzt blitzte eine Erinnerung in mir herauf, die mir für einen Augenblick fast den Atem nahm. An jenem üblen Abend, wo mein jetziges Elend angefangen hatte, da war das mit meinem Vater gewesen, da hatte ich, einen Augenblick lang, ihn und seine lichte Welt und Weisheit auf einmal wie durchschaut und verachtet! Ja, da hatte ich selber, der ich Kain war und das Zeichen trug, mir eingebildet, dies Zeichen sei keine Schande, es sei eine Auszeichnung und ich stehe durch meine Bosheit und mein Unglück höher als mein Vater, höher als die Guten und Frommen.

Nicht in dieser Form des klaren Gedankens war es, daß ich die Sache damals erlebte, aber alles dies war darin enthalten, es war nur ein Auf=

flammen von Gefühlen, von seltsamen Regungen, welche weh taten und mich doch mit Stolz erfüllten.

Wenn ich mich besann – wie sonderbar hatte Demian von den Furchtlosen und den Feigen gesprochen! Wie seltsam hatte er das Zeichen auf Kains Stirne gedeutet! Wie hatte sein Auge, sein merkwürdiges Auge eines Erwachsenen, dabei wunderlich geleuchtet! Und es schoß mir unklar durch den Kopf: – ist nicht er selber, dieser Demian, so eine Art Kain? Warum verteidigt er ihn, wenn er sich nicht ihm ähnlich fühlt? Warum hat er diese Macht im Blick? Warum spricht er so höhnisch von den „andern", von den Furchtsamen, welche doch eigentlich die Frommen und Gott Wohlgefälligen sind?

Ich kam mit diesen Gedanken zu keinem Ende. Es war ein Stein in den Brunnen gefallen, und der Brunnen war meine junge Seele. Und für eine lange, sehr lange Zeit war diese Sache mit Kain, dem Totschlag und dem Zeichen der Punkt, bei dem meine Versuche zu Erkenntnis, Zweifel und Kritik alle ihren Ausgang nahmen.

Ich merkte, daß auch die andern Schüler sich mit Demian viel beschäftigten. Von der Geschichte wegen Kain hatte ich niemandem etwas gesagt, aber er schien auch andre zu interessieren. Wenigstens kamen viele Gerüchte über den „Neuen" in Umlauf. Wenn ich sie nur noch alle wüßte, jede würde ein Licht auf ihn werfen, jede würde zu deuten sein. Ich weiß nur noch, daß zuerst verlautete, die Mutter Demians sei sehr reich. Auch sagte man, sie gehe nie in die Kirche, und der Sohn auch nicht. Sie seien Juden, wollte einer wissen, aber sie konnten auch heimliche Mohammedaner sein. Weiter wurden Märchen erzählt von Max Demians Körperkraft. Sicher war, daß er den Stärksten seiner Klasse, der ihn zum Raufen aufforderte und ihn bei seiner Weigerung einen Feigling hieß, furchtbar demütigte. Die, die dabei waren, sagten, Demian habe ihn bloß mit einer Hand am Genick genommen und fest gedrückt, dann sei der Knabe bleich geworden, und nachher sei er weggeschlichen und habe tagelang seinen Arm nicht mehr brauchen können. Einen Abend lang hieß es sogar, er sei tot. Alles wurde eine Weile behauptet, alles geglaubt, alles war aufregend und wundersam. Dann hatte man für eine Weile genug. Nicht viel später aber kamen neue Gerüchte unter uns Schülern auf, die wußten davon zu berichten, daß Demian vertrauten Umgang mit Mädchen habe und „alles wisse".

Inzwischen ging meine Sache mit Franz Kromer ihren zwangsläufigen Weg weiter. Ich kam nicht von ihm los, denn wenn er mich auch zwischenein tagelang in Ruhe ließ, war ich doch an ihn gebunden. In meinen Träumen lebte er wie mein Schatten mit, und was er mir nicht

in der Wirklichkeit antat, das ließ meine Phantasie ihn in diesen Träumen tun, in denen ich ganz und gar sein Sklave wurde. Ich lebte in diesen Träumen — ein starker Träumer war ich immer — mehr als im Wirklichen, ich verlor Kraft und Leben an diese Schatten. Unter anderem träumte ich oft, daß Kromer mich mißhandelte, daß er mich anspie und auf mir kniete, und, was schlimmer war, daß er mich zu schweren Verbrechen verführte — vielmehr nicht verführte, sondern einfach durch seinen mächtigen Einfluß zwang. Der furchtbarste dieser Träume, aus dem ich halb wahnsinnig erwachte, enthielt einen Mordanfall auf meinen Vater. Kromer schliff ein Messer und gab es mir in die Hand, wir standen hinter den Bäumen einer Allee und lauerten auf jemand, ich wußte nicht auf wen; aber als jemand daherkam und Kromer mir durch einen Druck auf meinen Arm sagte, der sei es, den ich erstechen müsse, da war es mein Vater. Dann erwachte ich.

Über diesen Dingen dachte ich zwar wohl noch an Kain und Abel, aber wenig mehr an Demian. Als er mir zuerst wieder nahetrat, war es merkwürdigerweise auch in einem Traume. Nämlich ich träumte wieder von Mißhandlungen und Vergewaltigung, die ich erlitt, aber statt Kromer war es diesmal Demian, der auf mir kniete. Und — das war ganz neu und machte mir tiefen Eindruck — alles, was ich von Kromer unter Qual und Widerstreben erlitten hatte, das erlitt ich von Demian gerne und mit einem Gefühl, das ebensoviel Wonne wie Angst enthielt. Diesen Traum hatte ich zweimal, dann trat Kromer wieder an seine Stelle.

Was ich in diesen Träumen erlebte und was in der Wirklichkeit, das kann ich längst nicht mehr genau trennen. Jedenfalls aber nahm mein schlimmes Verhältnis zu Kromer seinen Lauf, und war nicht etwa zu Ende, als ich dem Knaben endlich die geschuldete Summe aus lauter kleinen Diebstählen abbezahlt hatte. Nein, jetzt wußte er von diesen Diebstählen, denn er fragte mich immer, woher das Geld komme, und ich war mehr in seiner Hand als jemals. Häufig drohte er, meinem Vater alles zu sagen, und dann war meine Angst kaum so groß wie das tiefe Bedauern darüber, daß ich das nicht von Anfang an selber getan hatte. Indessen, und so elend ich war, bereute ich doch nicht alles, wenigstens nicht immer, und glaubte zuweilen zu fühlen, daß alles so sein müsse. Ein Verhängnis war über mir, und es war unnütz, es durchbrechen zu wollen.

Vermutlich litten meine Eltern unter diesem Zustande nicht wenig. Es war ein fremder Geist über mich gekommen, ich paßte nicht mehr in unsre Gemeinschaft, die so innig gewesen war, und nach der mich oft ein rasendes Heimweh wie nach verlorenen Paradiesen überfiel. Ich wurde,

namentlich von der Mutter, mehr wie ein Kranker behandelt als wie ein Bösewicht, aber wie es eigentlich stand, konnte ich am besten aus dem Benehmen meiner beiden Schwestern sehen. In diesem Benehmen, das sehr schonend war und mich dennoch unendlich beelendete, gab sich deutlich kund, daß ich eine Art von Besessenem war, der für seinen Zustand mehr zu beklagen als zu schelten war, in dem aber doch eben das Böse seinen Sitz genommen hatte. Ich fühlte, daß man für mich betete, anders als sonst, und fühlte die Vergeblichkeit dieses Betens. Die Sehnsucht nach Erleichterung, das Verlangen nach einer richtigen Beichte spürte ich oft brennend, und empfand doch auch voraus, daß ich weder Vater noch Mutter alles richtig würde sagen und erklären können. Ich wußte, man würde es freundlich aufnehmen, man würde mich sehr schonen, ja bedauern, aber nicht ganz verstehen, und das Ganze würde als eine Art Entgleisung angesehen werden, während es doch Schicksal war.

Ich weiß, daß manche nicht glauben werden, daß ein Kind von noch nicht elf Jahren so zu fühlen vermöge. Diesen erzähle ich meine Angelegenheit nicht. Ich erzähle sie denen, welche den Menschen besser kennen. Der Erwachsene, der gelernt hat, einen Teil seiner Gefühle in Gedanken zu verwandeln, vermißt diese Gedanken beim Kinde, und meint nun, auch die Erlebnisse seien nicht da. Ich aber habe nur selten in meinem Leben so tief erlebt und gelitten wie damals.

Einst war ein Regentag, ich war von meinem Peiniger auf den Burgplatz bestellt worden, da stand ich nun und wartete und wühlte mit den Füßen im nassen Kastanienlaub, das noch immerzu von den schwarzen triefenden Bäumen fiel. Geld hatte ich nicht, aber ich hatte zwei Stücke Kuchen beiseite gebracht und trug sie bei mir, um dem Kromer wenigstens etwas geben zu können. Ich war es längst gewohnt, so irgendwo in einem Winkel zu stehen und auf ihn zu warten, oft sehr lange Zeit, und ich nahm es hin, wie der Mensch das Unabänderliche hinnimmt.

Endlich kam Kromer. Er blieb heute nicht lang. Er gab mir ein paar Knüffe in die Rippen, lachte, nahm mir den Kuchen ab, bot mir sogar eine feuchte Zigarette an, die ich jedoch nicht nahm, und war freundlicher als gewöhnlich.

„Ja," sagte er beim Weggehen, „daß ich's nicht vergesse — du könntest das nächstemal deine Schwester mitbringen, die ältere. Wie heißt sie eigentlich?"

Ich verstand gar nicht, gab auch keine Antwort. Ich sah ihn nur verwundert an.

„Kapierst du nicht? Deine Schwester sollst du mitbringen."

„Ja, Kromer, aber das geht nicht. Das darf ich nicht, und sie käme auch gar nicht mit."

Ich war darauf gefaßt, daß das nur wieder eine Schikane und ein Vorwand sei. So machte er es oft, verlangte irgend etwas Unmögliches, setzte mich in Schrecken, demütigte mich, und ließ dann allmählich mit sich handeln. Ich mußte mich dann mit etwas Geld oder anderen Gaben loskaufen.

Diesmal war er ganz anders. Er wurde auf meine Weigerung hin fast gar nicht böse.

„Na ja," sagte er obenhin, „du wirst dir das überlegen. Ich möchte mit deiner Schwester bekannt werden. Es wird schon einmal gehen. Du nimmst sie einfach auf einen Spaziergang mit, und dann komme ich dazu. Morgen pfeife ich dir an, dann sprechen wir noch einmal drüber."

Als er fort war, dämmerte mir plötzlich etwas vom Sinn seines Begehrens auf. Ich war noch völlig Kind, aber ich wußte gerüchtweise davon, daß Knaben und Mädchen, wenn sie etwas älter waren, irgendwelche geheimnisvolle, anstößige und verbotene Dinge miteinander treiben konnten. Und nun sollte ich also — es wurde mir ganz plötzlich klar, wie ungeheuerlich es war! Mein Entschluß, das nie zu tun, stand sofort fest. Aber was dann geschehen und wie Kromer sich an mir rächen würde, daran wagte ich kaum zu denken. Es begann eine neue Marter für mich, es war noch nicht genug.

Trostlos ging ich über den leeren Platz, die Hände in den Taschen. Neue Qualen, neue Sklaverei!

Da rief mich eine frische, tiefe Stimme an. Ich erschrak und fing zu laufen an. Jemand lief mir nach, eine Hand faßte mich sanft von hinten. Es war Max Demian.

Ich gab mich gefangen.

„Du bist es?" sagte ich unsicher. „Du hast mich so erschreckt!"

Er sah mich an, und nie war sein Blick mehr der eines Erwachsenen, eines Überlegenen und Durchschauenden gewesen als jetzt. Seit langem hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen.

„Das tut mir leid," sagte er mit seiner höflichen und dabei sehr bestimmten Art. „Aber höre, man muß sich nicht so erschrecken lassen."

„Nun ja, das kann doch passieren."

„Es scheint so. Aber sieh: wenn du vor jemand, der dir nichts getan hat, so zusammenfährst, dann fängt der Jemand an nachzudenken. Es wundert ihn, es macht ihn neugierig. Der Jemand denkt sich, du seiest doch merkwürdig schreckhaft, und er denkt weiter: so ist man bloß, wenn man Angst hat. Feiglinge haben immer Angst; aber ich glaube, ein Feigling bist du eigentlich nicht. Nicht wahr? O freilich, ein Held bist du auch nicht. Es gibt Dinge, vor denen du Furcht hast; es gibt auch

Menschen, vor denen du Furcht hast. Und das sollte man nie haben. Nein, vor Menschen sollte man niemals Furcht haben. Du hast doch keine vor mir? Oder?"

„O nein, gar nicht."

„Eben, siehst du. Aber es gibt Leute, vor denen du Furcht hast?"

„Ich weiß nicht . . . Laß mich doch, was willst du von mir?"

Er hielt mit mir Schritt — ich war rascher gegangen, mit Fluchtgedanken — und ich fühlte seinen Blick von der Seite her.

„Nimm einmal an," fing er wieder an, „daß ich es gut mit dir meine. Angst brauchst du jedenfalls vor mir nicht zu haben. Ich möchte gern ein Experiment mit dir machen, es ist lustig und du kannst etwas dabei lernen, was sehr brauchbar ist. Paß einmal auf! — Also ich versuche manchmal eine Kunst, die man Gedankenlesen heißt. Es ist gar keine Hexerei dabei, aber wenn man nicht weiß, wie es gemacht wird, dann sieht es ganz eigentümlich aus. Man kann die Leute sehr damit überraschen. — Nun, wir probieren einmal. Also ich habe dich gern, oder ich interessiere mich für dich, und möchte nun herausbringen, wie es in dir drinnen aussieht. Dazu habe ich den ersten Schritt schon getan. Ich habe dich erschreckt — du bist also schreckhaft. Es gibt also Sachen und Menschen, vor denen du Angst hast. Woher kann das kommen? Man braucht vor niemand Angst zu haben. Wenn man jemand fürchtet, dann kommt es daher, daß man diesem Jemand Macht über sich eingeräumt hat. Man hat zum Beispiel etwas Böses getan, und der andre weiß das — dann hat er Macht über dich. Du kapierst? Es ist doch klar, nicht?"

Ich sah ihm hilflos ins Gesicht, das war ernst und klug wie stets, und auch gütig, aber ohne alle Zärtlichkeit, es war eher streng. Gerechtigkeit oder etwas Ähnliches lag darin. Ich wußte nicht, wie mir geschah; er stand wie ein Zauberer vor mir.

„Hast du verstanden?" fragte er noch einmal.

Ich nickte. Sagen konnte ich nichts.

„Ich sagte dir ja, es sieht komisch aus, das Gedankenlesen, aber es geht ganz natürlich zu. Ich könnte dir zum Beispiel auch ziemlich genau sagen, was du über mich gedacht hast, als ich einmal dir die Geschichte von Kain und Abel erzählt hatte. Nun, das gehört nicht hierher. Ich halte es auch für möglich, daß du einmal von mir geträumt hast. Lassen wir das aber! Du bist ein gescheiter Junge, die meisten sind so dumm! Ich rede gern hie und da mit einem gescheiten Jungen, zu dem ich Vertrauen habe. Es ist dir doch recht?"

„O ja. Ich verstehe nur gar nicht —"

„Bleiben wir einmal bei dem lustigen Experiment! Wir haben also gefunden: der Knabe S. ist schreckhaft — er fürchtet jemanden — er

hat wahrscheinlich mit diesem andern ein Geheimnis, das ihm sehr unbequem ist. — Stimmt das ungefähr?"

Wie im Traum unterlag ich seiner Stimme, seinem Einfluß. Ich nickte nur. Sprach da nicht eine Stimme, die nur aus mir selber kommen konnte? Die alles wußte? Die alles besser, klarer wußte als ich selber?

Kräftig schlug mir Demian auf die Schulter.

„Es stimmt also. Ich konnte mir's denken. Jetzt bloß noch eine einzige Frage: weißt du, wie der Junge heißt, der da vorhin wegging?"

Ich erschrak heftig, mein angetastetes Geheimnis krümmte sich schmerzhaft in mir zurück, es wollte nicht ans Licht.

„Was für ein Junge? Es war kein Junge da, bloß ich."

Er lachte.

„Sag's nur!" lachte er. „Wie heißt er?"

Ich flüsterte: „Meinst du den Franz Kromer?"

Befriedigt nickte er mir zu.

„Bravo! Du bist ein fixer Kerl, wir werden noch Freunde werden. Nun muß ich dir aber etwas sagen: dieser Kromer, oder wie er heißt, ist ein schlechter Kerl. Sein Gesicht sagt mir, daß er ein Schuft ist! Was meinst du?"

„O ja," seufzte ich auf, „er ist schlecht, er ist ein Satan! Aber er darf nichts wissen! Um Gottes willen, er darf nichts wissen. Kennst du ihn? Kennt er dich?"

„Sei nur ruhig! Er ist fort, und er kennt mich nicht — noch nicht. Aber ich möchte ihn ganz gern kennenlernen. Er geht in die Volksschule?"

„Ja."

„In welche Klasse?"

„In die fünfte. — Aber sag ihm nichts! Bitte, bitte sag ihm nichts!"

„Sei ruhig, es passiert dir nichts. — Vermutlich hast du keine Lust, mir ein wenig mehr von diesem Kromer zu erzählen?"

„Ich kann nicht! Nein, laß mich!"

Er schwieg eine Weile.

„Schade," sagte er dann, „wir hätten das Experiment noch weiter führen können. Aber ich will dich nicht plagen. Aber nicht wahr, das weißt du doch, daß deine Furcht vor ihm nichts Richtiges ist? So eine Furcht macht uns ganz kaputt, die muß man loswerden. Du mußt sie loswerden, wenn ein rechter Kerl aus dir werden soll. Begreifst du?"

„Gewiß, du hast ganz recht . . . aber es geht nicht. Du weißt ja nicht . . ."

„Du hast gesehen, daß ich manches weiß, mehr als du gedacht hättest. Bist du ihm etwa Geld schuldig?"

„Ja, das auch, aber das ist nicht die Hauptsache. Ich kann es nicht sagen, ich kann nicht!"

„Es hilft also nichts, wenn ich dir soviel Geld gebe, wie du ihm schuldig bist? — Ich könnte es dir gut geben."

„Nein, nein, das ist es nicht. Und ich bitte dich: sage niemand davon! Kein Wort! Du machst mich unglücklich!"

„Verlaß dich auf mich, Sinclair. Eure Geheimnisse wirst du mir später einmal mitteilen —"

„Nie, nie!" rief ich heftig.

„Ganz wie du willst. Ich meine nur, vielleicht wirst du mir später einmal mehr sagen. Nur freiwillig, versteht sich. Du denkst doch nicht, ich werde es machen wie der Kromer selber?"

„O nein — aber du weißt ja gar nichts davon!"

„Gar nichts. Ich denke nur darüber nach. Und ich werde es nie so machen wie Kromer es macht, das glaubst du mir. Du bist ja mir auch nichts schuldig."

Wir schwiegen eine lange Zeit, und ich wurde ruhiger. Aber Demians Wissen wurde mir immer rätselhafter.

„Ich geh jetzt nach Hause," sagte er, und zog im Regen seinen Lodenmantel fester zusammen. „Ich möchte dir nur eins nochmals sagen, weil wir schon so weit sind — du solltest diesen Kerl loswerden! Wenn es gar nicht anders geht, dann schlage ihn tot! Es würde mir imponieren und gefallen, wenn du es tätest. Ich würde dir auch helfen."

Ich bekam von neuem Angst. Die Geschichte von Kain fiel mir plötzlich wieder ein. Es wurde mir unheimlich, und ich begann sachte zu weinen. Zu viel Unheimliches war um mich her.

„Nun gut," lächelte Max Demian. „Geh nur nach Hause! Wir machen das schon. Obwohl Totschlagen das Einfachste wäre. In solchen Dingen ist das Einfachste immer das Beste. Du bist in keinen guten Händen bei deinem Freund Kromer."

Ich kam nach Hause, und mir schien, ich sei ein Jahr lang weg gewesen. Alles sah anders aus. Zwischen mir und Kromer stand etwas wie Zukunft, etwas wie Hoffnung. Ich war nicht mehr allein! Und erst jetzt sah ich, wie schrecklich allein ich wochen- und wochenlang mit meinem Geheimnis gewesen war. Und sofort fiel mir ein, was ich mehrmals durchgedacht hatte: daß eine Beichte vor meinen Eltern mich erleichtern und mich doch nicht ganz erlösen würde. Nun hatte ich beinahe gebeichtet, einem andern, einem Fremden, und Erlösungsahnung flog mir wie ein starker Duft entgegen!

Immerhin war meine Angst noch lange nicht überwunden, und ich war noch auf lange und furchtbare Auseinandersetzungen mit meinem

Feinde gefaßt. Desto merkwürdiger war es mir, daß alles so still, so völlig geheim und ruhig verlief.

Kromers Pfiff vor unsrem Hause blieb aus, einen Tag, zwei Tage, drei Tage, eine Woche lang. Ich wagte gar nicht, daran zu glauben, und lag innerlich auf der Lauer, ob er nicht plötzlich, eben wenn man ihn gar nimmer erwartete, doch wieder dastehen würde. Aber er war und blieb fort! Mißtrauisch gegen die neue Freiheit, glaubte ich noch immer nicht recht daran. Bis ich endlich einmal dem Franz Kromer begegnete. Er kam die Seilergasse herab, gerade mir entgegen. Als er mich sah, zuckte er zusammen, verzog das Gesicht zu einer wüsten Grimasse und kehrte ohne weiteres um, um mir nicht begegnen zu müssen.

Das war für mich ein unerhörter Augenblick! Mein Feind lief vor mir davon! Mein Satan hatte Angst vor mir! Mir fuhr die Freude und Überraschung durch und durch.

In diesen Tagen zeigte sich Demian einmal wieder. Er wartete auf mich vor der Schule.

„Grüß Gott," sagte ich.

„Guten Morgen, Sinclair. Ich wollte nur einmal hören, wie dir's geht. Der Kromer läßt dich doch jetzt in Ruhe, nicht?"

„Hast du das gemacht? Aber wie denn? Wie denn? Ich begreife es gar nicht. Er ist ganz ausgeblieben."

„Das ist gut. Wenn er je einmal wieder kommen sollte — ich denke, er tut es nicht, aber er ist ja ein frecher Kerl — dann sage ihm bloß, er möge an den Demian denken."

„Aber wie hängt das zusammen? Hast du Händel mit ihm angefangen und ihn verhauen?"

„Nein, das tue ich nicht so gern. Ich habe bloß mit ihm gesprochen, so wie mit dir auch, und habe ihm dabei klar machen können, daß es sein eigener Vorteil ist, wenn er dich in Ruhe läßt."

„O, du wirst ihm doch kein Geld gegeben haben?"

„Nein, mein Junge. Diesen Weg hattest ja du schon probiert."

Er machte sich los, so sehr ich ihn auszufragen versuchte, und ich blieb mit dem alten beklommenen Gefühl gegen ihn zurück, das aus Dankbarkeit und Scheu, aus Bewunderung und Angst, aus Zuneigung und innerem Widerstreben seltsam gemischt war.

Ich nahm mir vor, ihn bald wiederzusehen, und dann wollte ich mehr mit ihm über das alles reden, auch noch über die Kain-Sache.

Es kam nicht dazu.

Dankbarkeit ist überhaupt keine Tugend, an die ich Glauben habe, und sie von einem Kinde zu verlangen, schiene mir falsch. So wundere ich mich über meine eigene völlige Undankbarkeit nicht eben sehr, die ich gegen

Max Demian bewies. Ich glaube heute mit Bestimmtheit, daß ich fürs Leben krank und verdorben worden wäre, wenn er mich nicht aus den Klauen Kromers befreit hätte. Diese Befreiung fühlte ich auch damals schon als das größte Erlebnis meines jungen Lebens — aber den Befreier selbst ließ ich links liegen, sobald er das Wunder vollführt hatte.

Merkwürdig ist die Undankbarkeit, wie gesagt, mir nicht. Sonderbar ist mir einzig der Mangel an Neugierde, den ich bewies. Wie war es möglich, daß ich einen einzigen Tag ruhig weiterleben konnte, ohne den Geheimnissen näher zu kommen, mit denen mich Demian in Berührung gebracht hatte? Wie konnte ich die Begierde zurückhalten, mehr über Kain zu hören, mehr über Kromer, mehr über das Gedankenlesen?

Es ist kaum begreiflich, und ist doch so. Ich sah mich plötzlich aus dämonischen Netzen entwirrt, sah wieder die Welt hell und freudig vor mir liegen, unterlag nicht mehr Angstanfällen und würgendem Herzklopfen. Der Bann war gebrochen, ich war nicht mehr ein gepeinigter Verdammter, ich war wieder ein Schulknabe wie immer. Meine Natur suchte so rasch wie möglich wieder in Gleichgewicht und Ruhe zu kommen, und so gab sie sich vor allem Mühe, das viele Häßliche und Bedrohende von sich weg zu rücken, es zu vergessen. Wunderbar schnell entglitt die ganze lange Geschichte meiner Schuld und Verängstigung meinem Gedächtnis, ohne scheinbar irgendwelche Narben und Eindrücke hinterlassen zu haben.

Daß ich hingegen meinen Helfer und Retter ebenso rasch zu vergessen suchte, begreife ich heute auch. Aus dem Jammertal meiner Verdammung, aus der furchtbaren Sklaverei bei Kromer floh ich mit allen Trieben und Kräften meiner geschädigten Seele dahin zurück, wo ich früher glücklich und zufrieden gewesen war: in das verlorene Paradies, das sich wieder öffnete, in die helle Vater- und Mutterwelt, zu den Schwestern, zum Duft der Reinheit, zur Gottgefälligkeit Abels.

Schon am Tage nach meinem kurzen Gespräch mit Demian, als ich von meiner wiedergewonnenen Freiheit endlich völlig überzeugt war und keine Rückfälle mehr fürchtete, tat ich das, was ich so oft und sehnlich mir gewünscht hatte — ich beichtete. Ich ging zu meiner Mutter, ich zeigte ihr das Sparbüchslein, dessen Schloß beschädigt und das mit Spielmarken statt mit Geld gefüllt war, und ich erzählte ihr, wie lange Zeit ich durch eigene Schuld mich an einen bösen Quäler gefesselt hatte. Sie begriff nicht alles, aber sie sah die Büchse, sie sah meinen veränderten Blick, hörte meine veränderte Stimme, fühlte, daß ich genesen, daß ich ihr wiedergegeben war.

Und nun beging ich mit hohen Gefühlen das Fest meiner Wiederaufnahme, die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Die Mutter brachte mich zum Vater, die Geschichte wurde wiederholt, Fragen und Ausrufe

der Verwunderung drängten sich, beide Eltern streichelten mir den Kopf und atmeten aus langer Bedrückung auf. Alles war herrlich, alles war wie in den Erzählungen, alles löste sich in wunderbare Harmonie auf.

In diese Harmonie floh ich nun mit wahrer Leidenschaft. Ich konnte mich nicht genug daran ersättigen, daß ich wieder meinen Frieden und das Vertrauen der Eltern hatte, ich wurde ein häuslicher Musterknabe, spielte mehr als jemals mit meinen Schwestern und sang bei den Andachten die lieben, alten Lieder mit wonnevollen Gefühlen des Erlösten und Bekehrten mit. Es geschah von Herzen, es war keine Lüge dabei.

Dennoch war es so gar nicht in Ordnung! Und hier ist der Punkt, aus dem sich mir meine Vergeßlichkeit gegen Demian allein wahrhaft erklärt. Ihm hätte ich beichten sollen! Die Beichte wäre weniger dekorativ und rührend, aber für mich fruchtbarer ausgefallen. Nun klammerte ich mich mit allen Wurzeln an meine ehemalige, paradiesische Welt, war heimgekehrt und in Gnaden aufgenommen. Demian aber gehörte zu dieser Welt keineswegs, paßte nicht in sie. Auch er war, anders als Kromer, aber doch eben — auch er war ein Verführer, auch er verband mich mit der zweiten, der bösen, schlechten Welt, und von der wollte ich nun für immer nichts mehr wissen. Ich konnte und wollte jetzt nicht Abel preisgeben und Kain verherrlichen helfen, jetzt, wo ich eben selbst wieder ein Abel geworden war.

So der äußere Zusammenhang. Der innere aber war dieser: Ich war aus Kromers und des Teufels Händen erlöst, aber nicht durch meine eigene Kraft und Leistung. Ich hatte versucht, auf den Pfaden der Welt zu wandeln, und sie waren für mich zu schlüpfrig gewesen. Nun, da der Griff einer freundlichen Hand mich gerettet hatte, lief ich, ohne einen Blick mehr nebenaus zu tun, in den Schoß der Mutter und die Geborgenheit einer umhegten, frommen, milden Kindlichkeit zurück. Ich machte mich jünger, abhängiger, kindlicher als ich war. Ich mußte die Abhängigkeit von Kromer durch eine neue ersetzen, denn allein zu gehen vermochte ich nicht. So wählte ich, in meinem blinden Herzen, die Abhängigkeit von Vater und Mutter, von der alten, geliebten „lichten Welt," von der ich doch schon wußte, daß sie nicht die einzige war. Hätte ich das nicht getan, so hätte ich mich zu Demian halten und mich ihm anvertrauen müssen. Daß ich das nicht tat, das erschien mir damals als berechtigtes Mißtrauen gegen seine befremdlichen Gedanken; in Wahrheit war es nichts als Angst. Denn Demian hätte mehr von mir verlangt als die Eltern verlangten, viel mehr, er hätte mich mit Antrieb und Ermahnung, mit Spott und Ironie selbständiger zu machen versucht. Ach, das weiß ich heute: Nichts auf der Welt ist dem Menschen mehr zuwider als den Weg zu gehen, der ihn zu sich selber führt!

Dennoch konnte ich, etwa ein halbes Jahr später, der Versuchung nicht widerstehen, und fragte auf einem Spaziergang meinen Vater, was davon zu halten sei, daß manche Leute den Kain für besser als den Abel erklärten.

Er war sehr verwundert und erklärte mir, daß dies eine Auffassung sei, welche der Neuheit entbehre. Sie sei sogar schon in der urchristlichen Zeit aufgetaucht und sei in Sekten gelehrt worden, deren eine sich die „Kainiten" nannte. Aber natürlich sei diese tolle Lehre nichts anderes als ein Versuch des Teufels, unsern Glauben zu zerstören. Denn glaube man an das Recht Kains und das Unrecht Abels, dann ergebe sich daraus die Folge, daß Gott sich geirrt habe, daß also der Gott der Bibel nicht der richtige und einzige, sondern ein falscher sei. Wirklich hätten die Kainiten auch Ähnliches gelehrt und gepredigt; doch sei diese Ketzerei seit langem aus der Menschheit verschwunden und er wundere sich nur, daß ein Schulkamerad von mir etwas davon erfahren habe können. Immerhin ermahne er mich ernstlich, diese Gedanken zu unterlassen.

Drittes Kapitel
Der Schächer

Es wäre Schönes, Zartes und Liebenswertes zu erzählen von meiner Kindheit, von meinem Geborgensein bei Vater und Mutter, von Kindesliebe und genügsam spielerischem Hinleben in sanften, lieben, lichten Umgebungen. Andre haben davon genugsam gesprochen. Mich interessieren nur die Schritte, die ich in meinem Leben tat, um zu mir selbst zu gelangen. Alle die hübschen Ruhepunkte, Glücksinseln und Paradiese, deren Zauber mir nicht unbekannt blieb, lasse ich im Glanz der Ferne liegen und begehre nicht sie nochmals zu betreten.

Darum spreche ich, soweit ich noch bei meiner Knabenzeit verweile, nur von dem, was Neues mir zukam, was mich vorwärts trieb, mich losriß.

Immer kamen diese Anstöße von der „anderen Welt," immer brachten sie Angst, Zwang und böses Gewissen mit sich, immer waren sie revolutionär und gefährdeten den Frieden, in dem ich gern wohnen geblieben wäre.

Es kamen die Jahre, in welchen ich aufs neue entdecken mußte, daß in mir selbst ein Urtrieb lebte, der in der erlaubten und lichten Welt sich verkriechen und verstecken mußte. Wie jeden Menschen, so fiel auch mich das langsam erwachende Gefühl des Geschlechts als ein Feind und Zerstörer an, als Verbotenes, als Verführung und Sünde. Was meine Neugierde suchte, was mir Träume, Lust und Angst schuf, das große

Geheimnis der Pubertät, das paßte gar nicht in die umhegte Glückseligkeit meines Kinderfriedens. Ich tat wie alle. Ich führte das Doppelleben des Kindes, das doch kein Kind mehr ist. Mein Bewußtsein lebte im Heimischen und Erlaubten, mein Bewußtsein leugnete die empordämmernde neue Welt. Daneben aber lebte ich in Träumen, Trieben, Wünschen von unterirdischer Art, über welchen jenes bewußte Leben sich immer ängstlichere Brücken baute, denn die Kinderwelt in mir fiel zusammen. Wie fast alle Eltern, so halfen auch die meinen nicht den erwachenden Lebenstrieben, von denen nicht gesprochen ward. Sie halfen nur, mit unerschöpflicher Sorgfalt, meinen hoffnungslosen Versuchen, das Wirkliche zu leugnen und in einer Kindeswelt weiter zu hausen, die immer unwirklicher und verlogener ward. Ich weiß nicht, ob Eltern hierin viel tun können, und mache den meinen keinen Vorwurf. Es war meine eigene Sache, mit mir fertig zu werden und meinen Weg zu finden, und ich tat meine Sache schlecht, wie die meisten Wohlerzogenen.

Jeder Mensch durchlebt diese Schwierigkeit. Für den Durchschnittlichen ist dies der Punkt im Leben, wo die Forderung des eigenen Lebens am härtesten mit der Umwelt in Streit gerät, wo der Weg nach vorwärts am bittersten erkämpft werden muß. Viele erleben das Sterben und Neugeborenwerden, das unser Schicksal ist, nur dies eine Mal im Leben, beim Morschwerden und langsamen Zusammenbrechen der Kindheit, wenn alles Liebgewordene uns verlassen will und wir plötzlich die Einsamkeit und tödliche Kälte des Weltraums um uns fühlen. Und sehr viele bleiben für immer an dieser Klippe hängen, und kleben ihr Leben lang schmerzlich am unwiederbringlich Vergangenen, am Traum vom verlorenen Paradies, der der schlimmste und mörderischeste aller Träume ist.

Wenden wir uns zur Geschichte zurück. Die Empfindungen und Traumbilder, in denen sich mir das Ende der Kindheit meldete, sind nicht wichtig genug, um erzählt zu werden. Das Wichtige war: die „dunkle Welt," die „andere Welt" war wieder da. Was einst Franz Kromer gewesen war, das stak nun in mir selber. Und damit gewann auch von außen her die „andere Welt" wieder Macht über mich.

Es waren seit der Geschichte mit Kromer mehrere Jahre vergangen. Jene dramatische und schuldvolle Zeit meines Lebens lag damals mir sehr fern und schien wie ein kurzer Alptraum in nichts vergangen. Franz Kromer war längst aus meinem Leben verschwunden, kaum daß ich es achtete, wenn er mir je einmal begegnete. Die andere wichtige Figur meiner Tragödie aber, Max Demian, verschwand nicht mehr ganz aus meinem Umkreis. Doch stand er lange Zeit fern am Rande, sichtbar, doch nicht wirksam. Erst allmählich trat er wieder näher, strahlte wieder Kräfte und Einflüsse aus.

Ich suche mich zu besinnen, was ich aus jener Zeit von Demian weiß. Es mag sein, daß ich ein Jahr oder länger kein einziges Mal mit ihm gesprochen habe. Ich mied ihn, und er drängte sich keineswegs auf. Etwa einmal, wenn wir uns begegneten, nickte er mir einen freundlichen Gruß zu. Mir schien es dann zuweilen, es sei in seiner Freundlichkeit ein feiner Klang von Hohn oder ironischem Vorwurf, doch mag das Einbildung gewesen sein. Die Geschichte, die ich mit ihm erlebt hatte, und der seltsame Einfluß, den er damals auf mich geübt, waren wie vergessen, von ihm wie von mir.

Ich suche nach seiner Figur, und nun, da ich mich auf ihn besinne, sehe ich, daß er doch da war und von mir bemerkt wurde. Ich sehe ihn zur Schule gehen, allein oder zwischen andern von den größeren Schülern, und ich sehe ihn fremdartig, einsam und still, wie gestirnhaft zwischen ihnen wandeln, von einer eigenen Luft umgeben, unter eigenen Gesetzen lebend. Niemand liebte ihn, niemand war mit ihm vertraut, nur seine Mutter, und auch mit ihr schien er nicht wie ein Kind, sondern wie ein Erwachsener zu verkehren. Die Lehrer ließen ihn möglichst in Ruhe, er war ein guter Schüler, aber er suchte keinem zu gefallen, und je und je vernahmen wir gerüchtweise von irgendeinem Wort, einer Glosse oder Gegenrede, die er einem Lehrer sollte gegeben haben und die an schroffer Herausforderung oder an Ironie nichts zu wünschen übrig ließ.

Ich besinne mich, mit geschlossenen Augen, und ich sehe sein Bild auftauchen. Wo war das? Ja, nun ist es wieder da. Es war auf der Gasse vor unserem Hause. Da sah ich ihn eines Tages stehen, ein Notizbuch in der Hand, und sah ihn zeichnen. Er zeichnete das alte Wappenbild mit dem Vogel über unsrer Haustüre ab. Und ich stand an einem Fenster, hinterm Vorhang verborgen, und schaute ihm zu, und sah mit tiefer Verwunderung sein aufmerksames, kühles, helles Gesicht dem Wappen zugewendet, das Gesicht eines Mannes, eines Forschers oder Künstlers, überlegen und voll von Willen, sonderbar hell und kühl, mit wissenden Augen.

Und wieder sehe ich ihn. Es war wenig später, auf der Straße; wir standen alle, von der Schule kommend, um ein Pferd, das gestürzt war. Es lag, noch an die Deichsel geschirrt, vor einem Bauernwagen, schnob suchend und kläglich mit geöffneten Nüstern in die Luft und blutete aus einer unsichtbaren Wunde, so daß zu seiner Seite der weiße Straßenstaub sich langsam dunkel vollsog. Als ich, mit einem Gefühl von Übelkeit, mich von dem Anblick wegwandte, sah ich Demians Gesicht. Er hatte sich nicht vorgedrängt, er stand zuhinterst, bequem und ziemlich elegant, wie es zu ihm gehörte. Sein Blick schien auf den Kopf des Pferdes gerichtet, und sein Blick hatte wieder diese tiefe, stille, beinah fanatische

und doch leidenschaftslose Aufmerksamkeit. Ich mußte ihn lang ansehen, und damals fühlte ich, noch fern vom Bewußtsein, etwas sehr Eigentümliches. Ich sah Demians Gesicht, und ich sah nicht nur, daß er kein Knabengesicht hatte, sondern das eines Mannes; ich sah noch mehr, ich glaubte zu sehen, oder zu spüren, daß es auch nicht das Gesicht eines Mannes sei, sondern noch etwas anderes. Es war, als sei auch etwas von einem Frauengesicht darin, und namentlich schien dies Gesicht mir, für einen Augenblick nicht männlich oder kindlich, nicht alt oder jung, sondern irgendwie tausendjährig, irgendwie zeitlos, von anderen Zeitläuften gestempelt als wir sie leben. Tiere konnten so aussehen, oder Bäume, oder Sterne — ich wußte das nicht, ich empfand nicht genau das, was ich jetzt als Erwachsener darüber sage, aber etwas Ähnliches. Vielleicht war er schön, vielleicht gefiel er mir, vielleicht war er mir auch zuwider, auch das war nicht zu entscheiden. Ich sah nur: er war anders als wir, er war wie ein Tier, oder wie ein Geist, oder wie ein Bild, ich weiß nicht, wie er war, aber er war anders, unausdenkbar anders als wir alle.

Mehr sagt die Erinnerung mir nicht, und vielleicht ist auch dies zum Teil schon aus späteren Eindrücken geschöpft.

Erst als ich mehrere Jahre älter war, kam ich endlich wieder mit ihm in nähere Berührung. Demian war nicht, wie die Sitte es gefordert hätte, mit seinem Jahrgang in der Kirche konfirmiert worden, und auch daran hatten sich wieder alsbald Gerüchte geknüpft. Es hieß in der Schule wieder, er sei eigentlich ein Jude, oder nein, ein Heide, und andre wußten, er sei samt seiner Mutter ohne jede Religion, oder gehöre einer fabelhaften, schlimmen Sekte an. Im Zusammenhang damit meine ich auch den Verdacht vernommen zu haben, er lebe mit seiner Mutter wie mit einer Geliebten. Vermutlich war es so, daß er bisher ohne Konfession erzogen worden war, daß dies nun aber für seine Zukunft irgendwelche Unzuträglichkeiten fürchten ließ. Jedenfalls entschloß sich seine Mutter, ihn jetzt doch, zwei Jahre später als seine Altersgenossen, an der Konfirmation teilnehmen zu lassen. So kam es, daß er nun monatelang im Konfirmationsunterricht mein Kamerad war.

Eine Weile hielt ich mich ganz von ihm zurück, ich wollte nicht teil an ihm haben, er war mir allzu sehr von Gerüchten und Geheimnissen umgeben, namentlich aber störte mich das Gefühl von Verpflichtung, das seit der Affäre mit Kromer in mir zurückgeblieben war. Und gerade damals hatte ich genug mit meinen eigenen Geheimnissen zu tun. Für mich fiel der Konfirmationsunterricht zusammen mit der Zeit der entscheidenden Aufklärungen in den geschlechtlichen Dingen, und trotz gutem Willen war mein Interesse für die fromme Belehrung dadurch sehr beeinträchtigt. Die Dinge, von denen der Geistliche sprach, lagen weit von

mir weg in einer stillen heiligen Unwirklichkeit, sie waren vielleicht ganz schön und wertvoll, aber keineswegs aktuell und erregend, und jene andern Dinge waren gerade dies im höchsten Maße.

Je mehr mich nun dieser Zustand gegen den Unterricht gleichgültig machte, desto mehr näherte sich mein Interesse wieder dem Max Demian. Irgend etwas schien uns zu verbinden. Ich muß diesem Faden möglichst genau nachgehen. Soviel ich mich besinnen kann, begann es in einer Stunde früh am Morgen, als noch Licht in der Schulstube brannte. Unser geistlicher Lehrer war auf die Geschichte Kains und Abels zu sprechen gekommen. Ich achtete kaum darauf, ich war schläfrig und hörte kaum zu. Da begann der Pfarrer mit erhobener Stimme eindringlich vom Kainszeichen zu reden. In diesem Augenblick spürte ich eine Art von Berührung oder Mahnung, und aufblickend sah ich aus den vorderen Bankreihen her das Gesicht Demians nach mir zurück gewendet, mit einem hellen sprechenden Auge, dessen Ausdruck ebensowohl Spott wie Ernst sein konnte. Nur einen Moment sah er mich an, und plötzlich horchte ich gespannt auf die Worte des Pfarrers, hörte ihn vom Kain und seinem Zeichen reden, und spürte tief in mir ein Wissen, daß das nicht so sei wie er es lehre, daß man das auch anders ansehen konnte, daß daran Kritik möglich war!

Mit dieser Minute war zwischen Demian und mir wieder eine Verbindung da. Und sonderbar – kaum war dies Gefühl einer gewissen Zusammengehörigkeit in der Seele da, so sah ich es wie magisch auch ins Räumliche übertragen. Ich wußte nicht, ob er es selbst so einrichten konnte oder ob es ein reiner Zufall war – ich glaubte damals noch fest an Zufälle – nach wenigen Tagen hatte Demian plötzlich seinen Platz in der Religionsstunde gewechselt und saß gerade vor mir (ich weiß noch, wie gern ich mitten in der elenden Armenhäuslerluft der überfüllten Schulstube am Morgen von seinem Nacken her den zartfrischen Seifengeruch einsog!), und wieder nach einigen Tagen hatte er wieder gewechselt und saß nun neben mir, und da blieb er sitzen, den ganzen Winter und das ganze Frühjahr hindurch.

Die Morgenstunden hatten sich ganz verwandelt. Sie waren nicht mehr schläfrig und langweilig. Ich freute mich auf sie. Manchmal hörten wir beide mit der größten Aufmerksamkeit dem Pfarrer zu, ein Blick von meinem Nachbar genügte, um mich auf eine merkwürdige Geschichte, einen seltsamen Spruch hinzuweisen. Und ein anderer Blick von ihm, ein ganz bestimmter, genügte, um mich zu mahnen, um Kritik und Zweifel in mir anzuregen.

Sehr oft aber waren wir schlechte Schüler und hörten nichts vom Unterricht. Demian war stets artig gegen Lehrer und Mitschüler, nie sah ich

ihn Schuljungendummheiten machen, nie hörte man ihn laut lachen oder plaudern, nie zog er sich einen Tadel des Lehrers zu. Aber ganz leise, und mehr mit Zeichen und Blicken als mit Flüsterworten, verstand er es, mich an seinen eigenen Beschäftigungen teilnehmen zu lassen. Diese waren zum Teil von merkwürdiger Art.

Er sagte mir zum Beispiel, welche von den Schülern ihn interessierten, und auf welche Weise er sie studiere. Manche kannte er sehr genau. Er sagte mir vor der Lektion: „Wenn ich dir ein Zeichen mit dem Daumen mache, dann wird der und der sich nach uns umsehen, oder sich am Nacken kratzen usw." Während der Stunde dann, wenn ich oft kaum mehr daran dachte, drehte Max plötzlich mit auffallender Gebärde mir seinen Daumen zu, ich schaute schnell nach dem bezeichneten Schüler aus, und sah ihn jedesmal, wie am Draht gezogen, die verlangte Gebärde machen. Ich plagte Max, er solle das auch einmal am Lehrer versuchen, doch wollte er es nicht tun. Aber einmal, als ich in die Stunde kam und ihm sagte, ich hätte heute meine Aufgaben nicht gelernt und hoffe sehr, der Pfarrer werde mich heute nichts fragen, da half er mir. Der Pfarrer suchte nach einem Schüler, den er ein Stück Katechismus hersagen lassen wollte, und sein schweifendes Auge blieb auf meinem schuldbewußten Gesicht hängen. Langsam kam er heran, streckte den Finger gegen mich aus, hatte schon meinen Namen auf den Lippen – da wurde er plötzlich zerstreut oder unruhig, rückte an seinem Halskragen, trat auf Demian zu, der ihm fest ins Gesicht sah, schien ihn etwas fragen zu wollen, wandte sich aber überraschend wieder weg, hustete eine Weile und forderte dann einen andern Schüler auf.

Erst allmählich merkte ich, während diese Scherze mich sehr belustigten, daß mein Freund mit mir häufig dasselbe Spiel treibe. Es kam vor, daß ich auf dem Schulweg plötzlich das Gefühl hatte, Demian gehe eine Strecke hinter mir, und wenn ich mich umwandte, war er richtig da.

„Kannst du denn eigentlich machen, daß ein anderer das denken muß, was du willst?" fragte ich ihn.

Er gab bereitwillig Auskunft, ruhig und sachlich, in seiner erwachsenen Art.

„Nein," sagte er, „das kann man nicht. Man hat nämlich keinen freien Willen, wenn auch der Pfarrer so tut. Weder kann der andere denken, was er will, noch kann ich ihn denken machen, was ich will. Wohl aber kann man jemand gut beobachten, und dann kann man oft ziemlich genau sagen, was er denkt oder fühlt, und dann kann man meistens auch voraussehen, was er im nächsten Augenblick tun wird. Es ist ganz einfach, die Leute wissen es bloß nicht. Natürlich braucht es Übung. Es gibt zum Beispiel bei den Schmetterlingen gewisse Nachtfalter, bei denen sind

die Weibchen viel seltener als die Männchen. Die Falter pflanzen sich gerade so fort wie alle Tiere, der Mann befruchtet das Weibchen, das dann Eier legt. Wenn du nun von diesen Nachtfaltern ein Weibchen hast — es ist von Naturforschern oft probiert worden — so kommen in der Nacht zu diesem Weibchen die männlichen Falter geflogen, und zwar stundenweit! Stundenweit, denke dir! Auf viele Kilometer spüren alle diese Männchen das einzige Weibchen, das in der Gegend ist! Man versucht das zu erklären, aber es geht schwer. Es muß eine Art Geruchssinn oder so etwas sein, etwa so wie gute Jagdhunde eine unmerkliche Spur finden und verfolgen können. Du begreifst? Das sind solche Sachen, die Natur ist voll davon, und niemand kann sie erklären. Nun sage ich aber: Wären bei diesen Schmetterlingen die Weibchen so häufig wie die Männchen, so hätten sie die feine Nase eben nicht! Sie haben sie bloß, weil sie sich darauf dressiert haben. Wenn ein Tier oder Mensch seine ganze Aufmerksamkeit und seinen ganzen Willen auf eine bestimmte Sache richtet, dann erreicht er sie auch. Das ist alles. Und genau so ist es mit dem, was du meinst. Sieh dir einen Menschen genau genug an, so weißt du mehr von ihm als er selber."

Mir lag es auf der Zunge, das Wort „Gedankenlesen" auszusprechen, und ihn damit an die Szene mit Kromer zu erinnern, die so lang zurück lag. Aber dies war nun auch eine seltsame Sache zwischen uns beiden: Nie und niemals machte weder er noch ich die leiseste Anspielung darauf, daß er vor mehreren Jahren einmal so ernstlich in mein Leben eingegriffen hatte. Es war, als sei nie etwas früher zwischen uns gewesen, oder als rechne jeder von uns fest damit, daß der andere das vergessen habe. Es kam, ein- oder zweimal, sogar vor, daß wir zusammen über die Straße gingen und den Franz Kromer antrafen, aber wir wechselten keinen Blick, sprachen kein Wort von ihm.

„Aber wie ist nun das mit dem Willen?" fragte ich. „Du sagst, man hat keinen freien Willen. Aber dann sagst du wieder, man brauche nur seinen Willen fest auf etwas zu richten, dann könne man sein Ziel erreichen. Das stimmt doch nicht! Wenn ich nicht Herr über meinen Willen bin, dann kann ich ihn ja auch nicht beliebig da- oder dorthin richten."

Er klopfte mir auf die Schulter. Das tat er stets, wenn ich ihm Freude machte.

„Gut, daß du fragst!" sagte er lachend. „Man muß immer fragen, man muß immer zweifeln. Aber die Sache ist sehr einfach. Wenn so ein Nachtfalter zum Beispiel seinen Willen auf einen Stern oder sonstwohin richten wollte, so könnte er das nicht. Nur — er versucht das überhaupt nicht. Er sucht nur das, was Sinn und Wert für ihn hat,

was er braucht, was er unbedingt haben muß. Und eben da gelingt ihm auch das Unglaubliche – er entwickelt einen zauberhaften sechsten Sinn, den kein anderes Tier außer ihm hat! Unsereiner hat mehr Spielraum, gewiß, und mehr Interessen als ein Tier. Aber auch wir sind in einem verhältnismäßig recht engen Kreis gebunden und können nicht darüber hinaus. Ich kann wohl das und das phantasieren, mir etwa einbilden, ich wolle unbedingt an den Nordpol kommen, oder so etwas, aber ausführen und genügend stark wollen kann ich das nur, wenn der Wunsch ganz in mir selber liegt, wenn wirklich mein Wesen ganz von ihm erfüllt ist. Sobald das der Fall ist, sobald du etwas probierst, was dir von innen heraus befohlen wird, dann geht es auch, dann kannst du deinen Willen anspannen wie einen guten Gaul. Wenn ich zum Beispiel mir jetzt vornähme, ich wolle bewirken, daß unser Herr Pfarrer künftig keine Brille mehr trägt, so geht das nicht. Das ist bloß eine Spielerei. Aber als ich, damals im Herbst, den festen Willen bekam, aus meiner Bank da vorne versetzt zu werden, da ging es ganz gut. Da war plötzlich einer da, der im Alphabet vor mir kam, und der bisher krank gewesen war, und weil jemand ihm Platz machen mußte, war natürlich ich der, der es tat, weil eben mein Wille bereit war, sofort die Gelegenheit zu packen."

„Ja," sagte ich, „mir war es damals auch ganz eigentümlich. Von dem Augenblick an, wo wir uns füreinander interessierten, rücktest du mir immer näher. Aber wie war das? Anfangs kamst du doch nicht gleich neben mich zu sitzen, du saßest erst ein paarmal in der Bank da vor mir, nicht? Wie ging das zu?"

„Das war so: ich wußte selber nicht recht, wohin ich wollte, als ich von meinem ersten Platz weg begehrte. Ich wußte nur, daß ich weiter hinten sitzen wollte. Es war mein Wille, zu dir zu kommen, der mir aber noch nicht bewußt geworden war. Zugleich zog dein eigener Wille mit und half mir. Erst als ich dann da vor dir saß, kam ich darauf, daß mein Wunsch erst halb erfüllt sei – ich merkte, daß ich eigentlich nichts anderes begehrt hatte, als neben dir zu sitzen."

„Aber damals ist kein Neuer eingetreten."

„Nein, aber damals tat ich einfach, was ich wollte, und setzte mich kurzerhand neben dich. Der Junge, mit dem ich den Platz tauschte, war bloß verwundert und ließ mich machen. Und der Pfarrer merkte zwar einmal, daß es da eine Änderung gegeben habe – überhaupt, jedesmal, wenn er mit mir zu tun hat, plagt ihn heimlich etwas, er weiß nämlich, daß ich Demian heiße und daß es nicht stimmt, daß ich mit meinem D im Namen da ganz hinten unterm S sitze! Aber das dringt nicht bis in sein Bewußtsein, weil mein Wille dagegen ist, und weil ich ihn immer

wieder daran hindere. Er merkt es immer wieder einmal, daß da etwas nicht stimmt, und sieht mich an und fängt an zu studieren, der gute Herr. Ich habe da aber ein einfaches Mittel. Ich seh ihm jedesmal ganz, ganz fest in die Augen. Das vertragen fast alle Leute schlecht. Sie werden alle unruhig. Wenn du von jemand etwas erreichen willst, und siehst ihm unerwartet ganz fest in die Augen, und er wird gar nicht unruhig, dann gib es auf! Du erreichst nichts bei ihm, nie! Aber das ist sehr selten. Ich weiß eigentlich bloß einen einzigen Menschen, bei dem es mir nicht hilft."

„Wer ist das?" fragte ich schnell.

Er sah mich an, mit den etwas verkleinerten Augen, die er in der Nachdenklichkeit bekam. Dann blickte er weg und gab keine Antwort, und ich konnte, trotz heftiger Neugierde, die Frage nicht wiederholen.

Ich glaube aber, daß er damals von seiner Mutter sprach. – Mit ihr schien er sehr innig zu leben, sprach mir aber nie von ihr, nahm mich nie mit sich nach Hause. Ich wußte kaum, wie seine Mutter aussah.

(Fortsetzung folgt)

Wudandermeer

von Albert Ehrenstein

Ich floh in einen ärmlichen Wirtshausgarten des Praters, saß da, bewunderte die dem Leben verschwägerte Glückseligkeit eines selbstzufriedenen Schmalzbarts, der fetter Hand seine Salami verzehrte. Eines blassen Jungen verwaschenes, käsweiß verwunschenes Kindergesicht, von einem hausbrotgefüllten Tragkorb mit sich geführt, der Brot-Schani trieb vorbei, ward von sämtlichen Gästen bejaht, angerufen, seine Ware entschwindet.

Aber ich will kein Scherzel, keine Beschäftigung, kein Fortfristen mehr, kein dumpfes Gebäck. Als der Hungerknabe, die verfrorenen Füße strumpflos in zerrissenen Schuhen, an mich kam, rief ich dem Erstarrenden, Erstarrten zu: „Schani, Tod!" Die Lebensverbündeten, die Schmalzbärte, die ehernen Gäste, nur von Bierkrügeln eiteln Schaum schwerfällig wegwischend, sind befremdet. Ich werde nicht bedient.

Ich erhebe mich, verlasse das Lokal.

Zu meinem alten Bronchialkatarrh, der sich gewöhnlich im September meldet und erst im Juni aussteigt, trat Fieber. Zuerst lief ich auf den krummen Traumstraßen als Urlauber umher ... Matrose ... Ein bucklig-zionistischer Kapitän stellte mich wegen unerlaubt buddhistischen Aussehens ... verzauberte mich in einen Beiwagenkondukteur der Milchstraßenbahn. Aber ich avancierte ... besaß sofort ein ungeheures Radiumbergwerk auf dem Orion. Die irdische Steuerbehörde müßte dortamts Nachforschungen anstellen. Ehe es zu spät ist.

Ich hungere, ich esse die Krätze. Und wenn ich was „Rechtes" fresse, ist es das Fleisch gemordeter Tiere! Ich bin ein feiger Verschieber meines Endes. Schluß machen! Abläuten! Ich werde ... ich drücke auf den himmlischen Liftknopf und fahre zur Hölle. Demnächst ...

Ich kenne keinen Menschen, auf dessen chemische Zusammensetzung Anblick und Gedenken meiner jene Wirkung ausübt, die man mit dem Namen Feindschaft belegt. Wenn ich aber eines so absoluten, unbedingten Gegners teilhaftig wäre, ich würde ihm nie wünschen, solche Tage der Todesangst, des Wahnsinns und des Ärgers durchzumachen, wie ich sie nun ablebe, hinleide. Ich verdämmerte ahnungslos in dieser kalten, hundeschnäuzigen Stadt. Ich habe geschlemmt und gehungert, meine einzige Sorge war meine Nahrung, kleine Wollust, wo und was ich essen,

nehmen solle. So entschlief ich, und als ich erwachte, war meine Kraf nicht mehr in mir. Wäre mein Zorn bei mir gewesen, ich hätte ender müssen. Ich möchte mich in die Nase beißen vor Wut. Die letzte Ta ist gegen mich geschehen, das letzte Erleiden. Ich wurde von Traum dämonen zum Menschenmolekül degradiert. Den Karpfen aber begreif nicht leicht einer, sondern man ißt ihn.

Was mir an „erquicklichen" Dingen für kurze Zeit noch übrig bleibt das Vermögen und die Fähigkeit, wenn es heiß ist, viele Gläser „Sode mit Zitron" zu trinken, wenn es hingegen kalt ist, einigen Punsch — die regelmäßige oder ungeregelte Füllung wie Entleerung des Magens mach mir verdammt wenig Spaß. Rhythmische Senkungen und Hebunger einem Mädchenleib gegenüber, ja selbst die freiesten, wildesten, feurigster Rhythmen, exekutiert an solchem Objekt, helfen nicht uneben über repertoirelose Augenblicke hinweg. Aber niemals fühle ich mich zutiefst verkettet. Ich fühlte es nie. Ich bin ein ausgespiener Hund und spucke auch meinerseits auf die Erde. Der Rest? Wir toden. Ich glaube an das ewige Toden. Und doch: es ist an der Zeit, dem Tod ins Gesicht zu speien. Aber die matten Wächter des Lebens, die Gelehrten irren taumelnd, fast bewußtlos, von der schwarzen Faust des Todes immer wieder vor die schwache verstaatlichte Stirn geschlagen, nach ihren kläglichen Waffen umher. Und noch nicht ist der Boxerkönig Herakles II. erstanden, der den Neger „Tod" zum Entscheidungskampf um die Weltmeisterschaft herausfordert, uns aus stumpfem Maultiersein zum ewigen Leben erlöst. Das Dunkel ist um uns, in uns. Wir können uns am Leben, am Tode nicht rächen. Das Dorf Eipeldau, das mich mit der Welt entzweite: gebar, wird bestehen. Wir müssen untergehen. Wo finde ich den Todesmörder?! Ich werde ihn nicht mehr erleben. Meine Lider senken sich schlafbereit.

Ach, wozu rede ich von toten Dingen, lasse aufleben, was mir das Herz verbrüht?! Ich weiß zuviel, bin nur Erinnerung. Wenn neues Erleben kommt, ist es neues Erleiden. Das Mädchen, das ich wollte, liebte, ersehnte, fiel einem anderen; mein einziger Freund ging — ohne zu grüßen. Soll auch ich gehen? Mich bestatten lassen unter den Zypressen des Vergessens?

Millionen sterben alljährlich in Indien und Rußland hilflos an Hungersnot, Pest und Cholera. Die Tuberkulose frißt in Bergwerken und Fabriken die mageren Arbeiter. O Mord ohne Ende, bitterblutender Schweiß, vergossen für die unnützen, feisten, unsterblichen Geldbäuche.

Für mich sehe ich nichts als Krankheit und Tod. Zur Strafe dafür, daß ich nur träume und nichts tue. Ein mysteriöses Gift wird mich langsam ausrotten. Ich ahne es: ich werde an einer sonderbaren —itis sterben, die nur auf dem Orion gebräuchlich ist, während unsere Kamele

von Ärzten ... Hofrat Guido Kließ Edler von Klistier etwa ... nichts konstatieren dürften als ein rasendes Wachstum der Nasenhaare und Zehennägel.

Aufgerieben, zerbröselt von der Monotonie des Daseins, seit Jahren trug mich nur die kindliche Hoffnung, es würden eines Tages sich irgendwo Abgründe auftun und ein seltsames Geschlecht aus dem Innern der Erde hervorsteigen. Daß ich lebte, war mir nicht Mirakel genug, ich verzehrte mich in Sehnsucht nach dem anderen, Nichtvorhandenen. Daß man sich bestrebte, die Pole zu entdecken, war mir unfaßlich, daß die Menschen es nicht über sich gewannen, ein unnahbar nie betretenes, geheiligt-unphotographiertes Territorium bestehen zu lassen, eine Reservation vor sich, war mir Dokument ihrer Torheit. Ich grämte mich sehr, als man in Innerafrika die allerletzten neuen Tiere: das Okapi, Zwergmenschen und Riesengorillas fand. Und nichts verargte ich dem Schicksal mehr, als daß es mir nicht vergönnt ist, mehrere geologische Perioden zu durchleben.

Stunden der Reue! Auf den Knien möchte man alle nahenden Wege abkriechen, und seien sie mit Dornen besät, mit Steinen bestreut, Schlammes voll. Die meisten schließen bald mit sich Frieden, diese Federbettenseelen, ziehen innerlich sozusagen wieder die Glacéhandschuhe an, gönnen sich eine Zigarette und spielen Tarock. Ich werde mich nie mit mir versöhnen. Ich bin meiner überdrüssig. Ich hasse mich wie ein Ehepaar, das sich gesättigt wiederkäut. Ich möchte unbändig entlaufen dem stierenden Ich in die Wildnis des Wahnsinns.

Wenn die Erde ihre Eingeweide auftäte, zutage träten vor Jahrtausenden verschüttete Riesenstädte Chinas, unsere Missionäre könnten etwas lernen. Denn solange ihre Heiligenbildchen keine schlitzäugigen Gelben weisen werden, Christus keinen Zopf tragen wird, wie er auf jenen kostbaren Goldschalen zu sehen war, die Äonen vor „Christi Geburt" ein Kaiser von China beim Herannahen eines Fremdvolkes, etwa der Huong-nu, als heiligstes Gut der Nation dem schlammigen Jang-Tse anvertraute, solange wird die Mehrzahl der Christen ihrer Rasse nach nicht aus Chinesen bestehen.

Unablässig wird es mich reuen, keinen Magier gefragt zu haben, was für Bewandtnis es mit jenem Funde hat, den der Archäologe Dr. Max Uhle in Peru machte. Auf seiner sub auspiciis der Mrs. Phoebe Hearst für das Museum der Universität von Kalifornien unternommenen Expedition. In einem Patiohof im Tale Pisco. Keiner, dem es um den Genuß zu tun ist, sich angesichts ewiger Wiederkehr der gleichen Dämonen und Christoiden hie und da als zweitklassiges Geschöpf zu fühlen, keiner verabsäume, in dem erwähnten Museum einen unscheinbaren, mehrere Jahrtausende alten Kupfermeißel zu besichtigen. Der Meißel ist oben mit der Zeichnung eines an drei Pfählen gekreuzigten

Mannes verziert. Auf der Rückseite die Darstellung jener Teile der Hände und Füße, die noch an den Pfählen befestigt waren. Und eine Schar Geier schwebt darüber.

Mich verfolgt ein Gott. Maraboso, der Vater der Menschen und Schildkröten. Ihm helfen Eremchangala und Juruwindu. Meine Feinderln. Ich kann mich nicht gegen die Übermacht wehren. Begraben sind wir ja immer, eingeschlossen in einen zerfallenden Leib, den wir nicht zu entlassen vermögen, eingesperrt vor allem, verwiesen und gebannt, ob lebend oder tot, an die Oberfläche der Erde. Ich bin nicht mit antikem Ernstnehmen Vogelflugs und Hahnenkrahts behaftet. Aber – heute auf einem Spaziergang hörte ich einen Brummkäfer so dröhnend zu Erde fliegen, schlagen, daß ich erschrak. Ich trat näher und erschrak abermals, wie nie. Aus dem großen, schwarzen, leergefressenen Käfer krochen viele, viele, kleine, weiße Madengäste, bis der Käfer tot dalag. Die kleinen Maden krochen ihrer neuen Wege – nach andern Käfern, Welten. Ich fürchte mich vor Eindringlingen, besonders wenn sie Wudandermeer heißen. Helft! Helft!

Ich bin nicht so eigensinnig, eine flüchtige Ahnung, ein tiefes Wissen der inneren Stimme krampfhaft wahr machen zu wollen. Auch habe ich nie eines unserer vortrefflichen Haarwuchsmittel verwendet. Ob die merkwürdigen Auswüchse meines Körpers mir vom Orion gesandte Geheimzeichen meiner Berufung oder einer dort herrschenden Krankheit sind, vermesse ich mich nicht, zu entscheiden. Aber meine Nasenhaare besitzen augenblicklich eine nicht menschliche Länge, die Nägel meiner Füße ebenfalls!

Da nun einmal die höllischen Heerscharen des Himmels losgelassen sind wider mich, angesichts ihres gewalttätigen Einbruchs in eine inferiore Welt ungewiß auch nur den nächsten Tag noch zu erleben, meine verhängten Leiden nicht unnötig zu verschärfen – wie wäre es, wenn ich versuchte, mit den hängenden Gärten irgendeiner Semiramis Bekanntschaft zu machen und der Natur meinen Tribut zu zahlen?

Jedoch: Unsterne verfolgen mich auch hier. Jedes halbwegs flügge Mädchen ist bereits vergeben. Man muß sich die Damen wohl schon im Winter reservieren. Sie sind sehr kühl zu mir. Als ahnten sie, daß ich zu jenen Bedauernswerten, Ausgeschlossenen gehöre, die mit jedem Nebenmenschen innerlich immer „per Sie" sind, deren „Du" der Freundschaft und Liebe nur eine erotische Eintagslüge ist, geboren aus dem Grauen vor der Einsamkeit und aus der klebrigen Sehnsucht nach tierischer Wärme. Isolation ist schon das Richtige für mich.

Wie rasch werde ich der chemischen Zusammensetzung einer Geliebten

überdrüssig! Wie satt bin ich beim ersten Gruß. Nicht aus Blasiertheit, o nein, sondern mit einer so penetranten Kenntnis aller Dinge zur Welt gekommen, daß mir alles Kommende längst zur Vergangenheit, zum Erlebnis geworden ist. Andere treiben ab auf dem Meer eines kleinen Sees, und nicht im Schlaf noch im Sturm – bei klarem Himmel kommt ihnen der Gedanke, das Schiff werde scheitern, ihre innigst Geliebte ertrinken, sie aber würden sich retten und eine andere, noch nie gesehene.

Wenn ich eine Unbekannte einleitend grüße, feile ich bereits an der Stilisierung des Abschiedsbriefes. Und wenn ich ihr zum erstenmal in Liebe nahe, höre ich die Glocken unseren Urenkeln zu Grabe läuten.

All dies ist von Übel. Küsse führen gern infolge einer gewissen Filiation der Ereignisse zum Kindesmord. Die Natur ist göttlich. Der Mensch sehr menschlich.

Der Mann, das braune Geschöpf, ging in den Garten und wurde wild. Wehe der Jungfrau! Der Regen, der grausame Wasserfall hört nicht mehr auf. Ich bin gegangen den schlüpfrigen Weg. Ich muß mich verbergen. Das Fenster mit Gittern abgeschnürt gegen die Welt.

Ich sitze wie auf Nadeln und weiß nicht warum. Am liebsten möchte ich heulen. Vielleicht wird es helfen, wenn ich die verfluchte Feder ein wenig hinlege und weine. Vor dem Einschlafen wimmere ich: Bitte, bitte, sterben! Bitte, bitte, lieber Gott!

Zergänglich Gut besitze ich nicht. Nicht einmal eine Wärmstube habe ich, ich erfriere vor innerem Winter; Schlaf, Tod – nur das kann mich bergen. Gerne auch möchte ich mich vergraben in einen Waldwinkel oder am Sternsee, dem tiefen. Aber ich habe Angst vor den grünen Teufeln des Waldes, und die Berge tragen so wirre Wälderlocken. Am liebsten möchte ich im Ostwind Schellkönig sein.

Mein Hauptfeind bin ich. Ich bin nicht sonderlich des Dichtens beflissen. Ich schreibe nur bei sehr schlechtem Wetter. Wenn es schön ist, gehe ich lieber spazieren. Ich habe große Schulden: ich gab Gott nicht zurück, was er mir schenkte. Ich habe mit meinem Pfunde nicht gewuchert, sondern geknausert. Ich habe in den Tag gelebt, statt zu arbeiten – große Epen, beispielsweise religiöse Epen zu schreiben. Immerhin: an Nobelpreisen fehlt es mir nicht. Mir blieb nichts erspart.

Jetzt arbeite ich an einem sehr phantastischen Stück. Auftreten der böse Geist Primsenkas und die gute Fee Blunzen. Es behandelt besonders die Emanzipation der Tiere. Schon schien die Vernichtung des Menschengeschlechts gewiß, meine eigene Spannung war aufs höchste gestiegen, da – angesteckt durch den Aufruhr der Tiere und ärgerlich bislang unbeachtet, unbedankt gefront zu haben – entfaltete mein

Radiergummi das Banner der Revolution, erklärte sich unabhängig von mir und entfernte eigenmächtig jedes Wort. Sein wider die Freiheit der Wudandermeere gerichteter Eigendünkel konnte es nicht ertragen, daß mein Märchen sich in ganz anderer Richtung entwickelte, als er vermutet hatte. Ich bin zwar gegen das Selbstverstümmelungsrecht der Völker, aber wir werden diese Sache doch ritterlich austragen müssen.

Hie und da stehen meine Nasenhaare in Flammen. Unter dem Namen Wudandermeer erlebte ich auch sonst viele Abenteuer. Mit sieben Stiefeln wurde nach mir geworfen.

Knaben schluchzen im Eis. Die Mutter wartet am Abgrund.

Es ist Viertel sieben. Daraus ist nichts zu entnehmen.

Warum seid ihr so gelb, o Blätter?

Ich beginne mich zu hintersinnen. Und meine Hand ist leer wie sie immer war. Ich bin sehr umringt. Mich krallt die Sorge. Sie reitet einher. Wudandermeer! Leidenschaft hält mich nicht mehr. Ich ertrinke im Wudandermeer. Ich ersticke im Wirrwarr trübsinnigen Schlafs. Eine Abwechslung wäre: In Gelsenkirchen gibt es ein schönes Posthaus; ich muß einmal hingehen, von dort aus telegraphieren. Nur traue ich mich nicht mehr aus dem Zimmer. Von den alten Häusern stürzt die Gräser der scharfe Dachwind.

Mein Bauch ist eine Nachtigall. Unter einer Eiche sitzt ein Praterkater und scharrt ihr Antwort.

Ich wäre froh, hundert Milliardonen Kronen gäbe ich, wenn dieser stumpfe Rausch endlich wegflöge. Aber das dürfen nur die Maronibrater im Frühjahr.

Ich lasse mein verwunschenes Zimmer allein und gehe fort. Regen tritt hoch über dem Straßenpflaster zusammen. Aber er verändert sich. Schnee fällt im September. Wenn es den Monat überhaupt gibt! Die Schneeschaufler schlagen mit den Fäustlingen nach Donaumücken, die ihnen die roten Nasen bedrängen. Patschen die Hände zusammen, um sich zu wärmen. Mich schluckte das Café „Ilion", wo in den Ecken immer ein paar Rennmenschen menscheln. „Kellner, ein Glüh-Eis!"

Nicht zu haben! Das blutige Gewieher der trojanischen Pferdejuden vertrieb mich aus Ilion.

Der Spiegel betrachtet, fixiert mich. Ich bin nicht gerade ein Wangenwunder. Meine Bartstoppeln heißen Sirius und Rasirius. Es sind siamesische Zwillinge. Auf dem Orion. Bei einer Volksabstimmung stellte es sich heraus, daß sie ursprünglich alle Wudandermeer heißen und sich schrecklich vor dem Rasiermesser fürchten. Meine Kehle auch.

Zwei Gedichte

von Oskar Loerke

Der unbekannte Gott

Mir ist, als stürze sich mein Schlaf vom Turm der Mauer
Zum Hof hinab.
Von oben rauschen Steine die Stille. O Quell! O Grab
O Nacht der Junitrauer!

Ein Meeresarm tief über mir geht unermessen,
Kein Schaumkamm rennt in ihm und keine Möwe lacht.
O wär ich nur von aller Welt vergessen,
So hätte sie zuvor an mich gedacht.

O wär ich doch —! beginnt ein schlanker Baum, ein junger
Im Hof: er wogt, läßt groß die Blätter sprühn.
Schon sättigt er nicht mehr der eignen Stille Hunger,
Besessen ist er schon, von höherem Geiste kühn.

Die Blätter sind wie tanzende Sandalen
An einem Tausendfüßigen aus Wind.
Der leichte Tänzer mag für Augen strahlen,
Die nicht so dunkel wie die meinen sind.

Ein Gott? Er birgt mir Glanz und Plan der Glieder,
Ich weiß nicht, welche Sphäre ihn gebar.
Nur die Pantoffeln schlüpfen auf und nieder:
Musik wird meinem Ahnen tonlos klar.

Im Schaun und Lauschen wachsen mir die Tränen,
Darin zerbrechen sich die Mauern bunt. —
Viel Wolkenwale, schwarz mit greisen Mähnen,
Durchschwimmen hoch den lila Himmelsfund.

Vom Schmerze jenseits mag ein Meer ergrünen:
Zu ihm durchsteuern sie die Enge klug.
Und nun die Fluten wieder leiser dünen,
Stehn fest die Sterne, die ihr Schweif verschlug.

Der Tänzer wo? Wohin?
Es ruhen seine grünen Schuhe.

Die Wale haben ihn mit sich gezogen.
Ein Muschelschiff klang in des Baumes Ton.
Im Hofe webt ein Duft von nassem Rogen,
Und aus den Kellerluken schwelt Ozon.

Der Baum erschlafft und stolpert matt, und kühler
Rauscht er herauf – und kühler noch.
Wer tanzt in ihm, wer übt und spukt, des fernen Fremden Schüler?
Du, meine Seele, kehrst zurück? betrübt? – Flieh wieder hin! Versuche doch!

Das Regenkarussell

Der Regen schlägt den ganzen Tag
In meinen Hof den kühlen Schlag.
Es fahren Haie heimlich ein.
Die Stadt muß schon verwittert sein.

Das Festeste ist losgeschwemmt:
Nichts, was noch seine Reise hemmt.
Wohin sie ihr Gebild bestellt,
Vergißt die dauerlose Welt.

Hat oben nicht, hat unten nicht,
Sie fährt im Kreis durch falbes Licht,
Hat Ende nicht und nicht Beginn,
Die Zeiten schollern durch sie hin.

Ein geisterhaftes Karussell
Dreht seine Bilder um mich schnell,
Und manchmal nimmt mich eines hin,
Bis ich der Himmel um sein Leben bin.

Ich sehe auf uraltem Holzschiff die Leuchte,
Sie ist seit Monden im schwarzen Meere die Mitte,
Wo sie auch irre, – seit Monden die Mitte der Nacht.
Seeleute, weh euch, nun sinkt euer Fünkchen am Öldocht
In steigendem Krater des Wassers tagelang tiefer;

Es fällt wie ein Bolz vom Bogen des Mondes
Geschossen die lärmende Bergwand hinab.
Das Meer bricht ein, es hebt am Rande den Himmelsring.
Noch mißt der rinnende Faden der Sanduhr an Bord
Das mahlende Rauschen der Welt.
Aber Flut schlägt dem höchsten Stern ins Gesicht,
Den heiligen schlägt sie, frißt das ewige Feuer. –

Tote ruhen im Grunde. Durch ihren Frieden
Rast die Musik der Okeaniden.
Tote flehen: lasset uns stumm!
Je ferner wir fuhren, je ferner suchten wir Elysium.

Das Leid verhallt. Mein Ohr verfinstert sich.
Noch immer hängen draußen Strich bei Strich,
Noch immer ist die Tiefe zwielichthell,
Noch immer saust das Regenkarussell.

Mit offnen Fenstern drehen sich die Mauern.
Die Menschenvögel nicken aus den Bauern.
Ich sehe hinter den gezupften Schleiern
Die Stuben, Küchen ihren Sonntag feiern:

Steingut, gereiht, bemalt mit blauen Mühlen,
Die glatten frischen Tücher über Stühlen,
In Schüsseln Fische, die bald sterben sollen.
Das Wasser siedet in den Kasserollen.

Aus einem Grammophon lallt prustend sein Gekeife
Ein zwergenhaftes Frauenzimmer?
Der Trichter ist gebläht gleich blankem Pfauenschweife –
Und in dem Hofe schrillt der Regen immer.

Und kurze, gläsern spröde Halme sprießen
Zu bleichen Wiesen aus dem Stein, vom Wind geregt,
Sie hüpfen, zappeln, sinken rasch und fließen
Und sind schon heulend in den Rost gefegt.

Dahinter fährt das Karussell,
Es dreht sich fort, die grelle Nähe wird schon leise,
Und andre Schwermut fährt vorbei die langsam süße Reise:
Mein Sonnenfest in der Sahara wird mir hell.

Die Berge brennen rot wie Tulpenwälder
Am Himmel.
Mein Traumgeist weidet Schnee auf ihren Dächern
Verloren.
Mein Finger, schreibend, teilt den Sand in Felder
Hier unten.
Viel bunte Vögel schnattern kalt in Sandes Bechern
Mir nahe.

In heißen Bechern paaren sich die Käfer,
Ureinsam.
Bald naht die Nacht: die gelben Breiten kochen
Zu Asche.
Der Träumer droben säumt, schon fast ein Schläfer,
Weilt lange.
Sein Finger spielt mit aufgescharrten Knochen.
Ach Heimweh!

Die Knochen sprechen: laßt uns stumm!
Je ferner wir fuhren, je ferner suchten wir Elysium.

Rundschau

Das Problem der Volkshochschulen
von Johannes M. Verweyen

Schüchterne des Geistes mochten sich jene wenigen nennen, die schon August 1914 abseits vom Wege standen, ohne den Suggestionen des allgemeinen Kriegsrausches zu erliegen. Nur mit stärksten Vorbehalten konnten sie sich zu der allerorts gepriesenen Größe einer Zeit bekennen, in der die ungeistigen Mittel der Gewalt und sinnloser Zerstörung mehr an eine teuflische Weltunordnung als an eine göttliche Weltordnung gemahnten. Um so freudiger und rückhaltloser aber treten sie nun auf den Plan, da es nach dem Zusammenbruch der alten Machtsysteme gilt, einen Neubau auf der Grundlage des Rechtes aufzurichten. Nun erst, nachdem der Weltenbrand verglommen, erwarten und erhoffen sie eine große Zeit, die in höherem Grade den Ansprüchen einer geläuterten Sittlichkeit entspricht als die verflossenen vier Schreckens- und Blutjahre. Der größte aller Kriege hinterließ der Menschheit das größte Vermächtnis an Aufgaben und Reformen auf allen Gebieten. Das Maß ihrer Erfüllung entscheidet gleichsam über seine nachträgliche geschichtsphilosophische Rechtfertigung, über seinen letzten Sinn.

Alle Zeichen deuten darauf hin, daß ein innerlich freieres und gesunderes Deutschland aus der Asche seiner äußeren Demütigung hervorgehen, daß es sich nach Abwerfung vieler Schlacken seiner bisherigen Erscheinungsform stärker auf seinen idealen Wesenskern besinnen wird. Das deutsche Volksheer hat einer gewaltigen feindlichen Übermacht heldenmütigen Widerstand geleistet und in der Heimat einundfünfzig entbehrungsreichen Monaten getrotzt. An Volkspflichten fehlte es während dieser grimmigen Zeit nicht. Begreiflich, daß der Ruf nach einer entsprechenden Erhöhung der Volksrechte immer dringlicher laut wurde. Demokratie! heißt die Losung des Tages in unserem bis in die Grundfeste erschütterten Lande. Politisch, sozial und kulturell stellt sie neue Verheißungen und Aufgaben in Aussicht. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los,"

konnte es August 1914 wie November 1918 heißen, wenngleich beide Male angesichts ganz verschiedener Ziele.

Inzwischen hat das Wort Volk sozusagen einen neuen Stimmungsklang, eine veränderte Betonung bei uns gefunden. Ehedem weckte es in erster Linie die Vorstellung einer regierten Masse, die von den Regierenden als mehr oder weniger unmündig erachtet, möglichst bevormundet und gemäß ihrem „beschränkten Untertanenverstande" am sprichwörtlichen Gängelbande geführt wurde. Insbesondere deutete es hin auf die vielfach entrechtete und geknechtete besitzlose Schicht des sogenannten Proletariats. Zum Volk, statt zur „Gesellschaft" gerechnet zu werden, empfanden die Kreise der oberen Zehntausend und alle, die das Zepter in Händen hielten, als Kränkung ihres höheren Standesbewußtseins. Solange irgendwelche Rangverschiedenheiten fortbestehen, bleibt der Begriff Volk im Sinne einer verminderten Wertigkeit soziologisch unaufhebbar, mag man an das „Publikum" als die an der Aufführung und Gestaltung eines Kunstwerkes unbeteiligte Menschengruppe denken oder an das Laientum auf irgendwelchem Gebiete. Aber nach Beseitigung aller Verschiedenheiten eines Zufallsranges nimmt er in einer demokratischen Gesellschaftsordnung einen veränderten Inhalt und Gefühlston an. Ohne seinen Hinweis auf Gradabstufungen der Leistungen ganz einzubüßen, erfüllt er sich gleichsam mit größerer allgemeinmenschlicher Herzenswärme und umspannt begrifflich die soziale Einheit der ganzen, geographisch und politisch verbundenen Menschengruppe. Volk und Pöbel („Plebs") bleiben in jedem Falle scharfe Gegensätze, die sich zueinander verhalten wie Wesen und Entartung.

Solcher erweiterten und vertieften Deutung des Wortes Volk hat der Weltkrieg vor allem in dem bisher wenig demokratischen Deutschland zum Siege verholfen. Demokrat sein, heißt in Gesinnung und Tat ein Volksfreund sein. Alle Volksangelegenheiten werden darum im kommenden, freien, deutschen Volksstaat in höherem Grade die Öffentlichkeit beanspruchen als bisher, wirtschaftlich wie kulturell. In letzterer Hinsicht drängt sich das Problem der Volksbildung in den Blickpunkt unseres Nachdenkens.

Die Einrichtung der obligatorischen Volksschule bedeutet eine Tat, die unter wesentlichem Einfluß der Reformation entstanden, mit leuchtenden Lettern in der Geschichte der abendländischen Bildung verzeichnet ist. Während des Mittelalters war der Klerus Träger der gelehrten Bildung gewesen. Er hatte es als seine Aufgabe betrachtet, das Volk in die biblischen Wahrheiten einzuführen, ohne ihm selbst einen Einblick in die „heiligen Bücher" zu gewähren. Die Erfüllung des an jeden Christen gerichteten protestantisch-urchristlichen Prinzips: „Forschet eifrig in der

Schrift!" setzte dagegen ein allgemeines, persönliches Vertrautwerden mit den Büchern des Alten und Neuen Testamentes voraus und war darum von vornherein einer Erweiterung des Lesenkönnens günstiger als die bisherige kirchliche Gepflogenheit. Die Heimat der Reformation, das vielgepriesene Land der Dichter und Denker, errang sich einen ersten Platz auf dem Gebiete der Volksbildung. Mehr als irgendein anderes Kulturland verausgabte das Deutsche Reich trotz seines übelbeleumdeten Militarismus während der letzten Jahrzehnte für seine Schulen, für die höheren allerdings — entgegen demokratischen Grundsätzen — unverhältnismäßig mehr als für die unteren. Nirgendwo gab es weniger Analphabeten als in Deutschland. Auf tausend Einwohner kam nicht einmal einer, im Gegensatz zu den auf ihre Kultur stolzen Franzosen und Engländern, von Rußland, Italien und Spanien zu schweigen. Kein Land stellte mehr Träger des Nobelpreises und beschenkte die Welt jährlich mit mehr literarischen Erzeugnissen als das unserige (wie wohl die bloße Zahl in letzterer Hinsicht nicht an sich schon als Kriterium geistiger Wertigkeit in Anspruch genommen werden darf).

Zu den Volksschulen gesellten sich in jüngster Zeit die Volkshochschulen, deren erste Gründungen in den neunziger Jahren erfolgte, zunächst in Dänemark und unter deren Einfluß in Schweden und Finnland. Um die Wende des Jahrhunderts folgten dann andere Kulturnationen. Es entstanden in Frankreich zur Zeit der Dreyfuß-Affäre und in engem Zusammenhang mit ihr die Universités populaires in den Pariser Vorstädten als eine gemeinsame Schöpfung von Hochschullehrern und Arbeitern zum Zwecke geistiger Anregung der Massen durch Einzelvorträge über alle Gebiete der modernen Kultur, gegen eine monatliche Zahlung von 50 Centimes. Lehrkurse in Esperanto, Stenographie und Englisch traten hinzu, fanden aber weit geringere Beteiligung. Von Paris aus pflanzte sich diese Einrichtung auf andere Teile Frankreichs sowie auf die übrigen romanischen Länder fort, auf Italien, wo sich die Universita popolare in Mailand bald eines großen Zuspruches erfreute, auf Spanien, wo schon 1903 in Valencia, später in Madrid und Barcelona (hier in besonderem Gebäude unter dem Namen eines für die Arbeiterschaft bestimmten Atheneo obrero und eines sich an die weiteren Volkskreise wendenden Atheneo encyclopedico) ähnliche Anstalten ins Leben gerufen wurden. Auch Belgien folgte dem französischen Vorbilde, zunächst 1901 in Mons, Charleroi und Brüssel, ging dann schon bald zur Einführung systematischer Kurse über an Stelle der ursprünglichen Einzelvorträge, die in Paris schließlich die Zugkraft einbüßten und vorübergehend an der ganzen Sache irre machen konnten.

Eigentliche Lehrkurse, welche nicht bloßer Anregung dienen, sondern die

Schulbildung erweitern wollten, waren von vornherein die Ziele der englischen, von den Universitäten Oxford und Cambridge ausgegangenen University extension, ferner der sogenannten Volkshochschulkurse Deutschlands und Österreichs, der Arbeiterakademien in Norwegen, der Arbeiterinstitute in Schweden, sowie der finnischen Volksbildungsgesellschaften.

Über den Rahmen bloßer Lehrkurse hinaus weist der im Anschluß an volkstümliche Universitätskurse entstandene Typus der Wiener Volksheime als eigentlicher Volksseminare mit eigenem Gebäude und Volksstudenten. Hier erreicht die Intensität der geistigen Arbeit einen ungleich höheren Grad. Die überaus zahlreichen Besucher (schon 1912 waren es gegen 5000 jährlich) werden in experimentellen Laboratorien mit den Naturvorgängen vertrauter, vertiefen sich in geschichtliche Quellen und gewinnen so einen tieferen Zugang zu den Wissenschaften, denen sie sich widmen. Auch an geselligen Darbietungen fehlt es in den Wiener Volksheimen nicht, an Konzerten und Sonntagsvorträgen, an einer Lesehalle und Leihbibliothek. Einen ähnlichen Aufbau zeigen einzelne amerikanische Einrichtungen, die ebenfalls auf die Förderung der gesamten Persönlichkeit Gewicht legen. Von besonders vorbildlicher Eigenart erwiesen sich in dieser Hinsicht die Bauernhochschulen Dänemarks (es bestehen bereits gegen 100 in größeren Dörfern und Landstädten). Sie dienen hauptsächlich den jugendlichen Landbewohnern und veranstalten ihre Kurse in der Zeit vom 1. November bis 1. April mit Rücksicht auf die dann ruhende Erntearbeit. Sie stellen regelrechte Internate dar, welche den Schülern neben Unterricht auch Wohnung und Beköstigung gewähren gegen geringe Vergütung oder gar Stipendien, die es in großer Zahl gibt. Die finnischen, gegen 50 zählenden Volkshochschulen haben diese Einrichtung nachgeahmt. Sie vereinigen Arbeiter- und Bauernjugend im durchschnittlichen Alter von 18–20 Jahren und zeigen ein kameradschaftliches Zusammenarbeiten von Lehrern und Schülern.

In allen ihren Erscheinungsformen ist die Volkshochschulbewegung ein Ausdruck jenes allgemeinen Verlangens nach „Aufklärung", das im Beginn der Neuzeit die führenden Geister erfaßte und sich dann auf immer weitere Volkskreise ausdehnte. Ein brennender Wissensdurst ergriff in allen Kulturländern insbesondere die modernen Arbeiter, deren geistige Schulung durch die sozialistische Organisation sehr gefördert wurde. Schon wurde die einst von dem Engländer Bacon von Verulam ausgegebene Parole „Wissen ist Macht" (scientia potentia) zum Gemeinplatz. Dem entspricht es, wenn das im Brüsseler Vorort S. Gilles gelegene Foyer intellectuel den Wahlspruch wählte: „Wenn die Arbeiterklasse sich befreien will, muß ihr erstes Ziel sein, sich von der Unwissenheit, ihrem größten Feinde, frei zu machen." Wissen und Geist erwiesen sich als eine zu

starke Waffe im modernen Lebenskampf, als daß die Zeiten grundsätzlicher Verdummung der Massen jemals wiederkehren könnten.

Verglichen mit den Tagen des Mittelalters hat die große Erweiterung der Bildungsmöglichkeiten in neuer und neuester Zeit die sogenannte Allgemeinbildung außerordentlich gesteigert. Ein moderner Großstadtarbeiter überragt mit seiner geistigen Gesichtsweite manchen Kleinstädter und vollends Landbewohner, hinter deren wirtschaftlicher Lage er weit zurückbleibt. Von der zunehmenden Extensität zeugen die Statistik der öffentlichen Lesehallen ebenso wie die von Jahr zu Jahr stark zunehmenden volkstümlichen Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, die Veranstaltungen der Bildungsvereine und sogenannten Volksunterhaltungsabende, die in Städten wie Leipzig und Frankfurt besonders vorbildlich organisiert sind. Mit der wachsenden Extensität aber meldet sich sogleich die Gefahr einer verminderten Intensität. Halbbildung droht den Geist der Gründlichkeit zu erschlagen. Eben dies wird das Hauptbedenken aller Aristokraten des Geistes gegen den Begriff Volksbildung sein. Vollends die Verbindung von Volk und Hochschule werden sie geneigt sein, als eine kulturelle und soziologische Stilwidrigkeit, als innerlich widerspruchsvoll zu bezeichnen. „Popularwissenschaft" betrachten sie vielleicht von vornherein als ein Attentat auf die Gründlichkeit, als Pseudowissenschaft, als ein Scheingebilde, dem strengere Ansprüche die Daseinsberechtigung versagen müßten.

Vollkommen zutreffend ist es, daß die Wissenschaft im strengen Sinne als ein wohlgeordnetes System allgemeingültig begründeter Urteile einer Popularisierung spottet und eine Sache Auserwählter bleibt, die sich eine hinreichende Fachausbildung erwarben. Aber Forschung und Lehre, selbsttätige Auffindung wie Begründung von Erkenntnissen und Mitteilung von Ergebnissen sind zweierlei. Mögen jene ihren esoterischen, aristokratischen, streng wählerischen Charakter nie verleugnen, so erweisen sich diese darum doch esoterischer, demokratischer Behandlung zugänglich. Überdies hat die Zünftigkeit innerhalb der Bildung nicht immer die Richtigkeit verbürgt. Mehr als einmal hat der Wissensdünkel einer abgeschlossenen Gelehrtenkaste Niederlagen erlebt. Die Anatomen der Zeit belächelten den Außenseiter Goethe, der den Zwischenkieferknochen beim Menschen entdeckt haben wollte und schließlich doch allgemeine Anerkennung fand. Die Fachphysiker schenkten dem schlichten, bis dahin „gänzlich unbekannten" Heilbronner Arzte Robert Mayer zunächst nicht die geringste Beachtung, aber schließlich mußten sie sich doch dem von ihm aufgestellten Prinzip von der Erhaltung der Energie beugen. In sachlicher Hinsicht ohne großzügige und unbefangene Würdigung der zunächst ohne übliche Approbation seitens der Gelehrtenrepublik auftretenden Leistungen, gefällt sich zünftle=

rischer Dünkel auch bezüglich der Form in einer Überschätzung des Hausrates an Ismen und hat kein Organ dafür, daß tiefe Gedanken nicht das Gewand einer schlichten, „allgemein verständlichen" Sprache zu scheuen brauchen. Volkstümlichkeit in der Form — etwas anderes als Trivialität — heißt nicht notwendig Verzicht auf Gründlichkeit in der Sache. Simplex sigillum veri. Die Einfachheit erschien nach diesem alten römischen Sprichwort geradezu als Kennzeichen der Wahrheit. Wohl gibt es eine Primitivität, welche noch keine Schwierigkeiten wahrzunehmen vermag. Aber sie ist von anderer Art als jene gleichsam kultivierte Einfachheit, welche aus dem Dunkel der Verwicklungen zur Klarheit zurückführt. Nur ein törichtes Vorurteil vermutet von vornherein in jenen „Sammlungen allgemein verständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens" einen geringeren Aufwand an geistiger Kraft als in den dickleibigen, oft mit schwülstiger Breite geschriebenen, mit gänzlich überflüssigen Fremdwörtern gesättigten Büchern der Zunft. Erschrecken würde mancher Gelehrte ob der Dürftigkeit seiner Gedanken und Argumente, leichter vor eitler Überschätzung seiner geheimrätlichen Orakelsprüche bewahrt bleiben, verschmähte er nicht die heilsame Kontrolle einer vereinfachten Ausdrucksweise, die darum doch „gewählt" und „erlesen" bleiben kann. Wer Gelegenheit hatte (das militärische Leben zur Kriegszeit verschaffte sie mir in neuer und besonders fruchtbarer Weise), täglich mit den verschiedensten Menschen aus Volksschichten zusammen zu sein, denen die höheren Bildungsmittel versagt waren, konnte sich nicht nur von einer oft bewundernswerten, bei Akademikern vielfach vermißten Gradlinigkeit und Tiefgründigkeit des Denkens überzeugen, sondern zugleich im geistigen Austausche mit ihnen, vollends in Vorträgen vor solcher Zuhörerschaft (abgesehen von inhaltlicher Erweiterung seines Geistes) geradezu eine sprachliche Wiedergeburt erleben. Er konnte es an sich erfahren, welche hohe Schule es für den geistigen Menschen bedeutet, in der Form seiner Lebensäußerungen vor dem scharf blickenden Volksauge die Probe zu bestehen. Denn schon das schlichte Volk der Arbeiter pflegt in seinen besten Köpfen höhere Ansprüche an die geistige Leistung zu stellen, als viele Professoren sich träumen lassen. Auch würden sie vermutlich staunen, hörten sie das Urteil weiterer bildungsdurstiger Bürgerkreise, zu denen sie glaubten, in herablassender Weise unter Voraussetzung möglichst niedriger Geisteslage sprechen zu dürfen.

Wer einer eitlen Überschätzung der mit Fremdworten überladenen Gelehrtensprache verfallen ist und die Intelligenz sozusagen auf den Kreis seiner Fachgenossen beschränkt wähnt, wer Bildung mit Wissensballast verwechselt, der bleibt der Wahrnehmung unzugänglich, daß ein gewerkschaftlich geschulter moderner Arbeiter an „Kultur", das heißt an Einheit

und Spannweite seiner geistigen Lebensäußerungen (an „Formniveau" und „Struktur") einen aufgeblasenen sogenannten Gebildeten — und wäre er selbst ein „Akademiker" — um vieles überragen kann. Längst haben Bildung und Kultur aufgehört, das Vorrecht („Privilegium") bestimmter Kasten zu sein. Infolge der erweiterten Bildungsmöglichkeiten zeigen sie heute in soziologischer Hinsicht fließendere Grenzen und sind in höherem Grade relative Begriffe als in früheren Zeiten. Dilettantismus — hier gemeint als nicht „fachmännische" Vertrautheit mit irgendwelchen geistigen Gegenständen — wird mit zunehmender objektiver Kultur immer unvermeidbarer. Infolgedessen gewinnt auch der Begriff „Allgemeinverständlichkeit" in steigendem Grade einen relativen Charakter. Außen- und Innenseite der Dinge sind das mögliche Objekt eines sehr verschiedenartigen „Verstehens". Das „Verständnis" genügsamer Geister pflegt in umgekehrtem Verhältnis zu der Tiefe und zum Umfange der Gegenstände zu stehen. Völlig „begriffen" sind Buch oder Rede erst von dem, der ihren Inhalt selbsttätig nachzuerzeugen vermag. „Allgemeinverständliche" Vorträge oder Schriften dürfen darum in ihrer Weise das Wort auf sich beziehen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst."

Solche Überlegungen sind geeignet, dem grundsätzlichen Einwande gegen den Volkshochschulgedanken zu begegnen. Sie stellen weder die Grenzen der Volksbildung in Abrede noch verleugnen sie die Aristokratie der Sachverständigen. Sie ebnen den Weg, um zu einer vollen und vertieften Schätzung der Volkshochschulen zu gelangen. Deren Bedeutung läßt sich in sozialer, politischer, ethischer und kultureller Beziehung aufzeigen.

Ein soziales Zeitalter ist während der letzten Jahrzehnte angebrochen und am Ende des Weltkrieges in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten. Auf den Leitton der Demokratie gestimmt, horcht es aufmerksamer als vergangene Epochen auf den Willen des Volkes, seine Notrufe und Forderungen. Nun aber ist das Volksverlangen nach erhöhter Teilnahme an den geistigen Gütern der Nation eine gegebene Tatsache, die sich in den verschiedensten Anzeichen kundtut und darum theoretische wie praktische Beachtung verlangt. Die deutsche soziale Gesetzgebung hat die äußere, wirtschaftliche Lage des werktätigen deutschen Volkes um vieles gehoben. Nun gilt es, in großzügiger Weise auch das begonnene Werk der Volksbildung auszubauen, das gesamte Schulwesen von Klassenprivilegien zu befreien, es im wahrsten Sinne zu einer Angelegenheit des gesamten Volkes werden zu lassen. Eine solche Möglichkeit bedeuten in ihrer Weise die Volkshochschulen. Wie sie sozialem Geiste entspringen, so dienen sie ihrerseits wieder dem sozialen Ausgleich, helfen die Kluft überbrücken, welche innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung die

durch einen glücklichen Zufall äußerer Situationsvorteile zu den höheren Schulen gelangenden von den dieses Vorzuges entbehrenden, aber darum nicht minder bildungsdurstigen Volksschichten trennten. So wirken sie mit zur Erfüllung der Parole, welche dem Tüchtigen freie Bahn verheißt, und helfen den Aufstieg der Begabten, die geistige Auslese fördern.

Ein solcher sozialer Ausgleich ist um so erwünschter, weil er indirekt auch dem politischen Leben des ganzen Volkes sich förderlich erweist. Ist Politik Arbeit am Staate, tatkräftige Anteilnahme an der Gestaltung des Gemeinwesens, so kann sie sich nicht gleichgültig verhalten gegenüber der Bildung der für ihre Aufgaben in Frage kommenden Menschen. Allgemeines Wahlrecht geht der allgemeinen Schulpflicht parallel und bleibt um so eher vor unreifer Ausübung geschützt, je höher der allgemeine Bildungsgrad der Wähler, je weiter der Gesichtskreis ihrer Interessen für alle Dinge des öffentlichen Lebens. Dazu aber können Volkshochschulen in hohem Maße beitragen, indem sie einer möglichst großen Zahl von Männern und Frauen Gelegenheit bieten, sich durch allgemeine geistige und staatsbürgerliche Weiterbildung auf die politische Tätigkeit oder gar Führerschaft vorzubereiten.

So verschiedene Aufgaben Theorie und Praxis stellen mögen und so wenig der richtigen Einsicht immer die Tat zu folgen pflegt, gesteigerte Anteilnahme an den Gütern der Kultur bedeutet an sich einen hohen ethischen Wert, weil sie geeignet ist, die Freude an der Veredelung der Menschennatur, den Willen zu geistig-sittlichem Wachstum, die Sehnsucht nach einer reinen Menschlichkeit („Humanität") zu wecken. Unter solchem Gesichtswinkel gesehen, erscheinen die Volkshochschulen abermals als bedeutungsvolle Einrichtungen, die schließlich im Namen der Kultur selbst gefordert werden dürfen.

Wohl bleibt echte Kultur ihrem Wesen nach einer Halbbildung abhold, die sich bläht und spreizt. Wohl weist sie von sich wesenlosen Schein, der einen tiefen Gehalt vortäuscht, und jene knabenhafte, den geistigen (oder besser: ungeistigen) „Parvenüs" so oft eigene Gebärde, welche Respektlosigkeit zur Schau trägt. Wahre Bildung weckt Bescheidenheit und lehrt die Größe des Abstandes von den idealen Zielen und Forderungen erkennen. Volkshochschulen sind in dieser Hinsicht berufen, auch den Mann und die Frau des „Volkes" über die Grenzsteine ihres eigenen „Faches" hinweg Probleme und Schwierigkeiten sehen zu lehren, sie unter einen lebendigen Eindruck von der Größe des durch menschliche Geistesarbeit bisher Geleisteten zu stellen und sie die Unendlichkeit der noch unerfüllten Aufgaben ahnen zu lassen. So erziehen sie zur Ehrfurcht, dem sichersten Kennzeichen vertiefter Geistesbildung, bewahren damit zugleich vor einer selbstgefälligen Überschätzung des eigenen Faches,

welches sie dem Zusammenhange mit den übrigen Kultur- und Lebensgebieten einordnen. Bloße „Fachbildung" („Spezialistentum"), für die Zwecke der Allgemeinheit ein unentbehrlicher Hebel des Fortschritts, bleibt dennoch unter dem Gesichtswinkel persönlicher Vollendung des Einzelwesens eine kulturwidrige Enge, die nach größtmöglicher Ausweisung strebt.

Umstritten aber bleibt trotz grundsätzlicher Zustimmung zum Wesen und Werte der Volkshochschulen die Form ihrer Erscheinung, ihre Einrichtung im einzelnen.

Ihr Name weckt unmittelbar die Erwartung, als seien sie gedacht als volkstümliche Nachahmung der bestehenden Hochschulen, als eine Art Vorlesungsinstitut für Popularwissenschaft. Dies könnte gemeint sein entweder im Sinne des erleichterten Besuches ohne die bisher geforderte Vorbildung, also eine Einrichtung für „Jedermann", der das Bedürfnis nach ihr verspürt, oder im Sinne vereinfachter Lehrmethode. Den Besuch solcher Schulen an gewisse etwa in Examina bekundeten Bildungsvoraussetzungen knüpfen, hieße von vornherein gegen ihre demokratische Idee verstoßen, welche zugleich eine erleichterte Darstellungsform in sich begreift. Diese zweite Bedingung wäre wiederum auf doppeltem Wege erfüllbar. Entweder würden (wie es für die seit geraumer Zeit an mehreren deutschen und österreichischen Universitäten angegliederten „Volkshochschulkurse" zutrifft) dieselben Lehrer für beide Fälle in Frage kommen und sich dort einer „fachmännischen", hier einer „allgemeinverständlichen" Ausdrucksweise bedienen, — oder es würden besondere Lehrer (dauernd oder vorübergehend) an die Volkshochschulen berufen. Allgemein also: entweder Volkshochschulen als eine von den Universitäten gesonderte Einrichtung mit besonderem Gebäude und besonderen Lehrkräften oder in doppelter Hinsicht Anschluß an die bestehenden Hochschulen. Die Beschreitung des zweiten Weges bedeutete eine große Vereinfachung in Universitätsstädten, würde aber alle übrigen Orte des Vorzuges berauben; es sei denn, daß sich während des Semesters oder der sogenannten Ferien Universitätslehrer für die Zwecke der Volkshochschulen zur Verfügung stellten. Solche und ähnliche Einzelfragen mögen je nach den lokalen Umständen entschieden werden. Sie sind von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Grundforderung, daß Volkshochschulen als selbständige Dauereinrichtungen in möglichst vielen Städten geschaffen werden.

Ein solcher Gedanke ist nicht so unerhört, wie er zunächst erscheinen könnte. Ansätze zu seiner Verwirklichung bestehen an mehr als einem Orte, in den „Akademischen Kursen", in dem „Vorlesungswesen", dem man seit geraumer Zeit in allen größeren Städten während der Winter- zum Teil auch Sommer-Monate begegnet. Wo derartige Veranstaltungen

sich auf Einzelvorträge beschränken, behalten sie stets einen gewissen fragmentarischen Charakter und dienen leicht einer gewissen Oberflächenbildung und mehr oder weniger anregenden „Abendunterhaltung". In sich geschlossene Zyklen über denselben Gegenstand sind bereits geeignet, größere Vertiefung zu erzeugen. Die Idee der Volkshochschulen bedeutete — gleichgültig wie sich im Einzelfalle die Gebäude- und Personenfrage regeln würde — die Idee einer größeren Systematisierung und Organisierung des von den Kommunen oder durch private Stiftung zu schaffenden Vortragswesens für alle bildungsdurstigen Volkskreise.

Dabei aber meldet sich sogleich über diese methodischen Angelegenheiten hinaus die Frage nach dem eigentlichen engeren Zweck solcher Schulen. Schon in deren Namen liegt die Absage an jede Art von bloßer geistiger Zerstreuung, ein Hinweis auf ernsthafte Befassung mit den betreffenden Gegenständen. Nicht zu einem oberflächlichen Reden von allen möglichen und unmöglichen Dingen wollen sie verhelfen, auch nicht Fachbildung im engeren Sinne vermitteln, sondern den Typus eines weit gespannten, verständnisvoll allen Lebenserscheinungen gegenüberstehenden, geistig gerichteten (im besten Sinne „interessierten") Menschen erzeugen, — der in den Grundbegriffen eines Kulturgebietes zu denken weiß und Verständnis besitzt für dessen Zusammenhänge, der (um ein Beispiel zu nennen) deutsche Dichtung und Geschichte erlebt, ohne in totem Wissensballast von Zahlen und gelehrten Aufmachungen zu ersticken. Sollen Volkshochschulen vorwiegend der Erziehung oder der Bildung, der Förderung des Wissens oder der Formung des Charakters dienen? Als echte Schulen werden sie beides ins Auge fassen: Wissen verbreiten, gleichsam als „Kulturinseln im Strome des Materialismus" durch ihren allgemeinen Geist hebend und veredelnd wirken und je nach den Fächern auch direktere Beziehung zur Charakterbildung gewinnen.

Eine Beschränkung der Fächer wäre kaum zu rechtfertigen. Alle Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften würden zur Behandlung gelangen können und müssen: Literaturgeschichte, welche besonders den Geist deutscher Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart aufzeigte; allgemeine Geschichte, die ohne einseitige Bevorzugung der Kriegsereignisse und Begünstigung des Kriegsdogmas vorwiegend die Entwicklung der Kultur verfolgte; Religionsgeschichte, die ohne jede Tendenz den Blick für die Bedeutung und das Werden dieses Lebensgebietes weitete und eine oberflächliche, sich „aufgeklärt" dünkende, ungeschichtliche Geringschätzung in ihre Grenzen wiese; ferner Fragen der wirtschaftlichen und rechtlichen Anordnung ebenso wie die einzelnen Gebiete der Naturwissenschaften, deren ungeheuere Bedeutung für die Gestaltung des modernen Lebens jedem sinnfällig in die Erscheinung tritt. Fehlen dürfte schließlich auch nicht

die Philosophie, die das Bewußtsein von der Einheit des gesamten Wissens und der Kultur überhaupt lebendig erhält, durch ihre Einstellung auf die „letzten Dinge" der Welt und des Lebens jeden geistig Gerichteten im Innersten bewegt. Recht verstandene „praktische" Philosophie wäre in besonderer Weise berufen, aus den einfachsten Begebenheiten des Tages, „aus dem Leben heraus" den Weg zu allgemeineren Fragestellungen zu ebnen. Fragen wie die nach der menschlichen Willensfreiheit finden Anknüpfungspunkte in den Überlegungen des einfachsten Menschen und bieten Gelegenheit zur vielseitigen Erhellung des ganzen Kulturlebens. Psychologie und Pädagogik beanspruchen neben der Gesundheitslehre („Hygiene") eine hervorragende Stelle im Lehrplane der Volkshochschulen. Sie sind berufen, in ihrer Weise mitzuwirken, daß die leibliche und seelische Erziehung des Volkes auf eine höhere, dem gegenwärtigen Wissensstande entsprechende Stufe gehoben wird.

Bei der Wahl der Lehrkräfte wäre auf besondere Lehrbegabung peinlichst Bedacht zu nehmen, auf die Gabe anschaulicher konkreter Darstellung. Wer sozusagen nicht nur das Geheimnis verbaler Plastik weiß, findet keinen Zugang zu Kopf und Herz des Volkes. Tiefsinn und „Allgemeinverständlichkeit" verbinden die Gleichnisse, die der Weise von Nazareth dem Volke vorträgt. Packend und volkstümlich sind viele Worte Luthers, der in seiner kräftigen, oft derben Ausdrucksweise forderte: „Den Leuten aufs Maul sehen!" Schlichte Wendungen des täglichen Lebens beleuchten einen Zusammenhang oft schneller und nachhaltiger als langatmige, gelehrtenhafte Ausführungen in schwülstigen Ismen. Wirklich wertvolle Gedanken büßen dabei nichts von ihrem Ansehen ein. Ein ausgeprägter Sinn für das Wesenhafte, der alle Nebensächlichkeiten beiseite läßt und den Blick der Zuhörer beständig auf die großen Linien und Gesichtspunkte hinlenkt, eignet dem „berufenen" Lehrer an den Volkshochschulen. Neben den Universitätsdozenten kommen dabei auch geeignete Lehrer der unteren und mittleren Schulen in Frage, für gewisse Gebiete Männer (und Frauen) der Praxis wie Juristen, Ärzte, Museumsleiter, auch ausübende Künstler für Vorlesungen über Musikgeschichte, Werke der Plastik und Malerei.

Zur Vermeidung eines gewissen Großbetriebes im Vorlesungswesen wird auch an den Volkshochschulen ebenso wie an den Universitäten die Ergänzung der Vorträge durch praktische Übungen geboten erscheinen, durch selbständiges Experimentieren (wenn die Unterrichtsmittel es zulassen), durch Lektüre geschichtlicher Quellen, durch „Kolloquien", in denen unter sachkundiger Leitung nach sokratischer Methode ein reges Wechselspiel von Rede und Gegenrede, Frage und Antwort stattfindet. Solche Lehrweise verhütet eine bloße Extensivierung der Volksbildung auf Kosten

der Intensivierung. Gerade sie bietet Gelegenheit zu einer unmittelbaren und persönlichen Erfassung der einzelnen Mitglieder und gewährleistet in besonderer Weise deren Heranbildung zu geistigen Führern ihres Kreises. Die Wenigen sind es, welche auch hier die Wellen schlagen.

Vieles berechtigt zu der Erwartung, daß der Gedanke der Volkshochschulen künftig auch in Deutschland über den Umkreis des theoretischen Interesses sowie seiner bereits bestehenden Verwirklichung in Städten wie Görlitz, Leipzig und Detmold (Fürst Leopold-Akademie) weiteren Ausbau finden wird. Schon wurde vor einigen Monaten (21. September 1918) im Berliner Abgeordnetenhause von den geladenen Vertretern sämtlicher Volkshochschulbestrebungen in ganz Deutschland nahezu einstimmig eine deutsche Gesellschaft für Volkshochschulen ins Leben gerufen. Das lebhafte Echo und Interesse, welches diese Gründung fand, bietet eine verheißungsvolle Bürgschaft, daß auch auf diesem Gebiete die einheitliche Organisation alle bisher zerstreuten Kräfte sammeln und das gesamte Volksbildungswesen auf eine höhere Entwicklungsstufe heben wird.

Merežkowskij und Gorkij über Krieg und Revolution

von Elias Hurwicz

I

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie stark im russischen Wesen der religiöse Trieb verankert ist, dieser in allen Farben schillernde, bald sich, wie bei W. Ssolowjew, bis zur Helligkeit der Vernunft erhebende, bald aber (und zumeist), wie bei Tolstoi oder in der sozialistischen Bewegung Rußlands, gefühlsmäßig-moralisierende und praktisch ohnmächtige, bald, wie in der russischen Masse, nur dunkelungeklärte Trieb, — so würde die neueste Geistesproduktion Dmitrij Merežkowskijs (Vom Krieg zur Revolution. Ein unkriegerisches Tagebuch. München, Piper, 1918. Deutsch von Albert Zucker, i. e. Alexander Eliasberg) diesen Beweis erneut erbringen. In seinem, während des Krieges entstandenen „unkriegerischen Tagebuch" reflektieren sich die Hauptereignisse der Zeit, der Weltkrieg und die Revolution, im Spiegel einer von religiöser Sehnsucht erfüllten, auf alle Reize der Außenwelt religiös reagierenden Seele wieder.

Eine bunte Bilderreihe zieht an uns in dem Tagebuch vorüber: „Das unheilige Rußland", „Die kranke Schöne", „Ein Tagelöhner Christi", „Der Dichter des Ewig-Weiblichen", „Noch ein Schritt des nahenden

Pöbels", „Der Dekabrist Bulatow", „Die Dekabristen in den sechziger Jahren", „Von der religiösen Lüge des Nationalismus", „Die Judenfrage als eine russische Frage", „Wladimir Ssolowjew", „Tschaadajew", „Der Mörder der Schwäne", „Krieg und Religion", „Die beiden Islam", „Eisen und Glas", „Nachtigallen und Blut", „Den Geist dämpfet nicht", „Die Erfüllung der Kirche". Aber all diese Mannigfaltigkeit wird von einheitlichen Gedankenfäden zusammengehalten; und in ihr kehren nur — gleichsam in vielfältiger Weise — die künstlerischen und ideellen Grundzüge der früheren Werke des Dichters wieder: er bleibt auch hier visionär, und die vielen Namen, die vielen Menschen, die er anführt, sind ihm nur Verkörperungen bestimmter Grundgedanken, er errichtet gleichsam eine Ahnengalerie der Geisteskräfte, die ihm im Kriege und in der Revolution tätig zu sein scheinen oder die er als heilende Kräfte herbeisehnt, er bleibt ein Metaphysiker und Apokalyptiker, der mit Symbolen und Visionen operiert — und wie mußte in ihm der Apokalyptiker durch den Weltkrieg, der ja einen apokalyptischen Aspekt trägt, angeregt werden! Wie typisch ist aber wiederum für den russischen Geist diese apokalyptische Neigung, die sich so gut mit einer „vereinfachten" Auffassung großer geschichtlicher Prozesse verträgt! Sind nicht auch die russischen Bolschewiki, nach ihrer Art freilich, im tiefsten Grunde ihrer Seele Apokalyptiker, die den Evolutionsprozeß nur visionär und katastrophal empfinden, und entspringt nicht daraus ihre vereinfachte Geschichtsauffassung und ihre Ekstase?

Das tiefste Symbol der modernen Kultur und des Krieges erblickt Mereschkowskij in jener von Villiers de l'Isle Adam geschaffenen Legende vom „Mörder der Schwäne", in der geschildert wird, wie der berühmte Gelehrte Dr. Triboula Bonhommé, von dem Verlangen, den Schwanensang zu hören, beseelt, sich in einer Nacht an die Schwäne heranschleicht. „Wie angenehm ist es doch, Künstler zum Schaffen anzuspornen!", flüstert er verzückt. Furchtbare Schreie ausstoßend, stürzt er sich mitten unter die Schwäne. „Die eisernen Finger (er rüstet sich vorher mit Stahlhandschuhen aus) griffen fest zu und brachen einen schlanken Hals nach dem anderen. Die Seelen der Sterbenden stiegen als unsterblicher Gesang in den Himmel hinauf. Und der kluge Doktor lächelte ob dieser Empfindsamkeit und freute sich der Musik."

„Die Seele des modernen Spießbürgertums ist vernünftiger Wahnsinn, aufgeklärte Barbarei — das ist der Sinn dieser Legende," interpretiert Mereschkowskij. „Ein Luftschiff, das eine Bibliothek mit Bomben bewirft, ein Maschinengewehr, das eine antike Marmorstatue beschießt, eine zwanzigzöllige Haubitze, die einen Dom zerstört, das sind lauter Taten des berühmten Doktors, seine stählernen Finger, die den Schwänen

die Hälse brechen." Er polemisiert gegen Gorkij, der in seinen „Zwei Seelen" von der asiatischen, östlichen und der europäischen, westlichen Seele, von Religion und Wissenschaft spricht und die östliche Seele zugunsten der westlichen, die Religion zugunsten der Wissenschaft verwirft. „Woher kommt," fragt er, „die Katastrophe, wie sie die Welt noch niemals durchgemacht hat und die das Leben Europas erschüttert und vernichtet" (so nannte Gorkij den Weltkrieg): vom religiösen Osten oder vom „wissenschaftlichen" Westen? Nun, es ist doch wohl allen klar, daß die „Wissenschaft" ohne Religion, die halbe Wissenschaft die Welt nicht nur vor dieser Katastrophe nicht zu retten vermochte, sondern vielleicht auch die Hauptursache der Katastrophe war. Wenn die menschliche Vernunft behauptet, daß sie alles sei, daß im Menschen außer ihr nichts mehr stecke und daß er nichts mehr brauche, so wird die Vernunft Wahnsinn („Das unheilige Rußland"). In diesem Gedankenzusammenhang entringen sich ihm die feindlichen Äußerungen gegen Deutschland, das ihm offenbar die „aufgeklärte Barbarei" und den „Wahnsinn der Vernunft" verkörpert: „Wenn die Vernunft alles ist, wenn es im Menschen und in der Menschheit nichts außer der Vernunft gibt, so sind die Deutschen auch jetzt vernünftig, die ganze übrige Menschheit ist aber wahnsinnig. Aber die Behauptung, daß die Vernunft alles sei, ist der größte Wahnsinn. Es ist schrecklich, wenn ein gewöhnlicher Mensch rasend wird; um wieviel schrecklicher ist aber ‚ein wahnsinnig gewordener Kant', eine ‚rasende Vernunft'." „Die Deutschen sind metaphysisch geschult und in ihrer Metaphysik konsequent. Sie zogen aus dem Nationalismus den durchaus richtigen, aber von niemand noch gemachten Schluß: die Bejahung der Nation als eines Absoluten, die Bejahung der nationalen Wahrheit als der allmenschlichen. Der Schluß ist richtig, aber die Prämisse ist wahnsinnig. – Vielleicht irren wir auch, vielleicht ist das würdigste Ende der Weltgeschichte die Kaserne, und wenn auch in Gestalt einer sozialdemokratischen Republik, – die Menschheit kann aber ein solches Ende nicht hinnehmen; und wenn sie sich nicht retten kann, so ist es besser, wenn sie Selbstmord begeht: sie kann nicht auf einer so geschändeten Erde leben." Und darum müsse der Kampf bis ans Ende ausgefochten werden.

Deutschland erscheint ihm also nicht nur als Verkörperung der „aufgeklärten Barbarei", sondern auch der bloßen „Vernunft" und als Geburtsland des Protestantismus hat es auch die menschentrennende Kraft: den Idealismus in die Welt gebracht.

Sammlung des menschlichen Daseins, Allweltlichkeit, Allmenschlichkeit sind dagegen überall die Losungen Merežkowskijs. Und es ist merkwürdig zu sehen, wie er nicht nur an alle sozialen Erscheinungen

diese Ideale als Wertmaßstab anlegt, sondern sie als treibende Kräfte in den ihnen scheinbar entgegengesetzten Mißerscheinungen menschlichen Lebens selbst, vor allem in den Kriegen der alten und der neuen Zeit wiederfindet. „Große Eroberer, wie Timur und Dschingis-Chan," sagt er mit Dostojewskij („Großinquisitor"), „zogen wie Wetterwolken mit Wirbelsturm über die Erde, in dem Bestreben, die Welt zu erobern, und auch sie drückten, wenn auch unbewußt, dasselbe mächtige Bedürfnis der Menschheit nach der allgemeinen und weltumfassenden Vereinigung aus." Von diesem allweltlichen Standpunkte aus eröffnet sich ihm eine eigentümliche Entwicklungsgeschichte des Imperialismus: in der ersten Periode — von Assyrien bis Rom — zum Teil noch unbewußter Trieb zur Weltexpansion; die „pax romana" war der erste Versuch eines „Weltfriedens", der aber, da er nur auf äußerer Macht beruhte, scheitern mußte; in der zweiten: die Herrschaft der „katholischen" (d. h. allweltlichen) Kirche. Aber die Kirche selbst versucht in ihrem Schoße die Vermengung zweier unvereinbarer Prinzipien — des staatlichen und des kirchlichen. Darum erweist sich auch die zweite Vereinigung, der zweite Weltfriede, die „pax Dei", als wenig dauerhaft; die dritte Periode ist die große Französische Revolution und ihre unausbleibliche(!) Folge — das Napoleonische Kaiserreich, eine Wiedergeburt der alten römischen Einheit, mit der Devise: le reigne de la raison humaine als weltpolitischem Ziel; die vierte, in der Weltgeschichte aber noch nicht verwirklichte Periode ist der Sozialismus. Heute sehen wir nur seine Ohnmacht, die allweltliche Vereinigung herbeizuführen. Der Weltkrieg ist aber eine Fortsetzung der „Befreiungskriege gegen Napoleon". Die ihn tragende Kraft ist der Nationalismus, aber ein Nationalismus, der wiederum in einem unlöslichen Zusammenhang mit dem Imperialismus, diesmal mit dem bewußten, steht: „es gibt keinen Nationalismus ohne Imperialismus." Und hierin liegt auch „die religiöse Lüge des Nationalismus" beschlossen: er „bejaht heuchlerisch auch alle anderen Völker; in der Tat schließt er sie aber aus. Wenn die nationale Wahrheit aber absolut ist, so ist sie einzig und ausschließlich, denn es kann neben ihr nicht noch eine andere absolute Wahrheit geben," sagt er mit dankenswert rücksichtsloser Wahrhaftigkeit. Daraus erwächst aber mit organischer Notwendigkeit der Militarismus. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: der Nationalismus ist der Baum, der Militarismus die Frucht; der Nationalismus der Körper, der Militarismus die Seele." Aber der Imperialismus ist keineswegs eine deutsche Eigentümlichkeit — er ist eine alleuropäische Erscheinung: „bei allen Völkern Europas glimmt heute unter der Asche des Nationalismus das Feuer des Imperialismus. Der Unterschied ist nur quantitativ und nicht qualitativ," fügt er klug hinzu. Er geißelt denn auch die Nationalisten des eigenen Landes, die

alten, neuen (Rosanow) und neuesten, während des Krieges erstandenen Slawophilen (wie W. Ern und andere). Aber er bemerkt zugleich — und mit vollem Recht — daß die „allweltliche“ und allmenschliche, daß die kosmopolitische Gesinnung in keinem Lande so stark und verbreitet war und ist, wie in Rußland: „Der Kampf gegen den Nationalismus ist die Hauptaufgabe der russischen Intelligenz. Dieser Kampf ist wohl nirgends und niemals so unversöhnlich geführt worden wie bei uns. Von Tschaadajew bis Wladimir Ssolowjew ist das russische „Westlertum“, der Kampf gegen das Slawophilentum nichts anderes als Kampf gegen Nationalismus überhaupt. „Verflucht ist jedes Volkstum, das die Menschlichkeit aus sich ausschließt!“ — dieses Vermächtnis Bjelinskijs ist die Losung der ganzen russischen Gesellschaft.

Auf diesem Wege zur Allweltlichkeit errichtet er eine Reihe Denkmäler symbolischer Persönlichkeiten, die er der russischen politischen und Geistesgeschichte (wie früher in seinen „Ewigen Gefährten“ der allgemeinen) entnimmt, und die gleichsam die Einzeletappen des Weges zum Endziel oder die Einzelmomente des Endzustandes repräsentieren: „Der Dekabrist Bulatow“ — die politische; „Die Dekabristen der sechziger Jahre“ — die politische und soziale (Bauernemanzipation) Befreiung; Peter Tschaadajew, der in seinem berühmten „Philosophischen Schreiben“ mit hinreißender Beredsamkeit die Abspaltung Rußlands von der Gesamtmenschheit durch den Byzantinismus in Religion und Staatsverfassung dramatisch geschildert und beweint hat, der, wie kein anderer Russe und vielleicht auch Europäer, von „seinem Europa“ spricht, dessen Motto in all seinen Schriften, Briefen und in seinem Leben „Adveniat regnum tuum“ ist — die allweltliche Idee par excellence; Wladimir Ssolowjew aber — bereits die Fähigkeit der Einfühlung, der Durchdringung eines fremden nationalen Körpers mit seiner Seele nicht nur in ideeller, sondern in ganz realer Gestalt. „Wenn Ssolowjew für die Juden oder Polen eintrat, wurde er selbst zu einem Juden oder Polen (er „verjudete“, wie es die Unverständigen nannten, um ihn zu lästern); den Juden und Polen ist er wie ein Blutsverwandter, uns aber nach wie vor Russe, vielleicht noch mehr Russe, als er bis dahin war. Ebenso scheint auch Tolstoi den entferntesten und fremdesten Völkern als ihr Blutsverwandter. Diese Erscheinung ist nicht nur metaphysisch, sondern auch physiologisch. Ebenso wie es in den Blutkörperchen etwas gibt, was die gelbe Rasse von der weißen unterscheidet, so enthält vielleicht auch das Blut solcher Menschen Keime einer neuen Allmenschenrasse.“ Rührend ist es dabei zu sehen, wie der Dichter auch die menschlich-allzumenschlichen Schwächen dieser historischen und symbolischen Persönlichkeiten nicht verhehlt, ja hervorkehrt: die äußerliche Eitelkeit Tschaadajews, sein stundenlanges Toilettemachen, das eifersüchtige Wachen über

die Frequenz seiner jours fixes; er vergißt auch nicht daran zu erinnern, wie Turgenjew, dieser Dichter des „Ewig-Weiblichen", der ewigen Liebe, sich rühmte, in seiner Jugend bei einer Schiffskatastrophe die Frauen beruhigt zu haben, während es sich nach den neuesten Forschungen herausstellte, daß er sich unter fortwährendem Jammern: „Mourir si jeune!" zuerst zum Rettungsboot vordrängte usw. Aber in allen diesen subjektiven Zügen verrät sich nicht nur der Geschichtsforscher, der auch das Detail und das Anekdotische seiner Helden mit schildert, sondern gleichsam das Streben, durch die lebensvolle Irrationalität des Gegensatzes die objektive Größe der Ideen, deren Träger jene geschichtlichen Persönlichkeiten mit ihren menschlichen Schwächen waren, noch ins hellere Licht zu setzen.

Welche ist nun aber die letzte Etappe, die letzte Strecke auf dem Wege zum Endziele? Daß der Sozialismus sich dem Dichterauge als die neueste Etappe, aber nicht als die letzte darstellt, haben wir oben erwähnt. Er ist nur die vorläufig letzte Periode. Denn auch darin bekundet sich die sammelnde Tendenz der Geschichte, daß dieser Krieg der Persönlichkeit ein Ende macht. „Dieser Krieg bedeutet höchstwahrscheinlich das Ende der alten ‚spießbürgerlichen' Ordnung und den Anfang einer neuen, noch unbekannten. Das Ende des ‚Spießbürgertums' ist das Ende des Individualismus, der vermeintlichen, unreligiösen Bejahung der Persönlichkeit." Aber die „allweltliche Vereinigung", das Endziel, ist der Sozialismus wohl nicht: denn heute sehen wir nur seine Ohnmacht, diese Vereinigung herbeizuführen. Ist aber nicht vielleicht die regenerierte Kirche dazu imstande? Auf diese Frage gibt er uns eine gerade bei ihm bewundernswert offene verneinende Antwort: „Ebenso wie der Mensch nicht zweimal geboren wird, so kann er nicht zweimal in die Kirche eintreten. Wer sie einmal verlassen hat, der tritt in sie nie wieder ein. Die Menschheit ist aus der historischen Kirche ausgetreten. Man muß zugleich mit ihr aus dieser Kirche austreten, um in die weltumfassende Kirche der Zukunft zu kommen, um aus dem blutroten Abendlicht ins weiße Morgenlicht zu treten."

„Es ist aber ein schrecklicher Schritt. Nur denen, die niemals in der Kirche waren, erscheint er leicht und unblutig; aber jeder, der in der Kirche war, weiß, daß es den schwersten und blutigsten Riß in der Menschenseele bedeutet."

So entläßt der Dichter uns mit einem inneren Zwiespalt oder doch zumindest mit einer Frage. Und dies ist charakteristisch. Denn in seinem religiösen Suchen, seiner Geschichtsphilosophie, ja in seinem ganzen Schaffen spiegelt sich der Übergangscharakter unserer Zeit wieder. Und mitunter drängt sich uns die Frage auf: ob nicht auch die künstlerischen Grundtendenzen dieses Schaffens selbst — dieses Wiedererschaffen großer

geschichtlicher Epochen und Persönlichkeiten — nicht Etappen und Symbole auf dem doch unsicheren Wege der Zukunft, vielmehr das neidvolle Aufblicken einer bruchartigen, im schlimmsten Sinne eklektischen Epoche zu seelisch einheitlichen Perioden und ganzen Menschen der Vergangenheit ausdrücken?

2

Ganz anders als Merežkowskij ist Maxim Gorkij („Ein Jahr russischer Revolution." Leipzig und München 1918. Deutsch vom gleichen Übersetzer). Ihm fehlt vor allem die umfassende philosophische und historische Gelehrsamkeit des ersteren; und daher ist auch seine Geistesperspektive bedeutend enger; er ist dazu nicht ein Sprößling der oberen sozialen Schichten, sondern ein Sohn des Volkes im unmittelbarsten Sinne des Wortes; und wohl auch daher ist er positivistisch, nicht nur im negativen Sinne der Ablehnung jeglicher Metaphysik, sondern auch in der Freiheit von Skepsis, in der Kulturgläubigkeit. Die Kultur ist das A und O seines philosophischen oder doch politischen Glaubens. Hierin bekundet sich zweifellos auch der Einfluß seines fast bis zum Kriege andauernden Aufenthalts in Westeuropa. Er ist überhaupt bedeutend „westlicher" orientiert als Merežkowskij.

Auch die vorliegende Sammlung seiner Aufsätze (aus der von ihm geleiteten „Nowaja Žizn" — „Neues Leben" —) bietet die Form eines Tagebuchs dar. Aber die Eintragungen dieses Tagebuchs schweben nicht, wie bei Merežkowskij, über den Ereignissen, sie schweifen nicht in der ganzen Geschichte und Welt umher, sondern führen uns mitten in diese Ereignisse, mitten in das russische Leben und nur in das russische Leben hinein. Sie laufen vom 31. Mai 1917 bis zum 6. Juni 1918 fort, bilden also einen getreuen Spiegel der letzten Zeit der Kerenski-Periode und der Bolschewikiherrschaft und werden ein geschichtliches Dokument dieser Epoche bleiben.

Gleich einer der ersten Aufsätze handelt von Kultur: „‚Jeder Tag hat seine Sorge‘: das ist natürlich, das ist normal. Der heutige Tag hat aber zwei Sorgen: den Kampf der Parteien um die Macht, und den kulturellen Aufbau des Landes." Die Kultur bleibt für ihn der Maßstab auch der Politik, und es ist unrecht, wenn der Übersetzer in seinem Vorwort von der „rührenden Naivität" und Überschätzung spricht, mit der Gorkij von der Kultur handelt: für ein Land wie Rußland, das an einer Atrophie der Kultur und Hypertrophie der Politik leidet, ist Gorkijs Standpunkt nicht mehr als berechtigt. Aber auch diese geringe Kultur wird noch durch den Ausbruch revolutionärer Eigenschaften zerstört, und das Tagebuch ist voller Klagen über die Verwilderung der Presse, über

die Verwüstungen, die plündernde Bauern an den in der Stille russischer Landsitze aufgespeicherten wissenschaftlichen und künstlerischen Schätzen verüben. Der Vandalismus steigert sich vollends mit dem Aufkommen der Bolschewiki-Herrschaft und greift hier auf die primitivsten Voraussetzungen jeglichen Kulturlebens, auf die materielle Güterproduktion selbst über. Hier erscheint Gorkij als ein treuer Anhänger oder doch unabhängiger Gesinnungsgenosse der geschultesten und kultiviertesten russischen Sozialdemokraten, wie Plechanow oder Struve, die in ihrer Geschichtsphilosophie Rußlands der Industrie die Rolle einer primären historischen Triebkraft, der Landwirtschaft dagegen und dem Bauerntum nur die eines Hemmnisses zuweisen – im Gegensatz zu den Vätern aller russischen Revolutionsparteien, den Narodniki, und einer Strömung innerhalb der heutigen Partei der Sozialrevolutionäre. Die Bolschewiki werfen ihm „Verrat an der Sache des Proletariats" vor. Darauf antwortet er aber (10. Dezember 1917): „Ich glaube, daß ich einfach und verständig genug schreibe. Ich halte die Arbeiterklasse für einen mächtigen kulturellen Faktor in unserem finstern Bauernlande und wünsche dem russischen Arbeiter von ganzem Herzen eine quantitative und qualitative Entwicklung. Ich habe schon mehr als einmal gesagt, daß die Industrie eine der wichtigsten Grundlagen der Kultur ist, daß die Entwicklung der Industrie die Richtung des Landes und seine Europäisierung bedeutet . . ." Der Bolschewismus aber erscheint ihm als eine Entartung des Sozialismus selbst. Aus den zahlreichen Briefen, mit denen er, den das deutsche Vorwort mit Recht „das Gewissen Rußlands" nennt, überschüttet wird, zitiert er einen für diese Umwandlung der sozialistischen Methodologie höchst charakteristischen: „Wir pfeifen auf die Sozialisten! Der Sozialismus ist eine herrschaftliche Erfindung, wir Arbeiter sind Bolschewisten." Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er den Bolschewismus und die bolschewistische Revolution wiederholt für echt russische Pflanzen erklärt: „Für den Hauptschuldigen am Drama halte ich weder die Leninleute, noch die Deutschen, noch die Lockspitzel und obskuren Gegenrevolutionäre, sondern einen schlimmeren und mächtigeren Feind – unsere schwere allrussische Dummheit." „Besonderes Mißtrauen habe ich, wenn ich den Russen am Ruder sehe: der Sklave von gestern wird zum zügellosesten Despoten, sobald er die Möglichkeit hat, Herr über seinen Nächsten zu sein." „Nein, in diesem Ausbruch zoologischer Instinkte sehe ich keine Elemente einer sozialen Revolution. Es ist nur eine typisch russische Rebellion, ganz ohne Mitwirkung sozialistischen Geistes, ohne sozialistische Psychologie." Und er gibt auch eine realistische Erklärung hierzu: „Der verdammte Krieg hat Zehntausende der besten Arbeiter getötet und sie in den Werkstätten durch Leute ersetzt, die zur ‚Munition' gegangen

sind, nur um sich der Wehrpflicht zu entziehen. Es sind politisch unreife Menschen, denen die Psyche des Proletariats und das dem echten Proletarier innewohnende Bestreben, eine neue Kultur zu schaffen, fremd sind. Sie sind nur von dem einen spießbürgerlichen Wunsche beseelt, um jeden Preis und so bald als möglich ein persönliches Wohlleben zu erringen. Diese Menschen sind organisch unfähig, die Ideen des reinen Sozialismus aufzunehmen und im Leben zu verwirklichen." (6. Dezember.) Diese Erklärung erfährt in der Wirklichkeit der nachfolgenden Zeit eine glänzende Bestätigung: „In den Fabriken und Werken beginnt schon ein wütender Kampf zwischen den ungelernten und den qualifizierten Arbeitern: die Ungelernten behaupten schon, daß die Schlosser, Dreher, Gießer usw. ‚Bourgeois' seien." (19. Dezember). Er zitiert den Brief eines Arbeiters an ihn: „Ich fürchte, daß der Tag nicht mehr ferne ist, wo die Massen, die im Bolschewismus keine Befriedigung gefunden haben, jeden Glauben an eine bessere Zukunft und an den Sozialismus verlieren und ihre Blicke wieder in die finstere Vergangenheit richten und sich dem Monarchismus zuwenden. Dann ist aber der Kampf für die Befreiung der Völker für Jahrhunderte hinaus unmöglich gemacht."

Aber der Vielgeprüfte und Vielbefehdete wird auch von der anderen Seite angegriffen. Muß er sich mit dem Bolschewismus der Stadtarbeiter herumschlagen, weil dieser ihm eine Entartung des Sozialismus bedeutet, so erschien ihm ja das Bauerntum in der sozialen Dynamik Rußlands als eine rückwärtige, atavistische Kraft. Er wird nun „mit wütenden Vorwürfen", daß er „das Volk hasse", überschüttet. Diesen Vorwürfen kann er aber jetzt eine Reihe tatsächlicher Argumente entgegenhalten, in denen jene geschichtstheoretische Ansicht ihre Rechtfertigung findet: „Ich muß offen gestehen, daß die Leute, die so viel von ihrer Liebe zum Volke sprechen, in mir immer Argwohn und Mißtrauen wecken. Ich frage mich, ich frage sie, ob sie tatsächlich jene Bauern lieben, die sich mit Schnaps betrinken und ihre schwangeren Frauen mit den Füßen in den Bauch stoßen? Die Bauern, die Millionen von Zentnern Getreide zur Herstellung von hausgemachtem Schnaps verbrauchen und die, die in sie verliebt sind (das heißt Ideologen des Bauerntums. E. H.), Hungers sterben lassen? Die Bauern, die viele Tausende von Zentnern Korn verfaulen lassen, statt es den Hungernden zu geben? Die Bauern, die einander bei lebendigem Leibe in die Erde vergraben, die ihre Verbrecher auf offener Straße umbringen und mit Hochgenuß zusehen, wie ein Mensch totgeprügelt oder im Flusse ertränkt wird? Die Bauern, die gestohlenes Brot zu zehn Rubel das Pfund verkaufen?" (Ende Mai 1918.)

Zwischen aller dieser Politik und Polemik verrät sich aber auch der große Künstler in einer Reihe meisterhaft entworfener, plastischer Szenen:

hungernde Kinder, die an einer Hausmauer spielen und die vorübergehende abgemagerte Katze bemitleiden; geheim und verschämt, in dunklen und leeren Abendstraßen bettelnde Offiziere; bessere Zeitungsverkäuferinnen, denen der vorübergehende Mann begehrliche Blicke zuwirft; bis zur Unkenntlichkeit entstellte Kranker...

Mitten in all diesem Elend findet er den einzigen Trost in dem dialektischen Gedanken, daß es sein Extrem erreicht und daher nur einer besseren Zukunft Platz machen könne:

„Für uns Russen ist offenbar der Zeitpunkt gekommen, bis in die tiefste Tiefe unserer Seele zu erbeben, den seit Jahrhunderten aufgespeicherten Schmutz des Daseins von uns abzuwaschen und unsere slawische Trägheit zu töten. Laßt uns glauben, daß die, die im Chaos und im Sturme nicht zugrundegehen, stark werden und in sich eine unbezwingliche Widerstandskraft gegen die alten, tierischen Prinzipien des Lebens erziehen werden" (Weihnachten).

Georg Simmel

Ein Nachruf von Karl Joël

Als Sokrates den Todesspruch empfangen, da steigt ihm in Platos Erzählung als ein großes Vielleicht das Bild des Paradieses auf, und er denkt es sich als ewige Gespräche mit andern Weisheitsuchern der Vorzeit. Wenn nun einer, der von Gesprächen mit einem Geiste wie Georg Simmel noch Unendliches erhoffte, von Gesprächen, in denen er gewohnt war, sein Eigenstes und Letztes zu bekennen und das Tiefste alles Menschlichen aufzurühren, wenn einer, der wohl seines Lebens beste Stunden kostete bei solchen Gesprächen in Simmels durchgeistigtem Heim in Westend oder auf der Wanderung mit ihm im Weimarer Goethepark, am nordischen Meer, auf den Sonnenhügeln von Florenz oder auf der Fahrt vom seligen Torcello, wenn durch die milchweiche, im Abendschein sich purpurn färbende Flut die Barke lautlos dahinglitt unter Glockenton zu Venedigs Toteninsel, — wenn ein solcher aus solchen unverlöschlichen Eindrücken über den geschiedenen Freund hier schreiben soll, dann ist es, als ob er ein Stück seines persönlichsten Erlebens sich mit blutenden Fasern aus dem Herzen reißen und vor aller Augen zur Schau stellen solle. Ich kann nicht seinen Lebenslauf nach äußeren Daten schildern und mit sauberem Griffel sein Geistesbild zeichnen, der Reihe nach dazu seine Bücher aufschlagend —

Ich will zurückschauen und sehe ihn vor mir zuerst wohl vor einem Vierteljahrhundert als den unendlich klugen, geistig elastischen Weltmenschen, den scharfgeprägten Aufklärerkopf, der dem aus der kleinen Bergstadt mit idealistischen Traditionen herkommenden Halbträumer, der so verschieden war und blieb, als die verkörperte Modernität erschien und als die reinste Vergeistigung Berlins — war er doch auch in dessen heißestem Zentrum und Verkehrsbrennpunkt, Ecke Leipziger- und Friedrichstraße, geboren! Und wirklich das ganze Vibrieren menschlichen Verkehrslebens, die ganze Wandelfülle sozialer Beziehungen spiegelte sich gleichsam in seinem Kopfe und spielte da wie unter tausend schillernden Lichtern in einem unendlich feinmaschigen und beweglich schwingenden Netz von Nervenbahnen. Es war ja auch damals insgesamt die Blütezeit der sozialen Fragen, in denen der Wirtschaftskampf zu ethischen Reformen menschlicher Organisation hindrängte. Moral, Gesellschaft und Wirtschaft bebeherrschten das Interesse der Zeit, das auch im Eifer der Forschung niederschlug. Die Naturwissenschaft hatte das Rektorat an die Sozialwissenschaft abgegeben, und der Tisch der Zeit füllte sich mit Schriften über Ethik, über die in einem Semester zugleich sechs Dozenten der Berliner Universität lasen, darunter Simmel. Damals, im Anfang der neunziger Jahre, erschienen seine tief einschlagende Schrift über „soziale Differenzierung“, seine „Probleme der Geschichtsphilosophie“, seine zweibändige „Einleitung in die Moralwissenschaft“, insgesamt ein weitschichtiger Untersuchungskomplex, den er zum Teil erst nachträglich vor zehn Jahren in seiner „Soziologie“ zum Abschluß gebracht.

Aber schon damals griff er die Dinge anders an als der gewöhnliche Zeitgeist, der sie seiner empfänglichen Seele zutrug. Damals, im Triumphieren der Stoffe und Massen, der objektiven Gegebenheiten, der „ehernen Gesetze“, der Mechanismen und Spezialismen, drang dieser bohrende Geist durch alle gegebenen konkreten Massen zu den Grundbegriffen, durch alle äußeren Stoffe zu den inneren Formen; damals schon löste dieser tief undogmatische Geist alle starren Substanzen in fließende Funktion, sah er auch die Menschen so wenig als Massen wie als Einzelwesen, sondern in ihren Beziehungen und Wechselwirkungen, sah er auch dieses ganze soziale, moralische und geschichtliche Leben nicht mit dem Registrierapparat, sondern mit dem Einblick des Psychologen, und so verstand er auch die Soziologie nicht als ein „Gebiet“, eine Stoffablagerungsstätte, sondern als eine Methode, einen Aspekt, eine formale Einstellung der Betrachtung auf die soziale Wechselwirkung. Und in all diesen formalmethodischen, funktionalen, relativen, psychologischen Richtungen ging er mit den fortschrittlichsten Geistestrieben der Zeit, ging er ihnen feinspürig voraus, bis man ihn nicht mehr verstand. Weil er als psychologischer Kritiker, als

sezierender Analytiker, der sich schon mit einer Frühschrift an Kantischer Schärfe gestählt und noch später Kant mehr als analytischen Aufklärer verstand, alles Dogmatische und Absolute in Relatives auflöste, fand man ihn „destruktiv" und sah nicht, daß er gar nicht die Auflösung suchte, sondern die Beziehung, daß er nicht sezierte, um zu zersetzen, daß sein scharfer Blick nur die äußere Haut der Dinge durchstach, nicht um auf die massige Leiblichkeit und die statutarischen Knochen zu stoßen, sondern um das Nervengeflecht, das eben lebendig vibrierende eigentliche Funktionselement aufzuspüren. Und er sah da gerade kein mechanisches Mosaik, sondern immer mehr die Wechselfülle im Spiel der Gewebe, bis sie, die von ihm aufgefädelten, vor seinem Auge eigenes Leben bekamen, sich entfalteten, sich verästelten und verzweigten, dabei im steten „Differenzieren" immer höher „übergreifend" und sich „aufgipfelnd". Er sah dieses beweglich aufsteigende Netz der „Beziehungen" nicht nur zwischen den Menschen, er sah es mehr und mehr zwischen allen Dingen, ja allen Begriffen, und die Macht der Beziehung wuchs ihm vom Einzelnen und Äußerlichen ins Geistigste und Allgemeinste, die Beziehung wuchs ihm zur allumfassenden Weltmacht, und er ward recht eigentlich der Philosoph der Relativität. Wahrlich, er verstand es, aus der rauschenden, betäubenden Musik der Zeit die Dominante herauszuhören, und er wurde in der beziehungsreichsten aller Zeiten ihr typischer Denker. Selber vom lautesten Grundinteresse der Zeit, vom ökonomischen ausgehend, vernahm er aus allem Lärm des Marktes den durchklingenden Ton, und das rollende Geld ward ihm zum Symbol des Weltaustausches, der Wechselbeziehung überhaupt. Seine schwer verstandene „Philosophie des Geldes" bot eben eine Weltanschauung, bot die konsequenteste Lehre des modernen Relativismus und darin eine unbewußte Erneuerung des antiken Relativismus, der einst im wundertiefen Heraklit sprach: das Weltwesen wandelt sich in alle Dinge und nimmt sie in sich zurück, wie Gold sich in Waren austauscht und Ware wieder in Gold. Doch Simmels Relativismus war erst der absolute, gerade weil er kein Absolutes, kein Weltwesen damals mehr suchte, war erst der moderne, weil er das Relative wie die Geldwirtschaft über das bloße Tauschmittel hinaus noch sich selber leben, sich selber steigern ließ.

Und doch war gerade darum etwas in ihm, das sich selbst nicht genugen konnte, das schon die Zeit so wenig zur Ruhe kommen ließ und noch weniger ihren Denker. Wer ihn nur äußerlich sah und hörte, mochte an ihm besonders stark das Grundsymptom der Zeit bemerken, eine nervöse Rastlosigkeit, die als ständig erregtes Gestenspiel auf dem Katheder arbeitete, ein überbewegliches Suchen und Ausgreifen, das man um so weniger verstand, weil es so unzeitgemäß, so unmateriell in lauter Ab-

straktionen sich entfaltete. Nicht nur der Mann der Praxis und der Tatsachen, auch der Mann der Dogmen, Schulen und Richtungen fand da nichts zu greifen, nichts einzuschachteln und einzusacken, nicht einmal Thesen, ja nicht einmal Anmerkungen, und in den beständigen Biegungen, Brechungen, Verschlingungen des Simmelschen Stils in Wort und Schrift mußte Banausen wie Ästheten der Atem ausgehen. Schien es doch oft ein graues Gespinst ohne Anfang und Ende, ohne Grund und Ziel, ohne Gehalt und Gestalt. Wer aber näherzukommen fähig und gewillt war, der sah Gold leuchten in diesem Gespinst, der sah das zuckende Leben des Geistes in diesem unendlich sich fortspinnenden Gewebe, das da in der Verstrickung der Perioden erstaunlich anschmiegsamen Ausdruck fand, der sah das Denken selber in Aktion, das Simmel in der Erregtheit seiner Gesten den Hörern gleichsam vorlebte. Und sie fühlten sich hineingerissen in die Gedankenarbeit und für die Mühe des ansteigenden Folgens reichlich belohnt durch edelsten Geistesgenuß, innerlich gelöst, geklärt, gehoben, und so war ihm, der am wenigsten ein „Lehrer" war, sofern er nichts schwarz auf weiß nach Hause tragen ließ, ein Lehrerfolg wie nur wenigen beschieden, und die Hörer strömten zu Hunderten ihm zu (in einem Kantkolleg bis zu 1100), und seine Wirkung war so einprägsam, daß man mit Verblüffung noch vielen jungen Intellektuellen begegnet, in denen seine Denk- und Sprechweise, sein Ton und sein Gestus gar treulich nachklingen, bisweilen bis zum gespenstischen Echo. Atemlos lauschte ihm die geisthungrige Jugend, lauschten ihm selbst spätere Führer der russischen Revolution und noch manche Kriegerscharen hinter der Front. Die Luft schien geistgeladen im Auditorium und zitterte schwer von Stimmung bei den Sprechpausen, in denen der Gedanke abklang und ausfloß. In der reinen Form und Bewegung des Denkens ward alles Stoffliche aufgesogen, und alles spann sich fort als eine Gedankenlinie auf einer Fläche in unendlicher Kurve, die alle Dogmen und Daten verschlang. Was sollten in solcher Denkentladung noch Lehrsätze, Beweise und Anmerkungen? In diesem Kopfe, der nichts vom Schuldenker hatte, weil er ganz ein Zeitdenker war, lebte das Denken als ein Naturprozeß, der nicht nur seine Arbeit, der sein Leben durchdrang, ja selbst seinen Traum, und der noch das Kleinste und Einfachste der Tagesgeschäfte in die Komplexion der Begriffe zog. In diesem vielleicht sokratischsten Geiste der Gegenwart arbeitete das Denken als reine Funktion, und es war in solchem freien Walten des dialektischen Triebes, als ob in ihm schließlich das Denken sich selber liebte, sich selber fortzeugte über den Denker hinaus.

Und wieder verstand man ihn nicht; denn die Bequemen, Befriedigten und Geordneten sahen in seiner Dialektik mehr die Freude am Para-

doxen und Komplizierten, mehr ein Schnörkelspiel geistiger Arabesken, und wenn man früher einen „destruktiven" Geist in ihm witterte, so fand man ihn jetzt „artistisch". Wirklich war in seiner Dialektik ein Spiel, weil in ihm eine Kunst war, und wirklich hatte sich die Sonde dieses sinnenden Geistes immer mehr zur Feinheit ausgebildet und versenkte sich auch immer liebevoller ins Zarte und Künstlerische. Wieder ging er mit den innersten Trieben der Zeit und ging innerlicher über sie hinaus, ging mit ihrer ästhetischen Sehnsucht, die sich präraffaelitisch und gotisch und orientalisch und romantisch und dionysisch, kurz in allen Richtungen, nur nicht gerade klassisch zu stilisieren strebte. Nun pflegte er als fruchtbarer, feinster Essayist die kleine Form und kostete mit Kennerblick verborgene Antiquitätenwerte; aber was den modernen Ästheten schon sättigte, das war für diesen Vorläufer aller Modernität nur ein Signal, nur ein Hebel zu höherer Fahrt. Die zarteste Linie einer japanischen Statuette genoß er um so tiefer, weil er sie zum Weltsymbol ausdeutete; in allem Farbenspiel der Erscheinungen schaute er jetzt mit George den „Teppich des Lebens", und noch hinter Nietzsches bacchantisch ausbrechenden Vordergrundsgesten schaute er zuerst die strenge Seele des Moralisten. Ihm galt es ja gerade hinter allem Stil den Sinn, hinter dem Kleinsten das Wertvolle, hinter dem Einzelnen die Fülle der Beziehungen aufzudecken. Wohl blieb er Relativist; doch immer mehr wuchs ihm die Beziehung aus äußeren Einzelheiten zu einer solchen zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, zwischen Äußerem und Innerem, ja zur inneren Brücke zwischen Ich und Du, die ihm nun im menschlichen und historischen Verstehen auch ohne materielle Medien ineinanderklangen.

Ernster und ernster ward die Zeit; der tanzende Satyr flüchtete vor den Wolken, die düster heraufzogen, und der Ästhet erschauerte vor den Ahnungen mystischer Spekulation. Reifer und reifer schritt der Denker der Zeit voran. Statt der kritischen Sonde griff er nun zum Senkblei, und aus der Schärfe wandelte sich sein Geist durch die Feinheit zur Tiefe. Die Kunst verinnerlichte sich ihm mehr und mehr zum Ausdruck des geistigen Gehalts und des wahren Wesens. Die Wahrheit selber, die ihm lange im pragmatischen Zirkel gaukelte als ein in sich selbst zurücklaufendes Wechselspiel von Beziehungen, bekam nun einen absoluten Unterton und volleren Wert, Sinn und Gehalt, und in aller Bewegtheit des Relativen offenbarte sich nun erst ein zauberisches Grundwesen: das Leben. Mit den besten Denkern der Zeit ward Simmel der unermüdliche, der immer eindringlicher rufende Künder des Lebens. Nun fanden sozusagen all jene verbalen und adverbialen Funktionen erst ihr Subjekt, erst die Kraft und Quelle ihrer Bewegung, und all jene Wandelfülle der Beziehungen tat sich nun auf als die Entfaltung des Lebens. Nun offen=

barten sich ihm auch die neueren großen Zeitdenker Schopenhauer und Nietzsche als die Erfasser des Lebens in seinem Abschwung und seinem Aufschwung; nun endlich entdeckte er die wahrhaft modernen Künstler im Gegensatz zur romanischen Renaissance und noch mehr zur Antike als die monumentalen Veranschaulicher des Lebens: einen Rodin und noch größer einen Goethe und vielleicht noch tiefer einen Rembrandt.

Menschen griff er heraus, Einzelne, Erzpersönliche und schaute durch alle Schleier der Menschlichkeit und Leiblichkeit ihr Geistiges, ihre innere Gestalt, ihre „Idee". Wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtete er sie, bis ihr Welttypus, ihr ewiger Sinn hervortrat und sie zum Bild des Alllebens wurden, ohne daß doch ihre Persönlichkeit sich verflüchtigte. Nein, gerade das Auswachsen des Individuellen zum Kosmischen und überhaupt das Ausbalanzieren tiefster Gegensätze zur inneren Harmonie hat er in Goethe als das große Wunder des Lebens, als seine Selbstoffenbarung vorgeführt. Und welchen Geistesweg hatte er dabei selber zurückgelegt zwischen seinen Sternen, wie er sie schaute, vom Kritiker Kant zum Lebensgestalter Goethe! Dennoch blieb er derselbe: der Sucher unendlicher Beziehung in unendlicher Bewegung. Das große Strömen des Lebens, das seine Gegensätze zur Entwicklung verschlingt, hatte er in die Seele gesogen und, an Rembrandt illustriert, zugleich als das „Urphänomen" seines Wesens, seiner Zeit und seiner Zone verstanden im Unterschied zur romanischen Renaissance, die objektiv ausgeformte Gestalten zu Bewunderung und Andacht dem Beschauer gegenüberstellt. Ja, die Seele der Zeit lebte in Simmel, ihr großes Werden, ihr tiefer Entwicklungsdrang, der eben in seinem Rembrandt wie im Relativitätsprinzip moderner Physik schließlich alle massive Form überwindet und das Räumliche zugleich ins Zeitliche einschmilzt.

Ernster noch ward die Zeit, tiefer und tiefer rang ihr Denker, tiefer und tiefer fühlte er das Leben als Mysterium, fühlte er es über sich selbst hinausrauschen zur Transzendenz. Immer reiner, geklärter schälte sich sein eigenes geistiges Wesen heraus, das immer gründlicher alles Kleinliche, Skeptische, Spielerische abtat; immer wärmer ward sein Ton, immer durchseelter seine Sprache, immer deutlicher, eindringlicher sprach er wie aus tiefer Verantwortung, immer schwerer glühend lag die Stimmung auf seinem Auditorium und immer ernster drängte er, als wüßte er, daß seine Stunde bald tief, zum „Letzten", zum „Wesentlichen" des Lebens, immer positiver rang er sich aus der Kritik ins „Metaphysische", und immer höher streckte der Relativist dem Absoluten die Arme entgegen in einer Sehnsuchtsglut, als vernehme er ferne Glockentöne –

War's eine Bekehrung? Nein, er blieb in seiner Geisteskurve, die nur immer höher strebte, suchend, nicht fassend, spannend, nicht bauend. Die

Macht der „Beziehung" waltete fort; aber sie vertiefte sich mehr und mehr zum inneren Gegensatz, und brach auf als „Konflikt", als „Krisis", ja als „Tragik" der modernen Kultur, in der ihm die Mittel über ihre Zwecke, die Sachen und Werke über die bildenden Kräfte Herr zu werden und wiederum der schaffende Werdensdrang des Lebens alle Formen zu sprengen drohte. Und endlich der Weltkrieg, der als der Zerstörer der „Idee Europa", als der drohende Weltuntergang der Kultur ihn bis ins innerste Mark erschütterte, diesen wahrhaft europäischen Geist. Brach er nun zusammen unter der Übermacht des Geschehens, unter dem Rasen äußerer Gewalten? Nein, jetzt gerade aus der weltstädtischen Heimat und Wirkensstätte ins späte Ordinariat nach Straßburg berufen, wo ihm der Donner des Weltbebens noch näher, noch schwerer ins Ohr dröhnte, ahnte er doch die „mysteriöse Innenseite" dieses Krieges, erkannte er ihn als Erzieher, der die Mammonisten, Spezialisten und Ästheten endlich einmal vor eine „absolute Situation" stellte, als einen gewaltigen „Schmelztiegel", in den das alte Deutschland geworfen war zu „innerer Wandlung", ja als das Herausringen eines „neuen Menschen". So ward die Krisis der Geschichte ihm zur „Krisis der Kultur", zur Krisis Deutschlands, dessen Geist in der Sehnsucht nach dem Gegensatz eine tiefe „Dialektik" in sich trage, ja zur Krisis der eigenen Seele, und in jener höchsten Tragik, die ihren Trost in sich selber trägt, erschloß sich ihm die Krisis als das Wesen und die Kraft des Lebens selber, des ewig wandelbaren, ewig ringenden und im Ringen eben schöpferischen. In blutschweren Kampfeszeiten sprach er den Hörern vom Tode, sprach er aber auch gar herrlich von der Liebe, von Goethes Liebe und vom Eros Platons, wie er ihn kündet im goldenen Symposion, das mir so sonderbar verhakt scheint mit dem Todesdrama des Phädo. Und wie von innerer Ahnung getrieben sprach er vom Tode wie vom näherkommenden, grüßenden Bruder des Lebens, mit dem er ihn wieder bei Rembrandt zu inniger Einheit verflochten fand. Und er sprach von der Liebe, wie von dem inneren Lebensglück durchleuchtet, das er ein Menschenalter lang in häuslicher und geistiger Gemeinschaft genossen, sprach von der Liebe zu seinem Volke, die er nun so tief empfand, daß er, der Denker, alle Gründe dafür fernhalten wollte, und zugleich fühlte er sich getragen von der Liebe zu seiner Zeit, deren Geistesringen er wie kaum einer durchlebt und als sein eigenstes Wesen zu vollendetem Ausdruck gebracht, und endlich ergab er sich in aller Tragik seines letzten Erlebens doch, mit Geschick und Welt versöhnt, dem amor fati — und wahrlich, er durfte es, der seine Bestimmung erfüllt, dessen ganzes Lebens Faustisches Streben war, eine wahre Katharsis des Geistes bis zur Verklärung.

***

Politische Chronik / von Junius

I

Die graue Öde des ungewissen Zustandes dauert weiter. Die großen, schweren, trächtigen Begriffe des Sozialismus und der Demokratie, die in den Klappermühlen der Öffentlichkeit enthülst und entseelt werden, scheinen ihre Suggestivkraft verloren zu haben; nirgends, nirgends leuchtet aus dem dunkeln Gewimmel der Wollenden und Meinenden der cäsarische Kopf auf, der dem gräßlichen Wirrwarr ein Ende bereiten und die Monotonie des Chaos erwürgen könnte.

Das ist die zweite, die bolschewistisch gefärbte Phase unserer deutschen Revolution. Während ich dies notiere, am 10. Januar, ist der Ausgang des Kampfes zwischen den Kommunisten und den Anhängern der Ordnungspartei, in die Demokraten, Sozialisten und auch schon gegenrevolutionär empfindende Elemente der Bürgerschaft eingeschmolzen sind, noch ganz unsicher; doch rückt der Zeiger nach rechts und scheint der Terror in die Defensive gedrängt zu sein.

Die Hoffnung also, daß die Wahlen zur Nationalversammlung werden stattfinden können, belebt sich, doch werden sie, was weniger erfreulich ist, durch den Mangel an Persönlichkeiten und scharf geschnittenen Charakterköpfen gekennzeichnet sein, der früher unsern Parlamenten den Stempel gab und jetzt die deutsche Revolution so unsagbar unpersönlich, sachlich, nüchtern und materiell macht. Diese Feststellung nimmt ihr den Zauber, der sonst mit der Überwindung eines überlebten Systems verknüpft zu sein pflegte. Der Geist, der doch auch bei uns in tausend Lichtern sprüht, läuft buchmäßig verhärtet, oder höchstens zu mäßiger Essayform pragmatisiert, nebenher; kein Woller großen Stils trat bisher auf den Plan, kein Sprecher mit der Allgewalt der Rede im Köcher, kein in Kraft und Güte leuchtender Kopf, der die Gläubigen zu einer Gemeinde der Liebe und des Vertrauens schmiedet. Ich erkläre mir das daraus, daß wir Deutsche angehalten wurden, die Gemeinschaftsprobleme mit kältester, mit mechanischer Sachlichkeit zu behandeln, und daß der Sozialismus ausschließlich unter dem Gesichtspunkt proletarischer Massenbeglückung und Wahlstimmenwerbung betrachtet und ‚verschlissen‘ wurde. Er hat schließlich eine Form angenommen, wodurch das stärkste und folgenreichste europäische Erlebnis, das mit der Renaissance und der Reformation anhob, ausgelöscht und die Geburt des Individuums aufgehoben werden soll.

Es gibt in diesem Zusammenhange nichts Charakteristischeres als das System der Listenwahl. Die Persönlichkeit des Volksvertreters gilt nichts; die Partei stellt eine Liste meist sehr gleichgültiger, meist sogar ärgerlich anonymer Namen auf, und mir bleibt als Wähler nichts anderes übrig,

ls mich für eine dieser an sich gleichgültigen, das heißt abstrakten Listen
u entscheiden. Was darf man von einer auf solche Weise zustande ge-
ommenen Nationalversammlung erhoffen? Vor vielen Jahren schon hat
ord Salisbury geklagt, der Persönlichkeitswert der englischen Unterhaus-
nitglieder gehe stark zurück; die politische Arbeit vollziehe sich im Dunkel
er Ausschüsse; das Abstraktum der Partei und das konkrete Gewicht
es Parteiinteresses gewönnen die Oberhand; die Parteibürokratie werde
naßgebend. Mit der Entwicklung zur Demokratie, zur Politik der Masse
urch die Masse und für die Masse, scheinen überall ähnliche Verhält-
isse sich einzustellen; aber in England wenigstens hat die lange parla-
nentarische Überlieferung zur Bildung eines politischen Typus geführt,
em Geist, Charakter und gehämmerter Wille das Gepräge geben. Bal-
our, Grey, Lloyd George, die Cecils, Asquith, Sir John Simon,
Milner, McKenna, Macdonald, Henderson und manche andre repräsen-
eren ihn immerhin sehr anständig. Wir stehen am Anfang solcher Ent-
icklung, der parlamentarische Boden ist kaum mehr als extensiv gepflügt.
ür aristokratische Naturen, die sich gedrängt fühlen, das Parlament als
errschaftsinstrument und die Massenversammlung als Piedestal zu benutzen,
üßte also der Augenblick gekommen sein: nun schnüren ihnen die fatalen
sten alle Möglichkeiten ab, und so stellt sich die zukünftige deutsche
emokratie von vornherein als Weg zu einer Maschinerie dar, die Per-
nlichkeitswerte als gleichgültig zermalmt. Ich betrachte darum die
stenwahl als ein Unglück und möchte hoffen, daß die Nationalversamm-
ng sie aus der Verfassung des Deutschen Reiches wieder hinauswirft.

2

Das englische Vorbild hat uns durch Mißbrauch unberechenbaren
Schaden zugefügt. Wir haben den Ursprung und den Sinn des
itischen Imperialismus verkannt. Wir haben mit unzulänglichen Kräften
ıd ohne innere Nötigung die kolonisatorische Weltmission Englands, die
tsächlich auch hohe universelle Werte erzeugt hat, für unsern Hausgebrauch
recht zu stutzen versucht, und haben doch nicht gesehen, wodurch allein dieses
nd und dieses Volk unsere Vorbilder sein konnten und — sein können.
Stets habe ich auf das siebenzehnte Jahrhundert in England mit Be-
underung und geheimem Neid geblickt. Die Art, wie damals der dy-
stische Absolutismus erdrosselt und die Herrschaft der parlamentarischen
ligarchie begründet wurde, ist heute ziemlich gleichgültig; aber was nie-
als gleichgültig sein darf, ist die Grundtendenz jener Kämpfe: sie haben
einem richtigen Rangverhältnis zwischen Individuum und Staat ge-
hrt. Das Individuum siegte, der Mensch in seinem Willen zu sich
letztem Trieb und oberstem Werte. Heißt das, der politische Indivi-

dualist habe kein soziales Gewissen und keine Staatsgesinnung? Durch den Unsinn dieser Deutung hat man ganze Generationen bei uns politisch verkrüppelt. Gerade der gründlichste politische Individualist, der Engländer also, hat im gegebenen kritischen Augenblick die stärkste, die handfesteste Staatsgesinnung, die auf diesem Globus irgendwo zu finden ist; aber sie wirkt als etwas Selbstverständliches in ihm und hat zur Belebung den Apparat Hegelscher Staatsvergottung nicht nötig. Umgekehrt hatte unsre vielgepriesene Staatsallmacht, die jeden bürokratischen Mißbrauch und jede beamtliche Überhebung rechtfertigte, ein automatisch auf jeden Druck von außen reagierendes Nationalgefühl von spontaner Gewalt bis auf diesen Tag nicht zu erzeugen vermocht, trotz höchster Beweise nationaler Opferwilligkeit, die wir erlebt haben. Ich kann mir diesen Mangel nur so erklären, daß unserer Staatsgesinnung die Freiwilligkeit abgeht, daß sie durch unermüdliches, daher abstumpfendes Anpreisen und Aufnötigen um alle Spontaneität gebracht wurde.

Gerade dieser Krieg hat den politischen Individualisten als den stärksten und erfolgreichsten Nationalisten erwiesen. Wir wollen diese Lehre nicht vergessen. Seine Seele ist, je nach den Notwendigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung, der Anpassung und der Erweiterung fähig, und es ist ganz unpsychologisch und unhistorisch, anzunehmen, sein Gewissen sei nach der sozialen Seite hin nicht empfänglich. Wogegen sich der Individualist mit Händen und Füßen sträubt, ist die Mechanisierung des sozialen Gewissens und die Verpflichtung zur Untertänigkeit unter den Staatsapparat, der sich anmaßt, ohne die unerschöpflichen Hilfsmittel und Hilfskräfte der individuellen Regsamkeit und Initiative den Rahmen für ein kulturell erträgliches Dasein zu schaffen und zu erhalten. Wo die Selbsthilfe nicht ausreicht, um im Wirtschaftskampf brutale und rücksichtslos egoistische Elemente zu zähmen, da hat sich in England die Form freiwilliger Kollektivität herausgebildet: die Gewerkschaften und Genossenschaften sind englischen Ursprungs. Sie reichten schließlich als wirtschaftliche Kampfmittel nicht aus, das ist wahr; die parlamentarische Parteibildung mußte helfend zur Seite treten; aber die neue Arbeiterpartei, die Henderson gebildet hat, ist doch wieder nur um einen sehr gemäßigten marxistischen Kern herumkristallisiert. Der Wille zum konsequenten Staatssozialismus bedeutet eher einen an Überraschungen und neuen Versuchen reichen Weg als ein Anpassungen und Übergänge ausschließendes Programm.

3

Der Triumph von Lloyd George ist groß und berechtigt. Eine cäsarische Natur, man mag seine Demagogie lieben oder nicht. Und welcher Cäsar der Geschichte ist ohne Demagogie die Herrschaftsleiter

emporgeklommen? Kaum je hörten wir in deutschen Landen eine ähnliche Sprache. Ihre Bilder sind aus dem Anschauungs- und Gefühlskreise des einfachen Mannes genommen, der Grundriß der Rede ist meist ganz elementar und vermeidet begriffliche Verwicklungen und ein schwer zu durchschauendes dialektisches Spiel. Die Bilder schmecken nach Alltag und sind doch nicht — alltäglich. Vor dem Kriege gab er dem überlieferten Liberalismus, der in Gladstone seine letzte Höhe erreicht hatte, den Ruck nach unten, die Richtung auf demokratische Popularität. Die Befriedigung von Massenwünschen und Massenbedürfnissen wurde der Polarstern seiner Politik; als Volksmann hat er sich zuerst bewiesen. Trotzdem ging Lloyd George in seinem Radikalismus, — beispielsweise dem sogenannten revolutionären Budget — niemals so weit, die Fundamente des wirtschaftlichen Baus zu erschüttern und den Briten das Gefühl der politischen Stetigkeit zu nehmen. Er hat die Plutokratie arg bedrängt und in die Enge getrieben. Er ging bei einer Neuverteilung der staatlichen Lasten bis an die Grenze, die vor dem Kriege den Besitzenden noch erträglich schien. Er wurde so der Abgott des kleinen Mannes, der im puritanischen Sektenglauben groß geworden war. Aber schon fühlte man, daß dieser Radikale auch ein — radikales Nationalgefühl haben und der Evangelist des neuen, allbritischen Imperialismus werden könne. So wandelt sich in einer neuen Variante der alte Cromwelltypus ab; auf der derbsten und diesseitigsten Politik ruht das Weihegefühl göttlicher Bestimmung und macht den Willen lang und unzerbrechbar.

4

Es ist interessant zu sehen, wie sehr sich die Stellung des englischen Premierministers infolge der Übertragung von diktatorischen Gewalten, die eine erfolgreiche Kriegführung nötig machte, der des Präsidenten der Vereinigten Staaten angenähert und angeähnelt hat. Weltreiche machen in politischen und wirtschaftlichen Dingen den Zentralismus notwendig; und dieser zwingt, dem Vertrauensmann des Volkes für die kurze Dauer seiner Amtszeit cäsarische Vollmachten zu geben. Als Lloyd George das Kriegskabinett bildete und es aus Mitgliedern aller Reichsteile zusammensetzte, schüttelte man in Westminster den Kopf, denn diese Maßnahme leitete den Umbau der Reichsverfassung ein, der in friedlichen Zeiten so gründlich besprochen und so schwächlich in Angriff genommen war. Nun ist die ganze Verfassung von neuem in Fluß geraten; das Parlament in Westminster bangt um seine Herrschaftsstellung; das Referendum ist in Sicht; das Gefühl für den lebendigen Zusammenhang der Mutterinsel mit den drei Siedlungskolonien Australien, Kanada, Südafrika (dazu etwa noch Westindien) verkittet nun endgültig das Imperium; der Pa-

triotismus ruht hinfort, trotz aller partikularistischen Färbungen, auf dem unerschütterlichen allbritischen Grunde und ist von einem den ganzen Planeten umfassenden Missionsgefühl getränkt. Nichts wird, in absehbarer Zeit, diesen allbritischen Zentralismus erschüttern, jedenfalls nicht die soziale Frage. Die einzige Gefahr droht von Irland her. Es ist bisher auch Lloyd Georges Künsten nicht gelungen, die Widerspenstige zu zähmen. Man kann eben das historische Recht der Tschechen auf Deutschböhmen nicht verteidigen und zugleich das Recht der Ulsterleute auf vollständige Unabhängigkeit von Dublin rechtfertigen wollen, — das kann auch der parlamentarische Tausendkünstler nicht.

5

Die Lage Englands nach dem Triumph dieses Sieges ist mit der unserigen nach 70/71 gar nicht zu vergleichen: sie vollendet eine mehr als zweihundertjährige Tradition und hat zugleich die kapitalistische Erschlaffung, die man in England bis vor ein paar Jahren zu bemerken meinte, aber auch die Rentnerbequemlichkeit der lange im Monopolgenuß Ungestörten wie weggefegt. Die Rutenstreiche Lloyd Georges haben gewirkt. Rußland geknickt; Deutschland auf lange Zeit siech und verfallen; die Rivalitätsängste ein böser Alp von gestern; die belgische Küste vor bedrohendem Gebrauch gesichert; keine deutschen Bahnen, die ihre Arme bis an den Persischen Golf und nach Suez strecken; Ägypten und der Sudan dem Reich fest eingegliedert; Ostafrika frei für Kap-Kairo; über Palästina und Arabien läuft der geschützte Landsteg nach Indien; Mesopotamien und ganz Persien sind in den britischen Interessenring einbezogen; und Japan, dem kein Rußland und kein Deutschland den Rücken könnten steifen helfen, muß auf absehbare Zeit England und den Vereinigten Staaten ein gutwilliger Freund und Bundesgenosse sein: von außen gesehen, ein phantastisches Ergebnis. Wäre es möglich — wie es denkbar ist —, daß wir mit Frankreich und Rußland und den kleineren mitteleuropäischen Staaten zusammen einen kontinentalen Zweckverband bildeten, so könnten wir die Gleichberechtigung im Völkerbund sofort erzwingen: man frage sich aber, ob diese Möglichkeit irgend besteht. Sie besteht nicht; und darum müssen wir, weit mehr noch als die übrigen Glieder der Kette, macht- und wirtschaftspolitisch ein für allemal eine unzweideutige Stellung zu den angelsächsischen Imperien zu gewinnen trachten. Andere Versuche führen in den Sumpf der Kabinetts- und Koalitionspolitik zurück, das ist meine feste Überzeugung.

So wurden einst Spanien, Holland, Frankreich besiegt. Napoleons Kriege haben schließlich die machtpolitische Monopolstellung Britanniens nur noch weiter befestigt und ihm gestattet, der Despot des Weltmarktes

und der Meere zu werden. Und nun liegt Deutschland auf der Strecke. Durch die Bildung der kleinen mitteleuropäischen Staaten mit gestufter Scheinsuveränität (Scheinsuveränität: das darf kein Staatsmann vergessen) und dem schwebenden Zustand auf dem Balkan ist nun fast der ganze europäische Kontinent pulverisiert: Rule Britannia, Britannia rules the waves — and on the European Continent.

Im Innern: zwölf Prozent der Kriegsschuld (von rund sieben Millionen Pfund Sterling) sind bereits getilgt, überall steigert sich die Produktivität der Arbeit — Sozialisten drüben predigen sie den Gläubigen als die Voraussetzung für die schnelle Beseitigung der Kriegsschäden —, die Umstellung auf die Friedenswirtschaft geht nicht leicht, doch immerhin unter erträglichen Reibungen vonstatten, da ja Zeit, geordnete Finanzen, unerschütterte soziale Ordnung, auffallend rege Willenstätigkeit, Rohstoffe und weit geöffnete Märkte die hilfreichsten Hebel der Erneuerung sind und die Meere beherrscht werden. Die Wahlen mußten zu Lloyd Georges Gunsten ausfallen: in der Reihenfolge der Siege gehörte dem Imperium und allem Imperialen der Vortritt.

Kommt dann der Sozialismus an die Reihe? Auch in England? Welche Frage. Er ist, als Aufgabenbündel für alle menschliche Zukunft richtig verstanden, überall unvermeidlich. Aber er wird drüben in Ratenzahlungen, allerdings gründlichen, sich ins Werk setzen. Der alte englische Liberalismus, ein Erbe der besten Überlieferungen aus Brights und Gladstones Tagen, ist tot; den Asquith, Sir John Simon, Masterman, McKenna, Individualisten edelsten Formats, wurde der Weg ins Parlament versperrt. (Die Nach- und Ersatzwahlen werden sie wieder hineinbringen.) Henderson erleidet gleichfalls die parlamentarische Aussperrung; und Macdonald, als Sozialist und Pazifist der lautersten einer, teilt des Genossen Schicksal. Aber das Gewissen dieser Menschen, in dem die Zukunft lebt, ist nicht tot, es gewinnt im Draußenstehen unendlich an suggestiver Kraft. Es wird dem englischen Imperialismus zu Leibe gehen und aus dessen Mißbrauch den Sieg ableiten. Nach dem Burenkrieg kamen die Kakhiwahlen, Chamberlain triumphierte; 1906 schon hob sich die liberal-soziale Welle, der soziale und humane Geist triumphierte. Wir werden ähnliches bald wieder erleben, aber es wird mit unendlich gesteigerter Wucht in Erscheinung treten. Doch inzwischen müssen wir uns sagen, daß der Völkerbund, der kommen wird, kommen muß, zunächst und auf absehbare Zeit hinaus unter der Vormundschaft der angelsächsischen Rasse stehen wird . . .

***

Anmerkungen

Ein revolutionäres Buch

Heinrich Schaefers Roman „Gefangenschaft" (Verlag Die Aktion, Berlin-Wilmersdorf) ist ein Dokument des radikalen Geistes jener Weltrevolution, in deren vorbereitende Versuche wir eben verstrickt sind. Es wurde niedergeschrieben 1911 — 1913. Die überlegene Grimmigkeit seines Ausbruchs hält sich zum Swiftschen Verzweiflungsfordern: „Ersäuft die Welt!" Dieses Werk, dessen kalte Wut überlebensgroßes Format besitzt, beweist die Explosionsreife eines Erdenzustandes. In diesem dichterischen Ereignis ist mehr echter aufpeitschender Furor als in allen wortgetreu der Historie nachklappenden politischen Erbauungsmanifesten. Man fühlt: sein Schöpfer ist nicht den literarischen Parteiläufern des Bürgerlichen zuzuzählen, sondern gehört zu den paar aufreizenden Gestaltern des Unerhörten. Seine vulkanische Daseinsaufsässigkeit ist wie die eines Franz Jung oder Leonhard Frank Bluterlebnis und Herzensprotest. Ganz unsentimental zieht einer jede äußerste Konsequenz und würgt eine aussichtslos besudelte Welt unerbittlich ab. Der Gattenmörder Richard Crammen, Matador, Henker und Opfer jener Ära des Fluches, die zu Ende birst. Gefesselter einer unentrinnbare Gefangenschaft gewordenen Epoche, da Lehre, Liebe, Arbeit und Alles entsetzlich Sklaverei ist, Epoche der Menschenautomaten, Menschenphonographen! Kein Vertuschen, Abdämpfen, Mildern, kein Hinnehmen, Paktieren — Feindschaft ohne Traum und Vorwand, bis mit rasendem Anlauf der Tyrann überrannt ist und das eigne Wesen, vom Schandstoff des Milieus allzu tief selbst infiziert, erledigt zusammenbricht. „Ich will mich rächen, mich an mir selbst, mich an den Menschen! . . Mein letztes Werk sei Gift!" Eine Zeit des siegreich Rohen wird mit Roheit vernichtet; sie glaubt an sich, lobt sich und stürzt mit dieser Blindheit in den Abgrund. Ihre Schönheit ist die Oberfläche der Verworfenheit, die falsche Fassade vor widrig Schamlosem; der geheime Schmutz schwemmt herauf, erstickt die Blendende im eignen Morast. Der Hexensabbath des Geschlechtlichen wird zwingend Symbol allen Unrats der entartenden Menschenbeziehungen. Mit Weiningerschen Exorzismen wird diesem Satan zu Leibe gegangen. Eine dämonische Phantasie stellt die Ausgeburten der Unzucht in eisige Regionen, wo das Riesenmaß in klassische Infernalien entrückt. Budapester Variationen sind die brauchbaren Fermente entnommen zu einer sexuellen Höllenwanderung, wie sie in ihrer Exaktheit, Kälte, Monumentalität einzig dasteht. Hier befindet man sich wirklich jenseits aller satzunghaften Moralität und ihres Lavierens: die Jovialität der Behandlung „solcher Zweideutigkeiten" rührt der Schlag vor der wahnlosen Eindeutigkeit einer Offenbarung, für die Sichschämen ein Begriff aus einer tief unter sich gelassenen brustschwachen Luftschicht bleibt. Dies Außerordentliche erzeugt keine sinnliche Unruhe, sondern eine ewige seelische Aufstörung, eine Erregung des Gewissens nicht der

Genitalien, daß die ganze Nacht unsres Daseins plötzlich schlaflos gemacht ist. Mit den „wohlgemuten" Jahren einer Gemütlichkeits-Stimmung, der alles egal sein konnte und schöne Worte über unschöne Wirklichkeit hinweghalfen und mit der bequemen Übereinkunft des Nichtrühran oder der Einigung auf einer mittleren Linie zwischen Hülle und Entblößung gedient war, ist es ein für allemal vorbei. „Wie seid Ihr zerhetzt und zerfetzt, Ihr Jungen, von allen Mächten dieser Zeit! Wie grausig wurden die Zeiten, die früher milde waren und leben ließen, wer leben wollte! Wie erbarmungslos grausam!" Nun aber muß eine unverschmutzte, ungeschwächte Schicht empor und über dem Sumpf den Bau des neuen Raumes sich errichten. Denn Schaefers Werk ist von jenem fruchtbaren Nihilismus, der einen Plan für eine spuklose Künftigkeit gewinnt. Es weiß auch um allen Verrat und Schein falscher Volkspoesie, darin das arbeitsame Volk von den Herren der Gesellschaft übertrumpelt und als Stoff verwertet" wurde, weiß: „Ein Volk hat nicht Literatur. Die Literatur hat manchmal das Volk." „Ein Volk muß schon recht greisenhaft geworden sein, wenn es Schriftsteller gebiert." Das Volk, das wieder jung wird und am Anfang steht, der mag diejenige Dichtung in sich tragen, durch die es unmittelbar und urtümlich ausgedrückt wird. Und so ein Dichter, der die Masse des neuen Anmarsches nicht verwendet, sondern ihre Sprengkraft mit der eignen Leidenschaft ladet, hat in der Unbedingtheit dieses Romans schöpferischem Drang und Unband ein Feldzeichen geschmiedet.

Max Herrmann-Neisse

Die Welt als Anschauung

Es ist recht, daß immer wieder einmal die Problematik der Welt einfach auf die Optik der sinnlichen Tatsächlichkeit eingestellt wird. Es ergibt dieses Verfahren eine gesunde Korrektur aller verwirrten und verwirrenden imaginären, geistigen Hypothesen zugunsten einer schlichten Objektivität. Das Auge als Organ der schließlichen Weltanschauung verknüpft bei gediegener Schulung, bei origineller Disziplin zu schöpferischer Synthese: Substanz im Dimensionalen und Wesentlichen! Der romanischen Sinnlichkeit gemäßer entwickelte sich die Beachtung des optischen Nervs in Frankreich fruchtbar und zur klassischen, endgültigen Form. Die legislative Optik eines Flaubert wurde durch die anschauliche Genialität eines Rimbaud teilweise überboten, aber als monumentales Phänomen nicht erschüttert. . . .

Ihre Vollendung mußte diese angestrebte Kunst im Malerischen finden, und tatsächlich wurden Maler auch literarische Interpreten dieser optischen Idee.

Die Malerei, soweit sie eine Entwickelung in dieser Richtung anstrebte, mußte sich zur Metaphysik ihrer dinglichen Themen durchschauen; mußte als endgültiges Resultat eine Objektivität zu erarbeiten trachten, in der alle subjektiven und somit zufälligen Hemmungen überwunden, das heißt in die gewonnene, naive Wirklichkeit als gesetzliche Tatsächlichkeit eingestellt, eingewirkt waren!

Somit mußte den Beschauenden aus dem Werk des Künstlers mit jeder einfachen Aufgabe, sei es Stilleben, Porträt oder Landschaft, die Realität als solche anspringen, zugleich aber auch ihre metaphysische Bedeutung, soweit sie sich der Persönlichkeit dessen, der sie umwarb, erschloß.

Der gegebene Weg zu diesem Ziel war die Impression. In ihr läßt sich am charakteristischsten konzentrierteste Wirklichkeit mit aller metaphysischen Ausstrahlung fassen. Man mußte in logischer Staffel sich vorstürmen bis zu der kreischenden Simplizität der Naturvölker, um an ihrer unbewußten Naivität eigene bewußte Absicht dergestalt zu berauschen, daß die Pro-

duktivität in ihrer Wurzel zumindest den Reiz unmittelbarer Natürlichkeit, vor allem aber eine relative Fermate wurde zu dem gewollten Programm!

Es ist seltsam, ja tragisch zu beobachten, wie diese Flucht vor dem ewigen abstrakten Welterfasser schließlich selbst unter dem Gesetz allen geistigen Geschehens zurückkehrt zur Mystik der Problematik des Lebendigen an sich. Aber wie stets in der Geschichte geistiger Entwickelung ist der Weg: Wert; und das Ziel sekundäre Erscheinung, bedingte Folge, kausales Gesetz!..

Ein starker junger Bekenner zur optischen Welterschließung ist in René Beeh zu konstatieren. Zu seinen Malerbriefen aus Algerien (Verlag, München) Georg Müller und Eugen Rentsch hatte er dergestalt intensiv Licht und Luft, Farbe und Wesen dieser Erde aufgesaugt, daß seine Worte trotz ihrer häufigen Konvention eine neue Wirkung erschließen. Es ist die Sprache von der heimlichen Kraft alter Schläuche, die neuen Wein fassen.

An Flaubert und den neueren und letzten Franzosen orientiert, bleibt doch eine eigene Note in der Darstellung. Er ist ökonomisch an Attributen, um gelegentlich dann eine Situation durch die Noblesse der Wahl endgültig zu erfassen; um verflimmernde Perspektiven mit einem Wort zu klären; um Landschaften aus zwei Farben restlos zu entwirken.

Er ist farbig, ohne zu verwirren. Er ist nicht von jener aufgeregten, forcierten Art, die durch die Unsumme von einzelnen Beweisen und die Vielfältigkeit der eignen Freude dem Beobachter die beabsichtigte und aufzuoktroyierende Überzeugung verschüttet. Seine Einfachheit ist endgültig.

Bleiben sechzig begleitende Zeichnungen zu erwähnen Sie sind raffiniert in ihrer Disziplin, genialisch, wenn es sich darum handelt, Bewegungen zu fixieren, ich wage nicht zu behaupten, daß sie bereits die Metaphysik ihrer sinnlichen Erscheinung zwingen; dazu hat die technische Meisterung zu viel Andacht absorbiert.

Dieser René Beeh nun leiht der „schwarzen Spinne" des beschaulichen Jeremiae Gotthelf in dreißig Zeichnungen seine moderne Optik (Delphin-Verlag, München).

Gotthelf ist das äußerste Gegenteil der geistigen Einstellung, die ich eben zu fixieren trachtete. Er ist von jener spezifisch deutschen Unvollkommenheit des Wortes, die sich von der Summation der Worte die Wirkung verspricht, die der romanische Stilist in bewußtester Prägnanz der Vokabel gegenüber erstrebt. Dazu kommt die Eindringlichkeit des Pastors, die wiederum spezifisch germanisch den überzeugenden Weg wichtiger nimmt als das ästhetische Ziel. René Beeh läßt in der Auswahl seiner Bildausdrücke die ganze wundervolle und wesentliche Einkleidung der Fabel fallen aus der Erkenntnis seiner Grenzen heraus. Der romanische Stilist in ihm (Beeh ist Elsässer) bleibt unberührt von der Gemütlichkeit dieser breit ausladenden Szenen. Er greift den reinen Bericht der Schwarzen-Spinnen-Sage heraus und pointiert ihn durch seinen raffinierten Stift zu einem Gesicht ekstatischen Grausens. Er übersetzt den guten Gotthelf in das Dämonische, er gibt dem bäurischen Muskel raffinierten Nerv. Gotthelf würde eine Streitschrift „wider dieses frevelhafte, wüste Gehaben" verfassen, aber der Moderne erfühlt dennoch im neuen Tempo die gehaltene Kraft des vergangenen Lebens; erfühlt im gegenwärtigen Ausdruck der Zeichnung die Unvergänglichkeit des erloschenen Auges.

René Beeh schließlich — abgesehen vom Experiment dieser stofflichen Wahl — erweist ein Wachsen in echteste Persönlichkeit. Notwendig, sinnlich; zuchtvoll und phantastisch, solid und transparent für die Idee ihrer Wesenheiten stehen die Linien unter dem Gesetz ihres Schöpferwillens und vereinigen sich als Gebilde aus der zweidimensionalen Erzählung heraus zum Dokument einer weltanschaulichen Legende.

Hanns Johst

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Arbeitergewerkschaften, Betriebsräte und Sozialisierung

von Max Schippel

Nach äußerlichen Anzeichen, allerdings recht sinnfälliger Art, spricht man neuerdings immer häufiger von der Entthronung der Gewerkschaften.

Die Wahl der Arbeiterräte — der ersten politischen Zentren der Revolution, soweit daneben und darüber nicht das soldatische Element sich geltend machte — vollzog sich zunächst fast immer unter geflissentlicher Umgehung, mitunter in feindseligster Ablehnung der gewerkschaftlichen „Instanzen". Innerhalb der Einzelunternehmungen brach die Herrschaft der Betriebsräte an, die, wie es im Programm des Spartakusbundes von vornherein hieß, „im Einvernehmen mit den Arbeiterräten die inneren Angelegenheiten der Betriebe zu ordnen, die Arbeitsverhältnisse zu regeln, die Produktion zu kontrollieren und schließlich die Betriebsleitung zu übernehmen haben." Die alten, meist unter dem Einflusse der Gewerkschaften zustande gekommenen Keime der „konstitutionellen Fabrik", die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse traten dagegen ebenso zurück wie der ehemalige Deutsche Reichstag oder Preußische Landtag gegen die Reichskonferenz der Arbeiterräte oder gegen den Zentralvollzugsrat. Die Lohntarifverträge, vereinst als Siegeszeichen des Organisationsgedankens und der Organisationskraft viel gefeiert, beurteilte man mit einemmal, wegen ihrer langfristigen Bindungen, unter der außerordentlichen Gunst der revolutionären Lohnkonjunktur, die keine augenblickliche, noch so weit gehende Forderung mehr als unbedingt aussichtslos erscheinen ließ, als „Lahmlegung des revolutionären Klassenkampfes." Auf der Reichskonferenz des Spartakusbundes, in den letzten Dezembertagen des Jahres 1918, lag bereits, neben einem ähnlich gerichteten Antrag mehrerer Delegierter die Entschließung Rieger-Berlin vor — die man vorläufig einer Kommission überwies:

„Die Reichskonferenz erklärt: Die Tarifvertragspolitik der gewerkschaftlichen Zentralverbände, die Abwürgung der Streiks und die systematische Unterbindung des sozialen Befreiungskampfes des Proletariats durch die Gewerkschaftsbürokratie, sowie die ablehnende, ja feindliche Hal-

tung der Verbandsführer gegen die sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung der Produktionsmittel sind in ihrer Wirkung staatserhaltend und darum revolutionsfeindlich. Die Zugehörigkeit zu solchen Gewerkschaftsverbänden ist deshalb unvereinbar mit den Zielen und den Aufgaben der Kommunistischen Partei Deutschlands.

„Für die Führung der wirtschaftlichen Kämpfe und zur Übernahme der Produktion nach dem Sieg der sozialen Revolution ist vielmehr die Bildung revolutionärer, örtlich begrenzter Arbeiterorganisationen (Einheitsorganisation) notwendig. Diese Kampforganisationen haben ihre Tätigkeit im besten Einvernehmen mit der Kommunistischen Partei und den zentralen Streikkommissionen auszuüben und die kommunistische Produktion vorzubereiten und durchführen zu helfen."

Auch der zweite Antrag, der offen „den Kampf gegen die Gewerkschaften von außen aufzunehmen" und unverzüglich eine umfassende Austrittspropaganda einzuleiten empfahl, gipfelte in dem Hinweis: in der jetzigen Situation sei der Standpunkt von getrennt geführten wirtschaftlichen und politischen Kämpfen „vollständig überholt" und die „Einheitsorganisation" geboten, die man zur Genüge in der Kommunistischen Partei Deutschlands bereits besitze.

So sahen mit der Revolution die Gewerkschaften unbestreitbar ihr Ansehen und ihr tatsächliches Einflußgebiet plötzlich unterwühlt, auch wenn es nicht gleich so weit kam wie vorübergehend in Hamburg und Bremen, wo man Gewerkschaftsbüros mit Gewalt schloß und ihnen die Ausübung von Organisationstätigkeiten nur unter der Kontrolle irgendwelcher Revolutionsausschüsse gestattete.

Jedoch bei näherem Zusehen stößt man in den letzten Monaten und Wochen noch auf eine ganz andere, vollkommen entgegenlaufende Unterströmung und ihre Ergebnisse würde man zu jeder anderen Zeit als ungeahnte Triumphe der Gewerkschaftspolitik gepriesen — oder auch verwünscht — haben. Kurz vor dem Beginn der Revolution bahnte sich das große Abkommen zwischen den Spitzen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Verbände an, das man, weil sein formeller Abschluß sich selbstverständlich nicht im Handumdrehen erreichen ließ, mit Unrecht meist der Revolution selber als Erträgnis gutgeschrieben hat. An sich bedeutet es bereits eine Umwälzung, daß gerade die wichtigsten jener Unternehmerorganisationen, die bisher alle Unterhandlungen von Organisation zu Organisation, von Macht zu Macht bedingungslos abgelehnt hatten, die den Arbeitsvertrag grundsätzlich nur zwischen den einzelnen „Herren im Hause" und dem Einzelarbeiter verhandelt und abgeschlossen sehen wollten, ohne weiteres „die Gewerkschaften als berufene Vertretung der Arbeiterschaft anerkannten." Und nicht nur dies: statt in ihren Betrieben Gewerkschaftsmitglieder als minderen Rechtes zu betrachten oder gar nicht zu-

zulassen, statt mit Reversen oder schwarzen Listen gegen die Organisationsteilnehmer unterirdisch und offen vorzustoßen, erklärten sie nunmehr „eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter und Arbeiterinnen für unzulässig.“ An die Stelle der Arbeitgebernachweise, die eine Zeitlang eine Hauptrolle für die dauernde Achtung der Streikenden oder auch nur Streikverdächtigen spielten, sollte eine „gemeinsame Regelung und paritätische Verwaltung des Arbeitsnachweises“ treten. Die Krönung der lückenlosen Neuorientierung stellte sich jedoch in folgendem dar:

„Die Arbeitsbedingungen für alle Arbeiter und Arbeiterinnen sind entsprechend den Verhältnissen des betreffenden Gewerbes durch Kollektivvereinbarungen mit den Berufsvereinigungen der Arbeitnehmer festzusetzen. Die Verhandlungen darüber sind ohne Verzug aufzunehmen und schleunigst zum Abschluß zu bringen.

„Für jeden Betrieb mit einer Arbeiterschaft von mindestens 50 Beschäftigten ist ein Arbeiterausschuß einzusetzen, der diese zu vertreten und in Gemeinschaft mit dem Betriebsunternehmer darüber zu wachen hat, daß die Verhältnisse des Betriebes nach Maßgabe der Kollektivvereinbarung geregelt werden.

„In den Kollektivvereinbarungen sind Schlichtungsausschüsse respektive Einigungsämter vorzusehen, bestehend aus der gleichen Anzahl von Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern.

„Das Höchstmaß der täglichen regelmäßigen Arbeitszeit wird für alle Betriebe auf acht Stunden festgesetzt. Verdienstschmälerungen aus Anlaß dieser Verkürzung der Arbeitszeit dürfen nicht stattfinden.“

Ein nationaler Wirtschaftsausschuß, aus den einzelnen gewerblichen Produktionszweigen in durchaus paritätischer Heranziehung von Unternehmern und Arbeitern emporgewachsen und selber abermals ganz paritätisch gebildet, soll nach der, am 4. Dezember 1918 beschlossenen „Satzung für die Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands“ nicht nur den sozialen Arbeitsproblemen im engeren Sinne dienen, sondern überhaupt der gemeinsamen Lösung aller die Industrie und das Gewerbe Deutschlands berührenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen sowie aller sie betreffenden Gesetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Diese epochemachende Vereinbarung — die Magna Charta der deutschen Gewerkschaftsentwicklung hat sie ein so ruhig besonnener Führer wie Legien genannt — zog alsdann rasch entsprechende gesetzgeberische Folgerungen nach sich. Vor allem sicherte das Reichsarbeitsamt durch eine Verordnung vom 23. Dezember die bestehenden oder werdenden Kollektivverträge gegen Wiederbeschneidung durch besondere Einzelabmachungen (gegen Abdingbarkeit), und unter Umständen erhob es die Tarifverträge sogar zur Allgemeingültigkeit, also zur Zwangs-

norm für alle widerstrebenden Außenseiter, die bisher so oft zur Durchbrechung und Abtragung alles auf dem Lohngebiet mühsam Geschaffenen beigetragen hatten. Die Gewerkschaften, die Träger der ganzen Bewegung für Kollektivverträge, waren damit von Unternehmern und Behörden unumwunden als Verkörperung der für die einzelnen Berufe maßgebenden Arbeiterinteressen anerkannt.

Nur in der Aufregung der ersten sensationellen Revolutionsgeschehnisse konnten diese geradezu verblüffenden grundsätzlichen Fortschritte dennoch so gut wie unbemerkt bleiben.

Die Betriebsräte waren es hauptsächlich, die im ersten Anlauf viele der Funktionen der Gewerkschaften sich aneigneten. Kommt darin eine wirkliche Zukunftskraft gegenüber einer überlebten sozialen Organisations- und Kampfform zum Ausdruck?

Eher wird man behaupten können, daß viel Reaktionäres in der ganzen neuerlichen Machtverschiebung steckt. Der russische Bolschewismus, dessen Vorbild auch hier unverkennbar ist, vermochte wenigstens auf das Fehlen starker allgemeiner Berufsverbände zu seiner Rechtfertigung hinzuweisen, wenn er Fabrik um Fabrik einen Rat für wirtschaftliche und soziale Befreiungstaten ins Leben rief. Die Wirkung war leider, daß die russische Lohnarbeit als Gesamtheit, als Klasse — und nur in der Klassenhebung und Klassenbefreiung liegt doch das Wesentliche des Sozialismus, in erster Linie gerade des marxistischen Sozialismus — von all den schweren Eingriffen in und gegen den Kapitalismus wenig berührt, ja sogar in einseitig begünstigte und unwillkürlich vernachlässigte Gruppen gespalten wurde. Zu dem gleichen Endergebnis sind unsere Betriebsräte auf dem besten Wege, nur daß sie für sich nicht die Entschuldigung anführen können: sie hätten auch in Deutschland ein leeres Nichts durch rasch schaffbare und brauchbare Gebilde irgendwelcher Art ausfüllen müssen. Ihr Werk war darum auch in Deutschland nicht die Hebung des Lohnniveaus ganzer breiter Arbeitsschichten, wie dies jede überlegte und erfahrene Gewerkschaftsführung bisher bewirkte und weiter erstrebt haben würde, sondern die wilde klassenziellose Schröpfung der bestrentierenden, höchstorganisierten Großbetriebe zugunsten der gerade zufällig ihnen angehörigen Arbeitergruppen und -Grüppchen, während den breiten Massen der Draußengelassenen das Nachsehen blieb. Selbst wenn alle auf die verschiedensten Unternehmungen zerstreuten Mehrwertsteile von den jeweils betriebsweise zusammengeschlossenen Arbeitern „zurückerbeutet" würden, so wäre dies noch lange kein Sozialismus, denn dieser forderte die Aneignung für die Gesamtheit — entweder aller Staatsbürger oder zum mindesten der zur bewußten Einheit erwachten Arbeiterklasse — und

Weiterverwendung für die gleiche Gesamtheit, sei es zur Erweiterung der Gesamtproduktion, zur Schaffung und Speisung sonstiger großer öffentlicher Einrichtungen, oder zur planmäßigen Verbreiterung und Erhöhung des individuellen Verbrauches. Der zersplitterte Betriebssozialismus und die zersplitterte Betriebs-Lohnaufbesserung muß aber statt des einheitlichen Kampfzieles neue Gegensätze und Unterschiede in die betroffenen Berufsschichten hineintragen, denn jene Differenzierung von gut, weniger gut und schlecht rentierenden Unternehmungen, die für die alten Lohnkämpfe und Lohnerfolge mit vollstem Rechte gleichgültig zu sein hatte, wird nunmehr für die Lebenshaltung der Arbeiter mit das Grundbestimmende — soweit ein solches kurzsichtiges System überhaupt allseitige Ausdehnung finden und längere Dauer gewinnen könnte. Soviel über diesen wildgewachsenen und verwilderten Sozialismus als Mehrwertabschaffung und Verteilungsprinzip. Er verdient seinen Namen genau so wenig, wie es sozialistische Agrarreform ist, wenn in Rußland der Einzelbauer Fetzen des benachbarten Großlandbesitzes seinem Einzeleigentum zuschlägt.

Reaktionär wäre aber zugleich seine ganze Produktionsrückwirkung. Hier erstrebte der zielklare Sozialismus gesellschaftlich-einheitlich gestaltende Ordnung an Stelle der blinden freien Konkurrenz, das Zusammenfassen ganzer Produktionszweige, deren gegenseitige Anpassung und sachgemäße Eingliederung in den wirtschaftlichen Gesamtorganismus. Von alledem sieht das System der Selbstherrlichkeit der Betriebsräte ganz ab. Diese Einheit kann auch kaum jemals aus suveränen Betrieben hervorgehen, denn gerade die entwickeltsten derselben haben das unüberwindliche Interesse, in ihrer befriedigenden und vielleicht glänzenden Rentabilität nicht mit minder begünstigten Rivalen zusammengeworfen zu werden. Diese Einheit ist deshalb nur von außen in Gang zu bringen, und wenn die neubegründete große Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer „von der Erkenntnis und der Verantwortung" ausging, „daß die Wiederaufrichtung unserer Volkswirtschaft die Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte und allseitiges Zusammenarbeiten verlangt", so wagt sie auch in der Richtung der gesellschaftlich einheitlicheren Produktionsorganisation einen viel größeren Schritt zum Sozialismus hin, wie all die im Tumult geborenen, jeder wirtschaftlich-sozialen Schulung baren und jedes ruhig umsichtigen Entschlusses unfähigen Betriebssuveränitäten, die als wirtschaftliche Suveränitäten zu beseitigen, gerade eine der Aufgaben des Sozialismus sein muß — nicht nur, wie wir vorher sahen, nach innen zu: hinsichtlich der Arbeitsverfassung, sondern auch nach außen, gegen den Markt hin: in dem Verhältnis von Produktion und Absatz.

Soweit jedoch über die unreifen Betriebseinmischungen und wilden Betriebsübernahmen hinaus ein ernsthaftes organisches Verstaatlichen sich anbahnen und durchsetzen sollte, würde damit die letzte Stunde der bis zur Revolution vorherrschenden Gewerkschaftspolitik geschlagen haben?

Die einheitlichere Ausgestaltung ganzer Produktionszweige wird, wie gesagt, sich wesentlich mit auf die einheitliche arbeiterberufliche Grundlage, das heißt organisatorisch: auf die Gewerkschaften stützen müssen. Die Regelung der Einkommens- und Arbeitsbedingungen wird alsdann sicherlich eine andere sein wie heute im Kampf gegen den kapitalistischen Autokratismus und Gewinntrieb. Aber die beruflichen Sondergestaltungen und Probleme werden bleiben und die beruflichen Arbeiterorganisationen werden hier bei allen Entscheidungen sich wahrscheinlich als ganz unentbehrlich erweisen.

Vorläufig, besonders solange die heutige internationale wirtschaftliche Hilflosigkeit und Lähmung Deutschlands noch nicht behoben ist, kann es sich überhaupt nur um die Verstaatlichung einzelner geeigneter Erwerbszweige handeln. Man überschätzt deren Bedeutung, als arbeiterbeschäftigende Instanz, für die Allgemeinheit der Arbeiter meist ganz unbegreiflich. Die Berufszählung des Jahres 1907 verzeichnete beispielsweise fast 19,13 Millionen erwerbstätiger Arbeiter und Angestellten allein in Landwirtschaft, Industrie und Handel, abgesehen also von den weiteren 2,2 Millionen Erwerbstätigen im öffentlichen Dienst, in den freien Berufen, den persönlichen Diensten und der Lohnarbeit wechselnder Art. Der ganze Steinkohlenbergbau dagegen beschäftigte 1911 zum ersten Male über 600 000 Menschen, das sind etwa drei Prozent der erwerbstätigen Arbeiterschaft.

Es wurde ferner schon oben für höchst unwahrscheinlich erklärt, daß die Lohn- und Arbeitspolitik der mehr behördlichen Produktionsleitungen die gewerkschaftliche Einwirkung überflüssig machen werde. Die Verstaatlichungen unter dem alten System machten sie, wie man weiß, nur noch notwendiger und zugleich schwieriger. Selbst wenn im Gegensatze zu dem alten fiskalischen und autoritären Staatssozialismus das neue System von allen, nach wie vor so naheliegenden Rücksichten des Überschusses und Ertrages für die Allgemeinheit und für sonstige außenliegende Zwecke nach Möglichkeit freizuhalten wäre, so bliebe innerhalb des Verstaatlichungsbereiches für die beruflich gewerkschaftlichen Interessen der Arbeiter und Angestellten noch immer ein weiter und wichtiger Betätigungsraum. Es bliebe aber darüber hinaus vor allem noch das ganze, unvergleichlich ausgedehntere Gebiet der nichtsozialisierten Produktions- und Verkehrszweige, und hier, also für den weit überwiegenden Teil der Arbeiterklasse, würde

die Lohnpolitik nach wie vor in erster Linie von den gewerkschaftlichen Machtmitteln und deren Gebrauch abhängen.

Diese Erkenntnis drängt sich seit langem den Arbeitern so sehr auf, daß die ganze ehemalige Begeisterung für das Sozialisieren offensichtlich stark abgekühlt und ernüchtert ist. Die Sozialisierung erschien als das große All- und Alleinheilmittel, solange man, entsprechend der alten Katastrophendenkweise, noch von einem plötzlichen Umschlag so gut wie alles Produktionsmittelbesitzes in Gemeinbesitz träumte. Damit war allerdings die Aufhebung jeglicher Mehrarbeit für eine von dem Einzelarbeiter getrennte Unternehmerpersönlichkeit oder Unternehmung und für eine von der Arbeitergesamtheit geschiedene soziale Klasse, für irgendwelche abgesonderte soziale Interessengruppe oder politische Organisation, außerhalb des Klassenbereiches der Arbeiter, aufgehoben. Aller Produktionsertrag mußte unter dieser Voraussetzung dem Arbeitseinkommen zufließen — abgesehen von der Erhaltung und Erweiterung der ausschließlich vom Arbeiterinteresse bestimmten Produktion (und während einer längeren oder kürzeren Übergangszeit: abgesehen von den Ablösungslasten zugunsten der ehemaligen Sonderbesitzer). Damit war der Lohnkampf endgültig ausgeschieden, denn der Lohn — mit den bezeichneten notwendigen Einschränkungen — deckte sich stets einfach mit dem Ertrag der Arbeit. Bei stückweiser, sogar sehr bruchstückweiser Verstaatlichung jedoch, wie wir sie jetzt einzig als möglich und ratsam betrachten, fallen diese tröstlichen Erwartungen ganz in sich zusammen. Für die sozialisierten Betriebe deshalb, weil man ihren Beschäftigten durch eine — an sich denkbare — Ertragszuweisung keine Ausnahmestellung, wesentlich über dem allgemeinen Niveau der einheitlichen Arbeiterklasse, einräumen kann. Für die viel ausgebreiteteren nichtsozialisierten Betriebe erst recht, weil an ihrem inneren sozialen Aufbau die Verstaatlichung von ein paar anderen, abgesonderten Produktions- und Verkehrszweigen gar nichts oder doch sehr wenig ändert — so wenig etwa wie seinerzeit die Verstaatlichung der Eisenbahnen oder die Kommunalisierung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke die Struktur des durchgängigen Arbeitsverhältnisses in Deutschland umgestaltet hat.

Trifft dies aber zu, dann ist jene organisierte Reformtätigkeit, die sich unmittelbar und einheitlich-allgemein der Hebung der Lohnverhältnisse, der Verkürzung der Arbeitszeiten, der Demokratisierung aller großbetrieblichen und kapitalistischen Arbeitsverfassung zuwendet, mit anderen Worten: die Gewerkschaftstaktik für die Arbeiter als Klasse, als Gesamtheit viel zielführender — sagen wir ruhig: viel revolutionärer wie die ganze Verstaatlichungspolitik, die sich im Ernstfalle tatsächlich und unabänderlich auf bestimmte engere Kreise zurückziehen muß, die aber —

nunmehr freilich als leere Überlieferungen und Illusionen — noch immer die Erwartungen und Hoffnungen mit sich herumschleppt, die ausschließlich aus dem allumfassenden Verstaatlichungsstreben der alten Katastrophenvorstellung entsprangen.

Kann man, wie man mehr und mehr einsieht und zugesteht, nur für einen ganz bescheidenen Teil der Gesamtproduktion die sofortige Sozialisierung herbeiführen und darf man nur auf ein allmähliches Weiterwachstum dieses Teiles rechnen, so verblaßt in gleichem Maße die klassensoziale Seite des alten Verstaatlichungsgedankens und die „Sozialisierung" wird mehr und mehr zu einem allgemeinen gesellschaftlichen Problem der Höherorganisation der Produktion, der Ersparung von toten Kosten der alten freien Produktions- und Absatzkonkurrenz, der Verhinderung von produktions- und verbrauchschädigenden kapitalistischen Gruppenmonopolen. Die ganze neuere Entwicklung des Verstaatlichungsgedankens bildet eine fortlaufende Bestätigung dieser geistigen Umwertung und heute ist deshalb aus guten Gründen die Verstaatlichungsneigung oft auf der Seite der Nichtarbeiter viel stärker wie auf der Seite der Arbeiter selber. Das war so in Deutschland bei den Eisenbahnen, bei dem Schleppmonopol der Kanäle, in Italien bei der Versicherung. Das wird sich in der Zeit der Kartelle und Syndikate vollends noch recht häufig wiederholen, wo durch die „Sozialisierung" in erster Linie die kapitalistische Allgemeinheit sich gegen eine übermächtige und durch ihre Übermacht schädliche kapitalistische Einzelgruppe zur Wehr setzt.

Kann aber die Klassenpolitik der Arbeiter nicht mehr daran denken, durch eine allumfassende Sozialisierung jede Teilung des Produktionsertrages in Wegfall zu bringen, so hebt sich um so mehr wieder der alte Grundgedanke jeder Gewerkschaftsbewegung hervor. Nicht die Verstaatlichung steht im Mittelpunkt jeder zielklaren Arbeiterpolitik, am allerwenigsten die blinde wilde Sozialisierung seitens der Betriebsräte, die von Klassenpolitik sprechen, während sie durch ihren beschränkten Gruppenegoismus mit der heimischen Produktion zugleich ihre eigene Gesamtklasse schwer schädigen. Die für die Arbeiterklasse günstigere Ertragsteilung rückt um so mehr zur beherrschenden Forderung der Gegenwart und nächsten Zukunft auf, und diese Forderung bedarf mehr denn je der beruflich einheitlichen Organisation zu Abwehr und Kampf, zur Schulung der wirtschaftlichen Einsicht und Solidarität — mit anderen Worten: der augenblicklich und sicherlich nur ganz vorübergehend zurückgedrängten Gewerkschaften. Res ad triarios rediit, wird es vermutlich auch hier sehr bald wieder heißen.

Von der zermalmenden Autorität

von Adrien Turel

Der Weltkrieg, dieses Treibhaus, das mit seiner Glut die Entwicklung vieler Dezennien in fünf oder sechs Jahren zusammengedrängt haben wird, hat uns sehr verwandelt. Das autoritative Pathos verfängt nicht mehr. Wer unsere volle Hingebung haben will, der muß vor uns hintreten wie ein bekennender Mensch vor seinesgleichen, und er muß es uns klar machen, daß wir um unserer eigenen Natur, um unseres eigenen Stils willen die Entwicklungslinie befolgen müssen, die er in Vorschlag bringt. Dann werden wir ihm folgen bis zur Selbstvernichtung.

Wer sich recht und tief in diese autonome Weltanschauung hineingelebt hat, dem kommt es leicht so vor, als ob es schon immer so gewesen wäre. Aber wenn ich mir die Augen gegen den grellen, gegen den alles übertäubenden Schein der Gegenwart zudecke, wenn ich mich sammle und recht erinnere, so kann ich mich doch besinnen: in grauer Vorzeit, vor dem Weltkrieg, im August 1914, da gab es noch Menschen, allzuviele, die eine subalterne Wollust darin fanden, dem eigenen Denken und Wollen zu entsagen. Wie Kinder zu Weihnacht vor verschlossenen Türen standen sie und harrten des Schicksalloses, des Gnadengeschenkes aus landesväterlichen Händen. Dieser Zustand scheint überwunden, ein jeder fast wird mehr oder minder seiner mitbestimmenden Urteilskraft froh. Aber wer das Auf und Ab der menschlichen Seele, wer die Geschichte der französischen Revolution kennt, der muß vor Rückfällen warnen; auch des Befehlens wird man müde, auch des Mitbestimmens. Um das zu verhüten, muß menschheitserzieherisch vieles geschehen.

Ich habe da bestimmte Vorschläge zu unterbreiten.

Zunächst aber einiges über den Mythos von der edlen deutschen Scham. Oft schon haben wir alle Gelegenheit gehabt, feste, tüchtige, hochbedeutende Männer sogar, und, was das wichtigste ist, Männer, welche vor Selbstgefühl zu strotzen schienen, öffentlich reden zu hören. Nicht vor hochmögenden Instanzen, von deren Wink ihr Wohl und Wehe abgehangen hätte, sondern ganz einfach vor ihresgleichen zu Berichterstattung oder wissenschaftlichem Bekenntnis. Wie selten zeigen Menschen dabei schöne innere Freiheit! fast immer verzerren sich ihre Züge selbstgefällig oder verlegen, in einer Art von Krampf. In einzelnen Fällen schwellte den Redner schauspielerisches Selbstgefühl, als sei es das erstaunlichste von der Welt, eine Stunde lang im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, und die eitle Abrundung der Gebärden verriet deutlich, daß die Aufmerksamkeit allzusehr vom Kern der Sache sich ablenken ließ. Aber dieser

Typus ist in Deutschland seltener. Fast immer war das Gegenteil der Fall. Scham und Minderwertigkeitsgefühl überwältigte den Sprecher. Wenn er ein Mensurenmensch assessorischer Bildung war, überwand er dieses Gefühl äußerlich durch eine Strammheit und Gemessenheit des Gebarens, der man die künstliche Erstarrung deutlich ansah. So einkorsettiert vermag die Seele, vermag der Geist nicht frei zu spielen. Freilich war dieser Gedankendrill, der die Ideenreihen nach äußerem Schema wie die Pappeln an der Landstraße aufmarschieren läßt, gerade der Zweck unserer Selbstbeherrschungskultur, aber in der gegenwärtigen, alle Elemente umrüttelnden Epilepsie der Menschheit können wir diese repräsentativen Granitmenschen götzenhafter Würde nicht mehr brauchen. Wirft ein stärkster Ruck sie zu Boden, so liegen sie da, hilflos wie ein Ritter in der Wucht seines Panzers, und stehen aus eigenen Kräften nicht mehr auf. Wir brauchen Kämpfer elastischer Dynamik, Florettfechter, Menschen, die in der Niederlage ihre Ziele nicht verleugnen, sondern nur in einem immer tieferen Sinne werden, was sie sind. Das geschieht mit Zuhilfenahme einer femininen Komponente in uns. Geistige, moralische Rückschläge müssen wir hinnehmen, wie ein widerstrebendes Weib die Liebe eines Mannes: aus dem vergewaltigenden Eingriff, aus der infizierenden Besudelung (denn Zeugung ist Infektion einer Individualität mit Elementen einer anderen!) macht sie ihr Eigentum, ihre Rache, ihr Kind, und wird Schöpferin: sie überwindet ihre Demütigung, indem sie den ihr aufgenötigten, ihrem Wesensrhythmus fremden Inhalt in der Geburtsstunde wieder von sich stößt. Ich habe Menschen gesehen, welche an einer Ohrfeige zum Hunde wurden, weil sie es nicht rächen und nicht verwinden konnten. Und einmal sah ich einen Mann, der die Kraft gehabt hätte, der sich aber selbst den Gegenschlag verbot. Aus Gesellschaftlichkeit? Nein; aus Eigennutz. Die Welle des brausenden Bluts preßte er aus den Fäusten ins Hirn hinauf. Sein Zorn entlud sich in Flut von fruchtbringenden Gedanken, wie das Faustrecht auf Erden zu überwinden sei. Das ist Kultur. Christus hat wunderbar um dieses Geheimnis der Kraftverwandlung gewußt. Die Russen haben sehr viel davon. Wir müssen alle in diesem Sinn doppelseitig biegsam werden wie die Helden Dostojewskis, die jede Demütigung und Niederlage als Bad der Sühne, als Ausruhen vom Dünkel betrachten, aus dem sie um so kraftvoller zu neuen Taten sich aufraffen. Alle großen autonomen Naturen sind so.

Doch zurück zu den besprochenen Rednertypen. Der Beamte ist der Mensch, dessen ganze Kraft von Berufs wegen, weil er doch die Autorität des Staates an seiner Stelle repräsentiert, darauf geht, sicherste Männlichkeit zu erweisen. Im Gegensatz dazu steht meist der Gelehrte. Der stottert, stockt, tastet beim Reden völlig verstört an ganz vertrauten

Dingen herum oder vorbei; mit fahrigen Händen, mit niedergeschlagenen Augen steht er da. Schamüberwältigt. Warum beschämt? Worüber? Als edel und männlich preist man uns dieses Gebaren. Was ist edel daran, sich zu schämen, wenn man nichts Böses getan hat? Bescheidenheit, Edelgefühl von seiner wissenschaftlichen Unzulänglichkeit soll es diesem Manne so schwer machen, seinen Mund zu entsiegeln? Man mache sich doch nicht lustig! Jahre-, jahrzehntelang führte derselbe Mann mit allen Kniffen der tückevollsten Gelehrsamkeit einen erbitterten Broschüren- und Bücherkrieg, um in irgendeiner obskuren Frage irgendeinen Kollegen zu ducken, um ihm um jeden Preis zu beweisen, daß er es unendlich besser wisse als jener. Und derweil all diese Pfauen und Krähen sich gegenseitig übertrumpfen, die Pracht ihrer zusammengestoppelten Federn weisen, sind sie zu demütig, sich um die Dinge des Staates zu kümmern.

Warum rede ich so breit davon? Ist es nicht ganz gleichgültig, ob ein Arzt, ein Oberlehrer, ein Geheimrat, ein Innungsvorstand, ein Arbeiter vor Angst schwitzen muß wie ein auf Ungedeih ertappter Schulknabe? Beileibe nicht. Es ist eine Binsenwahrheit, daß unsere Bourgeoisie unbeholfen ist, aber an dieser Binsenwahrheit läßt sich der Kernschaden unserer ganzen Kultur abhaspeln; die Krankheit der Zeit ist die Infantilität unserer Gebildeten, ihr subalternes Wesen aus neurotischem Schuldgefühl. In diesen Augenblicken des grellen Zurschaugestelltseins treten diese verdrängten, mühsam beherrschten Empfindungen besonders elementar in die Erscheinung, aber nicht nur in den Krisen, sondern stets sind sie vorhanden und wirken nur um so mächtiger lenkend aus dem Dunkel des Unbewußten. Nicht nur einige Stunden lang, sondern Jahrzehnte hindurch, das Leben hindurch stehen wir alle Beamte, Handwerksmeister, Professoren, Staatsmänner, Familienväter in irgendeinem winzigen oder großen Mittelpunkt des Interesses, haben es im Gefühl, daß wir von herzlichem kollegialen Neide umlauert auf dem Präsentierteller stehen. Da kann der Nachweis nicht gleichgültig sein, daß wir fast alle in diesem Zustande schwer befangen und schambeklemmt uns dauernd überanstrengen und nie zur vollen Entfaltung unserer Kräfte gelangen. Der Staat, um fügsame Untertanen zu züchten, fördert geflissentlich auf Schulen und Universitäten diesen Typus des in neurotischem Minderwertigkeitsgefühl befangenen subalternen Menschen, der seine Augen nur hat, um an den Dingen vorbeizusehen, weil sein Blick immer auf unendlich fixiert ist, sehnsüchtig herumbohrend in den infantilen Rätseln seiner Vergangenheit.

An dieser Geistesverfassung und Erziehung des deutschen Volkes liegt es, wenn unser Bürgerstand noch nicht fähig gewesen ist, einen leitenden Staatsmann aus sich zu erzeugen, wenn er sich immer wieder in die Führung des Adels schickte, dessen Mitglieder in dem Selbstgefühl ihres

Geschlechtes ruhend der Staatsautorität gegenüber selbst ein winziges Gottesgnadentum repräsentierten und daher in dieser Hinsicht zu patriarchalischer Leitung geradezu prädestiniert erschienen. Anders der Bürger: der Fall des versunkenen Kanzlers Michaelis ist ein weithin sichtbares Musterbeispiel, das uns weit eher zur Einkehr in uns selbst als zum Spotte veranlassen sollte. Bis zu seiner Ernennung an die Spitze des Kabinetts soll dieser Mann eine hervorragende Beamtenkraft gewesen sein. Als er aber die Warte erklomm, welche der autonome Junker Bismarck seinem, man darf wohl sagen, adlerhaften Geiste errichtet hatte, der Krone gegenüber, wurde Michaelis, der Mann des subaltern erborgten Selbstgefühls, von Schwindel erfaßt. Scham überwältigte ihn, sich ganz oben zu sehen. Und um nicht zu fallen, um nicht zusammenzubrechen, blieb ihm nichts übrig, als mit den Füßen zu stampfen, in kindischem Trotze auf den Tisch zu hämmern, seine Verzagtheit mit einem ganz unerträglichen Autoritätspathos zu übertäuben. Alle Menschen und alle Parteien empfanden diese larvierte Hilflosigkeit und empörten sich gegen die Führung eines Mannes, von dem der Instinkt ihnen sagte, daß seine ganze Energie sich darin erschöpfte, bocksteif auf einem Flecke stehen zu bleiben.

Das ist die Achillesferse unserer Kultur.

Man wird mir einwenden wollen, diese Schilderung stimme allenfalls für unser Volk, in unserem autoritativ regierten Staate, nicht aber für das Gebiet der westlichen Demokratie. Zuzugeben ist, daß schon die Franzosen es um eine Stufe weiter gebracht haben: Vom ersterbenden Untertan zum bürgerlichen Prometheus, Danton, Clemenceau, den der trotzige Ehrgeiz nicht ruhen läßt, solange er noch einen Zwang und Druck über sich spürt. Aber diese Menschen sind noch nicht ausgeglichen im Sinne der künftigen Kultur. Ihr Titanentrotz gegen die Tyrannen ist nur der Neid auf eine Macht, die sie selbst in Händen halten möchten, und die sie gewaltig führen, sobald sie ihnen zugefallen ist. Die Goldprobe auf die Kultur wird sein, daß man die Peitsche nicht nur gegen sich selbst, sondern auch für die andern haßt. Wie ist diese Milderung der Menschheit zu erzielen? Durch das Weib . . . im Mann.

Die Amerikaner, an deren Spitze Wilson steht, sind in mancher Beziehung da schon weiter gelangt als die Franzosen. Theoretisch wenigstens; ob auch in der Praxis, muß erst die Zukunft lehren.

Kandidat Wilson in seinen Reden um die erste Präsidentschaft findet prachtvolle Worte gegen die Tyrannei, gegen das Schicksalsgebaren der Geheimdiplomatie, der Geheimverwaltung, der Trusts. Er sagt: „die Fenster auf, die Seelen auf, Licht, Luft in die muffigen Winkel, in die Gespensterstuben, wo vom Gralgefäß der regierenden Hirne die Staatsweisheit ausstrahlt! Wer nichts Schlechtes tut, der braucht das Licht

nicht zu scheuen, nur wer ein böses Gewissen hat, sucht die einsamen Örter auf, wo er keine Nachbarn hat! Für den ausgereiften Menschen der heutigen Zeit schickt es sich nicht, daß er durch die Gnade unkontrollierbarer Instanzen erhalte, was er von Rechts wegen fordern darf."

Alles dies ist eitel lichthelle demokratische Zukunft. So sprach Kandidat Wilson; diese Redeweise freilich hatte er mit vielen Kronprinzen, Prätendenten, mit allen gemeinsam fast, die noch vor dem Tempel stehen und Einlaß begehren. Wie war es aber, als er selbst im Allerheiligsten war? Wandte er sich da nicht und wehrte salbungsvoll priesterlich die Nachdrängenden ab? Man entsinnt sich: auch Napoleon I. hat rousseauisch gedacht und geschrieben, als er noch Leutnant war.

Der Krieg verschleierte noch zu sehr die Dinge. In dieser Stunde läßt sich für mich noch nicht übersehen, ob Wilson wie alle andern bisher (mit Ausnahme seines Landsmannes Washington) den Weg des schwachen, des ehrgeizigen Fleisches gegangen ist: über die Opposition zur Macht. Es kann auch sein, daß der barbarische und veraltete Zustand des gegenwärtigen Krieges ihm barbarische und veraltete Methoden aufzwingt, die er verabscheut und baldmöglichst ablegen will.

Auf keinen Fall darf man aber hier mit dem berüchtigten Einwand operieren, im Besitze und vom Standpunkt der Macht, nachher habe Wilson wie alle andern vor ihm einsehen müssen, daß es so nicht ging, wie er dachte, daß der Mensch, das ewige Kind, auch des Gängelbandes ewig bedürfe. Damit entschuldigen sich alle gewalttätig Schwachen, die sich durch die Macht bestechen lassen! Kandidat Wilson war kein Jüngling mehr und auch kein Neuling. Der Mechanismus der Menschenwaltung konnte ihm, mußte ihm vertraut sein.

Wie dem auch sei, mag Wilsons zukunftsreicher Liberalismus Prometheusprotest sein, oder mag er aus einer über die europäische Gegenwart hinaus gereiften Zukunftseinsicht emporwachsen: die unermeßlichen Konsequenzen eines Kampfes gegen die zermalmende und begnadende Autorität und gegen die Geheimdiplomatie überblickt er schwerlich. Denn ich glaube nicht, daß irgendein im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft als Führer stehender Mann den Mut hätte, ihnen ins Gesicht zu schauen. Keiner darf es, dem die christlich-symbolisch-plutokratische Kultur unserer Zeit in ihren Grundzügen unantastbar ist.

Worauf baut sich unsere Welt auf? Auf dem Gebiet der suggestiven Autorität.

Religion, Staatsbegriff, Gesellschaftsbegriff, Kunst.

Christus, Napoleon, Marx, Beethoven.

Es ist immer das gleiche! Bismarck und Beethoven gehören zusammen; sie stehen zusammen und sie fallen zusammen. Der Mensch, biologisch

und psychisch, schließt männliche Elemente in sich, vermöge derer er Löwe ist, Einsiedler, Monarch. Und daneben stehen, auch beim Manne, weibliche Elemente, die ihn zum Ameisenstaate führen. Dieser weiblichen Komponente bemächtigen sich die großen Führerindividualitäten alten Stils und reißen sie im Rausche mit sich fort. Ich weiß sehr wohl, daß die neunte Symphonie ein Urerlebnis ist. Niemand in der Welt weiß es leidenschaftlicher als ich. Aber war Friedrich des Großen Führung, seine eiserne, despotisch zermalmende Führung es weniger?

Ich weiß, wie Beethovens, wie Bachs melodische Lösungen auseinandersteigen immer von neuem phönixhaft erblühend, Relais-Raketen den Himmel erkletternd. Kunst ist herrlich, aber Kunst in der heutigen, despotischen Form knechtet, drum muß sie fort. Napoleon als bewundernswerter politischer Tyrann, Nietzsche, Schiller als Diktatoren der Ethik, als Empfindungsmonarchen ... Da sehen wir keinen Unterschied.

Bin ich wahnsinnig geworden, Kunst knechtet, der vierte Satz der Neunten, von dem sich jedem aufdrängt, daß er erhebt, daß er die Decke sprengt, daß er eine innere Befreiung, eine künstlerische Katharsis sondergleichen ist; dieses Werk soll knechten?!

Ja! Denn es ist eine Erhebung, aber eine Erhebung von fremden Gnaden. Wem diese Tonfolgen übers Herz fluten, der wird fortgeschwemmt, verweht, willenlos, ganz demütig empfangendes Weib. Jeder Klang ruft ihm zu: du bist nichts aus eigener Kraft! Du kannst nicht fliegen! Ich, Ludwig van Beethoven, bin der Heiland, der sich von der Schwere erlöst, die Gottstärke, die dich beherrscht! In den Zaubermantel meiner Gnade hülle ich dich ein und wiege dich durch den Himmel wie einen Säugling auf Mutters Arm!

Solche Gefühle mögen grenzenlos beseligend sein, aber die Alternative bleibt bestehen: entweder der Mensch wird überall autonom sein, oder er wird es nirgends sein. Entweder man gibt sich der Suggestion eines Napoleon und derjenigen eines Bach oder keiner von beiden.

Der Mensch, der sich selbst regiert, muß sich auch künstlerisch-religiös selbst erlösen.

Dieser Satz mag der Nabel meiner ganzen Arbeit sein. Er begegnet von vornherein der Klage, als wollten wir die Zeit ausöden. Wir brauchen die Erlösung der Kunst, die Zukunft wird sie sogar vertiefen und vervollkommnen, aber die Tyrannis der genialen Persönlichkeit muß verschwinden, hier wie überall.

Ehe wir nun einen einzigen Schritt weiter gehen, bedarf die Frage der Beantwortung, was will die Kunst? Was leistet sie?

Kein Zweifel ist möglich: Von Aristoteles über Augustin, Michel Angelo, Rousseau, Goethe, Dilthey bis zur Neurosenlehre Siegmund Freuds

ergibt sich da eine einheitlich-schlüssige Antwort: Kunst ist Befreiung, Selbsterlösung, Bekenntnis, Katharsis. Katharsis aber heißt Reinigung. Das Gute zu bekennen ist keine Heldentat, von dem, was wir als gut empfinden, brauchen wir uns nicht zu reinigen, also kann Kunst nur sein: Reinigung von Dingen, welche uns bedrücken und besudeln, Ausfegung des inneren Augiasstalles, Lüftung der in Aberglauben verdumpfenden Tiefen des Unbewußten, Lösung der Verhedderungen, welche sich für viele, wenn nicht für alle aus dem Kampf einer männlichen und einer weiblichen Komponente in uns ergeben.

Denn um es noch einmal entscheidend aufzunehmen: wir alle sind bisexuell. Als Bisexualismus wird die Weltanschauung von morgen wohl am besten bezeichnet. Bisher sahen wir nur zeugende Männer und empfangende Frauen. Das ist falsch. In jedem Manne steckt ein Weib und in jedem Weibe ein Mann mitverborgen. Diese Neben- oder Gegenkomponente herrscht nicht, aber sie bleibt unterirdisch wirksam. Es mag sein, daß sie in der heutigen Zeit immer wirksamer wird. Der Mann wird immer feminin empfänglicher, das Weib immer maskulin gestaltender. Aus diesem Prozeß erwachsen Malthusianismus und Frauenfrage. Unabhängig von unserem Willen werden sich diese Probleme wahrscheinlich lösen, indem sich die Geschlechter einander, also auch einer gemeinsamen Mittellinie nähern. Darum sind wir so sehr viel empfänglicher und empfindlicher für alle Gleichgewichtsfragen geworden als frühere Generationen, welche noch alle diese Konflikte der inneren Zwiespältigkeit verleugnen und nach außen projizieren konnten.

Das war ihre Stärke, denn sie handelten als überzeugte Einheit, aber das war auch ihre große Schwäche, denn sie verbrauchten viel zu viel Kraft nach innen, um den Widerstand der eigenen Gegenkomponente abzudrosseln.

Das war die Kulturperiode der Selbstunterdrückung. Ihr Philosoph war Kant, der das Geschlechtliche überhaupt nicht begriff, und Schiller ihr ungestümer Herold, der das eigene Widerspiel mit machtvollem Pathos überdröhnte, anstatt es in goetheschem Sinne aufzulösen. Mir liegt fern, die Größe und Bedeutung dieser Epoche zu leugnen. Es ist berechtigt, die Energie des Individuums nicht aus allen Poren versickern zu lassen, sondern die meisten Ventile zu sperren, um die ganze Intensität in einen oder in wenige kräftige Strahlen zusammenzufassen. Nicht das werfen wir der Schillerkultur vor, daß sie die Geschlechtskraft so hochgradig zur Gedankenarbeit sublimiert hat, sondern daß sie die psychische Zweigeschlechtlichkeit des Menschen verkannte und vergewaltigte.

Und doch ist es ein Leichtes nachzuweisen, daß die Genies dieser Kulturepoche, und ganz besonders die Genies der Tat diejenigen waren, die ihrer

eigenen Bisexualität keine solche Gewalt antaten, sondern sie im freieren Wechselspiel auszulösen wußten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bekommen erst die Feminismen eines Cromwell, eines Richelieu, eines Friedrich II., oder Napoleon ihren tieferen Sinn. Man lasse sich doch nicht weismachen, daß diese gewaltigen Führer Granitblöcke gewesen seien! Als Cromwell einst auf Tod und Leben angeklagt wurde, stürzte er vor dem ganzen Parlament in die Knie und weinte bitterlich, mit inbrünstigen Lügen seine Unschuld beteuernd. Welcher ist der Sinn dieses Kniefalls, wie aller Kniefälle überhaupt? Der gewaltigste Mann macht sich mitleidweckend zum Kind. An Wuchs klein wie ein Kind, hilflos wie ein Kind, knierutschend. Und dazu weint er wie ein Weib oder wie ein Säugling und nimmt so für sich die Rücksichtnahme in Anspruch, welche man diesem wehrlosen Wesen entgegenbringt. Unwillkürlich drängt sich mir da die Erinnerung an Hahnenkämpfe auf, wo der Unterliegende sich duckt und wie eine Henne gackert; denn auch bei Tieren wie überall in der Natur finden wir den bisexuellen Aufbau. Nichts ist gewöhnlicher als bei Erpeln und anderen Männchen eine feminin-homosexuelle Einstellung.

Mache ich mich durch diese Parallele über Cromwell lustig? Ich denke nicht daran! Ich verehre ihn und stelle ihn als Beispiel hin. So oder entsprechend soll man es machen. Dieser berühmte Kniefall war keine Heuchelei im Sinne der moralisierenden Psychologie. Erst ließ er dem Weichlichen, dem Feigen, dem Weibischen in sich die Zügel schießen, seine Titanenkraft ruhte im Gegenpoligen aus. Dann erhob er sich, der Tränenlust entladen, begann zu reden und überwand alles mit schlangenhafter Klugheit.

Das Gleiche finden wir bei Friedrich II., der sich in weibischer Stichellust, in Flötenspiel und dilettantischen Lyrismen für die eiserne Härte seines Schlachtenberufes schadlos hielt.

Das Gleiche bei Napoleon. Wir sehen in ihm nur immer das Bronzeprofil eines römischen Imperators. Auch weiß man, daß er unerbittlich die Arme zu kreuzen pflegte; was man aber nicht kennt, ist seine Art, entscheidende, scharfe Staatsaktionen in seinem Gemüte vorzubereiten, indem er auf dem Teppich liegend stundenlang mit den Katzen seiner Frau sich zu schaffen machte.

Für Bismarck, für Richelieu, für Rousseau, für zehn andere ließen sich ähnliche Züge beibringen. Wozu? fragt man. Selbst wenn man nachweisen könnte, daß das Genie dieser Periode bisexuell war und ist, was geht es uns an, die wir Sozialpolitik treiben wollen, die wir also die Gesetze des Durchschnitts kennen wollen und nicht des Anormalen, des Phänomens? Das eben ist der entscheidende Fehler, den derjenige

begehen muß, der des Genies als eines Gottes, als eines Idols für sein Ehrfurchtsbedürfnis bedarf: Das Genie ist keine Anomalie, nur unter seinen Zeitgenossen eine Ausnahme; es ist vorweggenommene Entwicklung. Auf dem Gebiete der Grammatik wissen wir heute, daß die sogenannten Ausnahmen Archaismen sind, findlingsblockartig in die Neuzeit verschlagene Rudimente früher allgemein gültiger Regeln. Umgekehrt ist es mit dem Genie. Das Genie der einen Kulturperiode entspricht dem Durchschnitt der nächsten.

Daß wir es noch nicht wissen, daran trägt vielleicht niemand mehr die Schuld als der große Friedrich Nietzsche. In seinem Prometheuskampf gegen die Autorität des patriarchalischen Gottes hat er die Entwicklungslehre darwinistischen Ursprungs angenommen. Fürs Biologisch-Physiologische. Und seine einzigartigen psychologischen Fähigkeiten hätten ihn hochgradig fähig gemacht, den Darwinismus aufs Geistige zu übertragen. Er ist auch ganz dicht dabei gewesen. Aber er war ein viriler Protestmensch und kein ambivalent gelöster Bisexualist. Seine Messiassucht verdarb ihm die lebendig wirkende Unsterblichkeit, mit der auch noch unser Geschlecht in die Zukunft führen könnte. So aber, wie er sich entwickelt hat, können wir ihn nur den großen Inkonsequenten nennen. Weil der Ehrgeiz ihn trieb, ebenso wie Christus, ebenso wie Mahommed eine Bibel, seinen Koran zu haben, mußte er Energetik- und Entwicklungslehre für seine prophetische Genialität und somit für den Geist überhaupt wieder in einen elenden Wunderglauben ablegen. Denn wenn er sagt: „Nicht heute oder morgen, in tausend Jahren will ich recht behalten," so empfindet er sich nicht als Funktion der Zeit, sondern als Offenbarer unverrückbarer Dogmen. Alle seine Qualen und philosophischen Mißgriffe ergeben sich daraus, daß er nicht gelöst genug war, um Großes zu schaffen als Primus inter Pares im Bund der Geister. Und aller Spiritualismus ist heutzutage zukunftslos, der ihm, querab vom Wege, in diese Sackgassen größenwahnsinniger Eigenbrödelei folgt.

Die Abwege kennen wir nun, aber was ist das Ziel und die Straße dahin? Das Ziel ist die Beherrschung der Naturkräfte durch die ebenbürtig verbrüderte Menschheit. Der Weg ist progressive Abstumpfung der gesellschaftlichen Pyramide, so daß ein immer größerer Prozentsatz der Menschheit nebeneinander oben steht.

Soll man für den Säugling die Windeln abschaffen, weil der Erwachsene sie nicht mehr nötig hat?

Wenn das Torheit wäre, so soll man auch die Pharaonen nicht verwünschen, weil wir der Könige nicht mehr bedürfen. Grämen wir uns nicht um das Ehrgefühl vergangener Generationen. In Republiken malt man dem Volke nicht Symbole der Tyrannei an die Wand. Wenn auf

den Denkmälern des Niltals der Herrscher ein hochmütiger Riese ist und der Untertan ein demütiger Zwerg, so wollte die Masse des Volkes es auch so und nicht anders haben.

Warum? Aus Feigheit? – Nein, aus Wille zur Kultur.

Denn in dieser Zeit war die Peitsche, die wirkliche Peitsche das entscheidende Kultursymbol. Tierhaft war der Mensch, negerhaft seines Hungers und seiner Geschlechtlichkeit froh. Ihm genügte ein Existenzminimum, welches die Intensität dieser beiden großen Grundfunktionen des Aufnehmens und des Erzeugens gewährleistete. Ehrgeiz war ihm nicht fremd. Er wußte auch bereits, daß die Tat höher steht als der Traum. Aber er war zu schlaff. Über den trägen Körper empor dampfte das Hirn den blauen Rauch der Mythen. Alle genossen sie in der Phantasie den Triumph stärker zu sein als der Stärkste. Eichen wie Unkraut auszureuten, Berge aufeinander zu türmen, die dämonenhaften Kräfte der Natur zu bändigen wie den nemeischen Löwen. Im Traume fingen sie des Himmels goldene Blitze ab, spielend wie das Kind den Reifen, in der Wirklichkeit aber erschlug sie der Blitz, peitschte sie der Wind wie Flugsand und der Regen spülte ihre armseligen Hütten fort. Für diese Träumer kam der brutale Herr als Heiland. Mit der Peitsche trieb er die Menschheit aus ihrem vegetativen Chaos empor und zusammen zum Pyramidenbau.

Mußte das sein? Mußte die Ameise Mensch schwitzen und sterben, damit unter dem Himmelsdom die winzigen Steinhaufen des Niltals entstanden. Ja! es mußte sein. Wir, wir brauchen keine Pyramiden mehr. Aber das Altertum bedurfte ihrer als eines ersten protzenhaft kindlichen Beweises, daß der Mensch im Bündel stark wird, daß er die Natur zu meistern vermag.

Schon die Pharaonensklaven fühlten es, drum litten sie, sie, die sehr Vielen, von dem Einzigen und seinen Schergen die härteste Zucht. Sie knirschten unter der Knute und küßten sie doch als das Werkzeug ihres Aufstiegs über sich selbst.

Unter ihnen tat sich eine neue Art von Genie auf: Moses, Prometheus, der Mensch, der die Peitsche nicht mehr erträgt, der sie auch nicht mehr nötig hat, weil Neid, Haß, Eifersucht, Ehrgeiz genügen, ihn zum vollen Einsatz seiner Kraft zu spornen. Dem es im Klimmen keine Ruhe läßt, solange er noch einen Höheren über sich weiß. Wenn er aber oben ist, kehrt er den Spieß um, wird selbst tyrannischer Herr und erstarrt zum König, der die Zustände erhalten will, die ihm die Herrschaft geben. Im Riesigsten ist das der Kampf Jupiters gegen Saturn und im Winzigsten das Schicksal jedes Spießers unter uns, der solange strebt, bis er Vater geworden ist, autonomer Patriarch auf dem festen

Thrönchen der Pensionsberechtigung, und dann einschläft. Das ist die durch unsere Bourgeoisie erreichte Kulturstufe: jeder nicht ganz Entartete ein winziger Titan, bis er auf seinem kleinen Olympos sitzt. Dann Stillstand in der Unterordnung unter der Staatsidee, in einem Kreis von Pflichten. Aber man kann nicht nach unten hin im Selbstgefühl erstarken, ohne nach oben Protestler zu werden. So bedarf gerade der frömmste Bürger starker Autorität über sich; ihrer beraubt, verliert er jeden Halt.

So wird der Mensch zum Mechanismus. Im alten Europa kommt noch die Fixierung auf einen einzigen Beruf, der Mangel jeden Wechsels hinzu. Der Mensch verkrüppelt, denn man wird schief davon, immer zu befehlen. Immer arbeiten erschöpft und immer ruhen erschöpft. Stete Niederlage macht müde und steter Sieg macht müde. Ein Teil der Menschheit hat jetzt durch Generationen allzu lange geherrscht und ein anderer hat allzu lange geduckt. Beide sind einseitig dadurch geworden. Wer die Peitsche hielt, muß jetzt sehr viel mehr von der Last auf sich nehmen, und wer die Bürde trug, der soll sich in Befehlen üben. Um der Gerechtigkeit, um der Gesundheit, um des innersten Gleichgewichtes willen. Wir sind zu starr, wir müssen biegsamer werden, innerlich lebendiger, fähig, gleichermaßen zu gehorchen und zu befehlen. Herr und Diener müssen die Rolle wechseln können, ohne daß der Steigende toll wird, ohne daß der Sinkende dadurch in seinem Selbstgefühl vernichtet wird. An Stelle der Militärdienstpflicht setze man eine Bürgerdienstpflicht von zwei, drei, vier Jahren, in der jedermann, auch der Geistigste, an Kanalbauten, Wehrbauten, als Steinmetz und Bergwerker arbeiten und gehorchen lerne; am besten in fremden Ländern. Der französische Sozialist Charles Fourier hat in seinen verworrenen Lehren etwas von diesen rhythmischen Pendeln in der abwechselnden Befriedigung der beiden in uns lebendigen Komponenten, der männlichen und der weiblichen, gewußt oder geahnt. Nur kannte er die Bisexualität noch nicht, wußte auch nicht, daß ein doppelter Beruf, einer, der uns im Befehlen steigert und einer, der uns in Demut übt, abwechselnd genügen. Er spürte nur dumpf die Notwendigkeit des Widerspiels und hetzte daher den Menschen tagsüber durch zahllose Beschäftigungen, in denen er doch nichts Ersprießliches leisten konnte. Wir fordern nun die Ambivalenz der gesellschaftlichen Stellung, ihre Doppeldeutigkeit. Der Gottesdienst, oberflächlich getrieben wie er wird, genügt nicht mehr, um uns vom Dünkel auszuruhen. Gewisse Wilden verstehen es besser, bei denen der Held nach jedem Siege sich bis zum äußersten demütigen muß. Man bindet ihm die Hände fest, und er läßt sich wochenlang füttern und pflegen wie ein Säugling. Das ist die „Sühne". Die Russen haben erstaunlich viel Instinkt für diese Funktionen. Die Menschen Dostojewskis demütigen

sich mit Fanatismus, ihre Feminität schwelgt in Schmach; und es ist gewiß kein Zufall, daß eben in diesem Lande des demütigen Muschiks jetzt zuerst der Kommunismus durchgeführt wird, in der Weise, daß die bisher Geduckten jetzt die Herren sind, welche die bisherigen Gebieter mit Wollust unter sich beugen. In alledem erblicken wir, wie im schon von Hegel festgestellten Wellengang der Entwicklung in Ausschlägen links und rechts von der Mittellinie soziale Funktionen der allmenschlichen Bisexualität.

Wie wir uns künftig zu entwickeln haben werden, zeigt uns ... alles. Die schweren neurotischen Krisen einzelner und ganzer Völker, in welchen verleugnete und verdrängte Komponenten eruptiv zum Ausbruch kommen; wobei wir regelmäßig sehen, daß wie bei den Saturnalien der Herr zum Diener und der Diener zum Herrn wird, die Frau zum Manne, während der herrschsüchtige Mann in Massenhypnose und Panik schwelgt.

Das zeigt uns auch der bisexualisierte Genius unserer Epoche, in dem wir, wie schon gesagt, den Durchschnittstypus der nächsten Menschheitsstufe zu erblicken haben.

Aus vielen Gründen kann die bisherige Art des Genies künftighin die Führerherrschaft nicht mehr behaupten. Nicht darum allein, weil er uns allzu sehr demütigt. Wenn es für den Fortschritt der Menschheit unerläßlich wäre, würden wir uns dieser Tyrannei weiterhin fügen. Sie ist der Entwicklung aber geradezu im Wege, geschweige daß sie ihr günstig wäre. Denn erstens entwächst der Umkreis des Kulturvermögens, welches man beherrschen muß, um organisch neue Ringe an ihn ansetzen zu können, den Ausmaßen auch der gewaltigsten Persönlichkeit. Ein Gebiet nach dem anderen wird dem Durchschnittsverstande vollkommen beherrschbar und dadurch zur Technik. Einstmals war es eine Prometheustat, aus zwei Holzstückchen Glut zu wirbeln. Jetzt sehen wir auf all den entsprechenden Gebieten nicht mehr einsamen Pioniergang, sondern Treibjagd. In einer unendlichen Fülle von kaum merklichen Verbesserungen rollt die Entwicklung fort. Newton und Kepler waren noch Napoleone, Hannibals der Mathematik und Astronomie. Heutzutage wird auch auf diesen Gebieten, von der Historik und Lexikographie ganz zu schweigen, genossenschaftlich gearbeitet. Mit ungeheuren Schleppnetzen wird der ganze Strom des Lebens nach Erkenntnissen abgesiebt.

Unbestreitbar war der erste Lexikograph ein Genie. Aber das ist schon lange her. Als das Tummelfeld der Intuition betrachten wir heute noch die Politik, den Krieg, die Kunst.

Auch da indes bietet sich dasselbe Schauspiel.

Die Parole geben wir aus: das Organismuswesen überwindet das Kerntier. Die Disziplin überwindet die Fahne. Der Generalstab den

Feldherrn. Die verkehrstechnische Organisation (Eisenbahn, Schiffahrt, Flugzeugbau, Unterseeboot, Kanalisation, Straßentunnel und Brückenbau, Post, Rohrpost, Telegraph, Telephon und Zeitungswesen) strafft den Staatsorganismus, erlaubt ihm einen intensiveren Säftekreislauf und überwindet das alte Symbol des Königtums.

Die Analyse überwindet die mythenschaffende Symbolkraft der Kunst.

Das Genie wird nicht gleichmäßig fördern, sondern in rhythmischen Wellen zunächst gewaltig treibend, dann fast ebenso gewaltig retardierend. Vermöge seiner zukunftsvollen Struktur und intensiveren Kombinationskraft eilt es den Zeitgenossen vorauf und kann auf der Mittagshöhe seiner Intensität bis außer Hörweite gelangen. Schleich in seinem Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken" hat bereits ausgeführt, wie das die Tragödie seiner Einsamkeit ergibt, aber diese Idee muß in ganz anderem Sinne als dort ausgebaut werden. In Alter und Tod wird die große Begabung eingeholt. Die Formeln des Genies klingen im Bedürfnis der Besten, dann der Meisten an. Sie werden lebendig wirkend. Der Ausbau geht vor sich. Die Definitionssurrogate seiner ahnungsvollen Symbole werden zu klaren Erkenntnissen. Andere, die absolut genommen nicht größer zu sein brauchen, die aber auf einer weiter geförderten Kulturarbeit fußen, bohren in neue Problemschichten hinein. Und nun veraltet das Genie, seine hemmende Wirkung beginnt, denn die idolbedürftige, autoritätshungrige Feminität des Menschen klammert sich verzweifelt seinen Dogmen an, schaut sich, vom lebendigen Strome fortgetragen, immer wieder hypnotisiert nach ihm um. Darum ist es so notwendig und wünschenswert, daß der Heros durch die Gruppe überwunden werde, durch den hohen Durchschnitt, welcher den Ehrgeizigen, den Führenwollenden unablässig vor sich hertreibt. Der tyrannische, auf seine Macht eifersüchtige Geistesheld klagte über Plagiat an seinen ewigen Musterformen. Wir werden über Parallelogenesis jubeln. Wir werden sagen: „Nicht auf meine Priorität kommt es an, sondern auf den Weiterfluß der Dinge! Alle müssen eifern! Das aber betreibt man am besten und eifrigsten, was aus einem selber wuchs, was man selbst erfand! Darum jubeln wir, wenn in tunlichst vielen Köpfen zugleich aus der Kreuzung gegenwärtiger Dinge die Zukunft aufblüht!"

Diesen Vorgang taufe ich Parallelogenesis.

Dasjenige Volk wird künftig das genialste sein, wo kein Geistesadler über dem Sumpfe mehr möglich ist, wo eine Fülle von Hochbegabten, ehrgeizig zu führen, sich im Wipfelkampf um die Spitze mühen.

Noch einmal muß ich in eine Garbe zusammenfassen, was ich gegen die Kunst gesagt habe: die Kunst ist groß, aber ihr geht es wie dem Sabbat, sie ist um des Menschen willen da; nicht umgekehrt. Die

Kreuzigung gehört zu jedem künstlerischen Schaffen, und wir wollen uns nicht mehr kreuzigen lassen. Um keinen Preis. Das Zermalmendste auf Erden, das Demütigendste, das Entmannendste ist die festgenagelte Sehnsucht, der kochende Wille, welcher verzichten muß. Des Tantalus, des Prometheus, jedes Gekreuzigten Geschick. Köstlich ist der Schlaf, die gelöste Ruhe der Glieder nach dem Tag; aber das Gefängnis, die Unbeweglichkeit der gefesselten Kraft ist das Grauen selbst. Fest liegt jedes Glied, das sich rühren will, nur der Schweiß bricht aus, gräberwärts niedertropfend, nur die Augen quellen vor, von der Sehnsucht aus ihren Höhlen gestoßen, nur die Gedanken greifen hinaus wie ohnmächtige Hände, welche nichts in ihre Scheuern ziehen. Der Künstler nun zieht aus dieser Vergewaltigung nicht die Kraft der Verzweiflung zur Änderung der Welt. Im Grunde liebt er diesen Zustand als die Geburtsbedingung seines Werks. Die Flamme der Kraft schlägt in sich selbst zurück, sie vergiftet sich selbst, sie kämpft mit sich selbst. Im Gefängnis des Leibes beginnt es sich zu drehen; der wirbelnde Kampf, der heilige Tanz St. Veits: jeder Zeh um sich selbst, jedes Glied um sich selbst, Herz und Hirn um sich selbst, in Wellen schraubt sich das Zucken am Köper entlang. Das Fleisch ist am Holz verankert, die Seele am Fleisch. Die Seele zerrt am Fleische und das Fleisch an den Nägeln, die tief im Balken stecken. Die Nägel halten den Leib, aber die Seele reißt sich aus ihren Ankern im Fleische. Verängstet wirbelt sie um im Käfig der Brust und wie sie tanzt, ist ihr's, als ob Erde und Sonne, als ob Gott und All sich um sie drehten. Wie sie in ihren Fugen schwankt und bebt, wie ihr schwindelt, ist es ihr, als hübe sie im Wirbelsturm das Kruzifix aus seinen Fundamenten. Das ist die Tantalusqual der Prometheus-Sehnsucht aller zur Ohnmacht Gekreuzigten, Veitstanz am Kreuz.

Das ist kein gräßlicher Alptraum, aus dem man schweißbedeckt aufschreckt, sondern die Schilderung des verzweifelten Ohnmachtsgefühls, das alle großen Künstler zu ihren Erlösungstaten treiben mußte. Dieses Gelähmtsein des heilsbedürftigen Menschen in der Ambivalenz zwischen seiner virilen und femininen Komponente haben die Griechen in der Tantalus- und in der Prometheussage dargestellt. Die moderne Kultur des geistigen Faustrechts hat es dann ins Geistige sublimiert: in Michel Angelos Gestalten, in Shakespeares Hamlet, in Dostojewskis Figuren spüren wir es bereits als ein qualvolles Gleichgewicht des Tauziehens im Ringen psychischer Komponenten. Völlig identisch mit diesen Erscheinungen, von ihnen allein durch einen einzigartigen überallhin sichtbaren Ruhm geschieden, erhebt sich das Bild der christlichen Kreuzigungsgeschichte.

Gewiß ist das alles Sublimierungsarbeit, Verwandlung psychischer

Kraft im Geist, aber wir behaupten und wissen, daß diese Erlöserarbeit besser und heilender auf dem Wege wissenschaftlicher Analyse von jedem an sich selbst vollzogen werden kann.

Vielleicht nicht heute schon, aber morgen oder übermorgen. Jeder wird sich in einer nicht allzu ferneren Zukunft selbst seine befreiende Symphonie erschaffen.

Dazu braucht man gar nichts völlig Neues in die Welt zu setzen. Die Elemente sind schon vorhanden. Leibniz hat dahin gewirkt, indem er erklärte, Aberglaube sei kein Unsinn, sondern Definitionssurrogat tatsächlich vorhandener Probleme. Die moderne Philologie arbeitet daran, indem sie Entwicklungsreihen nacherleben läßt, anstatt Dogmen einzubläuen. Der Sozialismus arbeitet in diesem Sinne, indem er uns gewöhnt, aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft zu folgern.

Allerdings ist eine neuartige Verkoppelung, Kreuzung und gegenseitige Befruchtung der Disziplinen vonnöten. Biologie, Geologie und Geschichte; Psychopathologie, Religion und Mythenkunde.

Eine große Erkenntnis wird im Mittelpunkt der künftigen Bildung stehen: wie das menschliche Embryo von der Zeugung bis zur Geburt, vom Zellentierchen bis zum Gefäß- und Nervenorganismus, die Hauptphasen der Menschheitsentwicklung wiederholt, so wiederholt die Individualpsyche von der Geburt bis zur Vollreife den Werdegang der Seele vom Australneger zum Kulturmenschen. Ein Papua ist in mehr als einer wichtigen Beziehung einem Kind von fünf Jahren gleichzusetzen: mit seinen rabiaten unmittelbaren Instinkten, denen schroff ausgleichend dieselbe abergläubische Furcht vor dem dunklen Tabu verbotener Dinge gegenübersteht.

Statt sich vor der Erkenntnis dieser Zusammenhänge zu fürchten, statt einen Schleier darüber zu breiten, wie Schiller in seinem „Taucher", in seinem „Bilde zu Sais" empfiehlt, wird Mann und Weib auf der Einheitsschule, auf der Universität der Zukunft lernen, psychische Erkrankungen als Verbildungen auf diesem Entwicklungswege zu begreifen und von innen heraus aufzulösen.

Wir hören: Utopie! Aber wir lachen des blöden Worts.

Ich werde nur das Gespräch zwischen Attila und dem katholischen Priester vor Aquileja erzählen: „Herr und König," sagte der heilige Mann zur Gottesgeißel, „laß das Plündern, das Wüten gegen die Kultur. Das Primat der Energie kommt doch an den Geist. Einst werden deine Völker keine Berufskrieger mehr sein, die sich nur darauf verstehen, Pfeile zu schießen und Hammelfleisch mürbe zu reiten. Einst werden Buben und Mädchen auf der Schulbank lernen, wie man die Dinge selber

macht, statt in fremde Lande zu ziehen, um sie dort zu stehlen. Sie werden lesen lernen, rechnen, schreiben und wo Amerika liegt."

Herzlich lachte da Attila, das Landesväterchen: „Ein Scherz! Wer soll dem unfähigen Pöbel die seltene Kunst des Schreibens beibringen? Und selbst wenn sie Amerika schon entdeckt hätten, wie soll man ohne Buchdruck diese Dinge verbreiten?"

Scherz beiseite! Das ist der Kardinalfehler aller Götzenanbeter und all derjenigen, die sich selbst göttlich dünken, aller Esoteriker und allzu Vornehmen, daß sie bei ihren sieben Sachen denken: Kaviar fürs Volk! Die Welt geht fort. Die Wunder von gestern werden heute in Serien fabriziert. In hundert Jahren wird jeder schlichteste Geist darüber lächeln, daß Kulturmenschen so kindischer Symbolik anhingen, daß sie sich bevorzugt oder enterbt vorkamen, je nachdem sie einen Pelz hatten oder einen Lodenmantel. Um ganz andere Werte wird sich Ehrgeiz und Rivalität bewegen, und dann wird auch unserm heutigen plutokratischen System der Spannung zwischen Besitzdünkel und Armutsneid von innen heraus das Üble und Vergiftende genommen sein.

Das deutsche Temperament

von Otto Flake

I

Sprechen wir antithetisch zuerst vom *französischen*: es ist rational-heroisch gerichtet. Ein Temperament ist immer doppelpolig, es ist kein Ruhepunkt, sondern eine Achse.

Der Rationalismus des französischen Lebens wird keinem Widerspruch begegnen; er ist faßbar, und auch der ungeistige Besucher begreift ihn. Das Verhältnis von Individuum und Ganzem ist nirgends auf eine klarere Formel gebracht. Jeder ist gleich verpflichtetes Glied der Gesellschaft. Sich regen, den Wettkampf ums Dasein, Erfolg, Geltung mitmachen; nicht dumpf, nicht träumerisch, nicht zögernd, nicht überindividuell, nicht sentimental-reflektiert sein, ist Gesetz.

Der Egoismus als natürlicher Ausgangspunkt, als selbstverständliche, reale, undiskutierbare Grundlage ist herausgearbeitet. Seine Anwendungsformen sind Elastizität, Geschmeidigkeit, Selbstbehauptung, bewegliche Energie – unentbehrliche Eigenschaften, die gefordert werden, soll man nicht ins Hintertreffen der Nachzügler geraten und als schwerfällig oder dumm gelten.

Die Gesamtheit dieser Begriffe kann man Aktivität, die aus ihnen gezogene Philosophie Positivismus nennen. Das Leben läßt sich, als Sinn, leugnen, das ist eine Sache für sich; nimmt man es an (und da wir existieren, liegt die Annahme näher als die Ablehnung), so will die Kraft sichtbar gemacht werden, durch die es erzeugt wird: sie führt zum Aufbau, zum Sicheinrichten auf Erden.

Ich sah im Krieg eine Photographie aus einer der Schulen, die man in den bombensicheren Gewölben von Reims untergebracht hatte, eine kurze, ungestellte Momentaufnahme, auf der die Knaben in der Sekunde festgehalten worden sind, in der das „Achtung" des Lehrers oder des Photographen in ihre Gehirne drang: die Straffheit der aufhorchenden Köpfe, die lebende, menschliche Klugheit des Blicks, der Intelligenzfunke, die Abwesenheit von Mürrischkeit oder von Verschlafenheit, waren prachtvoll. Es ist die Nation der beschwingten Energie, der Verve, die auf dem Quivive steht.

Der Weg ins Leben hinein wird hier ohne Zögern und ohne Hemmung beschritten, und der Aufbau der Gesellschaft ergibt sich von selbst, indem diese *Bereitschaft*, die Aufgaben des Daseins in Angriff zu nehmen, dieser Anwendungstrieb, der kaum der pädagogischen Schulung und nie der philosophischen Begründung bedarf, kanalisiert und in ein Röhrennetz

der Methodik verwandelt wird, deren leitender Gedanke das Gleichgewicht, der Ausschluß des Nebeneinanders von groben Widersprüchen ist: Kultur heißt Geschlossenheit, und Geschlossenheit ist Folgerichtigkeit.

Man kann die Frau einsperren, das ist eine Idee, die, als Idee, keineswegs unsinnig ist, denn sie gewährleistet eine konsequente Lösung der Frage, welche Rolle Männer und Frauen in einer Gesellschaft spielen sollen. Man kann der Frau die Gleichberechtigung geben, das ist ebenfalls eine Idee. Die europäische Welt kennt dieses extreme Beispiel eines Konfliktes nicht, aber innerhalb ihrer Idee gibt es wieder Differenzierungen, die unter sich nicht weniger klar balanzieren wollen. Da ist die Familienmutter, die große Dame, die Hetäre, da ist das junge Mädchen und die verheiratete Frau. Es gibt kein Land, in dem diese Typen so scharf durchdacht sind und zusammen ein rundes System bilden, wie Frankreich.

Das junge Mädchen wird unberührt und unzugänglich gehalten, der Frau aber allsogleich die Gestaltung ihres Lebens nach freiem Ermessen erlaubt — Scheidung nach Perioden.

Halbwelt und Prostitution sind eine Einrichtung von automatischer Rekrutierung, die die Konsequenzen aus persönlichen Verhältnissen zieht und eine entschlossene, ungütige, aber reale Anpassung an errechenbare Gesetze darstellt — Scheidung nach dem Wirklichsten der Wirklichkeit, der sozialen Lage oder dem Besitz.

Das Zuviel an moralischer Hemmung wird abgestoßen — Methodik; aber weil die Methodik ihre Vernunft hat, erzeugt sie eine Duldung, die mehr ist als die moralische Gebundenheit — Fehlen der Heuchelei, des cant, der das Eingeständnis bedeutet, daß man nicht konsequent sein will.

Kehren wir von einem Einzelbeispiel der Frau zum Allgemeinen zurück; es ist ja nicht nötig, hier einen Aufriß der Gesellschaft zu geben; jeder weiß, worum es sich handelt. Es handelt sich um die Materie des Daseins, um das Recht des Materiellen, bereits auch um das Gedankliche darin, insofern es Philosophie des praktischen Lebens ist. Aber allgemein wird nun anerkannt, daß in Frankreich diese Materialität leichter, versöhnlicher, heiterer, befreiter, unreflektierter und untragischer als anderswo ist. Hier beginnt das Problem, das uns interessiert. Woher diese Entmaterialisierung des Materiellen? Antwort: es liegt eine Aufhebung vor. (Ich halte die Theorie der Aufhebung für eines der wichtigsten Hilfsmittel der Erkenntnis.)

Anderswo nimmt man die Idee oder das Ideal etwa der Eleganz, des Salons, der Dame, der großen Welt, der Geselligkeit ebenso ernst wie in Frankreich, aber man haftet daran, man identifiziert sich damit, man gibt sich ihm hin, man macht Lehre und System daraus — man nimmt es nur ernst. Ernst, Schwere, Wucht wollen aufgehoben sein: durch den

Unglauben, der über dem Glauben an die Wichtigkeit dieser Dinge steht. Diese Dinge sind Spiel — ernsthaftes Spiel, da sie die Ordnung der Gesellschaft ermöglichen, sie sind unentbehrliche Kategorien, aber mehr? Nein; sie existieren nur, insofern und weil ich sie anerkenne.

Die Aufhebung ist ein geistiger Vorgang: man muß nicht nur positivistisch sein, sondern auch Geist haben (französische Auffassung von Geist, Eleganz ist geistig). Geist, Ironie, Witz, Persiflage sind Korrektur des Materiellen. Man hält sie bei uns für Ausflüsse des Rationalismus, das ist falsch, sie kommen nicht vom rationalen Pol, sondern vom entgegengesetzten, dessen Ausstrahlung sie sind.

Es ist der Pol, aus dem die Religion kommt, dieser Einspruch gegen die Absolutheit des tätigen, irdischen, sich so wichtig nehmenden Lebens. Es ist die Sphäre, aus der der Ruf der Ewigkeit dringt, daß das Einzelne im Totalen verschwindet und, an ihm gemessen, beschränkt, wertlos, anmaßend ist.

Deutsche hören den Ruf mit Posaunenschall, Franzosen empfangen ihn in normalen bürgerlichen Zeiten wie dem ancien régime und dem neunzehnten Jahrhundert in verdünnten, feinen, aber ausreichenden Wellen, die nie aussetzen. Es besteht eine Verbindung des Rokoko mit dem Religiösen, der geistvolle Mensch der Vorrevolution ist nicht als Libertin abzutun. Der Franzose kann deshalb so gesellschaftlich, beschränkt-klug, egoistisch sein, weil er es rein praktisch ist, weil er weiß, daß damit noch nichts bewiesen ist, denn er besitzt die Aufhebung.

Eines schönen Tages im ancien régime vollzog sie sich nicht mehr in der vorsichtig verteilten Dosis von Esprit oder Ironie, sondern radikal. Überdrüssig, seit drei Jahrhunderten ein rationalistisch-positivistisches Volk gewesen zu sein, warfen sich die Franzosen in die Revolution. Woher der Fanatismus, mit dem sie gegen sich und Ihresgleichen wüteten? Ich habe noch nirgends eine Theorie des Jakobinertums gelesen, man sah überall darin nur eine tierische Verirrung. Es war ein religiöser Vorgang: Verachtung der banalen Bejahung von Aufbau in Gesellschaft und von Einzelexistenz, es war der Rausch, die Aufhebung als Idee gefunden zu haben.

Politisch läßt sich der Verlauf der großen Revolution nicht allein erklären. Das Tragische brach in das Gemäßigte ein, Tod, Zerstörung kamen zum Recht. Die große Revolution war „Expressionismus". Freilich, da es sich um kein abstrakt denkendes, sondern um ein konkret gebundenes Volk der gestaltenden Sinnlichkeit handelte, vollzog sich der Prozeß nicht in der Form der Abkehr, sondern noch immer in der der Mischung der beiden Polaritäten. Die Negation des Lebenstriebes ließ den Lebenstrieb nur fieberhafter, bis zur Selbstverbrennung, glühn, und

es entstand, als man wieder ruhiger und von neuem positiv wurde, aus der unvergeßlichen Erinnerung dieses Taumels der spezifisch französische Begriff des Heroismus; der entgötterten, aber bewußten Tapferkeit; das Dasein als gesteigerte, pathetisch-reale, erhaben-künstliche, als „trotzdem" bejahte Angelegenheit. Es ergab sich jene Stimmung, die seither nie mehr aus der französischen Lebensphilosophie geschwunden ist und den Stil der Sprache durchdrungen hat.

Nach dem Exzeß der Verneinung blieb das Wissen zurück, es blieb die feine Melancholie, die unmerkliche Tragik; jedes gut geschriebene Buch ist seither durchdrungen von einem melancholisch-diktatorischen Heroismus, der bewußt setzt, daß das Leben noch immer ernst zu nehmen sei, aber seine Bedingtheit nie mehr vergessen werden darf. Es ist ein irdischer, glaubensloser, willensstarker und leise demütiger Heroismus, damit ein neuer, zweideutiger und zusammengesetzter Positivismus.

Es muß erlaubt sein, zu sagen, daß *er* in diesem Kriege dem französischen Volk die Kraft des Widerstandes gegeben hat: in der Stunde der äußersten Bedrängnis ist es nötig, erlaubt und menschlich, die Fahne der Unentwegtheit aufzupflanzen. Ich lege nicht aus, ich sage nur, wie das Volk sich selbst empfindet (und es ist gut, es zu wissen): heroisch im Stile des zwanzigsten Jahrhunderts.

Hier wäre auch eine Erklärung der Tatsache möglich, die bei uns Berauschung am schönen Schein der Phrase genannt, aber als Ableitung des Pathos aus dem Heroischen begriffen sein will; es wäre eine Erklärung der neuromanischen Kunstauffassung möglich, die der Verbindung von Illusion und Energie entspringt, also bewußtes Formen unter Einschluß der Aufhebung ist.

2

Welcher Art ist nun das deutsche Temperament? Kennt es den so wichtigen Begriff der Aufhebung? Die Antwort muß lauten: Nein; aber nach dieser Verneinung kann man hinzufügen: sie ist eine Station, die auch am Ende des deutschen Weges liegt und ohne Zweifel eines Tages erreicht werden wird. Doch wir müssen bei der Gegenwart bleiben.

Der Materialismus des Deutschen ist nicht entmaterialisiert, sein Positivismus ungeistig, seine Irdischkeit nüchtern, oft schwer und derb. Ein unbewußtes Gefühl, ihr zu sehr ausgeliefert zu sein, verleitet dazu, sie scharf, herausfordernd zu betonen, wie man eine Philosophie betont. Hier haben wir gleich einen Grund der Antipathie, der Deutsche begegnen.

Jene feine Dosis von Negation, jener Hauch des Geistes fehlt. Aus den zwei Grundprinzipien der Lebensphilosophie sich ein brauchbares Re-

gulativ zu schaffen, in dem die Bejahung vorwiegt, aber gedämpft wird: das noch nicht zu können, ist deutsche Problematik. Deutsche sind bis heute extreme Positivisten, oder sie sind extreme Gläubige des Absoluten — Mangel an Ausgleich. Daraus ergibt sich ein irrationales Temperament, das uns der Welt (und uns) so unerklärlich macht.

Als wir noch vorwiegend absolut waren, von der Reformationszeit bis Hegel, kreisten unsre Gedanken über das Leben um den Pol der Totalität. Sofort stellt sich die Frage ein: wie kam es, daß wir nicht wie Buddhisten und Russen die Konsequenz aus dem Allgefühl zogen, nämlich Lebensverneinung und Anarchismus? Das ist in der Tat die auffälligste Tatsache des deutschen Wesens.

Wir griffen in das große Nichts (das All ist zugleich das Nichts) und hielten unerwartet die — Ethik in der Hand, die berühmte sittliche Forderung, die uns veranlaßte, dem Leben zugewandt zu bleiben. Was liegt da vor?

Für jemand, der im ethischen Gebot ein göttliches, an sich existierendes Gesetz außerhalb des menschlichen Willens sieht, ist die Antwort nicht schwer: die Wahrheit wurde erkannt. Aber wenn man in Begriffen nur Symbole anerkennt, wenn man nur ein Primäres gelten läßt, die Lebenstatsache, und das Verlegenheitssystem des Dualismus (Sittlichkeit und Welt) ablehnt, vielmehr die Welt aus sich heraus empfindet, da ja die Erklärung eines Prinzips durch ein anderes keine Erklärung ist, dann findet man für die dem Leben zugewandte Richtung des deutschen Geistes in jener absoluten Periode keinen anderen Grund als das — an sich richtige — Gefühl, daß die Bejahung des Lebens dank der Tatsache der Existenz ein Prä voraus hat, das den Ausschlag gibt.

Wir haben die einfache Klarheit dieses Gedankens nicht wie Katholiken und Lateiner zu einem unbeschwerten Regulativ gemacht, aber immerhin entspringt hier das Unbuddhistische des deutschen Pantheismus, und mit Hilfe einer konstruktiven Dialektik begegneten wir der Gefahr der Verneinung, indem wir die Erfindung der kategorischen Pflicht, Mensch zu bleiben, vor die letzte Schwelle legten, die in das Nichts führt.

Es ist eine Konstruktion, keine Lösung, es ist der deutsche Versuch, die Aufhebung oder Verschmelzung zu erreichen, und er erwies sich als brauchbar, hat uns aber die leichte, natürliche Einheit aus Demut und Vitalität, die automatisch kontrollierte Sinnlichkeit genommen, und damit das klare, wissende, methodische, wägende, unreflektierte, nach Anwendung und Selbstauslösung begierige Temperament. Er hat uns unter einen ungeheuren Druck gestellt: mühsam und zäh, unbeschwingt und unsuverän die Aufgaben des Lebens auf uns zu nehmen.

Das Dasein als menschliche Angelegenheit, der das Zuviel an Philo-

sophie nicht dient, als freie Bahn ohne das ewige Weichensystem von Soll und Muß, das kennen wir nicht: innerer Bruch des Protestantismus, denn der Protestantismus in Konsequenz war Überführung des Konkreten ins Abstrakte, während der umgekehrte Weg den Sinn des Katholizismus ausmacht. Zum Glück zog jener die Konsequenz nicht (was aber seine Halbheit ausmacht), sondern schwenkte im kritischen Augenblick der letzten Durchbildung, in der Philosophie des Absoluten, zu dem praktischen System des Preußentums ab.

Dieses war, ohne daß ich je Lust gehabt hätte, mich seinen Propheten und Sibyllen anzuschließen, eine irdische, auf die Erde zurückweisende Religion geworden, die ein neues Temperament gab; denn als Absolutisten waren wir nahe daran, nur noch zu empfinden, zu fühlen, zu denken, also vage, unkomprimiert zu sein. Die Pflicht, erster und einziger Gedanke des preußischen Katechismus, ist ein Abstraktum, aber immerhin schon ein Regulativ. In hundertundfünfzig Jahren haben wir uns seither ein nüchternes, straffes, arbeitsuchendes Temperament anerzogen, in dem die Erinnerung an das Absolute, an das im Großen Schwingende, nachlebt, aber doch Anwendung auf das Gegebene geworden ist.

Die absolute Philosophie mußte dann noch dazu herhalten, die Theorie des Preußentums zu liefern: Fichte-Hegelsche Staatslehre, der Staat als höchstes Postulat, als Gott über dem Einzelnen. In Wirklichkeit ist er eine Selbstverständlichkeit der Gesellschaft, und andere Völker haben keine besondere Dialektik aufgeboten, um etwas im philosophischen Sinn so Banales zu erklären. Wer ehrlich ist, muß zugeben, daß er durch die Lektüre von Fichtes Reden nicht an Klarheit, sondern nur an allgemeinem Gefühl gewonnen hat.

So wie die Dinge lagen, war also die preußische Zucht Rettung und erste Unterweisung in Methodik. Es hat deswegen keinen Zweck, sie zu verneinen; die Deutschen können sie nicht rückgängig machen, sie müssen durch sie hindurch: Wenn es je ein einheitliches deutsches Temperament gibt, wird eine seiner beiden Dominanten straffe Energie sein. Der Typus formt sich bereits in dem, der sich dem preußischen Gedanken am stärksten, nämlich auf Lebensdauer und länger, auf Tradition, ergeben hatte, im Offizier.

Er war Zuchtprodukt wie das Halbblut der Armee, in zahllosen Exemplaren vorhanden, williges und von dem Zwang, der über ihm lag, befriedigtes Instrument in den Händen eines Systems, das an Menschenkenntnis und Menschenbenutzung, an Disziplin und Psychologie der Großartigkeit des jesuitischen Gedankens nahekam. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er will ein Gebot vernehmen. Ohne Preußen hätte der Deutsche sich nicht allein helfen können (fundamentaler Unterschied vom

Romanen), er wäre verschwommen geblieben, er hätte sich untergeordnet und mit dem Russen oder Franzosen verschmolzen, deren Verve oder expansivem Anarchismus er nichts Gleichgeordnetes entgegensetzen konnte.

Daß die breiten Massen, die nicht als Beamte und Offiziere zeitlebens der Zucht unterstellt waren, sondern nur während ihrer Dienstzeit durch sie hindurch gingen, daß diese Massen, zumal seit Beginn der Industrieperiode, die preußische Idee zu einem geistlosen, öden, banausischen und anmaßend selbstzufriedenen Wirklichkeitssinn vergröbert hatten, beweist die Gefahr, aber nicht die absolute Unbrauchbarkeit des Systems.

Straffheit, Nüchternheit, Abwägen wurden erst erreicht, wo sie, wie beim Offizier, an Gehorsam gebunden waren: das war das Bedenkliche. Wie ließe sich sonst erklären, daß unsre Professoren, die meisten unsrer Parteien, unsre Diplomaten sogar weit eher ein noch immer irrationales, als ein gebändigtes, den geeigneten Augenblick abwartendes Temperament aufwiesen? Man urteilte erhitzt, man wollte erzwingen, man liquidierte beschränkte Vorteile mit einer Pseudo-Phantasie und mit dem Wunsche. Die Stationen des Möglichen wurden überflogen, bis zum Extrem dessen, was man erreichen könnte, wenn man allein in der Welt wäre: Mangel an echter Phantasie, die Anwendung ist.

Es liegen Gründe vor, die ineinander übergeleitet werden können. Der Staatsgedanke führte dank seinem Radikalismus zum Machtgedanken, und dieser Radikalismus war nichts anderes als Ausfluß der alten deutschen Totalität. In gewissem Sinn war der Alldeutsche der eigentliche Deutsche, der Mann der Idee. Er hatte wohl gelernt, Zucht zu üben und zu verlangen, aber wo er frei fühlte, entband er sich wieder vom Regulativ — gerade da, wo er es festhalten sollte, in der aufgebauten Welt. Das neue Reich schillerte im Auge der Ausländer zwischen strenger Friedfertigkeit und betontem Appell an die Machtfrage.

Seltsames Nebeneinander von Positivismus, das heißt Lust, die Kraft geduldig und zäh anzuwenden, und von kurzem Atem, das heißt Unlust, die sich lieber auf die Grundbasis zurückzieht: Moment der Schwäche, denn schwach ist, wer nicht genug Reserven mit sich führt und es auf die Macht, die irgendwo im Hintergrund bleibt, ankommen läßt. Es ist Schwäche, die Auseinandersetzung so weit kommen zu lassen, daß man zunächst sämtliche Positionen aufgeben muß.

Unter dem Gesichtspunkt des Temperaments heißt das: der Deutsche ist nicht so sicher, wie es den Anschein hat; er flieht dahin, wo das Massengefühl die Sicherheit wiederherstellt, er zuckt zurück, und wenn er zugleich ein Mensch niedriger Art ist, verrät er bei dieser Gelegenheit Beleidigtsein und Hämischkeit. Man begegnet solchen Deutschen. Wo die Zucht das Machtgefühl nicht durch und durch gemeistert hat, entsteht Brutalität.

Der volle Besitz an Energie, erreichbar nur durch die Erkenntnis ihrer Bedingtheit und ihrer Trivialität, also durch Aufhebung, fehlt noch. Die Liebe zur Lösung durch die Macht ist, philosophisch-theoretisch, eine umgekehrte Aufhebung: wer sich der Zucht so absolut unterstellt hat, rächt sich oder erholt sich durch den frei schweifenden Gedanken, durch Erhitzung: das ist die problematische Seite des Gehorsams und der Subalternität. Man kann es so ausdrücken, daß unsre Absolutheit uns beim Ausbau unsres Positivismus Streiche spielt, statt ihn nur zu beeinflussen: Ausdruck der Tatsache, daß die Nüchternheit Gott, nicht Diener, Gesetz, nicht geistiger Sendbote ist.

Hier ließe sich alles ableiten, was über nüchterne Systematik und Selbstgefälligkeit des wissenschaftlichen Betriebes, über das Untergeordnete der Philologie, über Abwesenheit des immanenten Künstlertums, dieser Belohnung jedes klaren Temperaments, zu sagen ist.

Es besteht ein unüberbrückbarer, ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Nüchtern und Sachlich. Der nüchterne Mensch ist Pedant, der sachliche frei, jener bläht sich, wie man es jeden Tag unter esoterischen Akademikern sehn kann, auf der Idee der Wissenschaftlichkeit, dieser ist gelassen und macht kein Aufhebens aus dem, was er doch liebt, der strengen und ungeschminkten Unpersönlichkeit. Er macht kein Aufhebens davon — aber er vollzieht die Aufhebung. Wir werden es dem gestaltungsgierigen Romanen an Aktivismus nie gleichtun, aber unsre reiche, eigene, schöne Welt ist die der entschlossenen Sachlichkeit, Prinzip voll Reinheit, das unsre alte Absolutheit gebunden und auf das brauchbare Maß zurückgeführt enthält.

Führt das Preußische zum Ende, überführt es in die definitive Formel Totalistisch-sachlich, und ihr habt das Gesicht gefunden, das die Welt von euch fordert und mit Recht an euch vermißt. Es sind die Züge der Güte und der Menschlichkeit darin, uralte deutsche Volkszüge, die die Gelehrsamen, die vom Staat Ernährten, die streberhaften Bürgerlichen verwischt haben. Fühlen wir nicht alle doch in uns eine kaum formulierte Verachtung dessen, was sich zu ernst nimmt, eine schöpferisch-stoische Lust, gewalttätig jeder Sentimentalität und Zufriedenheit zu Leibe zu rücken? Es gibt Gewalttätigkeit und Gewalttätigkeit. Die Welt um uns sieht oft die anmaßende, wo wir genau wissen, es ist die gute, die auflehnende und aufhebende, die über das allzu selbstgerechte Einzelindividuum Gesetz und Ziel setzen will.

Das ist auch der Weg zu einem deutschen Heroismus, der nicht das bewußte und melancholisch-tragische Leuchten des romanischen hat, aber mit ihm verbunden ist durch die irdische, die Aufgaben des Daseins bejahende straffe Tapferkeit. Viele aus dem Volk offenbarten sie schon in

diesem Kriege, ihre Führer glaubten, es sei Gehorsam, durch Vorschrift garantiert, aber die Gehorchenden waren den Führern überlegen durch etwas, was keiner Vorschrift untertan ist: durch Erkenntnis und selbstgefundene Demut.

Eine große französische Zeitschrift, die „Illustration", hat in einer ihrer Neujahrsnummern aus der Kriegszeit, etwas ungemein Häßliches begangen; sie photographierte einen der gefangenen Kämpfer von Verdun oder der Somme und schrieb unter dieses ganzseitige Titelbild eines von den Leiden der Schlacht durchfurchten, eines guten, tapfer duldenden und seinem tödlichen Erlebnis nachsinnenden Gesichtes höhnisch: mûr pour la paix. Es war ein Kopf von demselben Heroismus, den die Franzosen an sich selbst empfanden, wenn sie der Idee ihres besten Wesens nachgingen.

Diese Feststellung tapferer und einfacher Gesinnung ist notwendig, man darf aber nicht den Schluß daraus ziehen, daß die Temperamente der beiden Völker im letzten Grunde einander gleichzusetzen seien. Beim Deutschen ist, was wir eben Heroismus nannten, Ausdruck der Sachlichkeit und Gelassenheit, beim Franzosen konstituierendes Prinzip, das aus dem Stadium des Ungeborenen zur Aktivität führt; das Lebensgefühl, diese Lust, das Dasein zu formen, verschmilzt mit der Fiktion selbstgewollter Ziele. Daraus ergibt sich die schwebende, durchdachte Künstlichkeit des französischen Systems, die das Geheimnis seines Künstlertums offenbart. Französischer Naturalismus war etwas anderes als deutscher, er war Schilderung der Wirkungen, die bestimmte Voraussetzungen, nämlich Lebensverhältnisse, auf die an sie ausgelieferten Menschen haben. Er war also Mathematik und geistige Betonung von Tatsachen, ein fanatisches Entdecken, aber auch Überblicken von Beziehungen, er war Berechnung von Faktoren, also noch immer Kunst. Der deutsche Naturalismus war Abhängigkeit statt Führung, er war dumpfer und roher, er lieferte sich aus, statt die Zügel in der Hand zu behalten, es fehlte ihm das Temperament, er war nur Lehre.

Der letzte Kern von Temperament ist Sicherheit, Gleichmaß, Verfügung über freigewordene Energie, Straffheit, Anwendung von Kraft, die von einer genau und ungestört funktionierenden Zentrale in die Nerven geleitet wird. Damit die Zentrale ohne Hemmung tätig bleibt, dazu ist nötig, daß sie ihr Material, die Grundideen über das Leben, rasch und restlos aufarbeitet. Übersicht und Klarheit sind in ihr notwendig. Insofern also hängt Temperament von der Weltanschauung ab, und insofern fehlt es uns noch an Präzision, weil in der unsrigen noch heimliche Dualismen, also heimliche Unsicherheiten, vorhanden sind: Ethik und Vitalität, Stofflichkeit und Geist.

Ich glaube, daß wir uns von dem Glauben trennen müssen, unsre

Philosophie und unsre Wissenschaftlichkeit seien endgültige Stufen. Der Gelehrte, der Beamte, der Offizier, der Unternehmer, das waren Leistungen, aber noch nicht letzte Werte, die ein freies und abgewogenes menschliches Temperament erzeugen. Wir waren auf dem Weg dazu, das ist alles, was wir ehrlicherweise von uns heute schon sagen können; die Selbstapotheose ist verflogen.

Von unserem Nationalfundament, der transzendentalen Sittlichkeit, kann man nur sagen, was schon vom Staate galt: etwas so Selbstverständliches, Einfaches, Banales wie die Anwesenheit der Ethik unter den verschiedenen Leitgedanken, bedarf keines Aufwandes an Grübeln, wie wir ihn machten, die durch ganze Generationen Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt haben. Der Theologie und Teleologie entkleidet, heißt ihr Kern Gerechtigkeit. Gerechtigkeit wird eines Tages sofort die innigste und dauerndste Verbindung mit der Sachlichkeit eingehen. Das wird die Reduktion des absoluten Gefühls sein, und die Formel des definitiven deutschen Temperaments wird gefunden sein: Energetisch-sachlich.

Die Sachlichkeit enthält also einen ethischen Einschlag. Jede Untersuchung über unser Thema wäre unvollständig, wenn sie ihn nicht einschlösse. Das ist der Unterschied vom romanischen illusionistischen Temperament, ohne daß damit eine Wertung ausgesprochen wird.

Die durch das Absolute vertiefte Nüchternheit heißt Sachlichkeit, der durch das Absolute vertiefte Positivismus heißt Energie, das auf das Irdische geleitete Absolute wird zur Gerechtigkeit — die Aufhebung ist vollzogen.

Demian

Die Geschichte einer Jugend von Emil Sinclair

(Fortsetzung)

Manchmal machte ich damals Versuche, es ihm gleichzutun und meinen Willen auf etwas so zusammenzuziehen, daß ich es erreichen müsse. Es waren Wünsche da, die mir dringend genug schienen. Aber es war nichts und ging nicht. Mit Demian davon zu sprechen, brachte ich nicht über mich. Was ich mir wünschte, hätte ich ihm nicht gestehen können. Und er fragte auch nicht.

Meine Gläubigkeit in den Fragen der Religion hatte inzwischen manche Lücken bekommen. Doch unterschied ich mich, in meinem durchaus von Demian beeinflußten Denken, sehr von denen meiner Mitschüler, welche einen völligen Unglauben aufzuweisen hatten. Es gab einige solche, und sie ließen gelegentlich Worte hören, wie daß es lächerlich und menschenunwürdig sei, an einen Gott zu glauben, und Geschichten wie die von der Dreieinigkeit und von Jesu unbefleckter Geburt seien einfach zum Lachen, und es sei eine Schande, daß man heute noch mit diesem Kram hausieren gehe. So dachte ich keineswegs. Auch wo ich Zweifel hatte, wußte ich doch aus der ganzen Erfahrung meiner Kindheit genug von der Wirklichkeit eines frommen Lebens, wie es etwa meine Eltern führten, und daß dies weder etwas Unwürdiges noch geheuchelt sei. Vielmehr hatte ich vor dem Religiösen nach wie vor die tiefste Ehrfurcht. Nur hatte Demian mich daran gewöhnt, die Erzählungen und Glaubenssätze freier, persönlicher, spielerischer, phantasievoller anzusehen und auszudeuten; wenigstens folgte ich den Deutungen, die er mir nahelegte, stets gern und mit Genuß. Vieles freilich war mir zu schroff, so auch die Sache wegen Kain. Und einmal während des Konfirmationsunterrichtes erschreckte er mich durch eine Auffassung, die womöglich noch kühner war. Der Lehrer hatte von Golgatha gesprochen. Der biblische Bericht vom Leiden und Sterben des Heilandes hatte mir seit frühester Zeit tiefen Eindruck gemacht, manchmal als kleiner Knabe hatte ich, etwa am Karfreitag, nachdem mein Vater die Leidensgeschichte vorgelesen hatte, innig und ergriffen in dieser leidvoll schönen, bleichen, gespenstigen und doch ungeheuer lebendigen Welt gelebt, in Gethsemane und auf Golgatha, und beim Anhören der Matthäuspassion von Bach hatte mich der düster mächtige Leidensglanz dieser geheimnisvollen Welt mit allen mystischen Schauern überflutet. Ich finde heute noch in dieser Musik, und im „actus tragicus", den Inbegriff aller Poesie und alles künstlerischen Ausdrucks.

Nun sagte Demian am Schluß jener Stunde nachdenklich zu mir: „Da ist etwas, Sinclair, was mir nicht gefällt. Lies einmal die Ge-

schichte nach und prüfe sie auf der Zunge, es ist da etwas, was fad schmeckt. Nämlich die Sache mit den beiden Schächern. Großartig, wie da die drei Kreuze auf dem Hügel beieinander stehen! Aber nun diese sentimentale Traktätchengeschichte mit dem biederen Schächer! Erst war er ein Verbrecher und hat Schandtaten begangen, weiß Gott was alles, und nun schmilzt er dahin und feiert solche weinerliche Feste der Besserung und Reue! Was für einen Sinn hat solche Reue zwei Schritt vom Grabe weg, ich bitte dich? Es ist wieder einmal nichts als eine richtige Pfaffengeschichte, süßlich und unredlich, mit Schmalz der Rührung und höchst erbaulichem Hintergrund. Wenn du heute einen von den beiden Schächern zum Freund wählen müßtest, oder dich besinnen, welchem von beiden du eher Vertrauen schenken könntest, so ist es doch ganz gewiß nicht dieser weinerliche Bekehrte. Nein, der andere ist's, der ist ein Kerl und hat Charakter. Er pfeift auf eine Bekehrung, die ja in seiner Lage bloß noch ein hübsches Gerede sein kann, er geht seinen Weg zu Ende und sagt sich nicht im letzten Augenblick feig vom Teufel los, der ihm bis dahin hat helfen müssen. Er ist ein Charakter, und die Leute von Charakter kommen in der biblischen Geschichte gern zu kurz. Vielleicht ist er auch ein Abkömmling von Kain. Meinst du nicht?"

Ich war sehr bestürzt. Hier in der Kreuzigungsgeschichte hatte ich ganz heimisch zu sein geglaubt, und sah erst jetzt, wie wenig persönlich, mit wie wenig Vorstellungskraft und Phantasie ich sie angehört und gelesen hatte. Dennoch klang mir Demians neuer Gedanke fatal und drohte Begriffe in mir umzuwerfen, auf deren Bestehenbleiben ich glaubte halten zu müssen. Nein, so konnte man doch nicht mit allem und jedem umspringen, auch mit dem Heiligsten.

Er merkte meinen Widerstand, wie immer, sofort, noch ehe ich irgend etwas sagte.

„Ich weiß schon," sagte er resigniert, „es ist die alte Geschichte. Nur nicht Ernst machen! Aber ich will dir etwas sagen —: hier ist einer von den Punkten, wo man den Mangel in dieser Religion sehr deutlich sehen kann. Es handelt sich darum, daß dieser ganze Gott, alten und neuen Bundes, zwar eine ausgezeichnete Figur ist, aber nicht das, was er doch eigentlich vorstellen soll. Er ist das Gute, das Edle, das Väterliche, das Schöne und Hohe, auch das Sentimentale — ganz recht! Aber die Welt besteht auch aus anderem. Und das wird nun alles einfach dem Teufel zugeschrieben, und dieser ganze Teil der Welt, diese ganze Hälfte wird unterschlagen und totgeschwiegen. Gerade wie sie Gott als Vater alles Lebens rühmen, aber das ganze Geschlechtsleben, auf dem das Leben doch beruht, einfach totschweigen und womöglich für Teufelszeug und sündlich erklären! Ich habe nichts dagegen, daß man diesen Gott Jehova ver-

ehrt, nicht das mindeste. Aber ich meine, wir sollen Alles verehren und heilig halten, die ganze Welt, nicht bloß diese künstlich abgetrennte, offizielle Hälfte! Also müssen wir dann neben dem Gottesdienst auch einen Teufelsdienst haben. Das fände ich richtig. Oder aber, man müßte sich einen Gott schaffen, der auch den Teufel in sich einschließt, und vor dem man nicht die Augen zudrücken muß, wenn die natürlichsten Dinge von der Welt geschehen."

Er war, gegen seine Art, beinahe heftig geworden, gleich darauf lächelte er jedoch wieder und drang nicht weiter in mich.

In mir aber trafen diese Worte das Rätsel meiner ganzen Knabenjahre, das ich jede Stunde in mir trug und von dem ich nie jemandem ein Wort gesagt hatte. Was Demian da über Gott und Teufel, über die göttlich-offizielle und die totgeschwiegene teuflische Welt gesagt hatte, das war ja genau mein eigener Gedanke, mein eigener Mythus, der Gedanke von den beiden Welten oder Welthälften — der lichten und der dunkeln. Die Einsicht, daß mein Problem ein Problem aller Menschen, ein Problem alles Lebens und Denkens sei, überflog mich plötzlich wie ein heiliger Schatten, und Angst und Ehrfurcht überkam mich, als ich sah und plötzlich fühlte, wie tief mein eigenstes, persönliches Leben und Meinen am ewigen Strom der großen Ideen teilhatte. Die Einsicht war nicht freudig, obwohl irgendwie bestätigend und beglückend. Sie war hart und schmeckte rauh, weil ein Klang von Verantwortlichkeit in ihr lag, von Nichtmehrkindseindürfen, von Alleinstehen.

Ich erzählte, zum erstenmal in meinem Leben ein so tiefes Geheimnis enthüllend, meinem Kameraden von meiner seit frühesten Kindertagen bestehenden Auffassung von den „zwei Welten", und er sah sofort, daß damit mein tiefstes Fühlen ihm zustimmte und recht gab. Doch war es nicht seine Art, so etwas auszunützen. Er hörte mit tieferer Aufmerksamkeit zu, als er sie mir je geschenkt hatte, und sah mir in die Augen, bis ich die meinen abwenden mußte. Denn ich sah in seinem Blick wieder diese seltsame, tierhafte Zeitlosigkeit, dies unausdenkliche Alter.

„Wir reden ein andermal mehr davon," sagte er schonend. „Ich sehe, du denkst mehr, als du einem sagen kannst. Wenn das nun so ist, dann weißt du aber auch, daß du nie ganz das gelebt hast, was du dachtest, und das ist nicht gut. Nur das Denken, das wir leben, hat einen Wert. Du hast gewußt, daß deine „erlaubte Welt" bloß die Hälfte der Welt war, und du hast versucht, die zweite Hälfte dir zu unterschlagen, wie es die Pfarrer und Lehrer tun. Es wird dir nicht glücken! Es glückt keinem, wenn er einmal das Denken angefangen hat."

Es traf mich tief.

„Aber," schrie ich fast, „es gibt doch nun einmal tatsächlich und wirk-

lich verbotene und häßliche Dinge, das kannst du doch nicht leugnen! Und die sind nun einmal verboten, und wir müssen auf sie verzichten. Ich weiß ja, daß es Mord und alle möglichen Laster gibt, aber soll ich denn, bloß weil es das gibt, hingehen und ein Verbrecher werden?"

„Wir werden heute nicht damit fertig," begütigte Max. „Du sollst gewiß nicht totschlagen oder Mädchen lustmorden, nein. Aber du bist noch nicht dort, wo man einsehen kann, was ‚erlaubt' und ‚verboten' eigentlich heißt. Du hast erst ein Stück von der Wahrheit gespürt. Das andere kommt noch, verlaß dich drauf! Du hast jetzt zum Beispiel, seit einem Jahr etwa, einen Trieb in dir, der ist stärker als alle andern, und er gilt für ‚verboten'. Die Griechen und viele andere Völker haben im Gegenteil diesen Trieb zu einer Gottheit gemacht und ihn in großen Festen verehrt. ‚Verboten' ist also nichts Ewiges, es kann wechseln. Auch heute darf ja jeder bei einer Frau schlafen, sobald er mit ihr beim Pfarrer gewesen ist und sie geheiratet hat. Bei andern Völkern ist das anders, auch heute noch. Darum muß jeder von uns für sich selber finden, was erlaubt und was verboten – ihm verboten ist. Man kann niemals etwas Verbotnes tun und kann ein großer Schuft dabei sein. Und ebenso umgekehrt. – Eigentlich ist es bloß eine Frage der Bequemlichkeit! Wer zu bequem ist, um selber zu denken und selber sein Richter zu sein, der fügt sich eben in die Verbote, wie sie nun einmal sind. Er hat es leicht. Andere spüren selber Gebote in sich, ihnen sind Dinge verboten, die jeder Ehrenmann täglich tut, und es sind ihnen andere Dinge erlaubt, die sonst verpönt sind. Jeder muß für sich selber stehen."

Er schien plötzlich zu bereuen, so viel gesagt zu haben, und brach ab. Schon damals konnte ich mit dem Gefühl einigermaßen begreifen, was er dabei empfand. So angenehm und scheinbar obenhin er nämlich seine Einfälle vorzubringen pflegte, so konnte er doch ein Gespräch „nur um des Redens willen", wie er einmal sagte, in den Tod nicht leiden. Bei mir aber spürte er, neben dem echten Interesse, zu viel Spiel, zu viel Freude am gescheiten Schwatzen, oder so etwas, kurz, einen Mangel an vollkommenem Ernst.

Wie ich das letzte Wort wieder lese, das ich geschrieben – „vollkommener Ernst" – fällt eine andere Szene mir plötzlich wieder ein, die eindringlichste, die ich mit Max Demian in jenen noch halbkindlichen Zeiten erlebt habe.

Unsere Konfirmation kam heran, und die letzten Stunden des geistlichen Unterrichts handelten vom Abendmahl. Es war dem Pfarrer wichtig damit, und er gab sich Mühe, etwas von Weihe und Stimmung war in diesen Stunden wohl zu verspüren. Allein gerade in diesen paar letzten

Unterweisungsstunden waren meine Gedanken an anderes gebunden, und zwar an die Person meines Freundes. Indem ich der Konfirmation entgegensah, die uns als die feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche erklärt wurde, drängte sich mir unabweislich der Gedanke auf, daß für mich der Wert dieser etwa halbjährigen Religionsunterweisung nicht in dem liege, was wir hier gelernt hatten, sondern in der Nähe und dem Einfluß Demians. Nicht in die Kirche war ich nun bereit aufgenommen zu werden, sondern in etwas ganz anderes, in einen Orden des Gedankens und der Persönlichkeit, der irgendwie auf Erden existieren mußte und als dessen Vertreter oder Boten ich meinen Freund empfand.

Ich suchte diesen Gedanken zurückzudrängen, es war mir Ernst damit, die Feier der Konfirmation, trotz allem, mit einer gewissen Würde zu erleben, und diese schien sich mit meinem neuen Gedanken wenig zu vertragen. Doch ich mochte tun, was ich wollte, der Gedanke war da, und er verband sich mir allmählich mit dem an die nahe kirchliche Feier, ich war bereit, sie anders zu begehen als die andern, sie sollte für mich die Aufnahme in eine Gedankenwelt bedeuten, wie ich sie in Demian kennengelernt hatte.

In jenen Tagen war es, daß ich wieder einmal lebhaft mit ihm dis-utierte; es war gerade vor einer Unterweisungsstunde. Mein Freund war ugeknöpft und hatte keine Freude an meinen Reden, die wohl ziemlich ltklug und wichtigtuerisch waren.

„Wir reden zu viel," sagte er mit ungewohntem Ernst. „Das kluge Reden hat gar keinen Wert, gar keinen. Man kommt nur von sich selber veg. Von sich selber Wegkommen ist Sünde. Man muß sich in sich selber öllig verkriechen können wie eine Schildkröte."

Gleich darauf betraten wir den Schulsaal. Die Stunde begann, ich gab mir Mühe, aufzumerken, und Demian störte mich darin nicht. Nach iner Weile begann ich von der Seite her, wo er neben mir saß, etwas Eigentümliches zu spüren, eine Leere oder Kühle oder etwas dergleichen, o, als sei der Platz unversehens leer geworden. Als das Gefühl beengend u werden anfing, drehte ich mich um.

Da sah ich meinen Freund sitzen, aufrecht und in guter Haltung wie onst. Aber er sah dennoch ganz anders aus als sonst, und etwas ging on ihm aus, etwas umgab ihn, was ich nicht kannte. Ich glaubte, er abe die Augen geschlossen, sah aber, daß er sie offen hielt. Sie blickten ber nicht, sie waren nicht sehend, sie waren starr und nach Innen oder n eine große Ferne gewendet. Vollkommen regungslos saß er da, auch u atmen schien er nicht, sein Mund war wie aus Holz oder Stein geschnitten. Sein Gesicht war blaß, gleichmäßig bleich, wie Stein, und die raunen Haare waren das Lebendigste an ihm. Seine Hände lagen vor

ihm auf der Bank, leblos und still wie Gegenstände, wie Steine oder Früchte, bleich und regungslos, doch nicht schlaff, sondern wie feste, gute Hüllen um ein verborgnes starkes Leben.

Der Anblick machte mich zittern. Er ist tot! dachte ich, beinahe sagte ich es laut. Aber ich wußte, daß er nicht tot sei. Ich hing mit gebanntem Blick an seinem Gesicht, an dieser blassen, steinernen Maske, und ich fühlte: das war Demian! Wie er sonst war, wenn er mit mir ging und sprach, das war nur ein halber Demian, einer der zeitweilig eine Rolle spielte, sich anbequemte, aus Gefälligkeit mittat. Der wirkliche Demian aber sah so aus, so wie dieser, so steinern, uralt, tierhaft, steinhaft, schön und kalt, tot und heimlich voll von unerhörtem Leben. Und um ihn her diese stille Leere, dieser Äther und Sternenraum, dieser einsame Tod!

„Jetzt ist der ganz in sich hineingegangen," fühlte ich unter Schauern. Nie war ich so vereinsamt gewesen. Ich hatte nicht teil an ihm, er war mir unerreichbar, er war mir ferner, als wenn er auf der fernsten Insel der Welt gewesen wäre.

Ich begriff kaum, daß niemand außer mir es sehe! Alle mußten hersehen, alle mußten aufschauern! Aber niemand gab acht auf ihn. Er saß bildhaft und, wie ich denken mußte, sonderbar götzenhaft steif, eine Fliege setzte sich auf seine Stirn, lief langsam über Nase und Lippen hinweg – er zuckte mit keiner Falte.

Wo, wo war er jetzt? Was dachte er, was fühlte er? War er in einem Himmel, in einer Hölle?

Es war mir nicht möglich, ihn darüber zu fragen. Als ich ihn, am Ende der Stunde, wieder leben und atmen sah, als sein Blick meinem begegnete, war er wie früher. Wo kam er her? Wo war er gewesen? Er schien müde. Sein Gesicht hatte wieder Farbe, seine Hände bewegten sich wieder, das braune Haar aber war jetzt glanzlos und wie ermüdet.

In den folgenden Tagen gab ich mich in meinem Schlafzimmer mehrmals einer neuen Übung hin: ich setzte mich steil auf einen Stuhl, machte die Augen starr, hielt mich vollkommen regungslos, und wartete, wie lange ich es aushalten und was ich dabei empfinden werde. Ich wurde jedoch bloß müde und bekam ein heftiges Jucken in den Augenlidern.

Bald nachher war die Konfirmation, an welche mir keine wichtigen Erinnerungen geblieben sind.

Es wurde nun alles anders. Die Kindheit fiel um mich her in Trümmer. Die Eltern sahen mich mit einer gewissen Verlegenheit an. Die Schwestern waren mir ganz fremd geworden. Eine Ernüchterung verfälschte und verblaßte mir die gewohnten Gefühle und Freuden, der Garten war ohne Duft, der Wald lockte nicht, die Welt stand um mich

her wie ein Ausverkauf alter Sachen, fad und reizlos, die Bücher waren Papier, die Musik war ein Geräusch. So fällt um einen herbstlichen Baum her das Laub, er fühlt es nicht, Regen rinnt an ihm herab, oder Sonne, oder Frost, und in ihm zieht das Leben sich langsam ins Engste und Innerste zurück. Er stirbt nicht. Er wartet.

Es war beschlossen worden, daß ich nach den Ferien in eine andere Schule und zum ersten Male von Hause fortkommen sollte. Zuweilen näherte sich mir die Mutter mit besonderer Zärtlichkeit, im voraus Abschied nehmend, bemüht, mir Liebe, Heimweh und Unvergeßlichkeit ins Herz zu zaubern. Demian war verreist. Ich war allein.

Viertes Kapitel

Beatrice

Ohne meinen Freund wiedergesehen zu haben, fuhr ich am Ende der Ferien nach St. Meine Eltern kamen beide mit, und übergaben mich mit jeder möglichen Sorgfalt dem Schutz einer Knabenpension bei einem Lehrer des Gymnasiums. Sie wären vor Entsetzen erstarrt, wenn sie gewußt hätten, in was für Dinge sie mich nun hineinwandern ließen.

Die Frage war noch immer, ob mit der Zeit aus mir ein guter Sohn und brauchbarer Bürger werden könne, oder ob meine Natur auf andere Wege hindränge. Mein letzter Versuch, im Schatten des väterlichen Hauses und Geistes glücklich zu sein, hatte lang gedauert, war zeitweise nahezu geglückt, und schließlich doch völlig gescheitert.

Die merkwürdige Leere und Vereinsamung, die ich während der Ferien nach meiner Konfirmation zum erstenmal zu fühlen bekam (wie lernte ich sie später noch kennen, diese Leere, diese dünne Luft!) ging nicht so rasch vorüber. Der Abschied von der Heimat gelang sonderbar leicht, ich schämte mich eigentlich, daß ich nicht wehmütiger war, die Schwestern weinten grundlos, ich konnte es nicht. Ich war über mich selbst erstaunt. Immer war ich ein gefühlvolles Kind gewesen, und im Grunde ein ziemlich gutes Kind. Jetzt war ich ganz verwandelt. Ich verhielt mich völlig gleichgültig gegen die äußere Welt, und war tagelang nur damit beschäftigt, in mich hineinzuhorchen und die Ströme zu hören, die verbotenen und dunklen Ströme, die da in mir unterirdisch rauschten. Ich war sehr rasch gewachsen, erst im letzten halben Jahre, und sah aufgeschossen, mager und unfertig in die Welt. Die Liebenswürdigkeit des Knaben war ganz von mir geschwunden, ich fühlte selbst, daß man mich so nicht lieben könne, und liebte mich selber auch keineswegs. Nach Max Demian hatte ich oft große Sehnsucht; aber nicht selten haßte ich auch ihn und gab ihm

schuld an der Verarmung meines Lebens, die ich wie eine häßliche Krankheit auf mich nahm.

In unsrem Schülerpensionat wurde ich anfangs weder geliebt noch geachtet, man hänselte mich erst, zog sich dann von mir zurück, und sah einen Duckmäuser und unangenehmen Sonderling in mir. Ich gefiel mir in der Rolle, übertrieb sie noch, und grollte mich in eine Einsamkeit hinein, die nach außen beständig wie männlichste Weltverachtung aussah, während ich heimlich oft verzehrenden Anfällen von Wehmut und Verzweiflung unterlag. In der Schule hatte ich an aufgehäuften Kenntnissen von Zuhause zu zehren, die Klasse war etwas gegen meine frühere zurück, und ich gewöhnte mir an, meine Altersgenossen etwas verächtlich als Kinder anzusehen.

Ein Jahr und länger lief das so dahin, auch die ersten Ferienbesuche zu Hause brachten keine neuen Klänge; ich fuhr gerne wieder weg.

Es war zu Beginn des November. Ich hatte mir angewöhnt, bei jedem Wetter kleine, denkerische Spaziergänge zu machen, auf denen ich oft eine Art von Wonne genoß, eine Wonne voll Melancholie, Weltverachtung und Selbstverachtung. So schlenderte ich eines Abends in der feuchten, nebligen Dämmerung durch die Umgebung der Stadt, die breite Allee eines öffentlichen Parkes stand völlig verlassen und lud mich ein, der Weg lag dick voll gefallener Blätter, in denen ich mit dunkler Wollust mit den Füßen wühlte, es roch feucht und bitter, die fernen Bäume traten gespenstisch groß und schattenhaft aus den Nebeln.

Am Ende der Allee blieb ich unschlüssig stehen, starrte in das schwarze Laub und atmete mit Gier den nassen Duft von Verwitterung und Absterben, den etwas in mir erwiderte und begrüßte. O wie fad das Leben schmeckte!

Aus einem Nebenwege kam im wehenden Kragenmantel ein Mensch daher, ich wollte weitergehen, da rief er mich an.

„Halloh, Sinclair!"

Er kam heran, es war Alfons Beck, der Älteste unserer Pension. Ich sah ihn immer gern und hatte nichts gegen ihn, als daß er mit mir wie mit allen Jüngeren immer ironisch und onkelhaft war. Er galt für bärenstark, sollte den Herrn unsrer Pension unter dem Pantoffel haben und war der Held vieler Gymnasiastengerüchte.

„Was machst denn du hier?" rief er leutselig mit dem Ton, den die Größeren hatten, wenn sie gelegentlich sich zu einem von uns herabließen. „Na, wollen wir wetten, du machst Gedichte?"

„Fällt mir nicht ein," lehnte ich barsch ab.

Er lachte auf, ging neben mir und plauderte, wie ich es gar nicht mehr gewohnt war.

„Du brauchst nicht Angst zu haben, Sinclair, daß ich das etwa nicht verstehe. Es hat ja etwas, wenn man so am Abend im Nebel geht, so mit Herbstgedanken, man macht dann gern Gedichte, ich weiß schon. Von der sterbenden Natur, natürlich, und von der verlorenen Jugend, die ihr gleicht. Siehe Heinrich Heine."

„Ich bin nicht so sentimental," wehrte ich mich.

„Na, laß gut sein! Aber bei diesem Wetter, scheint mir, tut der Mensch gut, einen stillen Ort zu suchen, wo es ein Glas Wein oder dergleichen gibt. Kommst du ein bißchen mit? Ich bin grade ganz allein. — Oder magst du nicht? Deinen Verführer möchte ich nicht machen, Lieber, falls du ein Musterknabe sein solltest."

Bald darauf saßen wir in einer kleinen Vorstadtkneipe, tranken einen zweifelhaften Wein und stießen mit den dicken Gläsern an. Es gefiel mir zuerst wenig, immerhin war es etwas Neues. Bald aber wurde ich, des Weines ungewohnt, sehr gesprächig. Es war, als sei ein Fenster in mir aufgestoßen, die Welt schien herein — wie lang, wie furchtbar lang hatte ich mir nichts von der Seele geredet! Ich kam ins Phantasieren, und mitten drinne gab ich die Geschichte von Kain und Abel zum besten! Beck hörte mir mit Vergnügen zu — endlich jemand, dem ich etwas gab! Er klopfte mir auf die Schulter, er nannte mich einen Teufelskerl und ein geniales Luder, und mir schwoll das Herz hoch auf vor Wonne, ungestaute Bedürfnisse der Rede und Mitteilung schwelgerisch hinströmen zu lassen, anerkannt zu sein und bei einem Älteren etwas zu gelten. Als er mich ein geniales Luder nannte, lief mir das Wort wie ein süßer, starker Wein in die Seele. Die Welt brannte in neuen Farben, Gedanken flossen mir aus hundert kecken Quellen zu, Geist und Feuer lohte in mir. Wir sprachen über Lehrer und Kameraden, und mir schien, wir verstünden einander herrlich. Wir sprachen von den Griechen und vom Heidentum, und Beck wollte mich durchaus zu Geständnissen über Liebesabenteuer bringen. Da konnte ich nun nicht mitreden. Erlebt hatte ich nichts, nichts zum Erzählen. Und was ich in mir gefühlt, konstruiert, phantasiert hatte, das saß zwar brennend in mir, war aber auch durch den Wein nicht gelöst und mitteilbar geworden. Von den Mädchen wußte Beck viel mehr, und ich hörte diesen Märchen glühend zu. Unglaubliches erfuhr ich da, nie für möglich Gehaltenes trat in die platte Wirklichkeit, schien selbstverständlich. Alfons Beck hatte mit seinen vielleicht achtzehn Jahren schon Erfahrungen gesammelt. Unter anderen die, daß es mit den Mädchen so eine Sache sei, sie wollten nichts als Schöntun und Galanterien haben, und das war ja ganz hübsch, aber doch nicht das Wahre. Da sei mehr Erfolg bei Frauen zu hoffen. Frauen seien viel gescheiter. Zum Beispiel die Frau Jaggelt, die den Laden mit den

Schulheften und Bleistiften hatte, mit der ließ sich reden, und was hinter ihrem Ladentisch schon alles geschehen sei, das gehe in kein Buch.

Ich saß tief bezaubert und benommen. Allerdings, ich hätte die Frau Jaggelt nicht gerade lieben können — aber immerhin, es war unerhört. Es schienen da Quellen zu fließen, wenigstens für die Älteren, von denen ich nie geträumt hatte. Ein falscher Klang war ja dabei, und es schmeckte alles geringer und alltäglicher als nach meiner Meinung die Liebe schmecken durfte, — aber immerhin, es war Wirklichkeit, es war Leben und Abenteuer, es saß einer neben mir, der es erlebt hatte, dem es selbstverständlich schien.

Unsere Gespräche waren ein wenig herabgestiegen, hatten etwas verloren. Ich war auch nicht mehr der geniale kleine Kerl, ich war jetzt bloß noch ein Knabe, der einem Manne zuhörte. Aber auch so noch — gegen das, was seit Monaten und Monaten mein Leben gewesen war, war dies köstlich, war dies paradiesisch. Außerdem war es, wie ich erst allmählich zu fühlen begann, verboten, sehr verboten, vom Wirtshaussitzen bis zu dem, was wir sprachen. Ich jedenfalls schmeckte Geist, schmeckte Revolution darin.

Ich erinnere mich jener Nacht mit größter Deutlichkeit. Als wir beide, spät an trüb brennenden Gaslaternen vorbei, in der kühlen nassen Nacht unsern Heimweg nahmen, war ich zum erstenmal betrunken. Es war nicht schön, es war äußerst qualvoll, und doch hatte auch das noch etwas, einen Reiz, eine Süßigkeit, war Aufstand und Orgie, war Leben und Geist. Beck nahm sich meiner tapfer an, obwohl er bitter über mich als blutigen Anfänger schalt, und er brachte mich, halb getragen, nach Hause, wo es ihm gelang, mich und sich durch ein offenstehendes Flurfenster einzuschmuggeln.

Mit der Ernüchterung aber, zu der ich nach ganz kurzem toten Schlaf mit Schmerzen erwachte, kam ein unsinniges Weh über mich. Ich saß im Bette auf, hatte das Taghemd noch an, meine Kleider und Schuhe lagen am Boden umher und rochen nach Tabak und Erbrochenem, und zwischen Kopfweh, Übelkeit und rasendem Durstgefühl kam mir ein Bild vor die Seele, dem ich lange nicht mehr ins Auge gesehen hatte. Ich sah Heimat und Elternhaus, Vater und Mutter, Schwestern und Garten, ich sah mein stilles heimatliches Schlafzimmer, sah die Schule und den Marktplatz, sah Demian und die Konfirmationsstunden — und alles dies war licht, alles war von Glanz umflossen, alles war wunderbar, göttlich und rein, und alles, alles das hatte — so wußte ich jetzt — noch gestern, noch vor Stunden, mir gehört, auf mich gewartet, und war jetzt, erst jetzt in dieser Stunde, versunken und verflucht, gehörte mir nicht mehr, stieß mich aus, sah mit Ekel auf mich! Alles Liebe und Innige,

was ich je bis in fernste goldenste Kindheitsgärten zurück von meinen Eltern erfahren hatte, jeder Kuß der Mutter, jede Weihnacht, jeder fromme helle Sonntagmorgen daheim, jede Blume im Garten — alles war verwüstet, alles hatte ich mit Füßen getreten! Wenn jetzt Häscher gekommen wären und hätten mich gebunden und als Auswurf und Tempelschänder zum Galgen geführt, ich wäre einverstanden gewesen, wäre gern gegangen, hätte es richtig und gut gefunden.

Also so sah ich innerlich aus! Ich, der herumging und die Welt verachtete! Ich, der stolz im Geist war und Gedanken Demians mitdachte! So sah ich aus, ein Auswurf und Schweinigel, betrunken und beschmutzt, ekelhaft und gemein, eine wüste Bestie, von scheußlichen Trieben überrumpelt! So sah ich aus, ich, der aus jenen Gärten kam, wo alles Reinheit, Glanz und holde Zartheit war, ich, der ich Musik von Bach und schöne Gedichte geliebt hatte! Ich hörte noch mit Ekel und Empörung mein eigenes Lachen, ein betrunkenes, unbeherrschtes, stoßweis und albern herausbrechendes Lachen. Das war Ich!

Trotz allem aber war es beinahe ein Genuß, diese Qualen zu leiden. So lange war ich blind und stumpf dahingekrochen, so lange hatte mein Herz geschwiegen und verarmt im Winkel gesessen, daß auch diese Selbstanklagen, dieses Grauen, dies ganze scheußliche Gefühl der Seele willkommen war. Es war doch Gefühl, es stiegen doch Flammen, es zuckte doch Herz darin! Verwirrt empfand ich mitten im Elend etwas wie Befreiung und Frühling.

Indessen ging es, von außen gesehen, tüchtig bergab mit mir. Der erste Rausch war bald nicht mehr der erste. Es wurde an unsrer Schule viel gekneipt und Allotria getrieben, ich war einer der Allerjüngsten unter denen, die mittaten, und bald war ich kein Geduldeter und Kleiner mehr, sondern ein Anführer und Stern, ein berühmter wagehalsiger Kneipenbesucher. Ich gehörte wieder einmal ganz der dunkeln Welt, dem Teufel an, und ich galt in dieser Welt als ein famoser Kerl.

Dabei war mir jammervoll zumute. Ich lebte in einem selbstzerstörerischen Orgiasmus dahin, und während ich bei den Kameraden für einen Führer und Teufelskerl, für einen verflucht schneidigen und witzigen Burschen galt, hatte ich tief in mir eine angstvolle Seele voller Bangnis flattern. Ich weiß noch, daß mir einmal die Tränen kamen, als ich beim Verlassen einer Kneipe am Sonntagvormittag auf der Straße Kinder spielen sah, hell und vergnügt mit frischgekämmtem Haar und in Sonntagskleidern. Und während ich, zwischen Bierlachen an schmutzigen Tischen geringer Wirtshäuser, meine Freunde durch unerhörte Zynismen belustigte und oft erschreckte, hatte ich im verborgenen Herzen Ehrfurcht vor allem, was ich verhöhnte, und lag innerlich weinend auf den Knien

vor meiner Seele, vor meiner Vergangenheit, vor meiner Mutter, vor Gott.

Daß ich niemals eins wurde mit meinen Begleitern, daß ich unter ihnen einsam blieb und darum so leiden konnte, das hatte einen guten Grund. Ich war ein Kneipenheld und Spötter nach dem Herzen der Rohesten, ich zeigte Geist und zeigte Mut in meinen Gedanken und Reden über Lehrer, Schule, Eltern, Kirche — ich hielt auch Zoten stand und wagte etwa selber eine — aber ich war niemals dabei, wenn meine Kumpane zu Mädchen gingen, ich war allein und war voll glühender Sehnsucht nach Liebe, hoffnungsloser Sehnsucht, während ich nach meinen Reden ein abgebrühter Genießer hätte sein müssen. Niemand war verletzlicher, niemand schamhafter als ich. Und wenn ich je und je die jungen Bürgermädchen vor mir gehen sah, hübsch und sauber, licht und anmutig, waren sie mir wunderbare, reine Träume, tausendmal zu gut und rein für mich. Eine Zeitlang konnte ich auch nicht mehr in den Papierladen der Frau Jaggelt gehen, weil ich rot wurde, wenn ich sie ansah und an das dachte, was Alfons Beck mir von ihr erzählt hatte.

Je mehr ich nun auch in meiner neuen Gesellschaft mich fortwährend einsam und anders wußte, desto weniger kam ich von ihr los. Ich weiß wirklich nicht mehr, ob das Saufen und Renommieren mir eigentlich jemals Vergnügen machte, auch gewöhnte ich mich an das Trinken niemals so, daß ich nicht jedesmal peinliche Folgen gespürt hätte. Es war alles wie ein Zwang. Ich tat, was ich mußte, weil ich sonst durchaus nicht wußte, was mit mir beginnen. Ich hatte Furcht vor langem Alleinsein, hatte Angst vor den vielen zarten, schamhaften, innigen Anwandlungen, zu denen ich mich stets geneigt fühlte, hatte Angst vor den zarten Liebesgedanken, die mir so oft kamen.

Eines fehlte mir am meisten — ein Freund. Es gab zwei oder drei Mitschüler, die ich sehr gerne sah. Aber sie gehörten zu den Braven, und meine Laster waren längst niemandem mehr ein Geheimnis. Sie mieden mich. Ich galt bei allen für einen hoffnungslosen Spieler, dem der Boden unter den Füßen wankte. Die Lehrer wußten viel von mir, ich war mehrmals streng bestraft worden, meine schließliche Entlassung aus der Schule war etwas, worauf man wartete. Ich selbst wußte das, ich war auch schon lange kein guter Schüler mehr, sondern drückte und schwindelte mich mühsam durch, mit dem Gefühl, daß das nicht mehr lange dauern könne.

Es gibt viele Wege, auf denen der Gott uns einsam machen und zu uns selber führen kann. Diesen Weg ging er damals mit mir. Es war wie ein arger Traum. Über Schmutz und Klebrigkeit, über zerbrochene Biergläser und zynisch durchschwatzte Nächte weg sehe ich mich, einen

gebannten Träumer, ruhelos und gepeinigt kriechen, einen häßlichen und unsaubern Weg. Es gibt solche Träume, in denen man, auf dem Weg zur Prinzessin, in Kotlachen, in Hintergassen voll Gestank und Unrat steckenbleibt. So ging es mir. Auf diese wenig feine Art war es mir beschieden, einsam zu werden und zwischen mich und die Kindheit ein verschlossenes Edentor mit erbarmungslos strahlenden Wächtern zu bringen. Es war ein Beginn, ein Erwachen des Heimwehs nach mir selber.

Ich erschrak noch und hatte Zuckungen, als zum erstenmal, durch Briefe meines Pensionsherrn alarmiert, mein Vater in St. erschien und mir unerwartet gegenübertrat. Als er, gegen Ende jenes Winters, zum zweitenmal kam, war ich schon hart und gleichgültig, ließ ihn schelten, ließ ihn bitten, ließ ihn an die Mutter erinnern. Er war zuletzt sehr aufgebracht und sagte, wenn ich nicht anders werde, lasse er mich mit Schimpf und Schande von der Schule jagen und stecke mich in eine Besserungsanstalt. Mochte er! Als er damals abreiste, tat er mir leid, aber er hatte nichts erreicht, er hatte keinen Weg mehr zu mir gefunden, und für Augenblicke fühlte ich, es geschehe ihm recht. –

Was aus mir würde, war mir einerlei. Auf meine sonderbare und wenig hübsche Art, mit meinem Wirtshaussitzen und Auftrumpfen lag ich im Streit mit der Welt, dies war meine Form, zu protestieren. Ich machte mich dabei kaputt, und zuweilen sah für mich die Sache etwa so aus: Wenn die Welt Leute wie mich nicht brauchen konnte, wenn sie für sie keinen besseren Platz, keine höhern Aufgaben hatte, nun so gingen Leute wie ich eben kaputt. Mochte die Welt den Schaden haben.

Die Weihnachtsferien jenes Jahres waren recht unerfreulich. Meine Mutter erschrak, als sie mich wiedersah. Ich war noch mehr gewachsen, und mein hageres Gesicht sah grau und verwüstet aus, mit schlaffen Zügen und entzündeten Augenrändern. Der erste Anflug des Schnurrbartes und die Brille, die ich seit kurzem trug, machten mich ihr noch fremder. Die Schwestern wichen zurück und kicherten. Es war alles unerquicklich. Unerquicklich und bitter das Gespräch mit dem Vater in dessen Studierzimmer, unerquicklich das Begrüßen der paar Verwandten, unerquicklich vor allem der Weihnachtsabend. Das war, seit ich lebte, in unsrem Hause der große Tag gewesen, der Abend der Festlichkeit und Liebe, der Dankbarkeit, der Erneuerung des Bundes zwischen den Eltern und mir. Diesmal war alles nur bedrückend und verlegenmachend. Wie sonst las mein Vater das Evangelium von den Hirten auf dem Felde, „die hüteten allda ihre Herde," wie sonst standen die Schwestern strahlend vor ihrem Gabentisch, aber die Stimme des Vaters klang unfroh, und sein Gesicht sah alt und beengt aus, und die Mutter war traurig, und mir war alles gleich peinlich und unerwünscht, Gaben und Glückwünsche,

Evangelium und Lichterbaum. Die Lebkuchen rochen süß und strömten dichte Wolken süßerer Erinnerungen aus. Der Tannenbaum duftete und erzählte von Dingen, die nicht mehr waren. Ich sehnte das Ende des Abends und der Feiertage herbei.

Es ging den ganzen Winter so weiter. Erst vor kurzem war ich eindringlich vom Lehrersenat verwarnt und mit dem Ausschluß bedroht worden. Es würde nicht lang mehr dauern. Nun, meinetwegen.

Einen besonderen Groll hatte ich gegen Max Demian. Den hatte ich nun die ganze Zeit nicht mehr gesehen. Ich hatte ihm, am Beginn meiner Schülerzeit in St., zweimal geschrieben, aber keine Antwort bekommen; darum hatte ich ihn auch in den Ferien nicht besucht.

In demselben Park, wo ich im Herbst mit Alfons Beck zusammengetroffen war, geschah es im beginnenden Frühling, als eben die Dornhecken grün zu werden anfingen, daß ein Mädchen mir auffiel. Ich war allein spazierengegangen, voll von widerlichen Gedanken und Sorgen, denn meine Gesundheit war schlecht geworden, und außerdem war ich beständig in Geldverlegenheiten, war Kameraden Beträge schuldig, mußte notwendige Ausgaben erfinden, um wieder etwas von Hause zu erhalten, und hatte in mehreren Läden Rechnungen für Zigarren und ähnliche Dinge anwachsen lassen. Nicht daß diese Sorgen sehr tief gegangen wären — wenn nächstens einmal mein Hiersein sein Ende nahm und ich ins Wasser ging oder in die Besserungsanstalt gebracht wurde, dann kam es auf diese paar Kleinigkeiten auch nimmer an. Aber ich lebte doch immerzu Aug in Auge mit solchen unschönen Sachen, und litt darunter.

An jenem Frühlingstag im Park begegnete mir eine junge Dame, die mich sehr anzog. Sie war groß und schlank, elegant gekleidet, und hatte ein kluges Knabengesicht. Sie gefiel mir sofort, sie gehörte dem Typ an, den ich liebte, und sie begann meine Phantasien zu beschäftigen. Sie war wohl kaum viel älter als ich, aber viel fertiger, elegant und wohl umrissen, schon fast ganz Dame, aber mit einem Anflug von Übermut und Jungenhaftigkeit im Gesicht, den ich überaus gern hatte.

Es war mir nie geglückt, mich einem Mädchen zu nähern, in das ich verliebt war, und es glückte mir auch bei dieser nicht. Aber der Eindruck war tiefer als alle früheren, und der Einfluß dieser Verliebtheit auf mein Leben war gewaltig.

Plötzlich hatte ich wieder ein Bild vor mir stehen, ein hohes und verehrtes Bild — ach, und kein Bedürfnis, kein Drang war so tief und heftig in mir wie der Wunsch nach Ehrfurcht und Anbetung! Ich gab ihr den Namen Beatrice, denn von ihr wußte ich, ohne Dante gelesen

zu haben, aus einem englischen Gemälde, dessen Reproduktion ich mir aufbewahrt hatte. Dort war es eine englisch-präraffaelitische Mädchenfigur, sehr langgliedrig und schlank mit schmalem langem Kopf und vergeistigten Händen und Zügen. Mein schönes junges Mädchen glich ihr nicht ganz, obwohl auch sie diese Schlankheit und Knabenhaftigkeit der Formen zeigte, die ich liebte, und etwas von der Vergeistigung oder Beseelung des Gesichts.

Ich habe mit Beatrice nicht ein einziges Wort gesprochen. Dennoch hat sie damals den tiefsten Einfluß auf mich geübt. Sie stellte ihr Bild vor mir auf, sie öffnete mir ein Heiligtum, sie machte mich zum Beter in einem Tempel. Von einem Tag auf den andern blieb ich von den Kneipereien und nächtlichen Streifzügen weg. Ich konnte wieder allein sein, ich las wieder gern, ich ging wieder gern spazieren.

Die plötzliche Bekehrung trug mir Spott genug ein. Aber ich hatte nun etwas zu lieben und anzubeten, ich hatte wieder ein Ideal, das Leben war wieder voll von Ahnung und bunt geheimnisvoller Dämmerung — das machte mich unempfindlich. Ich war wieder bei mir selbst zu Hause, obwohl nur als Sklave und Dienender eines verehrten Bildes.

An jene Zeit kann ich nicht ohne eine gewisse Rührung denken. Wieder versuchte ich mit innigstem Bemühen, aus Trümmern einer zusammengebrochenen Lebensperiode mir eine „lichte Welt" zu bauen, wieder lebte ich ganz in dem einzigen Verlangen, das Dunkle und Böse in mir abzutun und völlig im Lichten zu weilen, auf Knien vor Göttern. Immerhin war diese jetzige „lichte Welt" einigermaßen meine eigene Schöpfung; es war nicht mehr ein Zurückfliehen und Unterkriechen zur Mutter und verantwortungslosen Geborgenheit, es war ein neuer, von mir selbst erfundener und geforderter Dienst, mit Verantwortlichkeit und Selbstzucht. Die Geschlechtlichkeit, unter der ich litt und vor der ich immer und immer auf der Flucht war, sollte nun in diesem heiligen Feuer zu Geist und Andacht verklärt werden. Es durfte nichts Finsteres mehr, nichts Häßliches geben, keine durchstöhnten Nächte, kein Herzklopfen vor unzüchtigen Bildern, kein Lauschen an verbotenen Pforten, keine Lüsternheit. Statt alles dessen richtete ich meinen Altar ein, mit dem Bilde Beatricens, und indem ich mich ihr weihte, weihte ich mich dem Geist und den Göttern. Den Lebensanteil, den ich den finsteren Mächten entzog, brachte ich den lichten zum Opfer. Nicht Lust war mein Ziel, sondern Reinheit, nicht Glück, sondern Schönheit und Geistigkeit.

Dieser Kult der Beatrice änderte mein Leben ganz und gar. Gestern noch ein frühreifer Zyniker, war ich jetzt ein Tempeldiener, mit dem Ziel, ein Heiliger zu werden. Ich tat nicht nur das üble Leben ab, an das ich mich gewöhnt hatte, ich suchte alles zu ändern, suchte Reinheit, Adel

und Würde in alles zu bringen, dachte hieran in Essen und Trinken, Sprache und Kleidung. Ich begann den Morgen mit kalten Waschungen, zu denen ich mich anfangs schwer zwingen mußte. Ich benahm mich ernst und würdig, trug mich aufrecht und machte meinen Gang langsamer und würdiger. Für Zuschauer mag es komisch ausgesehen haben – bei mir innen war es lauter Gottesdienst.

Von all den neuen Übungen, in denen ich Ausdruck für meine neue Gesinnung suchte, wurde eine mir wichtig. Ich begann zu malen. Es fing damit an, daß das englische Beatricebild, das ich besaß, jenem Mädchen nicht ähnlich genug war. Ich wollte versuchen, sie für mich zu malen. Mit einer ganz neuen Freude und Hoffnung trug ich in meinem Zimmer – ich hatte seit kurzem ein eigenes – schönes Papier, Farben und Pinsel zusammen, machte Palette, Glas, Porzellanschalen, Bleistifte zurecht. Die feinen Temperafarben in kleinen Tuben, die ich gekauft hatte, entzückten mich. Es war ein feuriges Chromoxydgrün dabei, das ich noch zu sehen meine, wie es erstmals in der kleinen weißen Schale aufleuchtete.

Ich begann mit Vorsicht. Ein Gesicht zu malen, war schwer, ich wollte es erst mit andrem probieren. Ich malte Ornamente, Blumen und kleine phantasierte Landschaften, einen Baum bei einer Kapelle, eine römische Brücke mit Zypressen. Manchmal verlor ich mich ganz in dies spielende Tun, war glücklich wie ein Kind mit einer Farbenschachtel. Schließlich aber begann ich, Beatrice zu malen.

Einige Blätter mißglückten ganz und wurden weggetan. Je mehr ich mir das Gesicht des Mädchens vorzustellen suchte, das ich je und je auf der Straße antraf, desto weniger wollte es gehen. Schließlich tat ich darauf Verzicht und begann einfach ein Gesicht zu malen, der Phantasie und den Führungen folgend, die sich aus dem Begonnenen, aus Farbe und Pinsel von selber ergaben. Es war ein geträumtes Gesicht, das dabei herauskam, und ich war nicht unzufrieden damit. Doch setzte ich den Versuch sogleich fort, und jedes neue Blatt sprach etwas deutlicher, kam dem Typ näher, wenn auch keineswegs der Wirklichkeit.

Mehr und mehr gewöhnte ich mich daran, mit träumerischem Pinsel Linien zu ziehen und Flächen zu füllen, die ohne Vorbild waren, die sich aus spielendem Tasten, aus dem Unbewußten ergaben. Endlich machte ich eines Tages, fast bewußtlos, ein Gesicht fertig, das stärker als die früheren zu mir sprach. Es war nicht das Gesicht jenes Mädchens, das sollte es auch längst nimmer sein. Es war etwas anderes, etwas Unwirkliches, doch nicht minder Wertvolles. Es sah mehr wie ein Jünglingskopf aus als wie ein Mädchengesicht, das Haar war nicht hellblond wie bei meinem hübschen Mädchen, sondern braun mit rötlichem Hauch,

das Kinn war stark und fest, der Mund aber rotblühend, das Ganze etwas steif und maskenhaft, aber eindrücklich und voll von geheimem Leben.

Als ich vor dem fertigen Blatte saß, machte es mir einen seltsamen Eindruck. Es schien mir eine Art von Götterbild oder heiliger Maske zu sein, halb männlich, halb weiblich, ohne Alter, ebenso willensstark wie träumerisch, ebenso starr wie heimlich lebendig. Dies Gesicht hatte mir etwas zu sagen, es gehörte zu mir, es stellte Forderungen an mich. Und es hatte Ähnlichkeit mit irgend jemand, ich wußte nicht mit wem.

Das Bildnis begleitete nun eine Weile alle meine Gedanken und teilte mein Leben. Ich hielt es in einer Schieblade verborgen, niemand sollte es erwischen und mich damit verhöhnen können. Aber sobald ich allein in meinem Stübchen war, zog ich das Bild heraus und hatte Umgang mit ihm. Abends heftete ich es mit einer Nadel mir gegenüber überm Bett an die Tapete, sah es bis zum Einschlafen an, und morgens fiel mein erster Blick darauf.

Gerade in jener Zeit fing ich wieder an viel zu träumen, wie ich es als Kind stets getan hatte. Mir schien, ich habe jahrelang keine Träume mehr gehabt. Jetzt kamen sie wieder, eine ganz neue Art von Bildern, und oft und oft tauchte das gemalte Bildnis darin auf, lebend und redend, mir befreundet oder feindlich, manchmal bis zur Fratze verzogen und manchmal unendlich schön, harmonisch und edel.

Und eines Morgens, als ich aus solchen Träumen erwachte, erkannte ich es plötzlich. Es sah mich so fabelhaft wohlbekannt an, es schien meinen Namen zu rufen. Es schien mich zu kennen, wie eine Mutter, schien mir seit allen Zeiten zugewandt. Mit Herzklopfen starrte ich das Blatt an, die braunen dichten Haare, den halbweiblichen Mund, die starke Stirn mit der sonderbaren Helligkeit (es war von selber so aufgetrocknet), und näher und näher fühlte ich in mir die Erkenntnis, das Wiederfinden, das Wissen.

Ich sprang aus dem Bette, stellte mich vor dem Gesicht auf und sah es aus nächster Nähe an, gerade in die weit offenen, grünlichen, starren Augen hinein, von denen das rechte etwas höher als das andere stand. Und mit einemmal zuckte dies rechte Auge, zuckte leicht und fein, aber deutlich, und mit diesem Zucken erkannte ich das Bild ...

Wie hatte ich das erst so spät finden können! Es war Demians Gesicht.

Später verglich ich das Blatt oft und oft mit Demians wirklichen Zügen, wie ich sie in meinem Gedächtnis fand. Sie waren gar nicht dieselben, obwohl ähnlich. Aber es war doch Demian.

Einst an einem Frühsommerabend schien die Sonne schräg und rot

durch mein Fenster, das nach Westen blickte. Im Zimmer wurde es dämmerig. Da kam ich auf den Einfall, das Bildnis Beatricens, oder Demians, mit der Nadel ans Fensterkreuz zu heften und es anzusehen, wie die Abendsonne hindurch schien. Das Gesicht verschwamm ohne Umrisse, aber die rötlich umrandeten Augen, die Helligkeit auf der Stirn und der heftig rote Mund glühten tief und wild aus der Fläche. Lange saß ich ihm gegenüber, auch als es schon erloschen war. Und allmählich kam mir ein Gefühl, daß das nicht Beatrice und nicht Demian sei, sondern — ich selbst. Das Bild glich mir nicht — das sollte es auch nicht, fühlte ich — aber es war das, was mein Leben ausmachte, es war mein Inneres, mein Schicksal oder mein Dämon. So würde mein Freund aussehen, wenn ich je wieder einen fände. So würde meine Geliebte aussehen, wenn ich je eine bekäme. So würde mein Leben und so mein Tod sein, dies war der Klang und Rhythmus meines Schicksals.

In jenen Wochen hatte ich eine Lektüre begonnen, die mir tieferen Eindruck machte als alles, was ich früher gelesen. Auch später habe ich selten mehr Bücher so erlebt, vielleicht nur noch Nietzsche. Es war ein Band Novalis, mit Briefen und Sentenzen, von denen ich viele nicht verstand und die mich doch alle unsäglich anzogen und umspannen. Einer von den Sprüchen fiel mir nun ein. Ich schrieb ihn mit der Feder unter das Bildnis: „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffs." Das hatte ich nun verstanden.

Das Mädchen, das ich Beatrice nannte, begegnete mir noch oft. Ich fühlte keine Bewegung mehr dabei, aber stets ein sanftes Übereinstimmen, ein gefühlhaftes Ahnen: Du bist mit mir verknüpft, aber nicht du, nur dein Bild; du bist ein Stück von meinem Schicksal.

Meine Sehnsucht nach Max Demian wurde wieder mächtig. Ich wußte nichts von ihm, seit Jahren nichts. Ein einzigesmal hatte ich ihn in den Ferien angetroffen. Ich sehe jetzt, daß ich diese kurze Begegnung in meinen Aufzeichnungen unterschlagen habe, und sehe, daß es aus Scham und Eitelkeit geschah. Ich muß es nachholen.

Also einmal in den Ferien, als ich mit dem blasierten und stets etwas müden Gesicht meiner Wirtshauszeit durch meine Vaterstadt schlenderte, meinen Spazierstock schwang und den Philistern in die alten, gleichgebliebenen, verachteten Gesichter sah, da kam mir mein ehemaliger Freund entgegen. Kaum sah ich ihn, so zuckte ich zusammen. Und blitzschnell mußte ich an Franz Kromer denken. Möchte doch Demian diese Geschichte wirklich vergessen haben! Es war so unangenehm, diese Verpflichtung gegen ihn zu haben — eigentlich ja eine dumme Kindergeschichte, aber doch eben eine Verpflichtung...

Er schien zu warten, ob ich ihn grüßen wolle, und als ich es möglichst gelassen tat, gab er mir die Hand. Das war wieder sein Händedruck! So fest, warm und doch kühl, männlich!

Er sah mir aufmerksam ins Gesicht und sagte: „Du bist groß geworden, Sinclair." Er selbst schien mir ganz unverändert, gleich alt, gleich jung wie immer.

Er schloß sich mir an, wir machten einen Spaziergang und sprachen über lauter nebensächliche Dinge, nichts von damals. Es fiel mir ein, daß ich ihm einst mehrmals geschrieben hatte, ohne eine Antwort zu erhalten. Ach, möchte er doch auch das vergessen haben, diese dummen, dummen Briefe! Er sagte nichts davon.

Es gab damals noch keine Beatrice und kein Bildnis, ich war noch mitten in meiner wüsten Zeit. Vor der Stadt lud ich ihn ein, mit in ein Wirtshaus zu kommen. Er ging mit. Prahlerisch bestellte ich eine Flasche Wein, schenkte ein, stieß mit ihm an und zeigte mich mit den studentischen Trinkgebräuchen sehr vertraut, leerte auch das erste Glas auf einen Zug.

„Du gehst viel ins Wirtshaus?" fragte er mich.

„Ach ja," sagte ich träge, „was soll man sonst tun? Es ist am Ende immer noch das Lustigste."

„Findest du? Es kann schon sein. Etwas daran ist ja sehr schön — der Rausch, das Bacchische! Aber ich finde, bei den meisten Leuten, die viel im Wirtshaus sitzen, ist das ganz verlorengegangen. Mir kommt es so vor, als sei gerade das Wirtshauslaufen etwas richtig Philisterhaftes. Ja, eine Nacht lang, mit brennenden Fackeln, zu einem richtigen, schönen Rausch und Taumel! Aber so immer wieder, ein Schöppchen ums andere, das ist doch wohl nicht das Wahre? Kannst du dir etwa den Faust vorstellen, wie er Abend für Abend an einem Stammtisch sitzt?"

Ich trank und schaute ihn feindselig an.

„Ja, es ist eben nicht jeder ein Faust," sagte ich kurz.

Er sah mich etwas stutzig an.

Dann lachte er mit der alten Frische und Überlegenheit.

„Na, wozu darüber streiten? Jedenfalls ist das Leben eines Säufers oder Wüstlings vermutlich lebendiger als das des tadellosen Bürgers. Und dann — ich habe das einmal gelesen — ist das Leben des Wüstlings eine der besten Vorbereitungen für den Mystiker. Es sind ja auch immer solche Leute wie der heilige Augustin, die zu Sehern werden. Der war vorher auch ein Genießer und Lebemann."

Ich war mißtrauisch und wollte mich keineswegs von ihm meistern lassen. So sagte ich blasiert: „Ja, jeder nach seinem Geschmack! Mir ist es, offen gestanden, gar nicht darum zu tun, ein Seher oder so etwas zu werden."

Demian blitzte mich aus leicht eingekniffenen Augen wissend an.

„Lieber Sinclair," sagte er langsam, „es war nicht meine Absicht, dir Unangenehmes zu sagen. Übrigens – zu welchem Zweck du jetzt deine Schoppen trinkst, wissen wir ja beide nicht. Das in dir, was dein Leben macht, weiß es schon. Es ist so gut, das zu wissen: daß in uns drinnen einer ist, der alles weiß, alles will, alles besser macht als wir selber. – Aber verzeih, ich muß nach Hause."

Wir nahmen kurzen Abschied. Ich blieb sehr mißmutig sitzen, trank meine Flasche vollends aus, und fand, als ich gehen wollte, daß Demian sie schon bezahlt hatte. Das ärgerte mich noch mehr.

Bei dieser kleinen Begebenheit hielten nun meine Gedanken wieder an. Sie waren voll von Demian. Und die Worte, die er in jenem Gasthaus vor der Stadt gesagt, kamen in meinem Gedächtnis wieder hervor, seltsam frisch und unverloren. – „Es ist so gut, das zu wissen, daß in uns drinnen einer ist, der alles weiß!"

Ich blickte auf das Bild, das am Fenster hing und ganz erloschen war. Aber ich sah die Augen noch glühen. Das war der Blick Demians. Oder es war der, der in mir drinnen war. Der, der alles weiß.

Wie hatte ich Sehnsucht nach Demian! Ich wußte nichts von ihm, er war mir nicht erreichbar. Ich wußte nur, daß er vermutlich irgendwo studiere und daß nach dem Abschluß seiner Gymnasiastenzeit seine Mutter unsere Stadt verlassen habe.

Bis zu meiner Geschichte mit Kromer zurück suchte ich alle Erinnerungen an Max Demian in mir hervor. Wie vieles klang da wieder auf, was er mir einst gesagt hatte, und alles hatte heut noch Sinn, war aktuell, ging mich an! Auch das, was er bei unsrem letzten, so wenig erfreulichen Zusammentreffen über den Wüstling und den Heiligen gesagt hatte, stand mir plötzlich hell vor der Seele. War es nicht genau so mit mir gegangen? Hatte ich nicht in Rausch und Schmutz gelebt, in Betäubung und Verlorenheit, bis mit einem neuen Lebensantrieb gerade das Gegenteil in mir lebendig geworden war, das Verlangen nach Reinheit, die Sehnsucht nach dem Heiligen?

So ging ich weiter den Erinnerungen nach, es war längst Nacht geworden und draußen regnete es. Auch in meinen Erinnerungen hörte ich es regnen, es war die Stunde unter den Kastanienbäumen, wo er mich einst wegen Franz Kromer ausgefragt und meine ersten Geheimnisse erraten hatte. Eines ums andre kam hervor, Gespräche auf dem Schulweg, die Konfirmationsstunden. Und zuletzt fiel mein allererstes Zusammentreffen mit Max Demian mir ein. Um was hatte es sich doch da gehandelt? Ich kam nicht gleich darauf, aber ich ließ mir Zeit, ich war ganz darein versunken. Und nun kam es wieder, auch das. Wir

waren vor unserem Hause gestanden, nachdem er mir seine Meinung über Kain mitgeteilt hatte. Da hatte er von dem alten verwischten Wappen gesprochen, das über unsrem Haustor saß, in dem von unten nach oben breiter werdenden Schlußstein. Er hatte gesagt, es interessiere ihn, und man müsse auf solche Sachen acht haben.

In der Nacht träumte ich von Demian und von dem Wappen. Es verwandelte sich beständig, Demian hielt es in Händen, oft war es klein und grau, oft mächtig groß und vielfarbig, aber er erklärte mir, daß es doch immer ein und dasselbe sei. Zuletzt aber nötigte er mich, das Wappen zu essen. Als ich es geschluckt hatte, spürte ich mit ungeheurem Erschrecken, daß der verschlungene Wappenvogel in mir lebendig sei, mich ausfülle und von innen zu verzehren beginne. Voller Todesangst fuhr ich auf und erwachte.

Ich wurde munter, es war mitten in der Nacht, und hörte es ins Zimmer regnen. Ich stand auf, um das Fenster zu schließen, und trat dabei auf etwas Helles, das am Boden lag. Am Morgen fand ich, daß es mein gemaltes Blatt war. Es lag in der Nässe am Boden und hatte sich in Wülste geworfen. Ich spannte es zum Trocknen zwischen Fließblätter in ein schweres Buch. Als ich am nächsten Tage wieder danach sah, war es getrocknet. Es hatte sich aber verändert. Der rote Mund war verblaßt und etwas schmäler geworden. Es war jetzt ganz der Mund Demians.

Ich ging nun daran, ein neues Blatt zu malen, den Wappenvogel. Wie er eigentlich aussah, wußte ich nicht mehr deutlich, und einiges daran war, wie ich wußte, auch aus der Nähe nicht gut mehr zu erkennen, da das Ding alt und oftmals mit Farbe überstrichen worden war. Der Vogel stand oder saß auf etwas, vielleicht auf einer Blume, oder auf einem Korb oder Nest, oder auf einer Baumkrone. Ich kümmerte mich nicht darum und fing mit dem an, wovon ich eine deutliche Vorstellung hatte. Aus einem unklaren Bedürfnis begann ich gleich mit starken Farben, der Kopf des Vogels war auf meinem Blatte goldgelb. Je nach Laune machte ich daran weiter und brachte das Ding in einigen Tagen fertig.

Nun war es ein Raubvogel, mit einem scharfen kühnen Sperberkopf. Er stak mit halbem Leibe in einer dunkeln Weltkugel, aus der er sich wie aus einem riesigen Ei herauf arbeitete, auf einem blauen Himmelsgrunde. Wie ich das Blatt länger betrachtete, schien es mir mehr und mehr, als sei es das farbige Wappen, wie es in meinem Traum vorgekommen war.

Einen Brief an Demian zu schreiben, wäre mir nicht möglich gewesen, auch wenn ich gewußt hätte wohin. Ich beschloß aber, in demselben traumhaften Ahnen, mit dem ich damals alles tat, ihm das Bild mit

dem Sperber zu schicken, mochte es ihn dann erreichen oder nicht. Ich schrieb nichts darauf, auch nicht meinen Namen, beschnitt die Ränder sorgfältig, kaufte einen großen Papierumschlag und schrieb meines Freundes ehemalige Adresse darauf. Dann schickte ich es fort.

Ein Examen kam näher, und ich mußte mehr als sonst für die Schule arbeiten. Die Lehrer hatten mich wieder zu Gnaden angenommen, seit ich plötzlich meinen schnöden Wandel geändert hatte. Ein guter Schüler war ich auch jetzt wohl nicht, aber weder ich noch sonst jemand dachte noch daran, daß vor einem halben Jahr meine strafweise Entlassung aus der Schule allen wahrscheinlich gewesen war.

Mein Vater schrieb mir jetzt wieder mehr in dem Ton wie früher, ohne Vorwürfe und Drohungen. Doch hatte ich keinen Trieb, ihm oder irgend jemand zu erklären, wie die Wandlung mit mir vor sich gegangen war. Es war ein Zufall, daß diese Wandlung mit den Wünschen meiner Eltern und Lehrer übereinstimmte. Diese Wandlung brachte mich nicht zu den andern, näherte mich niemandem an, machte mich nur einsamer. Sie zielte irgendwohin, zu Demian, zu einem fernen Schicksal. Ich wußte es selber ja nicht, ich stand ja mitten drin. Mit Beatrice hatte es angefangen, aber seit einiger Zeit lebte ich mit meinen gemalten Blättern und meinen Gedanken an Demian in einer so ganz unwirklichen Welt, daß ich auch sie völlig aus den Augen und Gedanken verlor. Niemand hätte ich von meinen Träumen, meinen Erwartungen, meiner inneren Umwandlung ein Wort sagen können, auch nicht, wenn ich gewollt hätte. Aber wie hätte ich dies wollen können?

Fünftes Kapitel

Der Vogel kämpft sich aus dem Ei

Mein gemalter Traumvogel war unterwegs und suchte meinen Freund. Auf die wunderlichste Weise kam mir eine Antwort.

In meiner Schulklasse, an meinem Platz, fand ich einst nach der Pause zwischen zwei Lektionen einen Zettel in meinem Buch stecken. Er war genau so gefaltet, wie es bei uns üblich war, wenn Klassengenossen zuweilen während einer Lektion heimlich einander Billetts zukommen ließen. Mich wunderte nur, wer mir solch einen Zettel zuschicke, denn ich stand mit keinem Mitschüler je in solchem Verkehr. Ich dachte, es werde die Aufforderung zu irgendeinem Schülerspaß sein, an dem ich doch nicht teilnehmen würde, und legte den Zettel ungelesen vorn in mein Buch. Erst während der Lektion fiel er mir zufällig wieder in die Hand.

Ich spielte mit dem Papier, entfaltete es gedankenlos und fand einige Worte darein geschrieben. Ich warf einen Blick darauf, blieb an einem

Wort hängen, erschrak und las, während mein Herz sich vor Schicksal wie in großer Kälte zusammenzog:

„Der Vogel kämpft sich aus dem Ei. Das Ei ist die Welt. Wer geboren werden will, muß eine Welt zerstören. Der Vogel fliegt zu Gott. Der Gott heißt Abraxas."

Ich versank nach dem mehrmaligen Lesen dieser Zeilen in tiefes Nachsinnen. Es war kein Zweifel möglich, es war Antwort von Demian. Niemand konnte von dem Vogel wissen, als ich und er. Er hatte mein Bild bekommen. Er hatte verstanden und half mir deuten. Aber wie hing alles zusammen? Und — das plagte mich vor allem — was hieß Abraxas? Ich hatte das Wort nie gehört oder gelesen. „Der Gott heißt Abraxas!'

Die Stunde verging, ohne daß ich etwas vom Unterricht hörte. Die nächste begann, die letzte des Vormittags. Sie wurde von einem ganz jungen Hilfslehrer gegeben, der erst von der Universität kam und uns schon darum gefiel, weil er so jung war und sich uns gegenüber keine falsche Würde anmaßte.

Wir lasen unter Doktor Follens Führung Herodot. Diese Lektüre gehörte zu den wenigen Schulfächern, die mich interessierten. Aber diesmal war ich nicht dabei. Ich hatte mechanisch mein Buch aufgeschlagen, folgte aber dem Übersetzen nicht und blieb in meine Gedanken versunken. Übrigens hatte ich schon mehrmals die Erfahrung gemacht, wie richtig das war, was Demian mir damals im geistlichen Unterricht gesagt hatte. Was man stark genug wollte, das gelang. Wenn ich während des Unterrichts sehr stark mit eigenen Gedanken beschäftigt war, so konnte ich ruhig sein, daß der Lehrer mich in Ruhe ließ. Ja, wenn man zerstreut war oder schläfrig, dann stand er plötzlich da: das war mir auch schon begegnet. Aber wenn man wirklich dachte, wirklich versunken war, dann war man geschützt. Und auch das mit dem festen Anblicken hatte ich schon probiert und bewährt gefunden. Damals zu Demians Zeiten war es mir nicht geglückt, jetzt spürte ich oft, daß man mit Blicken und Gedanken sehr viel ausrichten konnte.

So saß ich auch jetzt und war weit von Herodot und von der Schule weg. Aber da schlug unversehens mir die Stimme des Lehrers wie ein Blitz ins Bewußtsein, daß ich voll Schreck erwachte. Ich hörte seine Stimme, er stand dicht neben mir, ich glaubte schon, er habe meinen Namen gerufen. Aber er sah mich nicht an. Ich atmete auf.

Da hörte ich seine Stimme wieder. Laut sagte sie das Wort: „Abraxas."

In einer Erklärung, deren Anfang mir entgangen war, fuhr Doktor Follen fort: „Wir müssen uns die Anschauungen jener Sekten und mystischen Vereinigungen des Altertums nicht so naiv vorstellen, wie sie vom

Standpunkt einer rationalistischen Betrachtung aus erscheinen. Eine Wissenschaft in unserem Sinn kannte das Altertum überhaupt nicht. Dafür gab es eine Beschäftigung mit philosophisch-mystischen Wahrheiten, die sehr hoch entwickelt war. Zum Teil entstand daraus Magie und Spielerei, die wohl oft auch zu Betrug und Verbrechen führte. Aber auch die Magie hatte eine edle Herkunft und tiefe Gedanken. So die Lehre von Abraxas, die ich vorhin als Beispiel anführte. Man nennt diesen Namen in Verbindung mit griechischen Zauberformeln und hält ihn vielfach für den Namen irgendeines Zauberteufels, wie ihn etwa wilde Völker heute noch haben. Es scheint aber, daß Abraxas viel mehr bedeutet. Wir können uns den Namen etwa denken als den einer Gottheit, welche die symbolische Aufgabe hatte, das Göttliche und das Teuflische zu vereinigen."

Der kleine gelehrte Mann sprach fein und eifrig weiter, niemand war sehr aufmerksam, und da der Name nicht mehr vorkam, sank auch meine Aufmerksamkeit bald wieder in mich selbst zurück.

„Das Göttliche und das Teuflische vereinigen," klang es mir nach. Hier konnte ich anknüpfen. Das war mir von den Gesprächen mit Demian in der allerletzten Zeit unsrer Freundschaft her vertraut. Demian hatte damals gesagt, wir hätten wohl einen Gott, den wir verehrten, aber der stelle nur eine willkürlich abgetrennte Hälfte der Welt dar (es war die offizielle, erlaubte, „lichte" Welt). Man müsse aber die ganze Welt verehren können, also müsse man entweder einen Gott haben, der auch Teufel sei, oder man müsse neben dem Gottesdienst auch einen Dienst des Teufels einrichten. – Und nun war also Abraxas der Gott, der sowohl Gott wie Teufel war.

Eine Zeitlang suchte ich mit großem Eifer auf der Spur weiter, ohne doch vorwärts zu kommen. Ich stöberte auch eine ganze Bibliothek erfolglos nach dem Abraxas durch. Doch war mein Wesen niemals stark auf diese Art des direkten und bewußten Suchens eingestellt, wobei man zumeist nur Wahrheiten findet, die einem Steine in der Hand bleiben.

Die Gestalt der Beatrice, mit der ich eine gewisse Zeit hindurch so viel und innig beschäftigt gewesen war, sank nun allmählich unter, oder vielmehr sie trat langsam von mir hinweg, näherte sich mehr und mehr dem Horizont und wurde schattenhafter, ferner, blasser. Sie genügte der Seele nicht mehr.

Es begann jetzt in dem eigentümlich in mich selbst eingesponnenen Dasein, das ich wie ein Traumwandler führte, eine neue Bildung zu entstehen. Die Sehnsucht nach dem Leben blühte in mir, vielmehr die Sehnsucht nach Liebe, und der Trieb des Geschlechts, den ich eine Weile hatte in die Anbetung Beatrices auflösen können, verlangte neue Bilder und Ziele. Noch immer kam keine Erfüllung mir entgegen, und unmöglicher

als je war es mir, die Sehnsucht zu täuschen und etwas von den Mädchen zu erwarten, bei denen meine Kameraden ihr Glück suchten. Ich träumte wieder heftig, und zwar mehr am Tage als in der Nacht. Vorstellungen, Bilder oder Wünsche, stiegen in mir auf und zogen mich von der äußeren Welt hinweg, so daß ich mit diesen Bildern in mir, mit diesen Träumen oder Schatten, wirklicher und lebhafter Umgang hatte und lebte, als mit meiner wirklichen Umgebung.

Ein bestimmter Traum, oder ein Phantasiespiel, das immer wiederkehrte, wurde mir bedeutungsvoll. Dieser Traum, der wichtigste und nachhaltigste meines Lebens, war etwa so: Ich kehrte in mein Vaterhaus zurück — über dem Haustor leuchtete der Wappenvogel in Gelb auf blauem Grund — im Hause kam mir meine Mutter entgegen — aber als ich eintrat und sie umarmen wollte, war es nicht sie, sondern eine nie gesehene Gestalt, groß und mächtig, dem Max Demian und meinem gemalten Blatte ähnlich, doch anders, und trotz der Mächtigkeit ganz und gar weiblich. Diese Gestalt zog mich an sich und nahm mich in eine tiefe, schauernde Liebesumarmung auf. Wonne und Grausen waren vermischt, die Umarmung war Gottesdienst, und war ebenso Verbrechen. Zu viel Erinnerung an meine Mutter, zu viel Erinnerung an meinen Freund Demian geistete in der Gestalt, die mich umfing. Ihre Umarmung verstieß gegen jede Ehrfurcht und war doch Seligkeit. Oft erwachte ich aus diesem Traume mit tiefem Glücksgefühl, oft mit Todesangst und gequältestem Gewissen wie aus furchtbarer Sünde.

Nur allmählich und unbewußt kam zwischen diesem ganz innerlichen Bilde und dem mir von außen zugekommenen Wink über den zu suchenden Gott eine Verbindung zustande. Sie wurde aber dann enger und inniger, und ich begann zu spüren, daß ich gerade in diesem Ahnungstraum den Abraxas anrief. Wonne und Grauen, Mann und Weib gemischt, Heiligstes und Gräßliches ineinander verflochten, tiefe Schuld durch zarteste Unschuld zuckend — so war mein Liebestraumbild, und so war auch Abraxas. Liebe war nicht mehr tierisch dunkler Trieb, wie ich sie beängstigt im Anfang empfunden hatte, und sie war auch nicht mehr fromm vergeistigte Anbeterschaft, wie ich sie dem Bilde der Beatrice dargebracht. Sie war beides, beides und noch viel mehr, sie war Engelsbild und Satan, Mann und Weib in einem, Mensch und Tier, höchstes Gut und äußerstes Böses. Dies zu leben schien mir bestimmt, dies zu kosten mein Schicksal. Ich hatte Sehnsucht nach ihm und hatte Angst vor ihm, ich träumte ihm nach und ich floh vor ihm, aber es war immer da, war immer über mir.

Im nächsten Frühjahr sollte ich das Gymnasium verlassen und studieren gehen, ich wußte noch nicht wo und was. Auf meinen Lippen wuchs ein

kleiner Bart, ich war ein ausgewachsener Mensch, und doch vollkommen hilflos und ohne Ziele. Fest war nur eines: die Stimme in mir, das Traumbild. Ich fühlte die Aufgabe, dieser Führung blind zu folgen. Aber es fiel mir schwer, und täglich lehnte ich mich auf. Vielleicht war ich verrückt, dachte ich nicht selten, vielleicht war ich nicht wie andere Menschen? Aber ich konnte das, was andre leisteten, alles auch tun, mit ein wenig Fleiß und Bemühung konnte ich Plato lesen, konnte trigonometrische Aufgaben lösen oder einer chemischen Analyse folgen. Nur eines konnte ich nicht: das in mir dunkel verborgene Ziel herausreißen und irgendwo vor mich hinmalen, wie andere es taten, welche genau wußten, daß sie Professor oder Richter, Arzt oder Künstler werden wollten, wie lang das dauern und was für Vorteile es haben würde. Das konnte ich nicht. Vielleicht wurde ich auch einmal so etwas, aber wie sollte ich das wissen. Vielleicht mußte ich auch suchen und weitersuchen, jahrelang, und wurde nichts, und kam an kein Ziel. Vielleicht kam ich auch an ein Ziel, aber es war ein böses, gefährliches, furchtbares.

Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so sehr schwer?

Oft machte ich den Versuch, die mächtige Liebesgestalt meines Traumes zu malen. Es gelang aber nie. Wäre es mir gelungen, so hätte ich das Blatt an Demian gesandt. Wo war er? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, er war mit mir verbunden. Wann würde ich ihn wiedersehen?

Die freundliche Ruhe jener Wochen und Monate der Beatricezeit war lang vergangen. Damals hatte ich gemeint, eine Insel erreicht und einen Frieden gefunden zu haben. Aber so war es immer — kaum war ein Zustand mir lieb geworden, kaum hatte ein Traum mir wohlgetan, so wurde er auch schon welk und blind. Vergebens, ihm nachzuklagen! Ich lebte jetzt in einem Feuer von ungestilltem Verlangen, von gespanntem Erwarten, das mich oft völlig wild und toll machte. Das Bild der Traumgeliebten sah ich oft mit überlebendiger Deutlichkeit vor mir, viel deutlicher als meine eigene Hand, sprach mit ihm, weinte vor ihm, fluchte ihm. Ich nannte es Mutter und kniete vor ihm in Tränen, ich nannte es Geliebte und ahnte seinen reifen, alles erfüllenden Kuß, ich nannte es Teufel und Hure, Vampyr und Mörder. Es verlockte mich zu zartesten Liebesträumen und zu wüsten Schamlosigkeiten, nichts war ihm zu gut und köstlich, nichts zu schlecht und niedrig.

Jenen ganzen Winter verlebte ich in einem inneren Sturm, den ich schwer beschreiben kann. An die Einsamkeit war ich lang gewöhnt, sie drückte mich nicht, ich lebte mit Demian, mit dem Sperber, mit dem Bild der großen Traumgestalt, die mein Schicksal und meine Geliebte war. Das war genug, um darin zu leben, denn alles blickte ins Große

und Weite, und alles deutete auf Abraxas. Aber keiner dieser Träume, keiner meiner Gedanken gehorchte mir, keinen konnte ich rufen, keinem konnte ich nach Belieben seine Farben geben. Sie kamen und nahmen mich, ich wurde von ihnen regiert, wurde von ihnen gelebt.

Wohl war ich nach außen gesichert. Vor Menschen hatte ich keine Furcht, das hatten auch meine Mitschüler gelernt und brachten mir eine heimliche Achtung entgegen, die mich oft lächeln machte. Wenn ich wollte, konnte ich die meisten von ihnen sehr gut durchschauen und sie gelegentlich dadurch in Erstaunen setzen. Nur wollte ich selten oder nie. Ich war immer mit mir beschäftigt, immer mit mir selbst. Und ich verlangte sehnlichst danach, nun endlich auch einmal ein Stück zu leben, etwas aus mir hinaus in die Welt zu geben, in Beziehung und Kampf mit ihr zu treten. Manchmal wenn ich am Abend durch die Straßen lief und vor Unrast bis Mitternacht nicht heimkehren konnte, manchmal meinte ich dann, jetzt und jetzt müsse meine Geliebte mir begegnen, an der nächsten Ecke vorübergehen, mir aus dem nächsten Fenster rufen. Manchmal auch schien mir dies alles unerträglich qualvoll, und ich war darauf gefaßt, mir einmal das Leben zu nehmen.

Eine eigentümliche Zuflucht fand ich damals – durch einen „Zufall", wie man sagt. Es gibt aber solche Zufälle nicht. Wenn der, der etwas notwendig braucht, dies ihm Notwendige findet, so ist es nicht der Zufall, der es ihm gibt, sondern er selbst, sein eigenes Verlangen und Müssen führt ihn hin.

Ich hatte zwei oder drei Male auf meinen Gängen durch die Stadt aus einer kleineren Vorstadtkirche Orgelspiel vernommen, ohne dabei zu verweilen. Als ich das nächstemal vorüberkam, hörte ich es wieder, und erkannte, daß Bach gespielt wurde. Ich ging zum Tor, das ich geschlossen fand, und da die Gasse fast ohne Menschen war, setzte ich mich neben der Kirche auf einen Prellstein, schlug den Mantelkragen um mich und hörte zu. Es war keine große, doch eine gute Orgel, und es wurde wunderlich gespielt, nämlich gut und beinahe virtuos, aber mit einem eigentümlichen, höchst persönlichen Ausdruck von Willen und Beharrlichkeit, der wie ein Gebet klang. Ich hatte das Gefühl: der Mann, der da spielt, weiß in dieser Musik einen Schatz verschlossen, und er wirbt und pocht und müht sich um diesen Schatz wie um sein Leben. Ich verstehe, im Sinn der Technik, nicht sehr viel von Musik, aber ich habe gerade diesen Ausdruck der Seele von Kind auf instinktiv verstanden und das Musikalische als etwas Selbstverständliches in mir gefühlt.

Der Musiker spielte darauf auch etwas Modernes, es konnte von Reger sein. Die Kirche war fast völlig dunkel, nur ein ganz dünner Lichtschein drang durchs nächste Fenster. Ich wartete, bis die Musik zu Ende war,

und strich dann auf und ab, bis ich den Organisten herauskommen sah. Es war ein noch junger Mensch, doch älter als ich, vierschrötig und untersetzt von Gestalt, und er lief rasch mit kräftigen und gleichsam unwilligen Schritten davon.

Manchmal saß ich von da an in der Abendstunde vor der Kirche, oder ging auf und ab. Einmal fand ich auch das Tor offen und saß eine halbe Stunde fröstelnd und glücklich im Gestühl, während der Organist oben bei spärlichem Gaslicht spielte. Aus der Musik, die er spielte, hörte ich nicht nur ihn selbst. Es schien mir auch alles, was er spielte, unter sich verwandt zu sein, einen geheimen Zusammenhang zu haben. Alles, was er spielte, war gläubig, war hingegeben und fromm, aber nicht fromm wie die Kirchengänger und Pastoren, sondern fromm wie Pilger und Bettler im Mittelalter, fromm mit rücksichtsloser Hingabe an ein Weltgefühl, das über allen Bekenntnissen stand. Die Meister vor Bach wurden fleißig gespielt, und alte Italiener. Und alle sagten dasselbe, alle sagten das, was auch der Musikant in der Seele hatte: Sehnsucht, innigstes Ergreifen der Welt und wildestes Sichwiederscheiden von ihr, brennendes Lauschen auf die eigene dunkle Seele, Rausch der Hingabe und tiefe Neugierde auf das Wunderbare.

Als ich einmal den Orgelspieler nach seinem Weggang aus der Kirche heimlich verfolgte, sah ich ihn weit draußen am Rande der Stadt in eine kleine Schenke treten. Ich konnte nicht widerstehen und ging ihm nach. Zum erstenmal sah ich ihn hier deutlich. Er saß am Wirtstisch in einer Ecke der kleinen Stube, den schwarzen Filzhut auf dem Kopf, einen Schoppen Wein vor sich, und sein Gesicht war so, wie ich es erwartet hatte. Es war häßlich und etwas wild, suchend und verbohrt, eigensinnig und willensvoll, dabei um den Mund weich und kindlich. Das Männliche und Starke saß alles in Augen und Stirn, der untere Teil des Gesichtes war zart und unfertig, unbeherrscht und zum Teil weichlich, das Kinn voll Unentschlossenheit stand knabenhaft da wie ein Widerspruch gegen Stirn und Blick. Lieb waren mir die dunkelbraunen Augen, voll Stolz und Feindlichkeit.

Schweigend setzte ich mich ihm gegenüber, niemand war sonst in der Kneipe. Er blitzte mich an, als wolle er mich wegjagen. Ich hielt jedoch stand und sah ihn unentwegt an, bis er unwirsch brummte: „Was schauen Sie denn so verflucht scharf? Wollen Sie was von mir?"

„Ich will nichts von Ihnen," sagte ich. „Aber ich habe schon viel von Ihnen gehabt."

Er zog die Stirn zusammen.

„So, sind Sie ein Musikschwärmer? Ich finde es ekelhaft, für Musik zu schwärmen."

Ich ließ mich nicht abschrecken.

„Ich habe Ihnen schon oft zugehört, in der Kirche da draußen," sagte ich. „Ich will Sie übrigens nicht belästigen. Ich dachte, ich würde bei Ihnen vielleicht etwas finden, etwas Besonderes, ich weiß nicht recht was. Aber hören Sie lieber gar nicht auf mich! Ich kann Ihnen ja in der Kirche zuhören."

„Ich schließe doch immer ab."

„Neulich haben Sie es vergessen, und ich saß drinnen. Sonst stehe ich draußen oder sitze auf dem Prellstein."

„So? Sie können ein andermal hereinkommen, es ist wärmer. Sie müssen dann bloß an die Tür klopfen. Aber kräftig, und nicht während ich spiele. Jetzt los – was wollten Sie sagen? Sie sind ein ganz junger Mann, wahrscheinlich ein Schüler oder Student. Sind Sie Musiker?"

„Nein. Ich höre gern Musik, aber bloß solche, wie Sie sie spielen, ganz unbedingte Musik, solche, bei der man spürt, daß da ein Mensch an Himmel und Hölle rüttelt. Die Musik ist mir sehr lieb, ich glaube, weil sie so wenig moralisch ist. Alles andere ist moralisch, und ich suche etwas, was nicht so ist. Ich habe unter dem Moralischen immer bloß gelitten. Ich kann mich nicht gut ausdrücken. – Wissen Sie, daß es einen Gott geben muß, der zugleich Gott und Teufel ist? Es soll einen gegeben haben, ich hörte davon."

Der Musiker schob den breiten Hut etwas zurück und schüttelte sich das dunkle Haar von der großen Stirn. Dabei sah er mich durchdringend an und neigte mir sein Gesicht über den Tisch entgegen.

Leise und gespannt fragte er: „Wie heißt der Gott, von dem Sie da sagen?"

„Ich weiß leider fast nichts von ihm, eigentlich bloß den Namen. Er heißt Abraxas."

Der Musikant blickte wie mißtrauisch um sich, als könnte uns jemand belauschen. Dann rückte er nahe zu mir und sagte flüsternd: „Ich habe es mir gedacht. Wer sind Sie?"

„Ich bin ein Schüler vom Gymnasium."

„Woher wissen Sie von Abraxas?"

„Durch Zufall."

Er hieb auf den Tisch, daß sein Weinglas überlief.

„Zufall! Reden Sie keinen Sch . . . dreck, junger Mensch! Von Abraxas weiß man nicht durch Zufall, das merken Sie sich. Ich werde Ihnen noch mehr von ihm sagen. Ich weiß ein wenig von ihm."

Er schwieg und rückte seinen Stuhl zurück. Als ich ihn voll Erwartung ansah, schnitt er eine Grimasse.

„Nicht hier! Ein andermal. – Da, nehmen Sie!"

Dabei griff er in die Tasche seines Mantels, den er nicht abgelegt hatte, und zog ein paar gebratene Kastanien heraus, die er mir hinwarf.

Ich sagte nichts, nahm sie und aß, und war sehr zufrieden.

„Also!“ flüsterte er nach einer Weile. „Woher wissen Sie von — Ihm?“

Ich zögerte nicht, es ihm zu sagen.

„Ich war allein und ratlos,“ erzählte ich. „Da fiel mir ein Freund aus früheren Jahren ein, von dem ich glaube, daß er sehr viel weiß. Ich hatte etwas gemalt, einen Vogel, der aus einer Weltkugel herauskam. Den schickte ich ihm. Nach einiger Zeit, als ich nicht mehr recht daran glaubte, bekam ich ein Stück Papier in die Hand, darauf stand: Der Vogel kämpft sich aus dem Ei. Das Ei ist die Welt. Wer geboren werden will, muß eine Welt zerstören. Der Vogel fliegt zu Gott. Der Gott heißt Abraxas.“

Er erwiderte nichts, wir schälten unsere Kastanien und aßen sie zum Wein.

„Nehmen wir noch einen Schoppen?“ fragte er.

„Danke, nein. Ich trinke nicht gern.“

Er lachte, etwas enttäuscht.

„Wie Sie wollen! Bei mir ist es anders. Ich bleibe noch hier. Gehen Sie jetzt nur!“

Als ich dann das nächstemal nach der Orgelmusik mit ihm ging, war er nicht sehr mitteilsam. Er führte mich in einer alten Gasse durch ein altes, stattliches Haus empor und in ein großes, etwas düsteres und verwahrlostes Zimmer, wo außer einem Klavier nichts auf Musik deutete, während ein großer Bücherschrank und Schreibtisch dem Raum etwas Gelehrtenhaftes gaben.

„Wieviel Bücher Sie haben!“ sagte ich anerkennend.

„Ein Teil davon ist aus der Bibliothek meines Vaters, bei dem ich wohne. — Ja, junger Mann, ich wohne bei Vater und Mutter, aber ich kann Sie ihnen nicht vorstellen, mein Umgang genießt hier im Hause keiner großen Achtung. Ich bin ein verlorener Sohn, wissen Sie. Mein Vater ist ein fabelhaft ehrenwerter Mann, ein bedeutender Pfarrer und Prediger in hiesiger Stadt. Und ich, damit Sie gleich Bescheid wissen, bin sein begabter und vielversprechender Herr Sohn, der aber entgleist und einigermaßen verrückt geworden ist. Ich war Theologe und habe kurz vor dem Staatsexamen diese biedere Fakultät verlassen. Obgleich ich eigentlich noch immer beim Fach bin, was meine Privatstudien betrifft. Was für Götter die Leute sich jeweils ausgedacht haben, das ist mir noch immer höchst wichtig und interessant. Im übrigen bin ich jetzt Musiker und werde, wie es scheint, bald eine kleinere Organistenstelle bekommen. Dann bin ich ja auch wieder bei der Kirche.“

Ich schaute an den Bücherrücken entlang, fand lateinische, griechische, hebräische Titel, soweit ich beim schwachen Licht der kleinen Tischlampe sehen konnte. Inzwischen hatte sich mein Bekannter im Finstern bei der Wand auf den Boden gelegt und machte sich dort zu schaffen.

„Kommen Sie," rief er nach einer Weile, „wir wollen jetzt ein wenig Philosophie üben, das heißt das Maul halten, auf dem Bauche liegen und denken."

Er strich ein Zündholz an und setzte in dem Kamin, vor dem er lag, Papier und Scheite in Brand. Die Flamme stieg hoch, er schürte und speiste das Feuer mit ausgesuchter Umsicht. Ich legte mich zu ihm auf den zerschlissenen Teppich. Er starrte ins Feuer, das auch mich anzog, und wir lagen schweigend wohl eine Stunde lang auf dem Bauch vor dem flackernden Holzfeuer, sahen es flammen und brausen, einsinken und sich krümmen, verflackern und zucken und endlich in stiller, versunkener Glut am Boden brüten.

„Das Feueranbeten war nicht das Dümmste, was erfunden worden ist," murmelte er einmal vor sich hin. Sonst sagte keiner von uns ein Wort. Mit starren Augen hing ich an dem Feuer, versank in Traum und Stille, sah Gestalten in Rauch und Bilder in der Asche. Einmal schrak ich auf. Mein Genosse warf ein Stückchen Harz in die Glut, eine kleine, schlanke Flamme schoß empor, ich sah in ihr den Vogel mit dem gelben Sperberkopf. In der hinsterbenden Kaminglut liefen goldig glühende Fäden zu Netzen zusammen, Buchstaben und Bilder erschienen, Erinnerungen an Gesichter, an Tiere, an Pflanzen, an Würmer und Schlangen. Als ich, erwachend, nach dem andern sah, stierte er, das Kinn auf den Fäusten, hingegeben und fanatisch in die Asche.

„Ich muß jetzt gehen," sagte ich leise.

„Ja, dann gehen Sie. Auf Wiedersehen!"

Er stand nicht auf, und da die Lampe gelöscht war, mußte ich mich mit Mühe durchs finstere Zimmer und die finsteren Gänge und Treppen aus dem verwunschenen alten Hause tasten. Auf der Straße machte ich halt und sah an dem alten Hause hinauf. In keinem Fenster brannte Licht. Ein kleines Schild aus Messing glänzte im Schein der Gaslaterne vor der Tür.

„Pistorius, Hauptpfarrer," las ich darauf.

Erst zu Hause, als ich nach dem Abendessen allein in meinem kleinen Zimmer saß, fiel mir ein, daß ich weder über Abraxas noch sonst etwas von Pistorius erfahren habe, daß wir überhaupt kaum zehn Worte gewechselt hatten. Aber ich war mit meinem Besuch bei ihm sehr zufrieden. Und für das nächstemal hatte er mir ein ganz exquisites Stück alter Orgelmusik versprochen, eine Passacaglia von Buxtehude.

Ohne daß ich es wußte, hatte der Organist Pistorius mir eine erste Lektion gegeben, als ich mit ihm vor dem Kamin auf dem Boden seines trüben Einsiedlerzimmers lag. Das Schauen ins Feuer hatte mir gut getan, es hatte Neigungen in mir gekräftigt und bestätigt, die ich immer gehabt, doch nie eigentlich gepflegt hatte. Allmählich wurde ich teilweise darüber klar.

Schon als kleines Kind hatte ich je und je den Hang gehabt, bizarre Formen der Natur anzuschauen, nicht beobachtend, sondern ihrem eigenen Zauber, ihrer krausen, tiefen Sprache hingegeben. Lange verholzte Baumwurzeln, farbige Adern im Gestein, Flecken von Öl, das auf Wasser schwimmt, Sprünge in Glas – alle ähnlichen Dinge hatten zu Zeiten großen Zauber für mich gehabt, vor allem auch das Wasser und das Feuer, der Rauch, die Wolken, der Staub, und ganz besonders die kreisenden Farbflecke, die ich sah, wenn ich die Augen schloß. In den Tagen nach meinem ersten Besuch bei Pistorius begann dies mir wieder einzufallen. Denn ich merkte, daß ich eine gewisse Stärkung und Freude, eine Steigerung meines Gefühls von mir selbst, die ich seither spürte, lediglich dem langen Starren ins offene Feuer verdankte. Es war merkwürdig wohltuend und bereichernd, das zu tun!

An die wenigen Erfahrungen, welche ich bis jetzt auf dem Wege zu meinem eigentlichen Lebensziel gefunden hatte, reihte sich diese neue: das Betrachten solcher Gebilde, das Sichhingeben an irrationale, krause, seltsame Formen der Natur erzeugt in uns ein Gefühl von der Übereinstimmung unseres Innern mit dem Willen, der diese Gebilde werden ließ – wir spüren bald die Versuchung, sie für unsere eigenen Launen, für unsere eigenen Schöpfungen zu halten – wir sehen die Grenzen zwischen uns und der Natur zittern und zerfließen und lernen die Stimmung kennen, in der wir nicht wissen, ob die Bilder auf unserer Netzhaut von äußeren Eindrücken stammen oder von inneren. Nirgends so einfach und leicht wie bei dieser Übung machen wir die Entdeckung, wie sehr wir Schöpfer sind, wie sehr unsere Seele immerzu teilhat an der beständigen Erschaffung der Welt. Vielmehr ist es dieselbe unteilbare Gottheit, die in uns und die in der Natur tätig ist, und wenn die äußere Welt unterginge, so wäre einer von uns fähig, sie wieder aufzubauen, denn Berg und Strom, Baum und Blatt, Wurzel und Blüte, alles Gebildete in der Natur liegt in uns vorgebildet, stammt aus der Seele, deren Wesen Ewigkeit ist, deren Wesen wir nicht kennen, das sich uns aber zumeist als Liebeskraft und Schöpferkraft zu fühlen gibt.

Erst manche Jahre später fand ich einmal diese Beobachtung in einem Buche bestätigt, nämlich bei Leonardo da Vinci, der einmal davon redet, wie gut und tief anregend es sei, eine Mauer anzusehen, welche von vielen

Leuten angespien worden ist. Vor jenen Flecken an der feuchten Mauer fühlte er dasselbe wie Pistorius und ich vor dem Feuer.

Bei unserem nächsten Zusammensein gab mir der Orgelspieler eine Erklärung.

„Wir ziehen die Grenzen unserer Persönlichkeit immer viel zu eng! Wir rechnen zu unserer Person immer bloß das, was wir als individuell unterschieden, als abweichend erkennen. Wir bestehen aber aus dem ganzen Bestand der Welt, jeder von uns, und ebenso wie unser Körper die Stammtafeln der Entwicklung bis zum Fisch und noch viel weiter zurück in sich trägt, so haben wir in der Seele alles, was je in Menschenseelen gelebt hat. Alle Götter und Teufel, die je gewesen sind, sei es bei Griechen und Chinesen oder bei Zulukaffern, alle sind mit in uns, sind da, als Möglichkeiten, als Wünsche, als Auswege. Wenn die Menschheit ausstürbe bis auf ein einziges halbwegs begabtes Kind, das keinerlei Unterricht genossen hat, so würde dieses Kind den ganzen Gang der Dinge wiederfinden, es würde Götter, Dämonen, Paradiese, Gebote und Verbote, Alte und Neue Testamente, alles würde es wieder produzieren können."

„Ja, gut," wandte ich ein, „aber worin besteht dann noch der Wert des einzelnen? Warum streben wir noch, wenn wir doch alles in uns schon fertig haben?"

„Halt!" rief Pistorius heftig. „Es ist ein großer Unterschied, ob Sie bloß die Welt in sich tragen, oder ob Sie das auch wissen! Ein Wahnsinniger kann Gedanken hervorbringen, die an Plato erinnern, und ein kleiner frommer Schulknabe in einem Herrnhuter Institut denkt tiefe mythologische Zusammenhänge schöpferisch nach, die bei den Gnostikern oder bei Zoroaster vorkommen. Aber er weiß nichts davon! Er ist ein Baum oder Stein, bestenfalls ein Tier, solange er es nicht weiß. Dann aber, wenn der erste Funke dieser Erkenntnis dämmert, dann wird er Mensch. Sie werden doch wohl nicht alle die Zweibeiner, die da auf der Straße laufen, für Menschen halten, bloß weil sie aufrecht gehen und ihre Jungen neun Monate tragen? Sie sehen doch, wie viele von ihnen Fische oder Schafe, Würmer oder Egel sind, wie viele Ameisen, wie viele Bienen! Nun, in jedem von ihnen sind die Möglichkeiten zum Menschen da, aber erst, indem er sie ahnt, indem er sie teilweise sogar bewußt machen lernt, gehören diese Möglichkeiten ihm."

Etwa dieser Art waren unsere Gespräche. Selten brachten sie mir etwas völlig Neues, etwas ganz und gar Überraschendes. Alle aber, auch das banalste, trafen mit leisem stetigen Hammerschlag auf denselben Punkt in mir, alle halfen an mir bilden, alle halfen Häute von mir abstreifen, Eierschalen zerbrechen, und aus jedem hob ich den Kopf etwas höher, etwas freier, bis mein gelber Vogel seinen schönen Raubvogelkopf aus der zertrümmerten Weltschale stieß.

Häufig erzählten wir auch einander unsere Träume. Pistorius verstand ihnen eine Deutung zu geben. Ein wunderliches Beispiel ist mir eben erinnerlich. Ich hatte einen Traum, in dem ich fliegen konnte, jedoch so, daß ich gewissermaßen von einem großen Schwung durch die Luft geschleudert wurde, dessen ich nicht Herr war. Das Gefühl dieses Fluges war erhebend, ward aber bald zur Angst, als ich mich willenlos in bedenkliche Höhen gerissen sah. Da machte ich die erlösende Entdeckung, daß ich mein Steigen und Fallen durch Anhalten und Strömenlassen des Atems regeln konnte.

Dazu sagte Pistorius: „Der Schwung, der Sie fliegen macht, das ist unser großer Menschheitsbesitz, den jeder hat. Es ist das Gefühl des Zusammenhangs mit den Wurzeln jeder Kraft, aber es wird einem dabei bald bange! Es ist verflucht gefährlich! Darum verzichten die meisten so gerne auf das Fliegen und ziehen es vor, an Hand gesetzlicher Vorschriften auf dem Bürgersteige zu wandeln. Aber Sie nicht. Sie fliegen weiter, wie es sich für einen tüchtigen Burschen gehört. Und siehe, da entdecken Sie das Wunderliche, daß Sie allmählich Herr darüber werden, daß zu der großen allgemeinen Kraft, die Sie fortreißt, eine feine, kleine, eigene Kraft kommt, ein Organ, ein Steuer! Das ist famos. Ohne das ginge man willenlos in die Lüfte, das tun zum Beispiel die Wahnsinnigen. Ihnen sind tiefere Ahnungen gegeben als den Leuten auf dem Bürgersteig, aber sie haben keinen Schlüssel und kein Steuer dazu, und sausen ins Bodenlose. Sie aber, Sinclair, Sie machen die Sache! Und wie, bitte. Das wissen Sie wohl noch gar nicht? Sie machen es mit einem neuen Organ, mit einem Atemregulator. Und nun können Sie sehen, wie wenig ‚persönlich' Ihre Seele in ihrer Tiefe ist. Sie erfindet nämlich diesen Regulator nicht! Er ist nicht neu! Er ist eine Anleihe, er existiert seit Jahrtausenden. Er ist das Gleichgewichtsorgan der Fische, die Schwimmblase. Und tatsächlich gibt es ein paar wenige seltsame und konservative Fischarten noch heute, bei denen die Schwimmblase zugleich eine Art Lunge ist und unter Umständen richtig zum Atmen dienen kann. Also haargenau wie die Lunge, die Sie im Traum als Fliegerblase benutzen!"

Er brachte mir sogar einen Band Zoologie und zeigte mir Namen und Abbildungen jener altmodischen Fische. Und ich fühlte in mir, mit einem eigentümlichen Schauer, eine Funktion aus frühen Entwicklungsepochen lebendig.

Sechstes Kapitel

Jakobs Kampf

Was ich von dem sonderbaren Musiker Pistorius über Abraxas erfuhr, kann ich nicht in Kürze wiedererzählen. Das Wichtigste aber, was

ich bei ihm lernte, war ein weiterer Schritt auf dem Wege zu mir selbst. Ich war damals, mit meinen etwa achtzehn Jahren, ein ungewöhnlicher junger Mensch, in hundert Dingen frühreif, in hundert andern Dingen sehr zurück und hilflos. Wenn ich mich je und je mit anderen verglich, war ich oft stolz und eingebildet gewesen, ebenso oft aber niedergedrückt und gedemütigt. Oft hatte ich mich für ein Genie angesehen, oft für halb verrückt. Es gelang mir nicht, Freuden und Leben der Altersgenossen mitzumachen, und oft hatte ich mich in Vorwürfen und Sorgen verzehrt, als sei ich hoffnungslos von ihnen getrennt, als sei mir das Leben verschlossen.

Pistorius, welcher selbst ein ausgewachsener Sonderling war, lehrte mich den Mut und die Achtung vor mir selbst bewahren. Indem er in meinen Worten, in meinen Träumen, in meinen Phantasien und Gedanken stets Wertvolles fand, sie stets ernst nahm und ernsthaft besprach, gab er mir das Beispiel.

„Sie haben mir erzählt," sagte er, „daß Sie die Musik darum lieben, weil sie nicht moralisch sei. Meinetwegen. Aber Sie selber müssen eben auch kein Moralist sein! Sie dürfen sich nicht mit andern vergleichen, und wenn die Natur Sie zur Fledermaus geschaffen hat, dürfen Sie sich nicht zum Vogel Strauß machen wollen. Sie halten sich manchmal für sonderbar, Sie werfen sich vor, daß Sie andere Wege gehen als die meisten. Das müssen Sie verlernen. Blicken Sie ins Feuer, blicken Sie in die Wolken, und sobald die Ahnungen kommen und die Stimmen in Ihrer Seele anfangen zu sprechen, dann überlaßen Sie sich ihnen und fragen Sie ja nicht erst, ob das wohl auch dem Herrn Lehrer oder dem Herrn Papa oder irgendeinem lieben Gott passe oder lieb sei! Damit verdirbt man sich. Damit kommt man auf den Bürgersteig und wird ein Fossil. Lieber Sinclair, unser Gott heißt Abraxas, und er ist Gott und ist Satan, er hat die lichte und die dunkle Welt in sich. Abraxas hat gegen keinen Ihrer Gedanken, gegen keinen Ihrer Träume etwas einzuwenden. Vergessen Sie das nie. Aber er verläßt Sie, wenn Sie einmal tadellos und normal geworden sind. Dann verläßt er Sie und sucht sich einen neuen Topf, um seine Gedanken drin zu kochen."

Unter allen meinen Träumen war jener dunkle Liebestraum der treueste. Oft, oft habe ich ihn geträumt, trat unterm Wappenvogel weg in unser altes Haus, wollte die Mutter an mich ziehen, und hielt statt ihrer das große halb männliche, halb mütterliche Weib umfaßt, vor der ich Furcht hatte und zu der mich doch das glühendste Verlangen zog. Und diesen Traum konnte ich meinem Freunde nie erzählen. Ihn behielt ich zurück, wenn ich ihm alles andre erschlossen hatte. Er war mein Winkel, mein Geheimnis, meine Zuflucht.

Wenn ich bedrückt war, dann bat ich Pistorius, er möge mir die Passacaglia des alten Buxtehude spielen. In der abendlichen dunklen Kirche saß ich dann verloren an diese seltsame, innige, in sich selbst versenkte, sich selber belauschende Musik, die mir jedesmal wohl tat und mich bereiter machte, den Stimmen der Seele recht zu geben.

Zuweilen blieben wir auch eine Weile, nachdem die Orgel schon verklungen war, in der Kirche sitzen und sahen das schwache Licht durch die hohen spitzbogigen Fenster scheinen und sich verlieren.

„Es klingt komisch," sagte Pistorius, „daß ich einmal Theologe war und beinah Pfarrer geworden wäre. Aber es war nur ein Irrtum in der Form, den ich dabei beging. Priester sein, ist mein Beruf und mein Ziel. Nur war ich zu früh zufrieden und stellte mich dem Jehova zur Verfügung, noch ehe ich den Abraxas kannte. Ach, jede Religion ist schön. Religion ist Seele, einerlei, ob man ein christliches Abendmahl nimmt oder ob man nach Mekka wallfahrt."

„Dann hätten Sie," meinte ich, „aber eigentlich doch Pfarrer werden können."

„Nein, Sinclair, nein. Ich hätte ja lügen müssen. Unsre Religion wird so ausgeübt, als sei sie keine. Sie tut so, als sei sie ein Verstandeswerk. Katholik könnte ich zur Not wohl sein, aber protestantischer Priester — nein! Die paar wirklich Gläubigen — ich kenne solche — halten sich gern an das Wörtliche, ihnen könnte ich nicht sagen, daß etwa Christus für mich keine Person, sondern ein Heros, ein Mythos ist, ein ungeheures Schattenbild, in dem die Menschheit sich selber an die Wand der Ewigkeit gemalt sieht. Und die anderen, die in die Kirche kommen, um ein kluges Wort zu hören, um eine Pflicht zu erfüllen, um nichts zu versäumen und so weiter, ja was hätte ich denen sagen sollen? Sie bekehren, meinst du? Aber das will ich gar nicht. Der Priester will nicht bekehren, er will nur unter Gläubigen, unter seinesgleichen leben, und will Träger und Ausdruck sein für das Gefühl, aus dem wir unsere Götter machen."

Er unterbrach sich. Dann fuhr er fort: „Unser neuer Glaube, für den wir jetzt den Namen des Abraxas wählen, ist schön, lieber Freund. Er ist das Beste, was wir haben. Aber er ist noch ein Säugling! Die Flügel sind ihm noch nicht gewachsen. Ach, eine einsame Religion, das ist noch nicht das Wahre. Sie muß gemeinsam werden, sie muß Kult und Rausch, Feste und Mysterien haben ..."

Er sann und versank in sich.

„Kann man Mysterien nicht auch allein, oder im kleinsten Kreis, begehen?" fragte ich zögernd.

„Man kann schon," nickte er. „Ich begehe sie schon lang. Ich habe

Kulte begangen, für die ich Jahre von Zuchthaus absitzen müßte, wenn man davon wüßte. Aber ich weiß, es ist noch nicht das Richtige."

Plötzlich schlug er mir auf die Schulter, daß ich zusammenzuckte. „Junge," sagte er eindringlich, „auch Sie haben Mysterien. Ich weiß, daß Sie Träume haben müssen, die Sie mir nicht sagen. Ich will sie nicht wissen. Aber ich sage Ihnen: Leben Sie sie, diese Träume, spielen Sie sie, bauen Sie ihnen Altäre! Es ist noch nicht das Vollkommene, aber es ist ein Weg. Ob wir einmal, Sie und ich und ein paar andere, die Welt erneuern werden, das wird sich zeigen. In uns drinnen aber müssen wir sie jeden Tag erneuern, sonst ist es nichts mit uns. Denken Sie dran! Sie sind achtzehn Jahr alt, Sinclair, Sie laufen nicht zu den Straßendirnen, Sie müssen Liebesträume, Liebeswünsche haben. Vielleicht sind sie so, daß Sie sich vor ihnen fürchten. Fürchten Sie sich nicht! Sie sind das Beste, was Sie haben! Sie können mir glauben. Ich habe damit viel verloren, daß ich in Ihren Jahren meine Liebesträume vergewaltigt habe. Man muß das nicht tun. Wenn man von Abraxas weiß, darf man es nicht mehr tun. Man darf nichts fürchten und nichts für verboten halten, was die Seele in uns wünscht."

Erschreckt wandte ich ein: „Aber man kann doch nicht alles tun, was einem einfällt! Man darf doch auch nicht einen Menschen umbringen, weil er einem zuwider ist."

Er rückte näher zu mir.

„Unter Umständen darf man auch das. Es ist nur meistens ein Irrtum. Ich meine auch nicht, Sie sollen einfach alles das tun, was Ihnen durch den Sinn geht. Nein, aber Sie sollen diese Einfälle, die ihren guten Sinn haben, nicht dadurch schädlich machen, daß Sie sie vertreiben und an ihnen herummoralisieren. Statt sich oder einen andern ans Kreuz zu schlagen, kann man aus einem Kelch mit feierlichen Gedanken Wein trinken und dabei das Mysterium des Opfers denken. Man kann, auch ohne solche Handlungen, seine Triebe und sogenannten Anfechtungen mit Achtung und Liebe behandeln. Dann zeigen sie ihren Sinn, und sie haben alle Sinn. – Wenn Ihnen wieder einmal etwas recht Tolles oder Sündhaftes einfällt, Sinclair, wenn Sie jemand umbringen oder irgendeine gigantische Unflätigkeit begehen möchten, dann denken Sie einen Augenblick daran, daß es Abraxas ist, der so in Ihnen phantasiert! Der Mensch, den Sie töten möchten, ist ja nie der Herr Soundso, er ist sicher nur eine Verkleidung. Wenn wir einen Menschen hassen, so hassen wir in seinem Bild etwas, was in uns selber sitzt. Was nicht in uns selber ist, das regt uns nicht auf."

Nie hatte mir Pistorius etwas gesagt, das mich so tief im Heimlichsten getroffen hatte. Ich konnte nicht antworten. Was mich aber am stärksten

und sonderbarsten berührt hatte, das war der Gleichklang dieses Zuspruches mit Worten Demians, die ich seit Jahren und Jahren in mir trug. Sie wußten nichts voneinander, und beide sagten mir dasselbe.

„Die Dinge, die wir sehen," sagte Pistorius leise, „sind dieselben Dinge, die in uns sind. Es gibt keine Wirklichkeit als die, die wir in uns haben. Darum leben die meisten Menschen so unwirklich, weil sie die Bilder außerhalb für das Wirkliche halten und ihre eigene Welt in sich gar nicht zu Worte kommen lassen. Man kann glücklich dabei sein. Aber wenn man einmal das andere weiß, dann hat man die Wahl nicht mehr, den Weg der meisten zu gehen. Sinclair, der Weg der meisten ist leicht, unsrer ist schwer. — Wir wollen gehen."

Einige Tage später, nachdem ich zweimal vergebens auf ihn gewartet hatte, traf ich ihn spät am Abend auf der Straße an, wie er einsam im kalten Nachtwinde um eine Ecke geweht kam, stolpernd und ganz betrunken. Ich mochte ihn nicht anrufen. Er kam an mir vorbei, ohne mich zu sehen, und starrte vor sich hin mit glühenden und vereinsamten Augen, als folge er einem dunklen Ruf aus dem Unbekannten. Ich folgte ihm eine Straße lang, er trieb wie an unsichtbarem Draht gezogen dahin, mit fanatischem und doch aufgelöstem Gang, wie ein Gespenst. Traurig ging ich nach Hause zurück, zu meinen unerlösten Träumen.

„So erneuert er nun die Welt in sich!" dachte ich, und fühlte noch im selben Augenblick, daß das niedrig und moralisch gedacht sei. Was wußte ich von seinen Träumen? Er ging vielleicht in seinem Rausch den sicherern Weg als ich in meiner Bangnis.

(Schluß folgt)

Dem toten Peter Altenberg

von Alfred Kerr

I

Vor anderthalb Jahrzehnten ergingen folgende Worte:

Jean Paul an die Lebenden.

Mein Nachfolger, der himmlische, wunderliche, verschwärmte und einer neuen Art des Humors wie des Empfindungsvollen erster Meister, Peter Altenberg, geboren vor zweiundvierzig Jahren zu Wien, ist in Not und Krankheit.

Seine Kunst, geschaffen für das Verstehen weniger Menschen, ist ein Gegenstück zur meinen, die allen gehört. Auch seine Kürze: denn er gibt Essenz, Essenz – nicht eine Brühe. Das Zusammengedrängte bleibt die Form Eurer Zukunft.

Dieser Deutsche hat neue Ausdrucksmittel in die europäische Welt gesetzt. Eine neue Art, die sozusagen mittönende, ferne Zonen der menschlichen Seele klingen läßt – und doch „exakt" ist. In diesen wunderbaren Tupfen lächeln einsame Humore.

Er malt mit wenigen Strichen Abbilder verlorener, dahinsummender Ewigkeitsflüge, ... die oft berühren wie die stockenden Takte einer fast schweigenden, versunkenen Musik von R. Schumann. Kurz: ein Meister unter den Deutschen.

Laßt meinen Nachfolger nicht allein im Siechtum; laßt Eure feinsten Wegfinder nicht von der Not erschlagen; gebt dem Künstler Peter Altenberg, daß er genesen kann; daß er dies Dasein mit seinen Gärten, Wäldern und dem plätschernden Spiel der Schönheit noch einmal atmend und glücklicher durchschreite. –

Er hat es zu fordern. –

Bayreuther Friedhof;
geschrieben unter dem Abendstern. Jean Paul.

2

Ich hatte diese Zeilen verfaßt. Man schickte sie an wenige Menschen. Ein paar tausend Mark ergaben sich.

Wenn sie damals dem Dichter ein Artischockenmus, Glasperlen für einen Dirnenhals, eine Orchidee, Lieblingsbissen für Tiere, Nilzigaretten und einen Ausflug verschafft haben: so ist es den Gebern heut ein Glück.

3

Vor zwanzig Jahren sah ich Altenberg zum erstenmal; zum letzenmal. Schnitzler und ich fuhren in einer G'schnasgondel durch das g'schnas-

hafte „Venedig in Wien". Es war ein Juniabend. Im Gleiten sprach Schnitzler: „Da oben sitzt Altenberg".

Etwas hoch, am Uferrand, umwittert von Hüten, Licht, Rauchnebel, saß ein Mensch, für mein Gefühl kaufmännisch-bürgerlich, mit zwei Jünglingen an einem Tischlein. Die zwei Jungen sahen, Allmächtiger, nach Literatur aus, daß einem das Geweid meuterte. Doch siegte der Wunsch, dem Mann in der Mitte Gutentag zu sagen. Wir ließen die Gondel und stiegen hinauf.

Harmloses Beschnuppern, mit Freundlichkeiten. Was ich empfand, war fast nur Abwendung. Haß gegen alles Lodbrige der Welt. (Zumal gegen die zwei Schmußbolde, Zerrbilder, Mißgeburten. Und ihr Freund ... von Stahl war er auch nicht.)

Ich hatte damals — zwar kaum den Wunsch, mich seiner Werke zu erinnern und ihn zu vergessen. Doch eine Trennung zwischen dem Geschriebenen und dem Schreibenden drang hoch. Was als Wienertum einem beim ersten Lesen wider den Strich ging, mit Unrecht, wuchs. Beklommenheit ... Nach der Verabschiedung war die zweite Hälfte des Abends mit Rutschbahn, Musiken, Lichtern, Praterbraus erleichternd.

4

Altenberg war damals ein Werdender. Im Reiseführer durch die Stadt noch ohne Stern.

... Der Stern hängt über seinen Schriften. Er leuchtet — weit von Baedekerei, weit von örtlichem Pflanz.

Stärker als die so leicht irreführenden Wirkungen einer nur sprechenden Menschlichkeit ist sein Geschriebenes.

(Dennoch könnte Peter Altenberg, wie er geht und steht, morgen der Held eines Schauspiels mit Musik auf der Bühne werden: indem es beim Offenbach der Gespensterhoffmann wurde, der Großahn aller Dreimäderlhäuser. Gleich morgen.)

5

Der Stern hängt über seinen Schriften. Wird lange leuchten.

Weil dieser scheinbar Laxe wundervoll wahr gewesen ist. Weil dieser scheinbar Schlampige doch ein Kämpfer blieb; ein Erringer. Weil er das unbekümmerte Sichhingeben an sein Gefühl wagte — wie François Frédéric Chopin. Weil er keine Furcht hatte vor dem Angezeigtwerden: daß da jemand sich dem Gefühl hingibt.

Er war ein holder Festhalter der Sekunde; des verrauschenden Augenblicks; ein himmlisch Losgelöster von vielem Vorurteil; ein heiter-zartester Priester; ein Bote der Sehnsucht; ein Stück Weltseele.

Ja, er wurde feiner, auf geringem Raum, als Jens Peter Jacobsen. Dieser espige Däne wird gegen ihn ein Unterstreicher (obschon Altenberg, im Absonderlichen, selbst ein Unterstreicher war.) Dinge, wie der „Hofmeister", wie manches Erbebend-Stumme sonst im unvergeßlichen Bezirk ferner Menschenblüten; das Unausgesprochene, dabei tief Sprechende: das alles war sein Werk ... oder sein Gut.

Luft und Duft, Farbstufung, Ruchstimmung, Herzschlagtönung. Altenberg schafft ein Berühren der Großstädterei mit Bäumen, Berg, Seehauch, Wiese.

Ein Seelensucher — und wagt ein Kurortpoet zu sein: wie bei jenem Chopin weltstädtischer Komfort unbekümmert und mutig aus allen Lyrismen summt, vor sich hinweint, mazurkt, hofft, wallfahrtet.

Altenberg ist ein Durchseeler von Hotelterrassen, Balustraden, Mietsbooten, Zimmermädeln, Speisen, Bukelts, Ahnungen, Unerfülltheiten. Was von Chopins Leid mit Konsolen, Veilchenvasen, Fächern; was von Robert Schumanns Verstummen in Altenbergs frühem Dichten haust, nur mit einem Schuß von der lächelnden Lebensbejahung des Juden: das insgesamt zeigt hinter Augenblicksworten ein Ewigkeitsherz.

6

Einen Erfüllten. Einen Künder. Einen guten Wahrnehmer des Hiesigen; im Doppelsinn Eines, der wahrnimmt — und eines, der sichs wahrnimmt. Altenberg hat hierbei ...

Altenberg hat hierbei Schrullen gehabt. Kritiklosigkeit auch im Verhältnis zu einzelnen Personen. Er hat sich noch im Krieg ebenso beschwindeln lassen von Heerhelden („Soldat und brav") wie mancher Beste sonst — (während mancher fühlschwache Trottel, der nie einen Gedanken hatte, diesen unbeirrt gleichmäßig verfocht.)

Altenberg hegte die Bereitschaft (die vom Könner zu fordern ist): Wesensvolles anspruchslos zu äußern. Er zählt zum raren Schlag Derer, die keinen Hokuspokus machen. Die vom einfachsten Ausdruck, von unbehängter Knappheit nicht Verlust ihrer Würde befahren. Denn so, wie jemandem ein Widerpart es mal zugestand, so muß es immer sein: als würfe der schreibende Mensch mit Groschen, und bei näherem Hinsehn sind es Doppelkronen. (Nein, in Dinard und Nizza sah ich große goldne Hundertfrankstücke — solche müssen es sein).

7

Altenberg kam also nicht ernst; was er entbehren konnte, war die noble Haltung der Dürftigen.

Der zarte Peter Altenberg, dem Robustheit gewiß abging, menschlich

eine Spätblüte, hilflos vor dem Wochentag: er blieb doch meilenfern dem andren Ausweg treibhäuslicher Gestalten (nämlich der armen Dünnen, der matt Haltungsvollen) — konservativ zu werden. Er mied ihre Komik: nicht schaffensfroh seine (späte) Art hinauszurufen, hinauszuklingen, . . . sondern zu versteinern, weil man nicht viel in sich hat.

Altenberg ist, statt Darre zu werden, seltsamer Frühling. Er ist gestutzte Frucht — statt betrübetimpliger Kalk. Das „Rechtsschwenkt!" aus Angst, mit seinem Kraftmangel in der neuen Welt nicht mehr unterzukommen, so daß man sich wenigstens abheben will, war nichts für ihn — sondern der säftereiche Spätling (und Sozialist) half just eine neue Welt schaffen. Er sitzt in ihr: in der Seelenabteilung, im Inwärtigen Amt.

8

Und weil er, wie die Starken, herabstieg; weil er das Zeug besaß ohne Brimborium zu sein; weil er Winziges der Menschen, ihr Niederes, ihren Kleinsinn verspottet, dabei mindestens gerngemocht, vielleicht geschlürft, schließlich feststellend vergeben hat; weil er, wie die Starken, kein Medizinmann sein wollte, sondern den Humor des nackt Irdischen besaß: darum ward er von einer veralteten Einschätzungsbehörde noch nicht klipp und klar in die vorderste Reihe gestellt.

(Ursache scheint, siehe meine Gesammelten Schriften, II, 133, der „allen Unsicheren einwohnende Drang: Humor nur eben zu dulden mit einer dankbaren Geste des Verzeihens" . . . Dann: „Es bleibt mir ein Merkmal des Banausentums der Welt, daß zu ganz wenigen Malen ein Humorkünstler Nationalheros geworden ist. Respekt hat die Bande nur vor Dem, was ihr Schrecken einflößt — darum stellt sie triebmäßig den ‚Ernsten' höher, der in ihr ernste Gefühle zeugt [dem Schrecken verwandte], als den Freien, der mit Heiterkeit wappnet und dem sie, glaubt mir, noch immer unbewußt das ferne Odium eines Frevlers anhängt. Auf einem Irrtum im Denken ruht alles; sie konfundieren die Wirkungen des Humorkünstlers . . . mit ihm selbst; die Leichtheit, die er ihren Herzen schafft, übertragen sie auf seine Schätzung. Er stimmt sie, das Schicksal nicht ernst zu nehmen: und sie nehmen ihn heiter." Es gilt für Altenberg.)

9

Doch weil er fahrig gewesen ist — auch deshalb blieb er auf der Wanderschaft, wenn man so sagen darf, unten.

Ein Ringstraßenverlaine. Ein Zaungast. Etwas Heiliges; aber man möchte sein Leben nicht gelebt haben.

Er sah in die Häuser, die er beschmunzelte, mit Verlangen. Er liebte Kinder, und hat keine besessen. Er liebte Frauen, und hat keine gehabt.

Sah von außen — in Wohnungen des Glücks (vielleicht Wohnungen reibungsvoller Enge; Stätten der Abnutzung; der Allzugewöhnung; des Niederlebens; des Leuchtschwunds; kurz: Wohnungen des Glücks.)

Sah hinein, halb süchtig. Aus allem, bei ihm, spürt man zwischendurch die Trauer Eines, der, zusammengefaßt, kein Geld, kein Glück besaß, nicht Herr des Lebens wurde — —, sondern schwärmerisch benagt blieb.

Was ihm zuflog, war eine Samariterin eher als eine Geliebte. Er hat brausendes Hingeben an Andren geahnt, nicht in Gipfelungen gefühlt. Peter? Bei Schumann gibt es ein E-moll: „Der arme Peter wankt vorbei . . . Es bleiben fast, wie sie ihn sehn, die Leute auf den Straßen stehn."

10

Altenberg war kein Reiter. Durch die Welt ist er nicht galoppiert. Er hat Weniges (aber das versenkerisch) gekannt. Er wurde, schreibend, nicht ein Herrscher übers Wort; nur ein bequemerer, obwohl sichtender, Freund von . . . Stadtklängen, Kaffeehausklängen; ein Veredler von Zeitungsekstasen im guten, vielleicht rasch bestaubten Alltagsjargon. Sein Werk bedeutet: die hohe Leistung des Müßiggangs. In der Sprache zu sehr. Im Rhythmus ist es größer als in der Wortkraft.

11

An dem Gang des Lebens litt Altenberg. „Ich bin glatzköpfig und ziemlich verkommen und habe es zu nichts gebracht trotz herrlichen Anlagen" schreibt er. Ein Jahrzehnt bevor er starb spricht Altenberg von seiner „armen kranken, dem Untergange geweihten Dichterseele". Man hätte gern ihm die Wiedergeburt seines zwanzigsten Jahrs vor dem Tode gegönnt — für einen, einen, einen Tag. Bei vollem Ruhm.

Also nicht Friede saß in ihm, doch Sehnsucht nach Frieden. Er sang herrlich, weil ihm die Augen ausgestochen waren; (hätte vielleicht noch herrlicher gesungen, wenn er gar hätte sehn dürfen.)

12

Dennoch durchdrang ihn Stolz. Und dennoch-dennoch wünscht man, daß ihm Zweifel nie daran gekommen sind.

Er war ein Bettler; (nicht ein Armer). Ein Freigehaltner. Nahm Geld, Getränke, kistenweis Zigaretten, Eßbares. Er münzt auf sich das Wort Schnorrer. (Richard Wagner nicht; siehe jedoch dessen Kenner, Robert von Hornstein, Seite 8: „Man sagte, es sei Stil, zu Einladungen Wagners einige Weinflaschen zu sich zu stecken.")

Altenberg, der frei wie ein Stromer lebte, war doch in dieser Freiheit sorgenvoll; grauen Schrecken vor sich: im Bett, eh die Frühdämmerung

naht; herzbeklommen. Macht ihn das sozusagen zwecklose Leben glücklich? Die deutschen Romantiker, vor gut einem Jahrhundert, schworen, beispielshalber der Tieck, man könne seinen irdischen Zweck deshalb nicht verfehlen, „weil der vernünftige Mensch sich schon so einrichtet, daß er gar keinen Zweck hat". Was Altenberg vor dem Zweck empfindet, ist . . . nicht eine Aufgabe, sondern ein Aufgeben. Seine Sendung war, keine zu haben; bürgerlich gemeint. Aber das Glück erquoll hieraus nicht. Mitunter, zwischen Nacht und Morgen, warf er prüfend eine Pupille nach dem Fensterkreuz. Er hat Selbstmordsüchte zu stoppen gehabt, und es bekannt.

13

Und mit seinen Gesundheitsregeln sämtlich ist er, ohne hohes Alter, qualvoll gestorben. „Schauerlichste Nervenzerstörungen und Lebens-Melancholien..." schreibt er nicht lange vor dem Tod. „Ich beschäftige mich Tag und Nacht nur mehr mit Beendigung meines Lebens, das mir in jeder Beziehung eine absolute Unerträglichkeit geworden ist, und nur das Ende kann mich von Allem befreien." (Privatbrief an Emil Faktor.)

Menschenlos. Altenberg hat (das lag schon lange zurück) in sommerlichster Zeit geschrieben: „Und endlich stirbt die Sehnsucht doch — — — wie Blüten sterben im Kellerloch."

14

Soll ich seine Laufbahn gliedern und einteilen? Wenn man ihn überblickt...

Also die eine Hälfte war mehr zart-weich; die zweite mehr witzig. Die zarte Hälfte wird überglänzt von „Ashantee" und „Wie ich es sehe". Die anekdotischer zugespitzte Hälfte liegt in allem, was hinter „Prodromos" kam.

Ein handgreifliches Merkmal. Etwa so. In der ersten Hälfte heißt der Ausdruck des Wehs: hélas. In der zweiten Hälfte: nebbich... So die zwei Epochen Altenbergs.

15

Draußen hat man ihn bisher nicht erkannt. Die Zeitschrift „Mercure de France" schrieb: „Glückliches Frankreich, um diesen Dichter hast du die Deutschen wahrlich nicht zu beneiden." Doch, doch — Mercure! (Warum den erhobenen Zeigefinger auf Bizarres drehn, das bei solchen Pfadbrechungen wächst? . . . Auch Kaffern in der Heimat versagen vor Altenberg — mehr häutig als heutig. Seine holde, qualgelöste Seele trägt es. Jetzt leichter als vor drei Monden.)

Item: er war, obschon ihn manches Auge nur wandeln, schlendern, bummeln sah, ein Kämpfer. Echt ist, was Altenberg auf das erste Blatt eines gütigen, langenden, schweigsamen Buchs vor zwei Jahrzehnten schrieb —: „Gib auf die feige Vorsicht, gleichgesinnten Herzen dich zu eröffnen! Sei stark! Wirf's in die Welt! Und laß dich kreuzigen!!"

16

Wir danken Dir für manche Herrlichkeit. Du bist vom adligen Kreis Künftiger, die bloß Rosinen spenden. Ohne langweiliges Hefegestopf.

Laß Dich eitel nennen — weil Du aufrichtiger bist als viele.

Vor Jahren schrieb ich (auf den grimmblöden Einwurf, man sei des Genießertums hinreichend verdächtig):

„Kennen lernen; hier sein; schauen; erfahren; dies dahingehende Wachbleiben, diese geheimnisvolle, so früh in alle Ewigkeit verdunkelte Welt mit ihren siebzig Sommern und mit Ade auf Nimmerwiederkehr, dies kurze Bewußt-Sein solange wie denkbar zerdenken, erahnen, umfühlen, durchmachen in möglichst vielen Lichtern; dazwischen einen Stoß geben zum Besseren: ist das genießen? ... Wer feststellt, was an Wundern hier ist: glaubt man den einen Schlürferich, Behagenschnurrer, Schönling?" Manches von alledem trifft auf Dich zu, Peter —, wenn Du auch ein biss'l bequem warst.

Sei, Peter, bedankt. Lauter fünfzehnjährige Mädel hätten Deinen Sarg tragen sollen.

Er mußte nicht aus Holz — ganz aus Hyazinthen sein.

Und schade, daß Du, Peter, diese Worte nicht hörst, weil Du nicht mehr atmest. (Doch wenn Du atmetest, wären sie dann so feurig? Den vollsten Klang schenkt nur der Abschied.)

17

Peter Altenberg, ruhe still, zuträglich, komfortabel, umleuchtet — und friedsam.

Skizzen aus der letzten Zeit von Peter Altenberg

3. 8. 1918

Bekenntnis

Ich fühle mich vollkommen verlassen, vereinsamt, in die Ecke gestellt. Nicht als ob ich irgendwelche übertriebene, in bezug auf meine ziemlich mäßige Organisation übertriebene Ambitionen irgendwelcher Art

jemals gehegt hätte, keineswegs. Aber das ganz gewöhnliche Leben des Tages und der Stunde hat mir Über-Empfindlichem nichts, nichts gehalten. War ich wertloser als die vielen anderen?! Nein, ich war wertvoller! Ich dachte Richtiges, empfand zu tief, und wünschte zu helfen, selbstlos. Ich besaß Erfahrungen, leidvolle Erfahrungen, und wünschte es sehnlichst, fast pathologisch, daß die andern davon profitierten! Aber es ging leider nicht, ein jeder ging seinen dumm-brutalen ungenialen Weg. Niemand folgte mir, obzwar ich gutmütig-ängstlich-liebevoll-eindringlich riet. Niemand wollte, konnte den richtigeren Weg beschreiten, sondern folgte seinem tragischen Schicksale. Weshalb bin ich vereinsamt, verlassen?! Niemand will „sein besseres Selbst erklimmen", vielleicht nach meinem Tode, wenn ich endgültig ausgelöscht sein werde, und man an meine „selbstlose Bemühung" glauben wird. Die „Materie" ist zu dumpf, träge, in sich beharrend, stumpf, entwicklungsunfähig, unelastisch, um sich vom „Geiste" und den lichten Neuerungen regenerieren zu lassen! Sie kriecht am Boden ihrer bleischweren Vorurteile, und wenn es zu spät ist zu tieferer Erkenntnis, ist es bereits zu spät. Für den Menschenfreund gibt es daher nur Qualen.

Jeder torkelt in seinen eigenen Abgrund. Der objektive Betrachter ist verzweifelt darüber, aber helfen, schützen, erretten kann er nicht. Er setzt sich nur in grellen Gegensatz und macht sich unbequem. Ein tragisches Schicksal, nirgends Hilfe bringen zu können. Manche, besonders Mädchen, horchen gespannt, erstaunt, interessiert auf. Aber das Leben des Tages und der bösen Stunde schwemmt alles wieder fort. Es gibt wenig „Heilige", die ihr Leben von innen heraus radikal verbessern, verändern. An den meisten gleiten Kunst, Wissenschaft, eigene Erfahrung ab wie Öl an Wasser. Viele flüchten ins Kloster vor dem unenträtselbaren Leben, viele begehren vergeblich trotzig auf und erleiden ihre notwendige Niederlage.

Buchbesprechung

Eine große Zeitung (Hans Natonek) wundert sich bei der Besprechung meines soeben erschienenen zehnten Buches „Vita ipsa", wie man immer und immer wieder die Fähigkeit habe, seine höchst-eigene Beziehung zur Welt, zum Leben zu schildern, seit zwanzig Jahren!? Es ist eben gar nicht meine eigene Beziehung zum Leben, sondern die Beziehung aller, aller, aller anderen, wenn sie meine beneidenswerte zufällige gottbegnadete Fähigkeit besäßen, ununterbrochen rund um und um um sich zu blicken, zu lauschen, zu fühlen, zu denken, vorurteilslos bis zur Unmöglichkeit fast! Das Leben selbst trägt mir alles liebevollst oder unerbittlich grausam zu, ich habe nur meine geistig-seelischen Tore weit zu öffnen, mich nicht mit Vorurteilen dagegen zu verrammeln, und

dem Leben selbst mit seinen merkwürdig-unverständlichen Komplikationen den interessanten Eintritt in meine bisherigen Geistigkeiten zu verweigern! Staune, aber negiere nicht! Der Mann ohne jegliches Vorurteil sei die Devise des kommenden Geistes! Wollt ihr die Macht des Genies kennen lernen?!? Nun also! Friedrich Schiller über Kolumbus: „Und wenn selbst Amerika nicht vorhanden gewesen wäre, so wäre es dadurch geschaffen worden, daß dieses vorausschauende Genie Kolumbus es entdeckt hat!" Dem Genie sich gläubig, un-skeptisch, ohne vergiftendes „aber bitte," sich unterwerfen, heißt erst ein Kultivierter sein!

Ich habe nie Reisen gemacht, habe nie einen Besuch gemacht bei fremden Menschen, habe nie ein Buch gelesen und besitze kein einziges; ich lebe von kleinen Unterstützungen, in dürftigsten Verhältnissen, werde am 9. März 1919 60 Jahre alt, war sieben Jahre lang in Sanatorien. Ein nettes Leben fürwahr!

Aber ich habe dabei rund um mich geblickt, gelauscht, gedacht, gefühlt! So sind zehn dicke Bücher entstanden. Das Leben strömt mit idealer Kraft Tag und Nacht in dich ein, o Mensch, wenn du geschickt genug bist, deine Tore sperrangelweit zu öffnen! Deine seelisch-geistigen Tore, falls du nämlich welche zum sperrangelweit öffnen besitzest!

2. 11. 1918

Mein Lebensabend

Mein letztes Buch noch erleben! Wozu?! Weshalb aber eigentlich nicht? Für die anderen, nicht für mich, denn ich kenne mich! Zu meinem sechzigsten Geburtstage, 9. März 1919: Die Menschen um mich herum sind vollkommen verständnislos, gleichsam eine ganz andere Rasse, die sich über ihre Nichtigkeiten betäuben will mit irgend etwas. Selbstmörder, die einen bequemeren Ausweg suchen. Ob er es aber ist?!? Die Menschen (?!?) um einen herum sind vollkommen dumme, verständnislose, böswillige Bestien, bereit, jedem sein Bestes in seinem Leben absichtlich zu vernichten oder zu bezweifeln!

Niemand schützt dich vor dir selbst, sondern im Gegenteile, er weidet sich sogar an deinem baldigen Untergange. Seine Ratschläge sind perfid und blöde, jedenfalls aus einer Welt, die nicht die deine ist und nicht sein kann, Gott sei Dank! Dazu also kämpfen und existieren?!? Weil man einfach nicht den Mut hat, sich aus dieser blöden, frechen, unanständigen, herzlosen, stupiden Welt herauszuschaffen! Diese ewigen peinlichen, elenden, feigen Konzessionen von wirklichen Menschen an Untiere! Soviele Fußtritte gibt es ja eben leider gar nicht, die nötig wären, das „Gesindel" von sich fernzuhalten! Gerade dort aber setzen sie sich mit Vorliebe an.

Ich hasse die Menschen, die überhaupt gar keine sind! Sie sprechen von Geld, von Weibern und erreichtem, ergattertem Ehrgeiz. Wen kümmert es, nie eine objektive irgendwelche Beobachtung. „Mein Speisezimmer, mein Salon, meine Tochter — — —."

Spanische Grippe, die neue, unerforschliche, mysteriöse Krankheit über euch! Also mit achtundzwanzig Jahren mußtest du verschwinden, Maler Egon Schiele, zwei Tage vorher in ihrem funkelnden zarten Messingbettchen an derselben Erkrankung deine süße elfenhafte zweiundzwanzigjährige Frau. Nie hättest du es natürlich je zu etwas Besonderem gebracht, sondern nur immer wieder direkt abnorm deformierte, fast verhungerte Mädchen gezeichnet, keineswegs aber wirklich entmaterialisierte Ideale. Dein Idealismus hatte keine Kraft, deine Kraft keinen Idealismus! Dein Bemühen war tragisch, weil eben edel-vergeblich ringend mit künstlerischen Kräften, die nicht genügend vorhanden waren. Aber immerhin, du wolltest und wolltest, was, das erkannte freilich niemand wie die Snobs, die es schon gar nicht erkennen! Die „Spanische Grippe" hat dir alle Enttäuschungen erspart. Und vielleicht auch ebenso ihr, deiner elfenhaft zarten Zweiundzwanzigjährigen in ihrem funkelnden Messingbettchen. Man ist nicht Künstler, weil man es sein möchte oder will, sondern nur, weil man es sein muß, von Gottes Gnaden oder meistens Ungnaden aus. Der Wille in der Kunst ist das Unkünstlerischeste, aus den Mysterien des vollkommen Unbewußten muß es kommen! Deine gequälten Ambitionen löscht liebevoll-schrecklich die „Spanische Grippe"! Ihr waret nämlich bereits vollkommen unheilbar längst vor dieser belanglosen erlösenden Erkrankung, wie die meisten Menschen! Nur ist ihr Selbsterhaltungstrieb stärker, zu ihrem Lebens-Unglücke, das sich erst nach Jahren erweist! Jeder trägt ein Stückchen seiner „Spanischen Grippe" ewig in sich herum!

7. 11. 1918. Ich hielt mich durch elf Monate infolge doppelten Handgelenkbruches und darauffolgender notwendiger Schlafmittel-Vergiftung für nicht mehr „PA", also für verloren, für verkommen. Da erblickte ich heute in der Delikatessen-Handlung T. Eine, die mich sofort zum begeisterten Jüngling transformierte, nein, wieder zu PA! Sie bediente dort, wie alle bedienen, aber schon ihre Art, sich um den schamlosen Egoismus der Fremden zu bemühen, ja, ihn auszugleichen durch ihre edle würdevolle Art, war ergreifend und rührend! O ihr reichen Damen, was wißt ihr von innerster Lebens-Kultur?!?

Vor meinem hoffentlich baldigen Tode will ich ihr dienen mit meiner zärtlichen Seele. Ich bin durch sie nach langen Jahren wieder „PA" geworden, schwärmerisch begeistert, wunschlos. Sie machte mich, obzwar sie nur Gansleberwürste aufschnitt, durch ihren süßen edlen goetheischen

Gesichtsausdruck sofort zu dem, der ich lange Jahre nicht mehr war, zu dem längst erloschenen verkommenen PA! Heil dir, Unbekannte!

20. 12. 1918

Die Rettung

Es gibt nur noch eine einzige Energie-Leistung für den vollkommen pathologisch gewordenen energielosen Organismus: ein laues Bad mit Fichtennadel-Extrakt, eine Stunde lang, ganz frische Wäsche, also bei mir nur Hemd, Rasieren, Kopfwaschen, Haarschneiden: zwanzig Kronen, physiologische, also allgemeine, auch geistige, Regeneration! Wein: Gumpoldskirchner, Rathauskeller, einen halben Liter zehn Kronen, schluckweise in zwei Stunden getrunken. Kopf-Wohltat, freier unbedeckter Kopf, ohne Hut und Haare, besprengt mit Kopf-Waschmittel (Eau de Cologne) oder Franzbranntwein. Fuß-Wohltat: nackte Füße in Sandalen, Fußbad: Badezusatz, Fichtennadel oder Lavendel! Fuß-Wanne zwanzigmal in gleicher Weise unausgeschüttet benutzen. Ein Liter Gumpoldskirchner Rathauskeller, ganz langsam, schluckweise, in drei Stunden getrunken oder vier oder fünf besiegt das lähmende Gift „Paraldehyd" und schafft es aus dem gelähmten Körper heraus. Bier wirkt gar nicht, Schnaps mordet, jeder andere Wein ist wirkungslos. Linksseitige Reib-Übung der linken Handfläche und linken Schulter, bis zur ersten Ermüdung. Absolutes Vermeiden von Widerspruch und seelischer Verzweiflung: das ganze Leben dauert sowieso nicht so lange, füge dich ins Unvermeidliche, tiefste also Kräfte-Ersparnis im Hygienischen! Mens sana in corpore sano!

Kurella, täglich zwei gehäufte Eierlöffel voll, mit wenig Wasser zu Teig angerührt, dann etwas Wasser nachgießen! Niemals durch irgend etwas ermüden, absolute Keuschheit, Rauchen nur eine Zeit-Verbringung, kein Bedürfnis! Strengste Vermeidung jedes sorgenvollen Gedankens, der Ochs im Stalle sei dein ideales Vorbild. Bis zum Augenblick der Schlachtung beschäftigt er sich mit seinem unentrinnbaren Schicksale keinen einzigen Augenblick. Bedenken, Nachgrübeln lähmt die wenigen Lebens-Energien, die vielleicht noch vorhanden sind. Schicksal-ergeben sein ist vielleicht noch Rettung! Jedes traurige lähmende Bedenken zerstört, ergib dich willenlos dem Schicksal, nur so kannst du dir deine wenigen, dir noch übriggebliebenen Lebens-Energien retten!

Der Kranke sucht pathologisch die Linderungsmittel auf seiner eventuellen noch möglichen Genesung. Der Arzt hat in diese tiefsten Mysterien gar keinen Einblick, sondern den verbrecherisch-zerstörenden eines rücksichtslosen Tyrannen. Nichts kann dir noch helfen vom

Rande deines Abgrundes wie die eigene Erkenntnis, die allen verborgen sein muß. Lebe dein, nur dein Leben!

Die wenigen, die dich aus deiner selbstgelegten Lebensschlinge heraus erretten könnten, sind zu schwach und unsicher, fürchten die Verantwortung, und lassen dich daher lieber zugrunde gehen oder geben dir gefährlich-falsche Ratschläge. Niemand schaut in dich hinein, sondern rät oberflächlich-zerstörend wohlmeinend! Er ruiniert dich bedenkenlos-gutmütig, ja liebevoll, denn das furchtbarste in deinem schauerlichen, deinem eigenen Abgrunde Verfallene hat sich ereignet — — er hat es mit dir gut gemeint! Meine es schlecht, aber meine das Richtige! Die Ärzte haben den perfiden verderblichen Größenwahn ihrer äußeren Stellung, die dich einschüchtert und ins Verderben zieht! „Nichtswissen" sollte ihr heiliges, anständiges Um und Auf sein! Aber es ist sein Geschäft, zu wissen, und obwohl er wissen müßte, daß er nichts wissen kann, treibt er lieber die Unglückseligen in ihr Verderben, die sich nicht selbst zu helfen wissen.

Die Genialität deiner tief geheimnisvollen Organisation, unergründlich für jeden! Niemand glaubt dir, obzwar er es unmöglich wissen kann, und das allein ist dein Verderben. Und auch das aller anderen!

1 Uhr, 23. 12. 1918

Die Nacht vor dem Weihnachtsabend

Das Ende meines Dichter- und Menschenlebens. Ein grauenvolles Verhängnis meines vollkommen pathologischen Gehirnes von Mamas und Papas Ungnaden aus! Solche Exzeptionen jeglicher Art dürfen eben keine Kinder in die Welt setzen, in denen sich dann naturgemäß der geistig-seelisch-körperliche Fluch des Anders-sein wie alle Millionen um Einen herum, sich sofort ins Unermeßliche, Tragischeste, weil Schuldloseste, steigert, und unüberbrückbare Abgründe sich überall irgendwo auftun, in allen Sphären, und dich irgendwie vernichten müssen!

Eltern haben heilige Verpflichtungen denen gegenüber, die sie in diese mittelalterlich-blöde-raffinierte Folterkammer „Leben" grundlos setzen. Was ahnten meine Eltern von meinem als Fluch von ihnen, diesen Viertel- oder Achtel-Idealisten (Anti-Sexualisten vor allem, und fanatischem Naturfreunde, Papa als Kaufmann jedesmal sechs Wochen seiner Ferien als wirklicher Holzknecht im selben echtesten Kostüme, auf der Hochalm Lakerboden des Grafen „Hoyos" von „der Welt" allein sich vollkommen genial = nie dagewesen abtrennend), dem unglückseligen Erstgeborenen, tadellos an Leib und Seele, und eben deshalb mitgeschenkten, mitverliehenen, unüber-

windbaren Fluche des „Ganz-Idealismus?“ Dieser fanatische Naturfreund, ewige Sucher nach Gottes Willen und Plänen, dieser ewig Enttäuschte und innerlich Betrogene mußte „Dichter“ werden, das heißt an dieser Welt, an diesem Leben, an diesen Menschen schmählichst, unter unendlichen Qualen scheitern!!! Es war das Ungnaden-Geschenk pathologischer Eltern! Er suchte deshalb unwillkürlich, als Erbteil seiner Eltern, als Fluch, die Wahrheit, die Romantik, die innerste Begeisterung für Begeisterungs-Wertes! Wozu?! Ist das der Zweck eines nervenkranken, bettelarmen, ohne Stütze dahinwankenden, mühevoll sich Durchschleppenden?! O kranke Eltern eines kränkeren Sohnes, der dadurch allein den Leidensweg eines unerbittlichen Dichters zu gehen gezwungen war, aus unüberwindlichen innersten Gründen, aus verhängnisvollster, fatalster, dem Untergange zuführender unentrinnbarer Bestimmung!? Begeisterung verzehrte alle seine wenigen Lebens-Energien, die zu dem naturgemäßen „Kampf ums Dasein“, sowie für alle auch für ihre zweckmäßigen Kämpfe hätten selbstverständlich verwendet werden müssen! So brach er etwas vorzeitig, unmittelbar vor dem sechzigsten Geburtstage, 9. März 1919, in jeder Beziehung zusammen, ein „lebender Leichnam“, den man waschen mußte und ihm die Krawatte binden und ein neues Taschentuch aus dem Wäschekasten geben mußte. Und anderes. Noch fanden sich drei „heilige Verehrerinnen“, Johanna St. und Josefine Krchoff und Lina Ertl, die ihm ihre heiligen Selbstlosigkeiten weihten. Aber auch sie waren naturgemäß Belastete, vom Leben durch Pflicht und Arbeit, und durften nicht in meiner heiligen Betreuung selbst zusammenbrechen. Und dennoch retteten sie noch das armselige, flackernde Flämmchen dieses erlöschenden tief gemarterten Dichter- und Sünder-Lebens, soweit diese drei heiligen Frauen, moderne Heilige, es überhaupt konnten mit ihren sanften selbstlosen Seelen.

Zum sechzigsten Geburtstag

Also, du bist sechzig Jahre alt geworden, Peter, mit Ach und Krach, hast dich durchgeschlängelt mit deiner gefährlich-radikalen, exzentrisch-konzessionslosen, von Eltern Gnade oder Ungnade her ein wenig belasteten, jedenfalls für das sogenannte „Leben“ ziemlich ungeeigneten Persönlichkeit! Leichter hättest du dieses höchst komplizierte, oft zusammenbrechende Dasein „gegen alle althergebrachten Vorurteile des privaten bürgerlichen und bequemen, ach schließlich dennoch im Laufe der Höher-Entwicklung unbequemen“ Lebens, leichter, P. A., hättest du es durchführen können auf den unerschütterlichen Eisen-Beton-Fundamenten „gesicherter ökonomischer Verhältnisse!“ Aber gerade das, dieser Tau, dieser Regen, dieses betreuende Licht für deine

allzuzarten, allzuempfindlichen, allzuwiderstandslosen Nerven war dir Unglückseligem nicht beschieden! Und gerade du, gerade gerade du hättest durch verhältnismäßig bequemes Reisen dahin und dorthin, und Freiheit örtlicher und zeitlicher Entschließungen, dem heiligen Augenblicke folgend, dem inneren Rufe nach Anregung der Augen, der Ohren, der Seele, des Geistes, gerade du, P. A., hättest dadurch so manches in deinen kleinen großen dichterischen Eindrücken den anderen geben, schenken, fürstlich-seelisch spenden können!

Es hat nicht sollen sein; tragisch! So begnügt euch denn mit meinen elf Büchern!

Der Tod

Die Todesstunde naht dir
mit leichten weichen, etwas zögernden Schritten,
als ließe sie sich absichtlich Zeit, noch einmal deiner Sünden Last zu rekapitulieren!
Sie war zu groß die Last und
deshalb kein Vergeben,
trotz körperlicher Tadellosigkeit!

Alkohol und übertriebenste Schlafmittel trugen dich, idealen Leib, gleichsam in die Arme des in diesem Falle widerspenstigen Todes!

Den kerzengeraden Handstand unter Wasser konntest du noch machen, auf Stelzen nach rückwärts gehen, und dennoch stand bereits der Tod tief betrübt, Schädel-schüttelnd, hart an deiner Seite, Peter! Von deinen leiblichen, seitdem die Welt besteht, nie vorhandenen Elastizitäten ließ er sich nicht düpieren, er blickte dir verzweifelnd in Gehirn und Rückenmark, Schädel-schüttelnd! Je elastischer mein tadelloser sechzigjähriger Leib, desto gelähmter Hirn und Rückenmark.

Der Tod sagte: „Weshalb hast du dich selbst allmählich zugrunde gerichtet, so daß ich gegen meinen Willen vor einem „lebenden Leichnam" zu stehen gezwungen bin, diesmal gegen meinen Wunsch und Willen!?!" Ich erwiderte: „Es war mein Verhängnis, und du, Tod, bist unschuldig an dieser unentrinnbaren Katastrophe meines Daseins! Komme und entführe mich dorthin, wohin ich nunmehr gehöre für ewig!"

Rundschau

Der Anschluß an Deutschland

von Robert Musil

Im Augenblick, wo ich schreibe, läßt sich noch nicht unterscheiden, ob die Friedenskonferenz der Abschluß von fünf Jahren oder von zweieinhalb Jahrtausenden europäischer Geschichte sein will, ob sie bloß die Kriegszeit beenden wird oder die Zeit der Kriege; wir sind auch nicht in der Lage, das Ergebnis mitzugestalten. Wir haben unsere Waffen weggeworfen und mit ihnen unser Recht, denn ein Recht, das man nicht geltend machen kann, ist keines. Wir stehen wehrlos vor unseren „Richtern", von nichts beschützt als von der Würde des Geistes, den eine große Nation verkörpert, von dem Geist der Menschheit, der sich allenthalben erhebt, und von der Gewalt des Beispiels, das einer gibt, der seine Macht zerbrochen hat, der nicht um Recht und Unrecht feilscht, sondern aufbricht, um dem kommenden Reich entgegenzugehen. Je tiefer wir das begreifen und je kühner wir unser Tun davon bestimmen lassen, desto weniger werden wir Gerichtete sein, sondern uns über das schäbige Gerede von Richtern und Gerichteten erheben als solche, welche Richtung weisen. — Ob die Menschheit diesmal noch den Augenblick versäumen wird oder nicht, die Aufgabe ist ihr jedenfalls bereits so deutlich gestellt, daß sie nicht mißverstanden werden kann; es ist die Notwendigkeit, sich endlich eine Organisationsform zu geben, die nicht wie eine schlechte Maschine den größten Teil der Kraft in inneren Widerständen aufbraucht und nur einen Rest als Glück, Geist, Persönlichkeit und Menschheitswerk zur Entfaltung entläßt. Große Aktionen enthalten fast immer ein negatives, reaktives Bestimmungselement, einen Abdruck des unerträglich gewordenen Zustandes, der zuletzt ihre Auslösung verschuldet hat; so hat auch die jetzt in Fluß geratene Bewegung als Reaktion auf Krieg und soziale Ungerechtigkeit die Formen Völkerbund und Klassenkampf angenommen. Aber weder parlamentarische Demokratie, noch Arbeiterherrschaft, noch Abrüstung und Schiedsgerichtshöfe für Streitigkeiten der Staaten werden ihr Ende sein;

vom Ende läßt sich überhaupt noch nicht mehr ersehen als die Richtung, in der es liegt.

Was ihr im Weg steht, – nicht als Verwaltungsorganismus, wohl aber als geistig-moralisches Wesen – ist der Staat und es ist die Aufgabe der Impulse, die sich um den Gedanken eines Völkerbunds gruppiert haben, das Verhängnis zu sprengen, das sich an die menschliche Organisation in Staaten heftet. Ich weiß, daß eine solche Behauptung sich fast am wenigsten für deutsche Ohren eignet; denn nicht nur hat der deutsche Durchschnittsmensch, selbst wenn er träumt, wie ein Chauffeur noch die so vorbildlich klappende und klappernde Funktionstüchtigkeit der Staatsmaschine im Ohr, sondern auch deutsche Denker haben die Ideologie des Staats gläubig vertieft und bis zur Idolatrie getrieben, in ihm eine menschliche Vervollkommnungsanstalt und eine Art geistiger Überperson erblickt. Man muß deshalb sehr kräftig darauf hinweisen, daß das falsch ist. Es gibt natürlich einen Geist des preußischen, österreichischen oder französischen Staats, der mehr ist als der Geist seiner Bewohner, sowie es eben einen esprit du corps oder Regimentsgeist gibt, und ich werde, wenn von Österreich die Rede ist, auch manches zugunsten seiner Wichtigkeit sagen müssen; aber man darf darüber nicht vergessen, wie weit der Geist des Staates fast stets hinter dem Geist zurück ist, der in den besten seiner Bewohner lebt, wie er Dostojewskij nach Sibirien geschickt hat, Flaubert vors Zuchtgericht, Wilde ins Bagno, Marx ins Exil, Robert Mayer ins Irrenhaus, und daß er in einer Hinsicht sogar weit hinter dem Durchschnittsmenschen zurückbleibt: es ist dies sein Verhalten gegen andere Staaten. Die geradezu schon einfältigen sittlichen Forderungen, daß man Verträge nicht brechen, nicht lügen, des Nächsten Gut nicht begehren, nicht töten soll, gelten in den Staatsbeziehungen noch nicht und sind ersetzt durch das einzige Gesetz des eigenen Vorteils, der sich mit Gewalt, List und kaufmännischen Druckmitteln verwirklicht, wobei jeder Staat von den Bewohnern der anderen sehr natürlicher Weise als ein Verbrecher erkannt wird, den eigenen Bewohnern aber durch Zusammenhänge, die wahrhaftig einer soziologischen Untersuchung wert wären, als die Verkörperung ihrer Ehre und sittlichen Reife erscheint. Was Wunder, daß solche Wesen mit einer finsteren Grandezza untereinander verkehren, ihre Souveränität und Majestät mit einer Steifheit wahren müssen, die immer zumindest als eine sittenverderbliche Geschmacklosigkeit hätte gelten sollen. Was man den modernen Rechtsstaat nennt, ist ein solcher nur nach innen, nach außen ist er ein Unrecht- und Gewaltstaat. Man müßte sich schämen, so selbstverständliche Feststellungen zu wiederholen, wenn das immer noch nicht in die Schreckenskammer der Kriegshetze verwiesene Gerede von „Verbrecherstaaten" wie die ganze Behandlung der „Schuld-

frage", die intra et extra muros nach einzelnen Schuldtragenden sucht, ja auch der Glaube, durch partielle Abrüstung und Schiedsgericht schon Genüge zu tun: wenn das alles nicht beweisen würde, wie wenig die richtige Vorstellung vom Wesen des historischen Staats das Denken beherrscht, und daß der angekündigte Fortschritt sich anscheinend mit dem Gesicht nach rückwärts gewandt auf den Weg macht. Denn der gekennzeichnete unsoziale Charakter des Staats folgt natürlich nicht aus dem bösen Willen seiner Bewohner, sondern aus seiner Natur, Konstruktion, Funktionsweise, und diese ist, ein nahezu völlig in sich geschlossenes System gesellschaftlicher Energie zu sein, mit einer unendlich größeren Vielfalt der Lebensbeziehungen im Innern als nach außen; der Staat ist eine Form, die sich, um der Entwicklung des Lebens Halt geben zu können, zunächst verkapseln und undurchlässig machen mußte. Man kann an den Klassengegensätzen sehen, wie Beziehungslosigkeit zur Feindseligkeit, wird und darf sich auch nicht scheuen, die Psychologie der kriegerischen Kirchweihverwicklungen zwischen benachbarten Dörfern zum Vergleich heranzuziehn, denn die Psychologie der kriegerischen Verwicklung zwischen zwei großen Kulturstaaten ist keine andre.

Die Geschichte lehrt, daß zur Erzielung eines dauernden Einvernehmens immer die Bildung einer höheren Gemeinschaft, die Preisgabe der vollen Selbständigkeit der Glieder und Ergänzung durch gemeinsame positive Interessen nötig ist. Auch der Staat hat sich gegenüber seinen Individuen und Teilverbänden nicht bloß als etwas Privatives, Exzesse Verhinderndes gebildet, sondern als etwas, das greifbare Vorteile abwirft. So hat das Deutsche Reich die Bundesstaaten überwachsen, das alte Österreich seine Kronländer, die Schweiz ihre Kantone, und ebenso wird sich eine Organisation der Menschheit nicht aus Vorbeugungsmaßregeln ergeben, sondern nur aus weitgehender Verschmelzung in neuen, gemeinsamen Interessen, wobei der einzelne Staat immer mehr auf den Rang eines Selbstverwaltungskörpers sinkt. Was schließlich von ihm bleibt, ist die organisierte Nation oder sagen wir lieber gleich die organisierte Sprachgemeinschaft. Denn die Nation ist ja weder eine mystische Einheit, noch eine ethnische, noch auch geistig wirklich eine Einheit — man hat mit zumindest halbem Recht eingewandt, daß das Genie international sei und national nur die Beschränktheit — wohl aber ist sie als Sprachgemeinde ein natürlicher Leistungsverband, das Sammelbecken, innerhalb dessen sich der geistige Austausch zunächst und am unmittelbarsten vollzieht. Diese geistesorganisatorische Bedeutung der Nation bleibt auch für den weitest gesteckten Humanismus und Kommunismus bestehn; höchstens könnte man aus Mißverständnis des Worts gegen sie einwenden, daß Geist nicht organisiert werden soll, sondern unbestimmbar wächst wie ein Stück Landschaft

in Wechselwirkung mit den Menschen, ihrem Leben, ihrer Geschichte und ihren Einrichtungen; das Medium, das zwischen diesen zirkuliert und ihnen die Nahrung zuträgt, ist aber eben die Sprache. Und da der Geist einer Nation nicht über ihr schwebt wie über einem Diskutierklub, sondern sich verwirklichen will, so bedarf er dazu eines einheitlichen materiellen Apparats. Wenn Teile einer Sprachgemeinschaft unter ganz verschiedenen Bedingungen und in längst getrennten Kulturen leben wie etwa Süd-Amerika und Spanien, hat es natürlich keinen Sinn, sie zu vereinen, wenn aber ein alter, nie unterbrochener Kulturzusammenhang und unmittelbare Nachbarschaft bestehn, wie zwischen Deutsch-Österreich und Deutschland, ist der staatliche Zusammenschluß einfach einer der entscheidenden Schritte auf dem Weg von dem Zustand, den wir das Staatstier nennen durften, zum Menschenstaat.

Es gibt allerdings Leute, welche das leugnen.

Das sind zum kleinen Teil Ungeduldige, welche die nationale Idee ein „bürgerliches" Ideal nennen und es gleichgültig finden, ob Deutschböhmen zum Deutschen Reich oder zum tschecho-slowakischen Staat gehört, weil doch der Bolschewikismus kommen muß oder die Welt eine geistige Ordnung erhalten wird, kurz, weil der nationale Zusammenschluß ja wirklich nicht das Wichtigste und Letzte ist; sie überspringen immer ein paar Stufen und sind offenbar Menschen, in denen nicht zwei Wahrheiten oder zwei Pläne gleichzeitig Platz haben, weil sie sich nur durch Fixation des Extremen in die Schöpfertrance versetzen können.

Meist aber leugnen oder verleugnen solche Leute die Wichtigkeit der nationalen Idee, welche von ihren Übertreibungen angewidert und ermüdet sind. Österreichischer Übernationalismus zumal war gewöhnlich nur eine Reaktion gegen die besonders plumpen Formen, welche der Nationalismus in Österreich angenommen hatte; aber gerade diese bilden einen Beweis zugunsten der nationalen Idee, denn sie sind die typischen Formen, welche sie annimmt, wenn ihr nicht Genüge geschieht. Der unbefriedigte Staats-Spieltrieb der Tschechen, der sich jetzt in ihrem Puppenstuben-Imperialismus auslebt und, enthielte er nicht so viel Rückgewandtheit, Großmannssucht und Eigensinn, eigentlich rührend wäre, — wie er es zur Zeit der Königinhofer Handschrift war, als Millionen Menschen, durch einen Fälscher beschwindelt, der ihnen Dokumente einer alten selbständigen Kultur vorspiegelt, sich die Täuschung durch keine Widerlegung mehr rauben lassen wollten und so falschen Zeugnissen beinahe eine höhere Wahrheit als die historische, nämlich die des glühenden Verlangens gaben — hat sein Seitenstück in der Erlösungsidee der „unerlösten" Italiener, die voll sentimentaler Romantik steckte und sich mit einem knabenhaften Pathos gab,

das für erwachsene Kaufleute und Advokaten natürlich reichlich falsch war. Aber das, was man in Österreich deutschnational nannte, gehört auch dazu. Es hat zur Entschuldigung, daß es aus Abwehr entstand, und, was Politik betrifft, ist ihm meiner Ansicht nach manches nachzusehen, aber als Ideologie war es nichts als eine tot wuchernde Geschwulst. Ein Gemenge, das sich aus Wagner, Chamberlain, Rembrandtdeutschem, Felix Dahn, Studentenpoesie, Antisemitismus und unwissender Geringschätzung der anderen Nationen zusammensetzte, bildete den Inhalt eines durch den dauernden politischen Kampf verrohten Selbstbewußtseins. Man schwärmte für Erhöhung des deutschen Wesens in Österreich, meinte damit aber nicht etwa Rilke, obgleich der ein Deutscher, Österreicher und „Arier" ist, sondern kern-inniges deutsches Staackmannestum. Diese Gesinnung lebt leider heute noch in vielen Köpfen, vor allem unter der Studentenschaft; man durfte sich darüber freuen, daß sie deutsch war, und mußte darüber trauern, wie sie es war. Wo die nationale Idee zu einem Kampfziel wird oder zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht, dort entartet sie zu einer Hemmung, so wie sich bei Menschen ein hysterischer Knoten bildet, die es immer danach verlangt, endlich einmal ganz sie selbst zu sein, statt sich im natürlichen Verlauf täglicher Beschäftigung ständig auflösen und wiederfinden zu können.

Was man das Nationalitäten-Problem Österreichs nannte, dieses — ähnlich dem Verlauf einer Blutrache — ausschließlich und immer fester von einer einzigen Ursachenkette Umstrickt- und Gelähmtwerden, wird gewöhnlich als Grund dafür angegeben, daß es mit dem Staat nicht so recht vorwärts ging; zumindest ebenso stark wirkte aber auch der umgekehrte Zusammenhang: weil im Staatsleben nichts da war, um das Verstockende mitzureißen, konnte sich der eine Konflikt bis zur herrischen Monomanie verhärten. Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen „Ausgleich" mit Ungarn im Jahre 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde. In „Zisleithanien" (schon im Namen lebte noch die alte Staatskanzlei) hielten sich die Nationen in einem toten Gleichgewicht, keine war imstande, die Führung zu übernehmen und die andern zu einer gemeinsamen ausgreifenden Willensbildung in wirtschaftlichen und kulturellen Fragen zu bewegen. Dazu kam die verfassungsgemäß alle zehn Jahre wiederkehrende Erneuerung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn, welche mit ihrem Vor- und Nachtrab von Konflikten nach sachverständiger Schätzung das Entwicklungstempo der Wirtschaft wenigstens um ein Drittel verlangsamt hat. So konnte die Monarchie die unpolitische, indirekte Auswirkung des Jahres 1848, die Entfesselung des bürgerlichen

Unternehmungsgeistes nicht mitmachen, welche in Deutschland eine Kraft und Bewegtheit ins Leben rief, die man als ungeheuer anerkennen muß, auch wenn man ihre Formen und Ergebnisse mit gutem Recht verdammt. Wäre Österreich ein Staat von so großem Tempo gewesen, so hätte es vielleicht die Interessen seiner Völker in einem dynamischen Gleichgewicht verschmelzen können, da es schwerfällig und schlecht ausbalanziert war und langsam fuhr, fiel es vom Rad.

Die nichtdeutschen Völker haben Österreich-Ungarn ihr Gefängnis genannt. Das ist sehr merkwürdig, wenn man weiß, daß dies bis zuletzt auch die Madjaren getan haben, obgleich sie längst die herrschende Nation der Monarchie gewesen sind. Es wird noch merkwürdiger, wenn man weiß, mit welcher Freiheit Südslawen und Tschechen in Österreich ihren antiösterreichischen Gefühlen Luft machen konnten; ich könnte da aus Zeitungsartikeln zitieren, die im Krieg erschienen sind, was in keinem andern Staat zu schreiben möglich gewesen wäre. Trotzdem Gefängnis? Man kann es nicht aus zwei Jahrhunderte alten Erinnerungen, sondern nur aus tiefem Mißtrauen gegen den Staat erklären, aus der Angst zu ersticken, aus Verachtung. Wäre es nur nationale Sehnsucht gewesen, so hätte nicht die Zerstörung der Monarchie im Programm der Tschechen eingeschlossen sein müssen und es hätten die Serbo-Kroaten und Slowenen die Stammverwandten in den kleinen Staaten jenseits der Grenze zum Eintritt eingeladen, statt sich selbst hinüberzuwünschen. Dieser schläfrige Staat, der mit zwei zugedrückten Augen über seinen Völkern wachte, hatte eben auch wirkliche Anfälle von Härte und Gewaltherrschaft; dies geschah immer dann, wenn er es zu weit hatte treiben lassen und kein anständiger Weg mehr aus noch ein führte. Dann fuhr er mit Polizeimaßnahmen, Staatsanwalt und absolutistischen Verordnungen darein, um — wenige Augenblicke später, von dem erbitterten Widerstand erschreckt, den er vorfand, ängstlich zurückzufahren und seine eigenen Organe zu verleugnen. Die intime Geschichte der österreichischen Verwaltung ist voll von traurigen und burlesken Beispielen, die sich ein halbes Jahrhundert lang in immer der gleichen Weise aneinanderreihen. Man kann den Geist dieses Staats absolutistisch wider Willen nennen; er wäre gerne demokratisch verfahren, wenn er es nur verstanden hätte. Aber wer war dieser Staat? Keine einige Nation und keine freie Vereinigung von Nationen trug ihn, die sich in ihm ihr Skelett geschaffen hätte, dessen Gewebe sie aus der Kraft ihres Blutes ständig auffrischt; kein Geist speiste ihn, der sich in der privaten Gesellschaft bildet und, wenn er in irgendeiner Frage eine gewisse Stärke erreicht hat, in den Staat eindringt; trotz des Talents seiner Beamtenschaft und mancher guten Arbeit im einzelnen, hatte er eigentlich kein Gehirn, denn es fehlte die zentrale Willens- und Ideen-

bildung. Er war ein anonymer Verwaltungsorganismus; eigentlich ein Gespenst, eine Form ohne Materie, von illegitimen Einflüssen durchsetzt, mangels der legitimen.

Unter solchen Umständen hat sich das herausgebildet, was von manchen recht naiv die österreichische Kultur genannt wird, der sie besondere Feinheit nachsagen, die angeblich nur auf dem Boden eines nationalen Mischstaats gedeiht; neuestens glauben einige sie vor dem Aufgehen in der deutschen „Zivilisation" schützen zu müssen und machen aus ihr sogar ein Argument für das Wiederaufleben Österreich-Ungarns in der aus den Angstträumen der Großindustrie geborenen Gestalt der Donauföderation.

Man spart viele Worte in dieser Frage, wenn man drei Feststellungen gleich zu Beginn macht. Erstens haben weder die Slawen, noch die Romanen, noch die Madjaren der Monarchie eine österreichische Kultur anerkannt, sie kannten nur ihre eigene und eine deutsche, die sie nicht mochten; die „österreichische" Kultur war eine Spezialität der Deutschösterreicher, welche gleichfalls eine deutsche nicht haben wollten. Zweitens waren auch innerhalb des österreichischen Deutschtums drei in Lebens- und Menschenart ganz verschiedene Gebiete zu scheiden, Wien, die Alpen- und die Sudetenländer; worin soll die gemeinsame Kultur bestanden haben? Es gab viel Provinz in Österreich, wo sie aber aufhellte, dort wurde einfach wie überall auf der Erde Anschluß an die Welt des Geistes gesucht und das Mittel, durch das dies geschah, war weder reichsdeutsche, noch österreichische, sondern einfach deutsche Kultur. Gewiß hatte Tirol, das schwärzeste Land, das dennoch irgendwie vom Süden beleckt ist, eine Eigenart, aber was hatten die Bukowina oder Dalmatien von ihr und ebenso umgekehrt? Die österreichische Kultur war ein perspektivischer Fehler des Wiener Standpunkts; sie war eine reichhaltige Sammlung von Eigenarten, durch die man den Geist mit Gewinn reisen lassen konnte, das durfte einen aber nicht darüber täuschen, daß sie keine Synthese war. Drittens wird jeder von der Gnade der Selbstbesinnung nicht ganz verlassene „Altösterreicher" eingestehn, daß er, von österreichischen Werten sprechend, nichts anderes meint als das alte Österreich vor 1867. Dieses Österreich hat die schönen, breiten, weißen Straßen gezogen, auf denen sich's wie durch ein Märchen vom Norden zum Süden, von Asien nach Europa reisen läßt; in diesem Österreich lebten Grillparzer und Radetzky und Hebbel; dieses Österreich hatte den Typus eines wohlunterrichteten, wohlwollenden Verwaltungsbeamten erzeugt, der nicht nur als Vogt, sondern auch als Kulturmissionär an die Peripherie des Reichs hinausging. Dieses Österreich war ein Rest des alten, tüchtigen, in mancher Hinsicht nicht unsympathischen Obrigkeitsstaates. Seither hat sich aber das Rad

der Welt um einiges weiter gedreht, und wenn jeder im Innersten an dieses Österreich denkt, sobald er von österreichischer Kultur schwärmt, und wenn unter den mehr als fünfzig Millionen Einwohnern sich seit dem Jahre 1867 keiner gefunden hat, der mit der gleichen Überzeugung von der modernen, der österreichisch-ungarischen Kultur gesprochen hätte, so verrät sich, was die ganze Kulturlegende ist: Romantik.

Als Eroberer und Kolonisatoren waren die Deutschen vor mehr als tausend Jahren ins Land gekommen, und der Zusammenhang mit Deutschland frischte ständig ihre Kraft auf; naturgemäß konnten sie deshalb bis zuletzt die bevorzugten Stellungen in der Verwaltung wie im Wirtschaftsleben besetzt halten, und man muß es wohl auch fast naturgemäß nennen, daß sie dadurch schließlich manche Züge eines Mandschutums aufgedrückt erhielten. Österreich ist das Land der „privilegierten" Unternehmungen gewesen, des mit Zusicherungen und Schutzbriefen arbeitenden Unternehmertums, das dadurch an Tüchtigkeit verlor. Es ist, zusammenhängend damit, das Land der „persönlichen Beziehungen" und der Protektion gewesen; so sehr, daß vorne die Zeitungen über kein bürgerliches Wohlfahrtsunternehmen zu berichten hatten, das sich nicht eines „hohen Protektorats" versichert gehabt hätte, und hinten im Anzeigenteil schamlos Gesuche standen, in denen für Geld öffentlich Protektion gesucht wurde. Der illegitime Einfluß des Adels und der Nobel-Bourgeoisie auf die Führung der öffentlichen Angelegenheiten war unter diesen Umständen so groß, daß man Österreich trotz seines wilden Parlamentarismus einen feudal regierten Staat nennen mußte. Wie weit das ging, sieht man am besten an den kleinen Alltagsgebärden, wie daß man selbst zur Bezeichnung geistiger Vornehmheit mit Vorliebe das Wort nobel verwandte und daß die Kutscher ihre Kundschaft mit Euer Gnaden ansprachen, wozu alle Welt nicht nur lächelte, sondern worin sie eine feine Spezialität erblickte, ohne zu empfinden, daß sie Zeugin einer Prügelstrafe war. Das österreichische Antlitz lächelte, weil es keine Muskeln mehr im Gesicht hatte. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß dadurch etwas Vornehmes, Leises, Maßvolles, Skeptisches usw. usw. in die Wiener Sphäre kam; aber es war zu teuer erkauft. Wenn nichts vorläge als diese „Wiener Kultur" mit ihrem esprit de finesse, der immer mehr zum Feuilletonismus entgeistete, als diese Vornehmheit, die Kraft und Brutalität nicht mehr auseinanderzuhalten vermochte: so wäre das genug, um das Untertauchen in der deutschen Brause zu wünschen.

Aber worin besteht denn überhaupt Kultur? Man mengt da immer zwei recht verschiedene Begriffe ineinander: geistige Kultur und das, was man unter persönlicher versteht, die Lebensform, der gute Stil; theoretisch sollte die Lebenskultur freilich herausgewachsen auf der geistigen sitzen, in

Wirklichkeit kommen die beiden aber gewöhnlich getrennt vor. Zugegeben, daß von der persönlichen Form Österreich besonders viel hatte, so hatte es doch von der geistigen, der eigentlichen Kultur besonders wenig. Man vergleiche die Ausstattung der österreichischen Hochschulen mit der der deutschen, Zahl und Größe der Büchersammlungen, der öffentlichen Bildersammlungen, die Gelegenheiten, ausländische Kunst kennenzulernen, Zahl und Bedeutung der Revuen, Intensität und Umfang der öffentlichen Erörterung geistiger Fragen, den Gehalt der Bühnenleistungen, man denke an die Tatsache, daß fast alle österreichischen Bücher in Deutschland hergestellt werden, daran, daß fast alle österreichischen Dichter ihre Existenz deutschen Verlegern verdanken: und dann frage man, worin denn die Kultur eines Staats besteht, wenn nicht in diesen Leistungen?! Die Rede von der österreichischen Kultur, die auf dem Boden des nationalen Mischstaats stärker erblühen soll als anderswo, diese so oft beteuerte Mission der sancta Austria, war eine niemals bewahrheitete Theorie; daß sie hartnäckig im Gegensatz zur Wirklichkeit festgehalten wurde, war der Trost von Leuten, welche den Bäcker nicht bezahlen können und sich mit Märchen sättigen.

Damit diese Angriffe nicht am Ende dort treffen, wohin sie nicht zielen, sei noch einmal ausdrücklich gesagt: sie gelten dem Kulturwert des Staats und nicht dem der Einzelmenschen in Österreich. Selbst ihr Durchschnittstypus ist wertvoll. Das Leben ist da nicht so verbaut, man sieht den Himmel und hat Raum und Zeit. Man fühlt sich tiefer in diesem Land leben als im Reich. Und der Mensch hat, selbst in Wien noch, etwas vom Stifterschen Menschen in sich und mehr vom russischen als der deutsche. Es sind jedenfalls nicht die schlechtesten Deutschen jene Österreicher, die solche Gründe anführen, um vor dem Aufgehen im M. W. des Reichs zu warnen. Aber sie übersehen, daß das, was sie das Berlinertum nennen, nur eine Teilerscheinung der Weltentwicklung war; und schließlich war ja auch Österreich gar nicht der Staat, der aus höherer Einsicht bei der Postkutsche und dem Weimarer Bildungsideal stehen geblieben wäre, sondern es hatte genau so Eisenbahn und Journalistik eingeführt wie die übrige Welt, nur fuhr man mit beiden schlechter als anderswo. Und das hängt nicht von der Tüchtigkeit des einzelnen ab; sie war in Österreich jederzeit und ist groß, was schon der Anteil beweist, den Österreicher, auf deutschem Boden wirkend, der deutschen Kultur gegeben haben. Gerade um des wertvollen Österreichers willen muß die Legende von der österreichischen Kultur zerstört werden!

Die Kultur eines Staats entsteht nicht als Durchschnitt der Kultur und Kulturfähigkeit seiner Bewohner, sondern sie hängt von seiner gesellschaftlichen Struktur und mannigfachen Umständen ab. Sie besteht nicht

in der Produktion geistiger Werte von Staats wegen, sondern in der Schaffung von Einrichtungen, welche ihre Produktion durch den Einzelmenschen erleichtern und neuen geistigen Werten die Wirkungsmöglichkeit sichern. Das ist wohl fast alles, was ein Staat für die Kultur leisten kann; er hat ein kräftiger, williger Körper zu sein, der den Geist beherbergt. Kann man Deutschland, bildlich gesprochen, vorwerfen, daß es seit dem Aufschwung zu sehr seiner Körperlichkeit gefrönt habe, so läßt sich das durch einen Wechsel der Sinnesart gutmachen; Österreich aber müßte seinen Körper in allen Gewebsschichten wechseln, was viel schwerer ist. Aus diesem Grunde tut ihm das Aufgehen in Deutschland not und zwar sowohl dann, wenn morgen schon die aus dem Osten kommende Bewegung der Welt eine neue, die Grenzen brechende Gestalt geben sollte, wie dann, wenn im Westen die Beschränktheit von gestern noch einmal siegen sollte. In beiden Fällen werden ungeheure Aufgaben gestellt sein, die zur Lösung der zweckmäßigst zusammengefaßten Kraft bedürfen.

Intellektueller Chauvinismus

von J. P. Buß

Während des Kriegs war in Deutschland die öffentliche Meinung überwiegend von den Vorstellungen der politischen Tugendhaftigkeit des Deutschen und der Revanche- und Einkreisungspolitik des feindlichen Auslands beherrscht und zwar in solchem Grade, daß jetzt, wo die verbrecherische Mißwirtschaft des alten Systems offen zutage getreten ist, immer noch Befangenheit und Ahnungslosigkeit den politischen Sinn des deutschen Bürgers aller Stände umnachtet. Die „Politisierung" durch die Wahlagitation der Parteien ist nicht geeignet, hier irgendwelche Besserung zu schaffen.

Auf der anderen Seite hat eine kleine Gruppe deutscher Pazifisten während des Kriegs immer wieder versucht, die unverrückbaren Grundsätze übernationaler Gerechtigkeit und die klassischen Ziele einer überstaatlichen politischen und sozialen Völkergemeinschaft hochzuhalten. Ihr Kampf galt — anders als jener der Männer um Delbrück, die doch nur eine halbe Diagnose der nationalistischen Krankheit zu stellen vermochten — allen Erscheinungsformen der nationalistischen Verirrung der Völker. Und doch war mit einer tieferen Einstellung auch die Gefahr einseitiger Bekämpfung gerade des deutschen Nationalismus verbunden. (Ein psychologischer Grund für diese Zuspitzung ist vielleicht in der Unterdrückung

der pazifistischen Literatur zu suchen.) Man hat die ententistischen Jingos und Chauvinisten zu sehr geschont, man hat jedenfalls ihr machtvolles und gefährliches Auftreten nicht mit der gleichen Sorgfalt aufgedeckt wie das verhängnisvolle Wirken der deutschen Nationalisten. Wenn auch Präsident Wilson, der gläubige Bekenner einer pazifistischen Weltordnung, an der Spitze unserer Gegner stand, so blieben doch in ihrem Lager die alten Vertreter der „Blut- und Eisentheorie" in ihrer Position ungeschwächt. Wenn man als Deutscher die Pflicht hat, vor seiner eigenen Tür zu kehren, so hat man als deutscher Pazifist auch das Recht, die Unreinheiten des Auslands festzustellen. Und wenn es die unauslöschliche Schande tonangebender deutscher Intellektueller ist, den Wahnsinn der Kriegspolitik des alten Systems als ein „Gebot der Stunde" hingenommen und widerspruchslos geduldet zu haben, so ist die höchst bewußte geistige und künstlerische Kriegspropaganda der Franzosen und Italiener eine ebenso wenig zu vergebende Sünde vor Volk und Menschheit.

Jetzt, wo der deutsche Nationalismus zur Ohnmacht verdammt ist, ist auch der wenig berechtigte ideologisch-pazifistische Vorwurf der Unritterlichkeit gegenüber dem ausländischen Friedensfreund gänzlich hinfällig geworden und es ist am Platze, die geistige Fundierung des Kriegs im feindlichen Ausland zu studieren. Damit steht die Frage nach der tieferen und letzten Kriegsschuld in innigem Zusammenhang und es wäre sicher angemessener und ersprießlicher, wenn man von deutscher Seite aus bei der für die ganze Gesundung unseres politischen Lebens so bedeutsamen Erörterung des Themas der Schuld am Kriege mehr Augenmerk auf die geistige Vorbereitung der Kriegsbereitschaft in den verschiedenen Ländern richtete. Das Ergebnis einer solchen vergleichenden Untersuchung würde die Vertreter der deutschen Wissenschaft wenigstens von dem Verdacht freisprechen, daß sie bemüht seien, durch den fortwährenden Hinweis auf die tieferen Ursachen des Kriegs (Panslawismus, Einkreisung usw.) die deutsche Politik von ihrer unverkennbaren Schuld an den Geschehnissen, die unmittelbar zum Kriegsausbruch führten, frei zu sprechen.

An dieser Stelle sei mit wenigen Worten auf die geistigen Mächte hingewiesen, die im Italien des zwanzigsten Jahrhunderts den Nationalismus genährt haben. Es ist bekannt, wie hier die Überspannung der nationalen Idee durch die ersten geistigen Faktoren des Landes: Schule, Theater, Kunst, Literatur zur Vorbereitung jenes grotesk-irrsinnigen Chauvinismus des Tripolisabenteuers führte und wie jene um die Wende des Jahrhunderts entstandenen und die geistige Elite des Landes umfassenden Vereine und Parteien (wie „Lega nazionale", „Societa Dante Alighieri", „Associazione nazionalista") das Sammelbecken für die imperialistische Maßlosigkeit der Italiener bedeuteten. Dieser jungitalienische Imperialis-

mus kann nicht gerechtfertigt werden aus Gründen der Lebensnotwendigkeit der italienischen Nation, es fehlt ihm jede politische, soziale oder wirtschaftliche Basis. Ihn lockt jede am weltpolitischen Horizont auftauchende Möglichkeit der Expansion. Es ist ein Imperialismus, geboren aus der reinen Bewunderung der Macht und dem Respekt vor der künftigen Größe der „terza Roma". Hier liegt sein Berührungspunkt mit dem künstlerischen Ästhetentum des d'Annunzionismus und der jüngeren Freimaurer und Futuristen, die die „seelische Mobilmachung" des italienischen Volks organisierten.

Um ein objektives Bild dieses jungen geistigen Nationalismus der Italiener zu entwerfen, ist es geboten, neben den aufpeitschenden Haßgesängen d'Annunzios, die in den während des Kriegs veröffentlichten Schriften über das moderne Italien reichlich Beachtung gefunden haben, auch einmal den Seelenzustand der jüngeren Dichter- und Literatengeneration einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Denn sie, die Futuristen, die nationalistischen Dogmatiker und Epigonen des französischen Revanchenationalismus, die das Erbe d'Annunzios antraten und die, ohne dessen sprachliche Schönheit zu erreichen, in betriebsamem Wetteifer den Krieg gegen die Türken wie einige Jahre darauf den gegen die Mittelmächte geistig heraufbeschworen haben, die Scipio Sighele, Enrico Corradini, F. T. Marinetti, Paolo Arcari, Ferdinando Martini, Ricciotti Garibaldi sind von deutschen Beurteilern bisher kaum berücksichtigt worden. Hier kann nur das Typische und Wesentliche aus ihren Bekenntnissen gegeben werden. Im einzelnen zu zeigen, wie die nationalistische Geistesrichtung in den bewegten Zeiten europäischer Krisenstimmung es verstand, ihren abstrakten, überspannten, imperialistischen Vorstellungen die Leuchtkraft der Konkretheit zu verleihen, bleibt einer besonderen Darstellung vorbehalten.

Einen ragenden Beweis dafür, wie die nationalistische Theorie immer wieder im Mittelpunkt des gesamten gedanklichen Schaffens der Italiener stand, gibt der südtirolische Irredentist Scipio Sighele. In seinem Buche („Il Nazionalismo e i partiti politici") preist er die Prinzipien der „Associazione Nationalista", in der sich ein Denkmal des nationalen Gewissens verkörpere, „eine Rückkehr zu vergessenen Prinzipien und in diesem Sinne eine Wiedergeburt des Patriotismus." Der Krieg sei die Grundbedingung der Nation und aus solcher Erkenntnis sehe die nationalistische Doktrin in der Konzeption des Kriegs eines ihrer Grundprinzipien. Die tiefste und letzte Bestimmung der nationalen Idee, die universale Kulturgemeinschaft, erkennt Sighele nicht an, weil die Pflichten gegenüber der Menschheit nur unbestimmt und negativ sein könnten, weil nur „der Krieg Steigerer der Mannestugend sei in einer Art, wie es

der Frieden nie vermöge." Die völlige Abgestumpftheit gegenüber dem Ideal der Humanität erreicht den Gipfel der Kulturlosigkeit in dem Bekenntnis: „Wir verherrlichen den Krieg nicht als einen blinden Geist der Gewalt, nicht als eine Wollust der Zerstörung: wir verherrlichen ihn, um die Zivilisation zu erhöhen und zu erhalten, die wir darstellen." So gefühlswidrig und farblos diese Terminologie des Nationalismus ist, so schief konstruiert sind die Argumente, die Sighele für die Begründung des Imperialismus und für die Rechtfertigung einer italienischen Eroberungspolitik heranzieht. Die Angst vor internationaler Bedeutungslosigkeit löst in völliger Verkennung der Lage Italiens den Schrei nach Weltmacht aus. Unbeachtet bleibt der Grundsatz jeder echten Staatspolitik, der lautet, daß der Staat in seiner inneren und äußeren Entwicklung dem politischen Reifegrad seines Volkes auf das genaueste zu folgen habe, und der, auf Italien angewendet, ergibt, daß hier alle realpolitischen Voraussetzungen für eine Weltpolitik fehlen.

Von nicht geringerer Wirksamkeit als Sigheles Auftreten blieb die weitgespannte nationalistische Propaganda, die Enrico Corradini seit den Tagen des tripolitanischen Feldzuges entfaltete. In zahlreichen Publikationen rief er das italienische Volk, als den ausgebeuteten Völkertypus, zur nationalen Ermannung auf, um es mit Hilfe eines siegreichen Kriegs zum weltpolitischen Führervolk zu erheben. Er bekämpfte dabei aufs heftigste den sozialistischen Gedanken der internationalen Rechtsgleichheit als den tötenden Bazillus aller nationalen Energie. Nationalismus ist ihm die Schaffung eines starken Heerwesens, die zweite Stufe: der Imperialismus ist der Kampf und der Sieg: „Der allgemeine Streik ist das Prinzip der syndikalistischen Gesellschaft, der siegreiche Krieg das der imperialistischen Nation."

Die maßlose und mit den Erfolgen in keinem Verhältnis stehende Begeisterung, die der Tripoliskrieg in ganz Italien auslöste, hat den Schriften Corradinis Volkstümlichkeit und Bewunderung verschafft. Mit den tönenden Hymnen auf Italiens beginnende Größe und Macht fand er den gleichen frenetischen Beifall wie zur selben Zeit d'Annunzio mit seinem politischen Drama „La Nave" und später zu Beginn des Weltkriegs Anny Vivanti, der Verfasser jenes ekelhaften Schauspiels „Invasore", dessen Handlung sich in Schändungen belgischer Frauen durch deutsche Soldaten erschöpft. In keiner mir bekannten alldeutschen Friedens- oder Kriegsschrift lebt jener emphatische Wille zur Macht und jene Vergötterung der eigenen Berufung stärker als in den folgenden Schlußworten aus Corradinis Buch über den Tripoliskrieg (E. Corradini, „La conquista di Tripoli", Mailand 1912): „Aus dieser disziplinierten Waffenmacht der Regimenter und der Panzerkreuzer blüht der Sieg, blühen die

Millionen Söhne italienischen Blutes, die jenen Teil Afrikas bevölkern werden, blüht die italienische Weltmacht um das Mittelmeer empor, blüht, wie die Morgenröte, die aus der Nacht hervorbricht, die italienische Kultur über die Welt."

Diese tendenziös nationalistische Dogmatik hat die Wirkung einer fortschreitenden Zersetzung des italienischen Volksgewissens gehabt, sie hat in der Züchtung des militärischen Geistes getreu dem verhaßten deutschen Vorbild genügend Gewähr für die politische Machtstellung einer Nation zu finden geglaubt. Ähnlich haben damals V. Pagano, Riccioti Garibaldi, Oriani, Paolo Arcari und Cimbalo im Anschluß an den Tripoliskrieg teils die kulturelle und geistige Überlegenheit der italienischen Rasse verkündet und daraus die Berechtigung einer italienischen Weltherrschaft abgeleitet, teils jenseits der Grenze jedes Sittengesetzes stehend, die gemeinsten Instinkte der Massen wachgerufen, um einen europäischen Krieg zu entzünden, den sie „nicht nur als unvergleichliche Wohltat für Europa, sondern auch für die ganze Menschheit" priesen. Die hohle Theatralik und die moralische Ungebundenheit dieses geistigen Italienertums trat immer unverhüllter zutage. Man geriet in Verzückungen angesichts der „Vitalität des neuen germanischen Imperiums, dem Hegel die Krone des Gedankens, Bismarck die der Macht gereicht hatte", um dem Volke ein Vorbild seiner eigenen Zukunft zu zeigen, und andererseits führte man stets das Ideal der Freiheit Europas im Schild, das dieser „teutonische Größenwahn" bedrohe. Hinter all dem verbarg sich — wie das von mutigen Publizisten (zum Beispiel des „Avanti") deutlich gesagt wurde — nur das Interesse einer großitalienischen Gewaltpolitik.

Schon durch d'Annunzio, der erst die Massen für sich gewann, als er seine künstlerische Individualität aktuell-politischen Tendenzen unterordnete, als er den Helden seines Dramas „La Nave" die politische Parole verkünden ließ: „Die ganze Adria sei der Veneter Vaterland" und in dionysischer Verklärung die wiedergewonnene Weltherrschaft Roms feierte, kennen wir jene widerwärtige Mischung ästhetischer Werte und chauvinistischer Tagespolitik. Die bezaubernde Macht seiner Sprache ließ gerade aus der Asche des römischen Imperiums den Phönix neuitalienischer Größe emporsteigen. Anders die jüngere Generation der Futuristen. Ihr künstlerischer Revolutionismus geht Hand in Hand mit einem nationalpolitischen Radikalismus, der besagt, das moderne Italien könne nur dann zur Weltherrschaft gelangen, wenn es alle Erinnerung an die Vergangenheit abstreife und seine Zukunft durch den nationalen Krieg gestalte. F. T. Marinetti, der wesentlichste Vertreter der italienischen Futuristen, hat in seiner Broschüre: „Futurista Guerra sola igiene del mondo" (Mailand 1915) Richtunggebendes für die politische Stellung

dieser geistigen Bewegung festgelegt. Wenige Stilproben genügen, um das politische Aktionsprogramm der Futuristen zu kennzeichnen. In seiner bereits erwähnten Schrift sagt Marinetti: „Mit Millionen von Manifesten, Bänden und Werken in allen Sprachen, mit zahllosen Faustschlägen und Ohrfeigen, mit mehr als achthundert Konferenzen haben wir in der ganzen Welt und besonders in Europa die Vorherrschaft des italienischen Schöpfer- und Erneuerungsgeistes über das Genie der anderen Rassen gezeigt ... So haben wir den Ruhm verdient, die italienische Kunst über die Weltkunst zu stellen, die wir überholt und hinter uns gelassen haben ... Wir Futuristen verherrlichen seit mehr als zwei Jahren ... die Liebe zur Gefahr und zur Heftigkeit, die Vaterlandsliebe und den Krieg, den Krieg als die einzige Hygiene der Welt. Wir sind glücklich, endlich die große futuristische Stunde Italiens zu erleben . . Stolz in dem Gefühl, daß der kriegerische Geist des ganzen Landes dem unseren gleich ist, rufen wir die italienische Regierung an, die endlich futuristisch geworden ist, alle nationalen Ambitionen zu vergrößern, die dummen Anklagen von Piraterie zu verachten und die Geburt des Panitalianismus zu proklamieren ... Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker, Futuristen Italiens! Solange der Krieg dauert, lassen wir beiseite die Verse, die Pinsel, die Meißel und die Orchester! ... Nichts können wir heute bewundern als die furchtbare Symphonie der Schrapnells und die närrischen Skulpturen, die unsere inspirierte Artillerie in den feindlichen Massen bildet."

Neben dem Haß gegen Österreich, dem „stärksten italienischen Haß des zwanzigsten Jahrhunderts", nährten die Futuristen die „unvergängliche Antipathie, die alle anderen Rassen von der unverdaulichen deutschen Rasse scheidet". In Verbindung mit dem zu Beginn des Weltkrieges einsetzenden Pressefeldzug gegen die deutsche Welthegemonie war diese der Masse des Volkes doch fremdbleibende Sprache der Futuristen nicht wirkungslos. Als die öffentliche Meinung in wachsendem Maße durch die nationalistische Presse von der Notwendigkeit der Kriegserklärung an Deutschland überzeugt war, schrieb Marinetti: „Das, was man ausmerzen muß, ist der teutonische Passatismus (Vergangenheitskult), der aus unintelligentem Herdentum, aus pedantischer und professoraler Stumpfsinnigkeit, aus Kulturbesessenheit und Plagiatentum, aus bäuerlichem Ehrgeiz, systematischer Spionage und polizeihafter Dummheit geschaffen ist." Die tiefste Ursache des Deutschenhasses liegt für den Künstler Marinetti in dem Antagonismus des reichsdeutschen und des italienischen Kulturtypus. So wenig man zu dieser unpolitischen, gefühlsmäßigen Einstellung sagen mag, so verwerflich bleibt jedenfalls die politische Ausschlachtung dieser Auffassung zu agitatorischen Zwecken. Der Deutschenhaß der Ita-

liener ist nichts als das künstliche Produkt eines systematisch betriebenen Volksbetrugs, den die Intellektuellen und Literaten gefördert haben. Alles, was von deutscher Seite aus geeignet war, dieser Kriegshetze Vorschub zu leisten (belgische Neutralitätsverletzung, Chamberlains anmaßende Schriften, die alldeutschen Eroberungsziele und anderes), vermag die Intellektuellen Italiens nicht von ihrer schweren Mitschuld an jener maßlosen und kulturwidrigen politischen Mache zu entlasten. Unter diesem Nationalismus, den wir von Grund aus vertilgen müssen, wann und wo auch immer er emporwuchere, verkümmert die Menschheit.

Eines bleibt freilich festzustellen: Der deutsche Nationalismus, der jetzt verschüttet ist, mußte in seiner Wirkung noch gefährlicher und abstoßender sein, weil er sich geharnischter und realpolitischer gebärdete und materiell nur auf dem Un-Recht der Gewalt gegründet war, während der italienische — wie der französische — in seiner Auswirkung oft an Gefühlsmomente pochte (Befreiung der unerlösten Brüder) und, abgesehen von seinen extremen Erscheinungsformen, bislang doch Sinn gehabt hat für die Rechte anderer Völker und Achtung vor Geist und Kultur fremder Nationen.*

Des Dichters Erleben

von Lou Andreas-Salomé

Man weiß, daß Kinder von Phantasie, und sogar solche, denen man sie kaum zutraut, sich Romane ihrer Herkunft auszumalen lieben, worin sie an Kindes Statt untergeschoben oder zum mindesten erlauchterer Abstammung sein wollen als ihren Eltern anzumerken ist. Auf wie mancherlei derartige Phantasien auch zurückgehen mögen, im Grunde empfingen sie alle den Anstoß durch eins: durch erstes Enttäuschtsein am Unbegrenzten der Zusammengehörigkeit mit der Umwelt, die das Kind ja — auch nach Verlassen des Leibes, der es gebar, — gewissermaßen noch mit sich selbst verwechselt, gegen die es sich noch nicht vollständig abgrenzt. Nur daß dies Enttäuschtsein nicht lediglich das Gemüthafte dran betrifft, wie denn überhaupt die Kleinsten ihrer Zustände weniger sentimental spezialisiert innewerden, als in der späteren Gewohnheit sich der Außenwelt auf den Überbrückungen bewußter Gefühle wieder-

* Vergleiche dazu insbesondere das Buch des Universitätsprofessors P. Saoj-Lopez: „Per l'expansione della cultura italiana", Mailand 1916.

geeinigt zu sehen. Das Enttäuschende, aus dem Urkontakt Hinausdrängende, gilt deshalb dem Gesamteindruck überhaupt, indem schon allererste Erziehung dazu zwang, sich ihm nur unter Auswahl hinzugeben, ihm das praktisch Wichtigere zu entnehmen, um im übrigen sich, je länger desto mehr, interesselos oder ablehnend verhalten zu können. Irgendwann einmal konnte an jeglicher Wahrnehmung, die wir zuerst machten, uns in glühender Fülle ein werdendes Weltall aufgehn, weil unverkürzt offen wir uns ihm entgegenhielten; hinterher ist unsere Aufmerksamkeit genügend ordentlich auf das Schema der gültigen Daseinspraxis gedrillt, um ein Wirksamwerden ganz andrer als der entsprechenden Eindrücke schon zu Überraschungen zu stempeln. Nur kurz also leben wir Menschengeschöpfe im Urmütterlichen wie in uns umschließendem All-leibe, darin Innen- und Außengeschehen sich noch gleichsam ungeschieden vollzieht (wie innerhalb einer Vorperiode des „Matriarchats", ehe das alles tragende Blutband geistiger vermitteltem Sonderbündnis weicht). Die berühmte Einheit, worauf philosophische Ästhetik so gewichtig zu fußen pflegte, als der Voraussetzung für Schönheit und Schaffen, ergibt sich als Nachwirkung jener Noch-einheit des allverknüpften Geschöpfs, jener simpelsten und ungeheuersten Tatsache, daß es nichts gibt, dem wir nicht eingeboren wären und es blieben lebenslang, wie persönlich es uns auch in Vergessenheit gesunken sein möge. Ist es doch dies, was uns anblickt aus dem Auge der Kreatur oder bewegt beim Anblick der Pflanze, was in allem webt, wovon wir „schön" sagen oder „liebeweckend" oder „fromm", und ist doch keiner Kunst Werk, keines Gottes Dienst, keiner Seele Innigkeit über die Erde gegangen, ohne von dorther ausgesandt worden zu sein. Wer unter uns aber am stärksten, rückhaltlosesten, aufrichtigsten draus lebt, so daß jede Steigerung seines bewußten Lebens ihm nur um so tieferer Antrieb wird, sich zurückzuneigen zu dem Urgrund des Anfänglichsten, Kindhaftesten, der heißt uns Schöpfer, Schaffender, weil er damit einen neuen Weg gangbar macht in die Existenz hinein, richtiger: den ältesten, zu allererst ins Dasein beschrittenen erneut, indem er Geist entlang des Weges schickt, — vorüber an allem, worin, seither, unser Selbst und die Welt draußen sich als ein Gegenüber aufgebaut haben, einander bedürftig und doch auch einander verbauend. Wohl wird jetzt mit Recht betont: eigentlich werde „schaffend" nur Bahn gebrochen gehinderten Wünschen und Begehrungen, — solchen, die sich im praktischen Dasein nicht durchzusetzen wußten und nun phantastisch ans Ziel kommen. Doch muß ebenso betont werden, daß es sich dabei nicht um Wünsche im üblichen Wortsinn handle, — nicht um das, was in uns personell bewußt ihrer Befriedigung zustrebt. Denn an jedem Punkt, wo dergleichen in den Schaffensvorgang sich einmischt, — und gewiß mag solche toten Punkte

auch das lebendigste Menschenwerk noch aufweisen, — entsinkt das Geschaffene seiner Unbegreiflichkeit für den Verstand, mechanisiert sich unserm Auge, analysierbar geworden und verräterisch hinsichtlich der Einzelperson, die es schuf. Statt dessen sieht diese sich gerade ihrer Vereinzelung im lebendigen Gelingen enthoben, — zurückgenommen hinter das Persönliche ihrer Strebungen, als sei das von ihr Gestaltete ebensowenig von bloß subjektiver Geltung wie von realer im groben Außensinn, sondern in seinem Sinn erfüllt noch von dem beiden Gemeinsamen, als einem noch in sich ungeschiedenen Ganzen; ja als kehre ihm damit wieder die Elementarität, Einfachheit, die nur vergleichbar bleibt dem triebhaft Primitivsten, wovon mögliche Beobachtung erst auszugehn vermag und das ihr dahinter ins Dunkel körperlichen Geschehens verläuft. Das ist es auch, was dem Werk des Genius gegenüber die Mitmenschen zu Dank hinreißt und zum Lobpreisen: indem es auch in ihnen auferstehen macht das früh Entsunkene, das über ihrer Kindheit noch wie Traum ruhte, und zu dem sie nun, an seiner werkhaften Wirklichkeit, sich heimfinden. Denn nicht, daß es einem Werk gelingt, uns suggestiv zu bezwingen, kennzeichnet sein Wesentliches, — erst daß es dieser Suggestion Macht gibt, als ständen wir, jeder für sich in seinem letzten Einsamsein, davor als der Schöpfer selber: „lebt es nicht mir? von mir? durch mich?"— und diesen überzeugenden Tatbestand doch nur erfassend vermittelst des Entzückens am Bruderwerk, am Werk des Andern. Während diejenigen uns sonst gemeinsamen Züge, die, allen bewußt und bekannt, bis in des Daseins Oberfläche hinauf sich gleichartig ausprägen, ihre einzelnen Egoismen dadurch um so schärfer gegeneinander kehren, erscheint hier das Gegensätzlichste noch als identisches Ereignis: sich geborgen zu fühlen im Herzensgeheimsten, und aufgerissen zu jeder Brüderlichkeit und durch sie. (Russische Bauern, deren einer unter ihnen zu berühmtem Liederdichter geworden war, sagten es mir einmal am schönsten mit den Worten: „Nicht seine Lieder sind es ja, Mütterchen, wisse, — unsere sind es, aber nur ihm gab Gott, daß sie ihm einfallen; nun, so ist er es denn, der sie hersagt, und gern tun wir ihm dafür Feldarbeit.")

Daß solches Mitschaffen um ein Werk kreist als sein Blutstrom, macht sein Außenleben möglich, hindert es, draus zurückzusinken in Leichnamsbestandteile, in ein Nichts von Asche und Staub, denn nur eng ist menschliches Begreifen von „Realität", nur so können wir es als „real" miteinbegreifen. Sterblich schon infolge einer falschen Berührung oder Abänderung, stirbt es uns jäher als irgend etwas auf Erden; selbstherrlicher auch als irgend was sonst, ersteht es vom Tode unter dem leisesten Anhauch verwandten Lebens, wie es an dem seines Schöpfers erstand. Im Schaffenden selber schwingt diese Existenz von Pol zu Pol, zwischen Tod

und Leben, sich nur am weitesten aus. Er seinerseits geht ja nicht, von der üblichen Menschengemeinsamkeit, in das gelegentliche festlichere Erleben einer Allgemeinsamkeit in vorhandenem Werkgebilde; er hat, schaffend herausgehoben dort, und in jedem Augenblick des Unvermögens, preisgegeben auch hier, eigentlichen Aufenthalt entweder im Seligsein des Schaffens oder in der Verzweiflung des Nichtschaffens. Ein Zustand, vom Bürger leicht belächelt, und doch seinem Jammer nach unvergleichbar noch mit dessen größtem: insofern auch die größte Glücksschwankung uns — eben als „uns", — dennoch die Stelle läßt, auf der wir, ob auch als Verarmte, fußen dürfen, oder aber uns überhaupt vernichtet. Wogegen hier von eben den fallengelassenen Sicherungen des Selbst das Gelingen abhing, und, mißlang es, den Menschen aufhängt über bodenloser Leere. In dieser gespenstigsten aller Verlassenheiten — der von sich selber — erfährt er sich verworfen durch das, was er als Mensch vertrat: erfährt seine Qual unter der Betonung einer Schuld. Das ganze Nichtharmlose an der Psychologie des Schaffenden deckt sich auf an der verfehlten Schöpfung, der Nebenbuhlerschaft Gottes ohne Sieg, die dem Teufel und der Hölle überantworten, da der Kreis des „Menschlichen" überschritten erscheint. Zwar werden von Nichtbeteiligten diese selbstquälerischen Vorwürfe des Unvermögens gleichfalls leichter genommen als sonstige Gewissensängste, aber dennoch sind diese die angstvollsten, — als enthielten sie auf das kondensierteste noch alle frühern, neu daran aufgelebt, mit: langverwundene Erinnerungen, langsam abgewälzten Druck: wie ja auch das schöpferische Glück sich als umfaßliche Totalität anfühlt, ungebrochen alles enthaltend. Derjenige, der nicht mitten hineintraf in dies Glück einer Einkehr in Uranfängliches, ins Erstparadiesische, wo noch ohne Wertunterscheidungen alles erlaubt und alles unser war und das Lamm beim Löwen ruhte, — der gerät ins zunächst gelegene Dunkel, die Stätte der Austreibung aus dem Paradies, der Entwertungen und Anschwärzungen; und er steht ihnen ebenso hilflos gegenüber wie seinerzeit als das Kind, ehe es dem Urteil der Erwachsenen Eigengewordenes entgegenzuhalten hat. Weil dies kleine Kind und der Schaffende allein es sind, die einander dort begegnen, darum stößt man in Bekenntnissen solcher Art so häufig auf älteste, vergessenste Kinderschmerzen, und das an ihnen kindisch zäh Überlebende weitet sich irgendwo in eine Tiefe des Mythischen durch diesen Zusammenhang von unterstem Beginn und oberstem Abschluß menschlichen Bewußtseins. In der Tat: was an jenen frühen Erfahrungen beinahe ununterschieden leiblicher Vollzug blieb, findet sich im Schaffensvorgang nur wiedererfaßt und wiederholt zu geistigem Erlebnis; die ganze Gier und Glut beisammenhaltend, die sonst allmählich am Zweckhaften aufgeteilt wird; die ganze Daseinsverliebtheit und erste Lebensumarmung des Geschöpfes nach wie

vor allem bewahrend, anstatt daß sie in den von Mensch zu Mensch abgegrenzten Beziehungen der Erotik allein draufginge. So erweist sich als ein Vorakt alles Schöpferischen dieser negative: gleichsam ein aus dem Leiblichen Enthülsen des fruchtbaren Kerns zu neuer Leibwerdung im Geiste. Vielleicht wohl deshalb macht sich bei ermattendem Zustande ein Abgleiten ins Infantile und materiell Gerichtete bemerkbar und pflegt, ebenfalls deshalb, oft nicht naiv genug genossen zu werden: denn es sind die alten, einstmals zu Recht bestehenden Verpönungen und Vermahnungen, die dran miterwachen, und aus dem, was nunmehr voll erholender, heilender Bedeutung sein könnte, nichts herausfühlen lassen als das Demütigende, Unrechtmäßige, Perverse, — alles das Werk Pervertierende gewissermaßen.*

Dies Einkehren in Ehemaliges, dies Wiederaufgreifen grundlegender Eindrücke, was im Zustand der Ermattung so hilflos überwältigt, das macht auch das Wonneartige am Schaffensvorgang selber aus. Das Gefühl einer unaussprechlichen Vorhandenheit dessen, worauf die Konzeption geht, eines Wirklichseins im alles besiegenden Sinn grade am Fiktivsten, mag erst daran sich ermöglichen, — mag bewußt werden als ein Offenbartbekommen, als ein Aufdecken, Entdecken, mehr wie als ein Erfinden. Von daher dann auch das blitzgleiche Allesbeieinanderhaben noch vor der Ausführung, die unerhört selige Besitzessicherheit, die durch nichts mehr zu steigern, noch zu ergänzen ist; oftmals schon vorweg angekündigt von einer starken Freude**: einzig denkbarem Herold

---

* Auch alle mögliche erotische Perversion sucht an diesem Punkt ermattender Phantasie ihre Anknüpfung, und auch an ihr tut — nur zur Unzeit und dadurch entstellt — infantiler Sinn des Geschlechts sich auf. Das Kapitel der Perversionen ist ja, — es sei denn für den Moralisten ordentlichsten Schlages, — weit eher zum Lachen reizend als zum Widerspruch: ganz und gar nicht drollig aber erscheint es plötzlich dem, der seine verhängnisvollen Bezogenheiten zur Psychologie des Schaffens ahnte oder erfuhr. Doch ist das ein Thema für sich, an das sich nicht rühren ließe ohne volles Eingehen auf die grundlegenden Forschungen Freuds und auf seine Psychoanalyse, die grade hinsichtlich ihrer Stellungnahme zum Dichterischen und Künstlerischen vielfach ganz falsch aufgefaßt wird. Mich in Kürze darüber verbreiten kann ich hier jedoch um so weniger, als auch in diesen Blättern ein Artikel erschien (von C. L. Schleich, „Zucht"), der in seinen Bemerkungen über Freud von erstaunlicher Mißverständlichkeit ist.

** Eine Freude, die auch diejenigen überkommt, deren Organisation ihnen die Werkausführung qualvoll erscheinen läßt, als etwas, dem man zu entgehen, das man hinzuzögern strebt. Solche Furcht vor der Anstrengung oder vor den sie durchkreuzenden Störungen kann sogar mit der Stärke der Empfängnisfreude zunehmen: denn je energischer diese sich durchsetzt, desto vergewaltigender tut sie es der Person, den personellen Bedürfnissen, Einwänden, Schwächen, gegenüber. So sehr ist hier tatsächlich beides zu unterscheiden: nicht bloß in dem Sinn, daß ein mächtigerer Antrieb

für so Vollkommenes. Insofern könnte man eher noch sagen: aus Wunscherfüllungen eilt sie uns entgegen, – als: die Werke ihrerseits dienten gehemmten Wünschen zur Erfüllung. Denn woran das Werk sich formt, das ist bereits dieser Inhalt selbst und nicht ein zweites daneben: Sehnsucht bereits Vollzug, Beschaulichkeit Aktion, Verträumtestes und Wachstes als eins darin, – durchaus unsinnig eins für unsere gewohnte Ausdrucksweise, die ihnen „Nam' und Art" erst zuweist, nachdem sie sich von ihrem Erlebnisgrunde längst zu einem Mehrfachen getrennt haben. Dergleichen seelischen Grenzzustände lassen sich infolgedessen nicht sachgemäß, nicht wahrheitsgetreu schildern, ohne daß ihnen was von Transzendenz anfliegt, – veranlaßt dadurch, daß kein Standpunkt üblicher Beurteilung sich davon behaupten läßt. Denn vom schaffenden Menschen ließe sich ebensowohl aussagen: alles beziehe er auf sich selber, größenwahnsinnig sich überhebend zum Weltmittelpunkt, – als auch: hingegeben löse er sich in das zu Schaffende, demutvoll und ohne von sich zu wissen, mit einer Strenge der Sachlichkeit, die nicht weniger weit über jede gewöhnliche hinwegreicht wie sein Subjektivismus. Wo menschliche Habgier nach einem Ding zu greifen pflegt, da hält er in selbstloser Sammlung davor still; wiederum wo partnerische Wärme für Menschliches sich einsetzt, da setzt oft sein Egoismus werkbesessen sich darüber hinaus. An solchem Umtausch der Betonungen, solcher Kreuzung von Trieb- und Geistesrichtung, ist er am kenntlichsten: an sehr Ähnlichem also, wie es auch das geistig Krankhafte kennzeichnet, die an brüchigen Stellen erfolgende Trieb-Invasion in unserm Bewußtsbezirk. Neben dem Normalfall der gegenseitig einigermaßen respektierten Grenzen beider, neben dem pathologischen Rückfall in das noch infantil Unbeherrschte zu Störung und Zerstörung des inzwischen Organisierten, steht dieser dritte Fall, der Glücksfall, der Tiefgelegenes hochschnellen läßt zu fruchtbarer Verbindung, zu überraschender Neugeburt. In dem Wagnis, der zweiten Möglichkeit nicht allzu vorsichtig auszuweichen, im Sich-Riskieren, liegt vielleicht wie in nichts anderem das Wesen aller Genialität beschlossen, als einer über

---

einen geringern überrennt, sondern im Durchbruch uns unbewußt gebliebener Kräfte in die Gesamtheit unserer gewohnten Triebrangordnung, die nun plötzlich nicht mehr gilt. (Weniges gemahnt so deutlich an die notgedrungenen Verlagerungen und Bedrängungen von Leibesorganen unter dem Einfluß der zwischen ihnen auf einmal schmarotzenden Kindesfrucht; mögen müde und gequält die eignen Körperzustände sich dawider kehren, so wehren sie dennoch nicht dem jauchzenden und brutalen Drang, womit das Wachstum des Kindes im Muttergefühl sich kenntlich macht.) Nach vollendetem Werk kann die Person als solche es im höchsten Grade erleichternd und befriedigend empfinden, vom Werkzwang gelöst zu sein, an „Beliebiges" denken, sich in allen Interessen des Lebens „frei" ergehen zu dürfen, und doch, dicht daneben, die entsetzliche Leere des Beraubtseins in sich fühlen wie ein Grab.)

das Menschlichbegrenzte hinausgreifenden letzten Kühnheit. Wer wollte feststellen, wieviel von solchem Wesen noch in Neurosen und Psychosen ins Leere verpufft, an deren Konflikten vergeuderisch explodierend, noch in Abgründen des Wahnsinns sich bergend ohne Ausweg, ohne Verständigungsruf bis zu uns hinauf; wer will ahnen, wieviel auf dem Untergrunde der größten Werke vielleicht nur um ein Geringes bewahrt blieb vor Sturz in die Untiefen, in die der Mensch den Menschen nicht zu begleiten vermag und aus denen ihm doch sein Kostbarstes ebenfalls allein emporgeholt wird. „Zuweilen wenn — — — alle Form flüssig wird und ins Ewige jede Grenze sich verliert, spüre ich: ich bin dem Wesentlichen nahe. Doch ein Gedanke kommt dann dunkel in meine Klarheit und verschleiert mich: ich bin zugleich an der Wasserscheide menschlicher Zerrüttung angelangt. Von dem Gipfel im Nichts strömen nach beiden Seiten die rauschenden Gewässer ab. Nach Sonnenaufgang liegen die erhabenen, ruhigen Flächen höheren Menschentums in strahlendem Licht. Nach Sonnenuntergang dehnen sich die chaotischen Abgründe des namenlosen Seins in Finsternis." Und die Seele wird gepackt vom Verlangen nach der „Ruhe der Taltage", nach Menschen und Ereignissen der Ebenen, dem „Balladengeruch des äußeren Lebens", obschon sie sich eingesteht: „ich trete nur aus Angst in eure Häuser hinein. Wenn ich stark bin, bleibe ich allein." „Ab und zu ertappe ich mich auf einer Gebärde, die wie ein Aufstehen ist, ein Tordurchstoßen, ein Aufgang schöpferischen Lichts — —" „Bis wieder eine Sekunde in mein Leben kommt, in der — — das innerlich vorbereitete Erlebnis der Gnade sich erfüllt." Darauf wartend, beharrt in allem Schwanken der Glauben, „daß ich weit entfernt von meiner zufälligen Gestalt auf einem Sockel sitze, gläsern und klar, in himmlischer Einsamkeit, von göttlicher Güte taufrisch das Haar behaucht."

Ich entnehme all diese Zitate einem Buch, wovon nun erst zum Abschluß die Rede geht, trotzdem ich die ganze Zeit, sozusagen, dran entlang geredet habe, denn aus ihm formten sich mir meine eignen Äußerungen. Die im Verlag S. Fischer grade erscheinenden: „Erlebnisse aus Freiheit und Gefangenschaft" von Hermann von Boetticher bedürfen an dieser Stelle keines Eingehens, sie sollen mir auch weiter nur helfen, mein Thema zum Ende zu führen. Die Außenerlebnisse, — vor Kriegsausbruch in Amerika, dann im französischen Internierungslager, schließlich in der Schweiz, — drängen auch fast von Beginn an, sie auf die innerlichste Weise zu verstehen, drängen sich unwillkürlich dazu heran, mit Gleichniskraft, unbeschadet der lebendigen Dramatik ihrer Schilderung. Gefangen- und Erlöstsein in sich selber, das Auf und Ab in Höhen und Tiefen, geht hindurch als die wesentliche Erzählung, — angeschaut noch unter

dem Bilde der Grashalme auf dem Dach gegenüber der Fensterluke im Fort, wie ein Erleben abgehoben am Kosmischen: „Eines ist größer als alle; der Wind kann es voller fassen; es biegt sich immer tief bis zur Wurzel hinab, macht eine Bewegung weit in den Nachthimmel zurück und scheint gefüllt von lebensegnendem Schmerz." Während des Aufenthalts in der Internierungsbaracke kommt es zur Entladung an einem Werk, dann wiederholt sich dem Schweizer Austauschgefangenen seelisch das nämliche wie zwischen „Drahtzaun und Bajonett": „ich schwinge gefährlich hin und her; ich sause herab und steige hoch, losgelassen und wieder fest umspannt." In gastlichem Hause neue Schöpfertage, beeinträchtigt durch die frisch erwachende Weltlust, der „Leichtlächelei" des Lebens: sehr künstlerisch faßt sich das, statt langatmiger Erfahrungen, zusammen in der Wirkung einer weiblichen Bronzefigur auf dem Schreibtisch: „eine hinreißend zurückgeneigte Frau lächelt mich mit geheimer Verheißung an. — — — Manchmal greife ich noch zu barbarischen Mitteln, sie zu verjagen, — — — schlage, gegen ihre lächelnde Regierung aufgebracht, mit der Hand auf den Tisch, daß das Tintenfaß springt, gebe aber schließlich mit leichtem Schrei nach, wenn mein Wille vor dem Gefühle ihres adligeren Lebens zusammenbricht." Ein drittes wird über beidem siegreich: Menschenliebe, doch im Mitleidssinn, — einer Sterbenden Ruf: „und eines Morgens flackert meine Gestaltungskraft mitsamt der kühl erstarrenden Bronze im Schrei einer lebendigen Seele auf." Aber: „ich konnte ihr nicht sagen, daß ich ihretwegen eine Arbeit zerbrochen hatte und deshalb nur ein Halblebender war, denn das hätte sie nicht verstanden," — und wohl auch das nicht: wie bald um ihren Tod „die Trauer mit tieferer Trauer erstickt" sein werde um deswillen, und der Weg, von ihr hinweg, weitergeht ins Ungewisse, über dem „dunkle große Vögel in sternenbeglänzte Fernen fliegen". Ich komme aber auf diese Endepisode des Buches wegen ihrer Bedeutsamkeit für den Umkipp schöpferischer Stimmung. Im Schwanken zwischen Gelingen und Mißlingen nämlich kann es ihr oftmals geschehn, Rettung zu suchen im Opfern dessen, was sie weltfroh genießerisch aufhielt oder ablenkte: den Gegensatz selber von Genießendem und Entsagendem fälschlich zum Ausschlaggebenden, Eigentlichen zu machen; vielleicht großenteils nur durch den Umstand, daß man ihn eher unter Willensanspannung schlichten zu können glaubt, daß Betätigungen eher möglich erscheinen als angesichts der „Stunde der Gnade oder der Ungnade." So verschiebt sich damit etwas ins Ethische, unvermerkt und als eine Art von Erleichterung, denn irgendwann könnte man der auferlegten Schwere gewachsen sein: „Einmal ist ein Mann da, mager, hohläugig, klein. Er geht mit tiefen Atemzügen, aber schwachen Knien über die Rücken der Berge hin. — — Er spricht:

‚Verkaufe alles, was du hast, und folge mir nach.' Aber ich kann noch nicht. Einmal sprach auf einem Friedhof eine Gestalt so zu mir, — — — als ich aber nach ihr greifen wollte, war es nur ein schattenhafter Mensch, gemischt aus Mitleiden und einem armseligen Kleid. Ein zweitesmal sprach diese Worte zu mir eine Gestalt, die schwebte in mattem Glanz über dem stillen Teich im Zentralpark von Neuyork, — als ich aber nach ihr griff, war es nur meine eigne Einsamkeit. Jetzt zum drittenmal winkt und spricht diese Gestalt: ‚Wer bist du? Ich kann noch nicht!'"

Freilich wohl kann dichterischer Aufschwung auch innerhalb des ethischen, religiösen oder sonst welchem, mit wirksam werden, nur wird er dann, ungeachtet des Asketischen seiner Richtweisung, für das Gefühl sich mit unbegreiflicher Fülle des „Schönen", Allesenthaltenden durchsetzen. Fehlt dieser Zug ihm, so bleibt auch am dichterischen Erleben noch das Strenge und Regierende, gleichsam einem dunklen Soll Entlehnte, dran haften. Nicht nur bei den halben und Übergangsstimmungen ist es dann nachzuweisen, auch nicht bloß bei denjenigen, oftmals großen Dichtern, die man am liebsten die „heroischen Artisten" nennen möchte, um ihrer bewußten Überanstrengung willen, das Menschentum fürs Künstlertum endgültig dranzugeben; es gehört auch noch der Greisegewordene unter den Dichtern dazu, wenn er, die einst gekannte Fülle nicht mehr auf den redenden Lippen schmeckend, Bitterkeit zu empfinden beginnt über sein im Leben Versäumtes, und es nicht würde wiederholen wollen, sondern mit dem Jungen, Zweifelnden hier im Buch spräche: „Die Menschheit noch einmal denken? die Form des Lebens noch einmal leben, statt seines Inhalts? Weiter schreiben, leiden, lügen?" Daß aber Form von Inhalt also sich scheidet, daß Dichtung damit ein „Gerichtstag halten über sich selbst" wird, ist bezeichnend für jene — früher erwähnte — Nähe, worin das Eingehen in schöpferische Uranfänglichkeit ganz dicht an der Austreibung aus diesem Paradiese steht, und das sorglos Seligste ganz dicht vor dem Gericht. Wie im Unvermögen Schuldgefühle zusammengedrängt wiederaufleben, älteste Last sich hochtürmend, als hätten alle die Jahre an ihr gehäuft, so weisen auch bereits die Übergänge dorthin Merkmale davon: Steine und Wahrzeichen, zwischen den Dingen, zwischen den Pfaden, dran erinnernd, welche zu beachten, welche zu verwerfen gewesen wären. Erst den voll Verwandelten umdroht nicht mehr als ein Unübersteigliches, Unerreichbares, was er hätte sollen, erst er sieht sich zurückgenommen in allmütterliche Güte, wie in eine Landschaft, die Schritt und Blick jegliches zur Wahl und Freude unterbreitet. Und wie dem Kinde, das über die besonnten Berge läuft, tiefer gelegene Menschensiedlungen, auch ansehnliche und würdige, ins Kleine verschrumpfen, so

wohnen ihm dort nur noch Leute, die mit Gespensterfurcht sein Glück mißkennen, das doch derselben Welt zugehört, in der sie dahinleben im Bergschatten. Entlieh ich die Worte des Zweifelnden dem Buch, so mag sich auch zum Gleichnis für seine Verwandlung ein Bild daraus fügen: der naturtrunkene Wanderer vor dem fensterlosen Hüttchen des alten Weibes, das ihm den Aufstieg zeigt zur Alpe.

„Während sie ein paar Schritte mit mir geht, betet sie weiter, dreht sich um und stammelt mir ins Gesicht: heute sei Pfingsttag, da kämen keine Geister ins Haus.

‚Aber ich bin doch kein Geist?'

‚Sie haben keinen Hut, Herr, keinen Hut!'

‚Ich brauche keinen, Frau.'

‚Aber Ihre Brust ist so rot!'

‚Das macht die Sonne, Frau.'

‚Und Blumen sind in Ihrem Hemd!'

‚Von Eurer Wiese, Frau.' — — —

Ich steige heran. Unentwegt, stundenlang. Die Sonne hüllt meinen Körper ein — — — Gegen Mittag trete ich aus den letzten Bäumen heraus: eine Massenlandschaft von blauen Enzianen, weißen Krokussen und Anemonen liegt lautlos im Äther da. — — — Ich knie in die gelben und weißen Anemonen hin; der feuchte Boden gurgelt Wasser herauf, und die Anemonen atmen ihren Duft von zartester Reinheit um meine Stirn — — — —

Bergpfingsten trägt mich aus der Zeit in die Ewigkeit."

Das jüngste Gericht im Roman*

von Moritz Heimann

In den ersten Kriegstagen wurde eines Morgens mit mir zugleich eine Droschke durch irgendwelche Stauung des Verkehrs am Passieren der Straßenkreuzung gehindert, und als ich einen zufälligen Blick auf die Insassen warf, einen rotgefrühstückten älteren Mann und einen jungen, von Erwartung gespannten Freiwilligen, offenbar Vater und Sohn, glaubte ich eine Beobachtung zu machen, die das Herz mit einer unerfreulichen Kälte schlug, so daß ich sie in den vier Jahren nicht ganz

* Christian Wahnschaffe, Roman in zwei Bänden, von Jakob Wassermann; bei S. Fischer, Berlin und Wien, 1919.

vergessen konnte. Es schien mir nämlich, und man ist durch derlei Blicke ja sofort bis ins Unbelehrbare überzeugt, daß wenig Liebe zwischen den beiden hin und wieder ging, daß ihnen nur durch Forschheit und Erregtheit darüber hinweggeholfen wurde, zu merken, wie gleichgültig sie einander waren. Mehr als einmal während des Krieges wurde der gleiche Verdacht in mir rege: es ist zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Bruder, zwischen Mann und Frau nicht soviel Liebe in der Welt vorhanden, wie wir einander glauben machen; die Gewohnheit, die Romane und die Scham täuschen uns über das wahre Maß unsrer Herzenskraft. Wir, das heißt die Menschheit überhaupt; wie hätte sie sonst alles das ertragen, was ihr aufgeladen wurde! Wenn man bedenkt, daß in dem Krieg von 1870 schon im Dezember, nach wenig mehr als vier Monaten, Zeichen von Kriegsmüdigkeit selbst im Offizierskorps bemerkbar waren, daß politisch mit dieser Seelenverfassung gerechnet wurde und daß Roon es nicht glaubte wagen zu dürfen, den Landsturm aufzubieten, ja sogar an Landwehr nicht ins Feld schickte, was Moltke forderte, und wenn man daneben hält, daß wir in den übergroßen neuen, nicht lokalisierten Krieg nach fast einem halben Jahrhundert Sozialdemokratie gingen, so liegt der Schluß nahe, daß die gegen alle früheren Fälle ins Unvergleichliche verstärkte Tragfähigkeit des Volks zwei Gründe hatte; einen positiven: daß die Menschheit härter und sachlicher geworden ist, und einen negativen: daß sie an Gefühlskraft, an Leidensfähigkeit, als welche gleichfalls eine Kraft ist, eingebüßt hat.

Die Dichter wissen Ähnliches längst und sorgen sich darum. Wassermann hat der Erscheinung im Kaspar Hauser einen Namen gegeben: die Trägheit des Herzens; und wenn man genau hinsieht, so ist sie sein Thema in allem, was er geschrieben hat. Sie macht die Unruhe in seinem Blut, den Stachel in seinem Gewissen; sie, die Grundsünde, die eigentliche Krankheit der Zeit. Niemals bisher hat er die Diagnose klarer gestellt, niemals dementsprechend eine schärfere Kur verordnet, als in seinem neuen Buch; es ist, als ob er nicht mehr auf Medikamente und Eisen, sondern nur noch auf das brennende Feuer vertraute.

Sein Christian Wahnschaffe wird uns als die stärkste und feinste Essenz, als der suveränste Ausdruck der im Krieg und in der Revolution zusammengekrachten Gesellschaft vorgestellt. Er ist jung und strahlend von Schönheit und Kraft, bei Männern und Weibern siegreich, als Sohn eines Industriefürsten so unermeßlich reich, daß vor ihm (und vor unsern Augen) das ganze Europa des Luxus, der Genüsse und Ausschweifungen so handbequem daliegt, wie die Klaviatur einer Schreibmaschine; es braucht nur einer Laune, und das Hämmerchen schnellt das gewünschte magische Zeichen auf das Papier, Frauen, Freunde, Jagden, Juwelen,

Landschaften und Leidenschaften. Dabei hat er eine eigentümliche Simplizität, eine heitere und stolze Einsilbigkeit, eine natürliche, graziöse Verschlossenheit; niemand kennt ihn im Grunde; man sieht ihn nicht, wie man das ganz Durchsichtige nicht sieht, und so wird er eines Tages die Überraschung für alle, der Stein des Anstoßes, der Eckstein. Die andern sind neben ihm – Fragmente, Einseitige, Besessene des Lebens, dessen er allein als ein Herr Besitzer ist; bis auf den einen ebenbürtigen Gegner im Spiel, Eva Sorel, die Wunderblume, die Tänzerin Europas, beiläufig und ohne sonstige Beziehung die Tochter des Musikers Nothhafft aus dem „Gänsemännchen". Auch sie repräsentiert, was ihre in üppigster Blüte prahlende Zeit an Adel und Kraft in sich hat, und ihre Laufbahn ist für den richtenden Sinn des Dichters so exemplarisch wie die Christians. Ihr Weg geht in die Höhe so steil, daß endlich, wie in Schreckträumen, nichts übrig bleibt als der entsetzensvolle Sturz in die Tiefe; der seine führt in den Abgrund des Lebens, wo das Grauen die Erlösung gebiert. Ihr Gesetz ist die Ästhetik, freilich nicht als ein weichlicher Pfühl, sondern als eine strenge, harte Macht, der sie sich unterwirft etwa mit der Freiheit, mit der ein Jesuit seine Exerzitien vornimmt, weil sie, wie er, dadurch der zuchtloseren Welt den Fuß auf den Nacken setzen darf; für Christian ließe sich eine ähnlich einfache Formel nicht finden: alle Kategorien verschwinden in der unermeßlichen Weite seiner Frage an das Leben. Es gehört zu den schönsten Gleichgewichtslagen in der Komposition des Romans, daß die beiden füreinander scheinbar durch das freundlichste Geschick bestimmten Menschen sich in der Liebesvereinigung erst finden, als sie innerlich füreinander schon verloren sind; sie ist entschlossen, die Geliebte und Beherrscherin des ganz Rußland beherrschenden Großfürsten zu werden, und in ihm ist längst, wiewohl noch schwelend, die Wahrheit aufgeglüht, deren Flammen alle ihre ganzen und andrer Leute halbe Wahrheiten verzehren soll. Beide, und das ist einer der tiefsten Züge des Buches, ist seine heimliche Allegorie, kreuzen sich in einer dritten Seele, in der eines exilierten russischen Revolutionärs, und empfangen von ihr Impulse.

Im Gegensatz zu der Tänzerin, deren Kampf und Sieg und Untergang durch ihre unermüdbare, unverwirrbare Aktivität bestimmt werden, läßt Christian Wahnschaffe sich durch eine selbstgewählte Passivität, durch eine Art von tiefer, gedankenloser Aufmerksamkeit führen. Seine Geschichte hat in der des Buddha ihr Gleichnis. Von ihm erzählt die bekannte Legende, daß er auf vier Ausfahrten Begegnungen hatte, die ihn aus seiner üppigen, indisch-fürstlichen Existenz aufscheuchten; zum erstenmal in seinem behüteten Leben sah er nacheinander einen hilflosen Greis, einen Kranken, einen Toten und zuletzt einen vom Leid erlösten Bettel-

mönch mit geschorenem Haupt, und er wachte auf, erkannte den Trug der Geburten und wußte seinen Weg. Christian, nicht minder fürstlich als ein indischer Herr von drei Palästen, wird auf ähnliche Weise erweckt. Es scheinen Zufälle — aber was sind Zufälle, da sie ja entweder nichts sind oder Zeichen werden —, durch die ihm die Kehrseite seiner glanzvollen, glanztollen sittlichen und sozialen Welt vor die Augen gebracht werden. Er sieht Hunger, Tod, Verzweiflung, er sieht die nicht eingebildeten Leiden, die nicht gespielten Leidenschaften, ein Meer von Elend, Schmerzen und Schmach. Und anfangs sieht er das alles und sucht es zu sehen mit jener tiefen, gedankenlosen Aufmerksamkeit, die ein Ausfluß seines von keinerlei Scharlatanismus angekränkelten Wesens ist; aber allmählich beginnt er, zu fragen, ob Schuld in dem Elend und wo sie stecke. Er fühlt, schon aus seinem Stolz heraus, daß partielle Hilfe, Almosen und dergleichen nicht an die Wurzel des Übels dringen. Als er auf sein Vermögen verzichtet, schreibt er seinem Vater: „. . . es gibt ja so viele Notleidende, und man kann ihr Elend lindern. Ich bin dazu nicht imstande; mich interessiert es nicht; es ist mir sogar ein unangenehmer Gedanke. Daß hierin ein Mangel meines Charakters zutage tritt, leugne ich nicht . . ." Und wieder dem Vater, nach allen Entscheidungen, macht er beim letzten Abschied sein Bekenntnis: „Alle lebten in Freuden, und alle lebten in Schuld. Aber trotzdem Schuld da war, war niemand schuldig. Folglich steckte irgendein Fundamentalfehler in der ganzen Lebenskonstruktion. Ich sagte mir: die Schuld, die aus dem erwächst, was die Menschen tun, ist gering und berechenbar gegen die, die aus ihrem Nichttun stammt. Denn was sind es schließlich für Menschen, die durch ihr Tun schuldig werden? Arme, armselige, verhetzte, verzweifelte, halb wahnsinnige Leute; sie bäumen sich auf und beißen in den Fuß, der sie tritt. Sie werden verantwortlich gemacht, sie werden gezüchtigt und bestraft; Quälerei und kein Ende. Aber die nicht tun, die werden verschont, die sind immer in Sicherheit, die haben ihre triftigen Ausreden und Entschuldigungen. Und sie sind nach meiner Meinung die wahren Verbrecher. Von ihnen kommt das Übel. Ich mußte aus dieser Schlinge heraus."

Aus der Schlinge heraus, — und was dann? Wo ist der Mensch, daß man ihn endlich brüderlich erkenne und erfasse, da alle, mit denen man das bisherige, gewohnte Leben geteilt hat, als Schatten, Lemuren und Flüchtlinge der Wahrheit verraten sind! und wie will man zu sich selbst kommen, wenn man nicht vorher zu einem Menschen gekommen ist! Christian, dem die Schönheit, der Geist, selbst das Genie als Raubmächte, als Formen des Luxus entlarvt sind, muß auf einem Wege suchen, wo kein Reiz und keine Verführung ihn betrügen können. Solange er noch kein wahres Selbst hat, muß er selbstlos werden. Er nimmt eine

Hafendirne aus dem Schmutz auf, ein zerquetschtes, todgeweihtes Stück Weib, zu dem nicht die geringste Regung des Mannes ihn hinzieht; er dient ihr mit einer abgründigen Demut, doch keineswegs mit jener bloßen „Gier, Eiter zu saufen," die Karl von Villers an den ersten Christen mit Widerwillen beobachtet; denn er behorcht sie, er lauert auf sie, auf ihr Wort, auf ihre Seele. Es ist vergebens, und er muß noch tiefer hinab. Ein Mädchen begegnet ihm, rein, köstlich und himmlisch wie der Tau, wahr aus der ersten Hand Gottes; und was die beiden verbindet, ist eine Liebe über jeder Liebe, ein geschwisterlicher Einklang von den Sternen her. Dieses junge Kind wird ihm durch einen Lustmord genommen. Ein Verdächtiger, ein wahnsinniger Mensch, wird festgesetzt und bezichtigt sich selbst; aber Christian wittert aus seinem entsetzlichen Schmerz heraus, der einen Sinn selbst in dieser Tat suchen muß, wenn er nicht zur letzten Verzweiflung ausarten soll, den wahren Mörder; es ist der Bruder jener von Christian gehegten Dirne, und er hat die Tat begangen, weil er in dem Mädchen denselben Himmel erkannte wie Christian, nur daß er, als der Verbrecher an sich, ihn besitzen, besudeln und vernichten mußte. Für Christian gibt es nichts Kriminalistisches in seinem Kampf mit dem Mörder; sein Heil, seine einzige Hoffnung auf den Sinn des Menschenlebens hängt daran, ob er den Verbrecher schmelzen, ihn von innen heraus auftauen, ob er den Verbrecher zu einem Sünder umschaffen kann. Die großartigsten Szenen des Romans beginnen, sie enden mit Christians Sieg. In der Hölle mußte er das Korn der Auferstehung finden, — sonst gibt es eine Hölle. Er mußte den Menschenbruder, mußte sich selbst noch in dem Mörder, der ihm das Liebste zerstört hat, sehen lernen; nun kann er namenlos in der namenlosen, auf dieser Erde wimmelnden Menge verschwinden, zu jeder helfenden Tat bereit, die ihn brauchen mag. —

In diesem Äußersten gipfelt das Buch, das mit einem „Crammon ohne Furcht und Tadel", einem Manne, dem das Leben gerade so viel Geheimnis bietet wie eine Auster, begonnen hat. Crammon ist eine der köstlichsten Figuren des Romans; er ist mit einer ironischen Liebe geschildert. Und mit Liebe, nicht immer mit ironischer, hat Wassermann auch die Welt des Luxus, aus deren scheinbar wolkenloser Sonnenpracht er sein Gewitter heraufführt, vor unsre Augen gestellt; nicht ganz und gar von dem Rezepte frei: „Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen? Malet die Wollust, nur — malet den Teufel dazu!" Die Erfindung ist überreich, und der Dichter, ein Räuber wie alle geborenen Erzähler, stopft Porträts und Anekdoten der Zeit in seinen Sack, wo er sie findet und wie er sie braucht. Er bedient sich derselben Technik wie im „Gänsemännchen", kurzer, scharfer Kapitel, deren jedes ein Bild ist. Das ist verschwenderisch und wirkt dabei doch, durch eine

gewisse mechanische Präzision, zuweilen dürftig; weil es nicht eine Lösung, sondern eine Umgehung der epischen Aufgabe bedeutet; weil es in den Stil einen kritischen, sich vor den objektiven vordrängenden Einschlag bringt; weil das Objektive der Anschauung nicht darin besteht, die Dinge kalt anzusehen, sondern sie so anzusehen, als sähe man sie nicht an, als sähen sie selbst einen an.

Aber wie es bei starken Werken geht, unversehens wird der Fehler zur Tugend. Je energischer der Roman seinem Thema zustrebt, um so breiter wird das Bett der Erzählung; und wenn wir zurückblicken, erscheint uns die frühere Sprunghaftigkeit als ein zwar noch immer bedenkliches, aber doch als ein Mittel, auch durch die äußere Form die innere Zerrissenheit und seelische Zufälligkeit, das Unfruchtbare und Zerflatternde der Luxuswelt fühlen zu lassen. Es ist einer der schönsten Siege eines Dichters, wenn er uns zwingt, auszulegen und Sinn und Symbol dort zu entdecken, wo wir geneigt waren Willkür oder Laune oder Schwäche anzuklagen. Daß wir bei diesem Buche Wassermanns den umeinander wirbelnden hundert Figuren, den Kühnheiten, ja Dreistigkeiten der Erfindung nachträglich Bedeutung für das Ganze zuschreiben, ist ein solcher Sieg; und er ist in der Folgerichtigkeit der Entwicklung Christians, als der geistigen Einheit des Romans, begründet. Eine auffällige Nüchternheit, fast eine gewisse Leere ist charakteristisch für Christian; daß Wassermann dieses durchaus festhält und noch durch das unerhörteste Erlebnis hindurchspüren läßt, ist außerordentlich. Stelle man ihn sich als irgend etwas in einer besonderen Kraft Entschiedenes vor, als einen Künstler, einen Cézanne, einen Bruckner, oder als einen Erfinder, oder sogar als einen ethischen Denker von Genie, und das ganze Problem existiert nicht. Er darf noch überhaupt nicht sein. Er muß von allem irgendwie sozial Ausdeutbaren frei sein; nur als solcher kann er auf diese einzige Weise erlöst werden, daß er einen ganz und gar verlorenen, in keinem sozialen Sinne mehr rettbaren Menschen, den Mörder, gewinnt. Dadurch erst schließt sich der Ring; und dadurch, daß er sich schließt, wird erst ein jeder Ring. Denn der Mörder, Niels Heinrich Engelschall, ist Christian selbst, ist die Gesellschaft, die er verlassen hat, sie, die nichts anderes begeht, strahlend und mit allem Schmucke geputzt, als ewigen Lustmord.

Ein ungeheures Symbol. Zu groß, zu dringlich, als daß wir uns begnügen dürften, es durch das Talent seines Erfinders gerechtfertigt zu sehen. Der Dichter führt uns soweit in die letzten menschlichen Entscheidungen hinein, daß wir nicht mehr bloß sagen können: wie schön, reich und kraftvoll ist das!, sondern daß wir uns fragen müssen: ist das alles wahr? Unverkennbar ist die Ähnlichkeit seines Problems mit dem der großen russischen Romane. Aber der russische Roman hat etwas, was

kein ihm sonst ähnlicher westlicher haben kann: eine gewaltige moralische Identität. In ihm sind der Verbrecher und der Heilige wirklich ein und derselbe Mensch; sie können es bei uns nur symbolischerweise, das heißt, nur gedachter- und erzwungenermaßen sein. Die Seele — hypotheses non fingo; ich weiß von einer Seele nichts, die ich erst fände, wenn ich nichts mehr fände. Die Oberschicht des Volkes und das leidende Volk sind beim Russen dasselbe Volk; bei Wassermann ist jene das internationale Großschmarotzertum, und dieses ein abgelöster, anorganischer Bestandteil der Gesellschaft. Die Frömmigkeit des Russen heißt Religion; die des Deutschen erwacht erst dort, wo sein Agnostizismus überwach geworden ist, und er hat Grund, darauf stolz zu sein. Ich glaube nicht, daß Niels Heinrich erliegt; ich glaube es nur „künstlerisch". Und darum ist Christian ein Einzelfall, kein exemplarischer.

Wäre es anders, so müßte man ja für den Dichter erschrecken; denn was könnte er noch zu sagen haben, nachdem er dieses gesagt hat? Wenn es erlaubt wäre, einem Dichter zu raten, so würde ich ihm zurufen: Wirf die Last ab, Wassermann, Freund und Bruder, die ethische Überlast und das schlechte Gewissen! werde so frei, wie du bist! und erzähle uns weiter, was nur du und wie nur du erzählen kannst!

Politische Chronik / von Junius

I

Kurt Eisner sorgt beizeiten dafür, daß sein Charakterbild in der Geschichte nicht schwanke. In einem von Georg Müller, München, herausgegebenen Bändchen sind alle Aufrufe, Reden, Ansprachen und Programme vereinigt, mit denen der bayerische Ministerpräsident seine revolutionäre Tätigkeit vom achten bis zum dreißigsten November 1918 begleitet hat. Auch der „Gesang der Völker", ein zur ersten bayerischen Revolutionsfeier verfaßtes Lied, fehlt nicht: neben den Tatmenschen tritt der Musensohn, den die Berliner aus Eisners sehr eifriger Förderung der Volksbühnenbewegung kennen. Mir ist seine literarische und publizistische Arbeit seit Jahren vertraut, sie gebot Achtung und erzwang Beachtung. Sein frühes Buch über Friedrich Nietzsche (1892) zwar zeigte ihn geschichtsphilosophisch noch unfrei; das Spiel mit der Psychopathie einem europäischen Ereignis gegenüber, das Fragestellungen von aufwühlender und vorwärtspeitschender Gewalt in die Geisterbewegung warf, verriet eine überstarke Gebundenheit an Marxens Philosophie der Ge-

sellschaft, die Lehre vom Klassenkampf und den Glauben an die absolut klassenlose Gesellschaft. Immerhin ein Kopf und eine Feder. Immerhin ein Charakter und eine Gesinnung. Immerhin ein geistiger Mensch, der im Höllentrichter der Journalistik nicht abwärts glitt und der kapitalistisch versklavten Presse nicht entronnen war, um im parteisozialistischen Helotentum moralisch unterzugehen. Als Redakteur des „Vorwärts" fesselte er durch die Frische und den Schwung seines Temperaments, durch Wollen und Wissen; er war kampffreudig, aber in der Hauptsache nicht durchaus polemisch, weil sein politischer Glaube aufs Bauen gerichtet war und weitere Horizonte umfaßte als der Parteischriftsteller in der Regel zu überblicken trachtet. Er verließ dann, weil er die Zensur der obersten Kontrollinstanz der Partei nicht zu ertragen vermochte, Berlin und Preußen und lebte seither, meist als freier, über Muße und Musen frei verfügender Schriftsteller, in Bayern und meist in München; und dort unten entwöhnte er sich der herben Luft des Nordens so gründlich, daß er sich da einbürgerte und „entpreußte".

Nun kam der Krieg und die Spannung, die Spaltung der Geister. Über die anfängliche Haltung Eisners in den Augusttagen 1914 stehen mir authentische Daten nicht zur Verfügung; hinterherige Notizen, die aus durchsichtigen Motiven die Zeitungen darüber brachten, scheinen verdächtig. Doch darüber, daß seine Opposition gegen die Politik der Wilhelmstraße früh sich ganz scharf und unversöhnlich regte, daß er über Veranlassung und Veranlasser der Weltkatastrophe der deutschen Sache und dem deutschen Recht — soweit sie durch den Offizialismus in allen seinen Schattierungen vertreten waren — sehr abgünstige Überzeugungen hegte, war bald kein Zweifel und ließ er bald keinen Zweifel. Der Kampf mit der Zensur begann: ein böser, verbösernder Kampf, der Eisner zwang, seine Aufklärertätigkeit in Diskussionsabende und die Propaganda von Mund zu Mund zu legen. Ende 1917 versuchte er durch eine Streikerhebung des deutschen Proletariats den Krieg zu beendigen: eine gefährliche, politisch und taktisch stachliche Improvisation, die, bei der damaligen militärischen Lage zum Mißlingen vorbestimmt war. Er und seine Helfer wurden verhaftet; erst achteinhalb Monate später wurde er befreit: die Zeit war erfüllt, der Krieg verloren, die militaristische Autorität innerlich wie durch feindliche Übermacht gebrochen, die alte Herrschgewalt ausgehöhlt, die Revolution reif geworden. Eisners Idee, Brest-Litowsk und die Westoffensive zu verhüten und so die Liquidation eines aussichtslosen Unternehmens zu erzwingen, war richtig gewesen; in seinen Mitteln hatte er sich vergriffen. Es war alles so zwangsläufig geworden, daß der Weg des Irrtums bis zum Ende gegangen werden mußte. Wie dem sei: die neue Zeit war gekommen, Eisner organisierte, aus dem Ge-

fängnis heraus, mit ungewöhnlichem Geschick die bayrische Revolution, er gab ihren Geburtswehen idealischen Schwung und so viel Geistigkeit, wie die materiellen Anforderungen des Tages nur irgend vertrugen. Das ist und wird sein geschichtliches Verdienst bleiben, es ist ungerecht und dumm, es ihm schmälern zu wollen. Man überfliege diese Ansprachen und Aufrufe, man sehe zu, wie er mit Arbeitern, Soldaten, Bürgern und Bauern spricht, man prüfe sein Revolutionsprogramm: da ist alles mit geisterfülltem politischen Wollen gefüttert, so unvollkommen seine Rhetorik, so peinlich der in den Reden betriebene Eitelkeitskultus, so anfechtbar seine politischen Anschauungen und Programme sein mögen. Auf sie lohnt sich's einzugehen; denn sie werden mit dem Tage, der sie entstehen ließ, nicht so ohne weiteres entwurzelt werden.

In dem Aufruf an die Bevölkerung Münchens, der in der Nacht zum 8. November die bayrische Republik verkündet und dem im Landtag tagenden (oder vielmehr: nächtigenden) Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat provisorisch die revolutionäre Vollzugsgewalt überträgt, wird die möglich schnelle Berufung einer Verfassung gebenden Nationalversammlung versprochen und für diese, um neue unerschütterliche Legalität zu begründen, das radikal-demokratische Wahlrecht vorgeschrieben. So begann auch in München die ‚vielleicht erste Revolution der Weltgeschichte', in der Ideal und Wirklichkeit sich vereinen, sich vermählen; ohne Gewalt, ohne Terror, ohne Blutvergießen sollte der Weg zur Freiheit beschritten werden. Sachlich nicht wesentlich anders als in Berlin etwa, wohl aber seelisch. Durch einen unsinnigen Zufall war Ludwig Gandorfer, ein blinder Bauer aus Niederbayern, mit dem der Schriftsteller die Umwälzung vorbereitet und in wenigen Stunden ins Werk gesetzt hatte, ihr erstes Opfer geworden; aber diese Vereinigung des Schollenmenschen mit dem Geist- und Ideenmenschen wurde für Eisner das Symbol der neuen Zeit und eines neuen Enthusiasmus des Schaffens. Er selbst, der Revolutionsheld, ist von ihr in den Anfangstagen ganz erfüllt, seine Sprache ist beschwingt und suggestiv, es liegt Rausch und Fieber in den Worten, der Polarstern einer beglückteren Zeit leuchtet voran, in der jeder Staubgeborene leichter als bisher zur Entfaltung seiner Gaben an den gesellschaftlichen Ort gelangen kann, an dem er sein Werk zu bauen und den Sinn seines Daseins zu erfüllen vermag. Es ist tröstlich, daß wenigstens irgendwo in Deutschland das Evangelium der Menschenliebe beim Abschied vom Alten und beim Eintritt in eine gärende Zukunft verkündet wurde und der Sozialismus, als Sammelwort aller Tröstungen und Verheißungen, nicht gleich in seinem ‚wissenschaftlichen' Panzer präsentiert wurde. So leuchtete ein (wenn auch stark verblaßter) Abglanz von Jean Jacques über dem Münchner Bastillensturm, — der im übrigen fast

in idyllischen Formen vor sich ging. Auch das allgemein gehaltene Bekenntnis zur deutschen Schuld störte zuerst nicht eigentlich die Harmonie, vom Weg zur Versöhnung der Völker sollte ja der Schutt weggeräumt werden; denn der Ton, der auf Völker fiel, konnte dem Pharisäismus der feindlichen Bourgeoisien, deren maskierter Imperialismus die Regierungsbänke drüben besetzt hielt, nicht schmeicheln.

Bald aber hören wir's anders. Die Schuldfrage wird mit ärgerlicher, mit unbegreiflicher Einseitigkeit behandelt. Wir haben keinen Augenblick geleugnet, welche Schuld der uns regierende Idiotismus und die Blindheit unserer Bethmänner am Ausbruch des Krieges hatten; die unklare Vermengung ehrlich gemeinter Defensivabsichten der Wilhelmstraße mit eroberungssüchtigen Hintergedanken unserer Militaristen hat uns erwürgt; sie konnten nur in einer so faustdicken Atmosphäre politischer Unreife gedeihen. Es war nicht schwer, vorauszusehen, daß das Eintreten für ein durch und durch atavistisches Gebilde, wie die Habsburgerei, zu einer Katastrophe führen konnte; und führen mußte, wenn nicht mit fundamentalen Reformen des Verfassungswesens, durch frühe Konzessionen an Frankreich unter Vermittlung der angelsächsischen Mächte, die Liquidierung des Weltkonfliktes in die Wege geleitet würde. Trotzdem war es falsch, in ein moralisches Flagellantentum zu verfallen und die deutsche Bußfertigkeit so weit zu treiben, daß der westdemokratische Bildungsmob in seinen übelsten Instinkten bestärkt, daß der nackteste imperialistische Raubtrieb sich moralisch gedeckt sah. Das tat Herr Eisner in steigendem Eifer, ohne den Versöhnlichkeitsdrang der Gegenseite zu beleben; er schien seinen Marxismus an diesem Punkte vergessen und aus der Vorgeschichte des Krieges die sachlichen, die unpersönlichen Motive (die als imperialistische etikettiert werden) gestrichen zu haben. Dinge, die doch existieren, wie das dichte Netz hin- und herlaufender Geheimverträge und die komplizierte Anteilsverteilung am Raube des Planeten, sinken für ihn ins Nichts. Daß der fluchbeladene Zarismus, mit seiner Pest von Korruption und seiner widerchristlichen Menschenverkrüppelung, im Mittelpunkt dieses imperialistischen Tauschhandels stand, wird später die elementarste Gerechtigkeit auch nichtdeutschen Geschichtsschreibern zu übersehen verbieten. Unsere Schuld ist wirklich nicht gering, und sie werde durch mutvolles Bekenntnis gebüßt; aber sie ist schließlich nur Teil einer moralischen Gesamtschuld, auf deren Größe und Gewicht die entfesselte nationalistische Gier der großen und kleinen Staaten an unseren Grenzen, die sich eben austobt, einen sicheren Rückschluß gestattet. Ich will, in diesem Zusammenhange, gar nicht einmal auf die am 4. August von Haase im Reichstag verlesene Erklärung der deutschen Sozialistenpartei verweisen, noch soll an russische, englische, ja auch französische Auffassungen erinnert werden: ich will, um den Gesinnungs-

adel derer zu offenbaren, die uns jetzt erbarmungslos anklagen, ein Urteil von Jean Jaurès anführen, das er nicht gar zu lange vor seiner Ermordung (1912) drucken ließ:

„Sie (die Gegner des Sozialismus) vergessen, daß auch in den demokratischen Ländern der Krieg ohne die Zustimmung des Volkes, ohne sein Wissen, gegen seinen Willen entfesselt werden kann. Sie vergessen, daß in dem Geheimnis, mit dem sich die Diplomaten noch immer umgeben, die auswärtige Politik sehr oft der Kontrolle der Nationen entschlüpft, daß eine Unvorsichtigkeit, eine Eitelkeit, eine dumme Provokation oder die verbrecherische Gier einzelner Finanzgruppen plötzliche Konflikte entfesseln können, daß es immer noch von einer Minderheit, einer winzigen Clique, einem verbohrten und eitlen Menschen abhängt, ob die Nation festgelegt wird, ob das Unwiderrufliche herbeigeführt wird, und daß Krieg und Frieden sich noch außerhalb der Gesetze der Demokratie bewegen. In der inneren Entwicklung gibt es ebenfalls Überraschungen, Attentate, aber ihre Wirkungen können bekämpft und beschränkt werden. Wenn Narren oder Verbrecher den Krieg entzündet haben, wie kann das Volk den Krieg lokalisieren oder ersticken? Die komplizierten persönlichen Kombinationen des Herrn Hanotaux haben Frankreich an die Schwelle eines Krieges mit England gebracht. Die riesigen persönlichen Kombinationen des Herrn Delcassé haben Frankreich an die Schwelle eines Krieges mit Deutschland geführt. Die dunklen Konflikte in der deutschen Reichsregierung hallten in der ganzen europäischen Politik wieder; und je nachdem die Gruppe Holstein oder die Gruppe Eulenburg siegte, wuchsen oder sanken die Chancen des Krieges. In den düsteren Kulissen der Finanz spielte sich zu gewissen Stunden der Marokkokonflikt ab. Der Gegensatz zwischen deutschen und französischen Finanzleuten hat den Frieden Europas gefährdet, und die schließliche Versöhnung dieser erst feindlichen, dann zu einer ergiebigeren Ausbeutung Marokkos verbündeten Gruppen hat eine Verständigung herbeigeführt, deren allgemeine Wirkungen ausgezeichnet, deren Quellen aber schändlich sind, wie auch die Gründe des Konflikts schändlich waren. Welche Mittel haben nun die Völker angesichts dieser Kombinationen, dieser Machenschaften, angesichts der sensationellen Lügen einer Presse, die oft durch das faule Kapital gelenkt wird und die aus finanzieller Berechtigung und rasendem Hochmut Panik und Haß sät und zynisch und täppisch mit dem Schicksal von Millionen Menschen spielt? Die Völker haben nur ein Mittel der Verteidigung, das Proletariat hat nur einen Ausweg: kundzutun, daß es bei diesen Abenteuern nicht mitmarschieren wird, oder vielmehr, daß es gegen die verbrecherischen Macher marschieren wird, daß es, wenn es kann, die Kräfte des Krieges zerstören, daß es sich erheben wird, um das Vater-

land den Totengräbern des Vaterlands zu entreißen." Der Pariser Friedenskongreß wird Herrn Eisner inzwischen vielleicht überzeugt haben, daß die bloßgestellten Persönlichkeiten unter den deutschen Unterhändlern in Spaa (die auch wir mit ungemischten Gefühlen am Werk sehen) nicht die einzigen sind, die durch Jaurès' Prophetien beschämt werden. Auf dem Berner Sozialistenkongreß wandte sich das Weltgewissen deutlich und scharf gegen den imperialistischen Antichristen in Paris; er ist im Westen aber nicht etwa neu geboren, er hat zu leben – und das europäische Leben zu vergiften nie aufgehört. Da sitzen und wirken in Wahrheit die gefährlichen Konterrevolutionäre, die in den Berliner Ämtern Regierenden sind durch das weltgeschichtliche Würfelspiel ein für allemal entthront; und die Kleber im Auswärtigen Amt der Wilhelmstraße sind arme Häscher, die Mitleid erregen. Die Veröffentlichungen aus den bayerischen Archiven, der Bericht insbesondere des Herrn von Schön an den Grafen Hertling, haben höchstens historisches Interesse, sie schaufeln Erde auf ein Grab. Aber aus den west-östlichen Geheimverträgen soll doch, irgendwie, ‚neues' Leben erblühen, das die bekannten menschenverbrüdernden Gesinnungen der sogenannten Friedenszeit zu konservieren trachtet. Meinetwegen: ein Staatsgerichtshof. Ob er aber das Weltgewissen zu neuen Taten aufzupeitschen berufen ist, scheint mir zweifelhaft. Inzwischen grinst es aus Clemenceau, daß dem deutschen Volk das Eingeweide sich zusammenschnürt; und die Entlastungsoffensive, die Eisner zu seinen Gunsten unternommen hat, erweist wieder einmal die Gefährlichkeit politischer Impressionisten.

Mit währender Ministertätigkeit wurde Eisners Kampf gegen den „bürgerlichen" Parlamentarismus und gegen die „Konterrevolutionäre" im Berliner A. A. immer blindwütiger, man kann sagen, daß er von diesem Punkte aus die – an sich falsche – Anschauung über seinen kompromißfeindlichen Radikalismus in sämtlichen Grundfragen staatlicher, nationaler und wirtschaftlicher Ordnung genährt hat. Es ist jammerschade, daß er selbst von seiner tiefen Abneigung gegen das politische (und wahrscheinlich auch kulturelle) Berlinertum zu Äußerungen veranlaßt wurde, die nicht nur Philister geneigt sind, als bolschewistische zu brandmarken. Das Büchlein, in dem nun seine Überzeugungen programmatisch vereinigt sind, sollte zur Aufklärung dienen. Ich sehe nichts, aber auch nichts, worin sich Eisners Sozialismus von dem gemäßigten sozialistischen Evolutionismus etwa Davids, seines stärksten außenpolitischen Antipoden während der verflossenen Mordjahre, unterscheidet. Baldiger Erledigung fähig hält er von den großen Problemen der sozialen Erneuerung nur den Großgrundbesitz, die städtische Bodenfrage und das Bildungs- und Erziehungswesen. Das war und ist auch unser Programm. Es ist gleichgültig, wie man es etikettiert; der Sozialliberalismus, Oppenheimers etwa, war, mit ihm verglichen, nicht mehr

und nicht weniger radikal. Eisner hält es eben für unmöglich, in einem einzelnen nationalen Gebiete der Weltwirtschaft die sozialistische Organisation durchzuführen. Einverstanden! Partieller Sozialismus (oder Kommunismus) in einer kapitalistisch bewirtschafteten Umwelt ist eben ein Unding; der Weltsozialismus, der durch internationale gewerkschaftliche Abmachungen und Bindungen allmählich, ganz allmählich verwirklicht werden wird, ist Sache einer neuen geschichtlichen Epoche, die sich über Generationen ausdehnen wird, nicht das Willkürspiel einer revolutionären Improvisation. Der Leser kennt diese unsere Anschauungen, aber es wird ihn interessieren, daß dieser als sozialistischer Ultra verschrieene Mann ganz gleiche Überzeugungen teilt. Erst nach dem Frieden, erklärt er ausdrücklich, wenn der einige Völkerbund der Weltdemokratie sich gebildet haben wird, kann durch den entscheidenden Einfluß der in neuer Macht auferstandenen proletarischen Internationale in gemeinsamer Arbeit der Völker der Erde die unerläßliche Sozialisierung durchgeführt werden. Was will man mehr. Immer von neuem werden die Fundamentalartikel des wissenschaftlichen — im Gegensatz zum utopischen — Sozialismus eingeschärft. Die Vergesellschaftung muß in dem Augenblick vollzogen werden, in dem die Produktion sich so riesenhaft entfaltet, daß sie den Kapitalismus sprengt: eine gangbare, aber schließlich doch verwässernde Popularisierung des marxistischen Entwicklungsgedankens, wonach, die technische und organisatorische Höhe der gesellschaftlichen Wirtschaftsleistung vorausgesetzt, von dem Kapitalverhältnis ausgegangen wird, also von der Verschiebung im Verhältnis der Produktionsmittelverwalter zur Lohnarbeit; der Übergang zum Sozialismus erfährt von dieser Seite her den entscheidenden Impuls. Doch genügt zur Verscheuchung der trüben Verwirrung, die in den Köpfen naiver und besessener Arbeiter- und Soldatenräte herrscht, die simple Darstellung des Bayern aus Preußen, — wenn sie überhaupt genügt. Und auch darüber, das heißt über die Verführung zum Bolschewismus, läßt sich Eisner immer wieder scharf und eindeutig aus. Theoretisch ist sein Gegensatz zur äußersten Linken unüberbrückbar. Wenn einmal die Not groß ist, und wenn Hunger ist und Arbeitslosigkeit, dann nimmt sich eben jeder den Unterhalt, wo er glaubt ihn zu finden. Der Verhungernde plündert den Bäckerladen. Das ist praktischer Bolschewismus, das ist Verzweiflung vor dem Untergang; ihn zu vermeiden, hängt aber mindestens in gleichem Maße wie von unserer Zucht und unserem Ordnungswillen und unserem Abscheu jeden Terrors — nicht ‚des' Proletariats, sondern: über das Proletariat — vom guten Willen und dem Gewissen der Feinde ab. Das wird Herr Eisner inzwischen .. vielleicht auch einsehen gelernt haben. So streut er ausgezeichnete Belehrungen aus; die temperamentvolle Art ihrer Mitteilungen macht sie nur desto eindringlicher. Seine Verachtung der Presse hat ihre guten Gründe; —

er kennt sie eben. Während des Krieges war sie ein Instrument kapitalistischer und militaristischer oder parteidoktrinärer Übeltäter: — daß die Sauberkeitsverhältnisse bei den anderen nicht wesentlich bessere waren, ist für uns ein schwacher Trost. Bleibt Eisners Kampf gegen den bürgerlichen Parlamentarismus und sein Partikularismus.

Die Nationalversammlung, sagt er, sei die Krönung der Revolution, des revolutionären Werkes (S. 106). Aber: damit nicht das neue Parlament die Diktatur ausübe, müsse die Demokratie inzwischen lebendig geworden sein, ihre Organisationen — die Räte von Bauern, Arbeitern und den tausend Schattierungen der Bürger — müßten inzwischen zu arbeiten angefangen haben; der Rat der katholischen Lehrerinnen eingeschlossen. Wir wollen, ruft er pathetisch aus, kein Parlament mehr haben, in dem nur (allgemeine) Vertreter des Volkes sind, nur Leute, die alle fünf Jahre einmal wieder das sogenannte Vertrauen des Volkes erproben, — wir wollen ein Parlament haben, hinter dem das ganze Volk steht und mitarbeitet, wenn auch außerhalb des Saales; das vorwärts drängt, vorwärts treibt, und in dem nicht wieder die leere Mühle des bürgerlichen Parlamentarismus klappert. Also? Also soll das Gewimmel des Rätesystems fortbestehen; eine Unzahl sich tausendfach durchschneidender Gesinnungen und Begehrlichkeiten. Im Grunde sind das doch wieder unsere alten guten Bekannten, die Berufsorganisationen, Syndikate, Gewerkschaften, Genossenschaften und in den sogenannten Kammern vereinigten Verbände; das Chaos wird verewigt, wenn diese Gesinnungen und Begehrlichkeiten nicht destilliert und an eine Zentralstelle geleitet werden, die als allgemeine Vertretung des gesamten Volkes das allgemeine Wohl, die res publica betreut. Soll bei den willkürlich zusammengestellten und untereinander nie auf einen Generalnenner zu bringenden Räten die Souveränität des Volkes liegen, oder bei seinen obersten Repräsentanten? Daß das Geklapper (und Geplapper) in den zahllosen kleinen Parlamenten oft nicht so leer ist und leer zu sein brauchte, wie im Repräsentantenhaus des ganzen Volkes, liegt auf der Hand: wer sich auf den bestimmten Kreis enger Berufs- und Arbeitsinteressen beschränkt, bleibt im Konkreten stecken und ist vor den Verlockungen der Phrase nicht gefeit; besser jedenfalls als der Mann, der die Harmonisierung nie ganz ausgleichbarer Sondereinstellungen versucht. Darum, nur darum, wurde in den bürgerlichen Parlamenten so oft und so gründlich Stroh gedroschen; das Niveau der Aufgaben lag höher und war unendlich gewichtiger. Solange daher ihre Abgeordneten als Klassenvertreter sprachen, sprachen sie vernünftig und, trotz aller ideologischen Drapierungen, kontrollierbar; sobald sie aber über die allgemeinen Ideale und Wünschbarkeiten der nationalen

oder gar menschlichen Entwicklungen sich vernehmen ließen, über die Grenzfragen etwa zwischen Politik und Kultur, über die Stufen der Wirtschaft, über die Schranken des nationalen Gedankens, über Bildungssachen, über das Verhältnis von Staat und Kirche, vor allem über die über- und zwischenstaatlichen Beziehungen, da spürte man an allen Ecken die Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit der Sprecher: die Parlamentsmühle klapperte leer, sie wurde die abscheuliche Schwatzbude (talking shop), als welche sie Carlyle verhöhnte. Jeder geistige Mensch, der Politik als Provinz seines Kulturtriebes behandelt und sein Urteil nicht aus den Abwässern der öffentlichen Meinung speist, geriet nicht selten in Verzweiflung. Aber die hat mit dem Maß der Demokratisierung höchstens indirekt zu tun, nur insofern nämlich, als ein in engen Klassenvorstellungen erstarrtes Parlament (mit beschränktem Wahlrecht) den frischen, aus den Tiefen emporsteigenden Geist ab- und auszusperren bestrebt ist. Das ist im nachrevolutionären Deutschland nun sehr anders geworden. Ein Parlament, in dem das Proletariat eine so ungeheuer starke Vertretung gefunden hat wie in der deutschen Nationalversammlung, hat seinen Klassencharakter, seinen bisherigen wenigstens, abgestreift. Aber daß ein proletarisches Parlament, die Repräsentanz also einer klassenlosen Gesellschaft — wenn sie so leicht denkbar und so bequem zu verwirklichen wäre, wie sie vielleicht wünschbar ist — vor dem Geklapper der bisherigen bürgerlichen Parlamente uns bewahren könnte, ist ein naiver Glaube, gegen den ich nicht einmal polemisieren möchte. Nur die Verbreitung und Vertiefung der Bildung wird das Niveau der Volksvertretungen heben, sie seien bürgerliche oder proletarische. Damit, und nicht mit der gefährlich verwirrenden Verewigung der politischen und widerdemokratischen Kompetenzen, die während der zwischengesetzlichen revolutionären Übergangszeit die Räte sich angemaßt, ist das Problem unserer Neugeburt in Beziehung zu setzen. Können Eisner so goldklare Zusammenhänge auf die Dauer verschleiert bleiben?

Endlich hat er, aus Verärgerung über das wilhelminische Berlin, dem bayrischen Partikularismus eine völlig schiefe Form gegeben. Herr Eisner ist im Grunde ein treuer Anhänger der deutschen Einheit; ja er ist großdeutsch und zeichnet die Absplitterungsmanöver, zum Beispiel in der Pfalz, als bougeoises Interessenspiel. Zwar haßt er die Zentralisierungstendenz in jeder Gestalt, er ist Partikularist aus Individualismus. Den möchte er, der in geistiger Freiheit lebende, auf keinen Fall opfern; nicht einmal dem Sozialismus. Aber er übersieht doch auch nicht, daß die wirtschaftlichen und die Finanznöte zur grundsätzlichen Einheitlichkeit in Steuer- und Verkehrsdingen drängen werden. Wie schade, daß so kluge, so maßvolle Ansichten durch die Heftigkeit der Polemik gegen die nach außenhin bloß-

gestellten Führer der Mehrheitssozialisten überschattet werden. Dadurch wird sich dieser begabte und temperamentvolle Mann, der von vornherein seine praktische Arbeit auf die Mitwirkung der bürgerlichen Intelligenz einstellte, in Zukunft den Weg zu seinem Werk wahrscheinlich verbauen. Seine Tätigkeit bliebe so eine revolutionäre Episode. Eisner dankte dies seinem Hang zum politischen Impressionismus, der durch Regsamkeiten und Launen und literaturbehaftete Eitelkeiten die Intuition trübt. Für Deutschland wäre es aber ein Verlust, wenn er aus der Praxis, die ihn vielleicht doch einmal zum Staatsmann zu formen und seinen lebhaften Geist schöpferisch zu machen vermöchte, wieder in Kritik, in Opposition aus Eigensinn und Rechthaberei, in wüste Demagogie und Byzantinismus nach unten, der Straße hin, abgedrängt würde.

2

Ein Blick auf Bern belebt unsre Hoffnungen. Die in Paris vereinigten Bourgeoisien suchen sich, mit Ausnahme Wilsons, die Gedanken einer neuen menschlichen Solidarität anzuquälen, auch sie benutzen das Alphabet, womit die Begriffe einer Internationale des zwischen- und überstaatlichen Rechts buchstabiert werden, aber handelnd verfallen sie immer wieder – besonders die Franzosen, die durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Polen und Tschechen die Unruhe in unsrem Osten zu verewigen und unsre nationale Wiedergeburt zu hemmen trachten – in den engsten und ängstlichsten nationalen Egoismus. Dieser scheint ihren Willen und ihre Fähigkeiten völlig aufzuzehren, als ob sie wirklich schon gänzlich in den großen reaktionären Topf gehörten, in den ihre radikalen Gegner von links sie längst zu werfen pflegten.

Bern aber spricht und handelt gegen Paris; die internationale Sozialistenkonferenz überstrahlt die interalliierte Friedenskonferenz; die Vertreter des wieder, nach Jahren unversöhnlicher Zwietracht, vereinigten Weltproletariats beschämen die bourgeoisen Großwürdenträger, die in Paris, ein jeder mit einem Sack voll Sonderwünschen und Hintergedanken, die vorteilhafteste Beendigung des Krieges suchen, als ob das eine, das einzige Ziel, das ihn hinterher rechtfertigen könnte – Krieg dem Kriege –, nebensächlich wäre.

Man kann die Berner Ergebnisse nicht hoch genug einschätzen. Wirkung in die geschichtliche Weite ist ihnen jedenfalls sicher. Der (national angestrichene) Kapitalismus entzweit, der Sozialismus vereint. Der Kapitalismus ist der Krieg, mit den Waffen der mitleidlosen Konkurrenz oder – den anderen, blutigeren, tödlicheren; der Sozialismus, der Ausdruck für die Solidarität der Arbeit und der Kultur über die nationalen Grenzen hinaus und hinweg, ist der Friede. Der Aufmarsch der nationalen Proletariate vor vier Jahren hatte diese fundamentalen Gegensätze wie weggeweht, die

Solidarität der Gruppen war wieder ausschließlich national geworden: die sozialistische Internationale, die Vaterländer durchaus nicht aufhebt aber in den Ring der übernationalen Gemeinsamkeit eingliedert, war innerlich auseinandergebrochen. Auf den Trümmern der europäischen Staatenwelt baut sie sich, nach gründlich erwiesener falscher Rechnung für alle Teilnehmer, nun wieder auf.

Der Text der Resolution, auf die sich, nach erregten und hart am Bruch vorbeiführenden Kämpfen zwischen Deutschen und Franzosen sämtliche Konferenzteilnehmer geeinigt haben, ist mit bewundernswertem taktischem Geschick entworfen; auch unsere Mehrheitssozialisten, die, mit dem Odium der Angeklagten beladen in Bern erschienen waren, konnten sich einverstanden erklären. Es klingt einseitig, wenn gesagt wird, daß nur die Solidarität der Proletarier aller Länder das Ideal einer Gesellschaft der Nationen verwirklichen könne, doch der niederdrückende Einfluß der bürgerlichen Imperialisten in Paris läßt uns schweigen. Neu ist in diesem weltgeschichtlichen Dokument natürlich nicht, was über die kapitalistische Ursache der Kriege, über die zerstörende Raserei der militärischen Technik, über Rüstungsbeschränkung und völlige Abrüstung, über die Einführung des (seiner Zeit von Jean Jaurès vorbildlich entworfenen) Milizsystems, über die g l e i c h e n R e c h t e und die g l e i c h e n P f l i c h t e n aller Mitglieder des Völkerbundes und die Ausdehnung der Schiedsgerichte auch über die sogenannten Ehren= und Lebensfragen der Nationen gesagt wird: neu und dauernder Beachtung wert sind vielmehr die Forderungen, endlich einmal mit der Pest der Zolltarife und des Protektionismus aufzuräumen, die internationalen Verkehrswege und Verkehrsmittel unter internationale Kontrolle zu stellen und, das allerwichtigste, in gemeinsamem Interesse über d i e E r z e u g u n g u n d V e r t e i l u n g d e r L e b e n s m i t t e l u n d R o h s t o f f m a t e r i a l i e n d e r W e l t m ä r k t e z u w a c h e n. Man vergesse nicht, daß auch Albert T h o m a s, der französische Mehrheitssozialist, den es offenbar die größte Überwindung kostete, seinen Groll gegen die deutschen Genossen zu bezähmen, und der Engländer Henderson der Resolution zustimmten: zwei gewesene Minister. Sie rührt, in den durch Sperrdruck hervorgehobenen Stellen, an die tiefsten Ursachen aller modernen Kriege: die kolonisatorische Mission des ausbeutenden Kapitalismus, der unter den Völkern Klassengegensätze und dadurch Reibungen schafft.

Mit B r a n t i n g, dem während des Krieges und während des Stockholmer Versuchs, die Internationale zu beleben (Sommer 1917), Deutschfeindlichkeit nachgesagt wurde, dürfen wir zufrieden sein. Er hat, als Präsident der Konferenz, wieder Proben seines außerordentlichen diplomatischen Geschicks gegeben und für die besonders gefährdete Lage von uns Mitteleuropäern warmes Verständnis gezeigt: er vergißt eben doch nie,

daß wir Deutsche — wie er mir in Stockholm einmal sagte — im Herzen Europas siedeln. Macdonald, durch die Intensität und Vorurteilslosigkeit seiner Einsichten stets im Vordergrund stehend, sprach klar und edel: seine Zeit kommt noch. Die Verruchtheit der obrigkeitlich geleiteten Kapitalistenpresse in seinem Heimatlande hört er nicht auf zu geißeln; er fürchtet, ihr Gift werde die Auferstehung des Europäertums noch auf lange Zeit hinaus hemmen. Er weiß es, was es heißt, daß die Verkündigung des sittlichen Gedankens in der Welt einem Northcliffe anvertraut wurde, während unsre Eisners und Försters solchen Evangelisten der Wahrheit gegenüber ihre Menschenkenntnis auszuschalten für gut befinden.. Auf der Liste der Europäer von morgen steht er Ramsay Macdonald an erster Stelle. Die deutschen Sozialisten schleppten — natürlich — ihre Privatfehde mit auf den Kongreß; Eisner und Kautsky klagten an, Wels und Hermann Müller verteidigten: es wird nicht wenige gegeben haben, die sich an der Schaustellung dieser deutschen Eigenart weideten. Es hätte nicht geschadet, es hätte, im Gegenteil, Nutzen gestiftet, wenn einer unserer Mehrheitssozialisten aus sprudelndem Herzen die tragische Unfreiheit des deutschen Proletariats geschildert und ihren Zwang zu einer fehlerhaften Politik offen dargelegt hätte: denn daß ihre Leitung, so gut wie die der bürgerlich-liberalen Parteien, auf groteske Weise versagte, war schon lange vor dem Ende sichtbar und unzweifelhaft. Aber dieser glühende und beredte Mund tat sich nicht auf; dafür hat wenigstens Eisner, der es, in seiner — an rückwärts liegende Ursachen gebundenen — Verärgerung und in seinem politischen Impressionismus, nicht unterlassen kann, den Pharisäismus der westlichen Bourgeois unablässig zu füttern, gegen deren Imperialismus Warnungen erhoben. Werden sie auch ferner in Paris überhört, so werden wir vollends in den Abgrund gefegt, und das Europäertum ist auf Generationen gemordet.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie

von Paul Lensch

Noch begreift der größte Teil der Sozialdemokratie nicht, in welcher schweren Krisis sich die Partei befindet. Man ist stolz auf die Wahlerfolge, man blickt mit Genugtuung auf den Reichspräsidenten und den Ministerpräsidenten, die beide den Reihen der Sozialdemokratie entstammen. Die Kolonnen der sozialdemokratischen Organisationen, die der Krieg so furchtbar gelichtet hatte, beginnen sich wieder zu füllen. Neben dem zurückgekehrten Arbeiter, dem alten Parteimitgliede von früher, sucht jetzt auch so mancher kleine Beamte, so mancher Schulmeister den Weg zum roten Wahlverein. Die sozialdemokratische Presse findet hier und da in zunehmender Zahl auch bürgerliche Leser, freilich nur, um sie in kurzer Zeit wieder zu verlieren. Und auch die neugewonnenen Mitglieder der Organisationen drohen bald wieder abzuspringen. Die heftigen Streitigkeiten mit den „Unabhängigen" verleiden ihnen die Freude an der neuen Partei.

Eine Zeitlang erhoffte man von der neugewählten Nationalversammlung Wunderdinge. Sie war das echte Kind der Revolution und der jungen Demokratie, und wenn irgendwo, so mußte hier das Neue zutage treten. Bald aber stellte sich heraus, daß sie nur eine dürftige Maskierung des alten Reichstages war, mit dem gleichen niedrigen Niveau, dem gleichen Mangel an wirklich hervorragenden Persönlichkeiten. Die alten Fraktionschefs traten jetzt als Minister auf. Das war im Grunde alles.

Ist es ein Zufall, daß wir seit dem 9. November ebensowenig ein hinreißendes Wort, einen populären Entschluß, eine begeisternde Rede vernommen haben, wie vorher? Der Unterschied besteht freilich darin, daß vorher die Taten eines unvergleichlichen Heeres leichter die Worte der Staatsmänner entbehrlich machten, während jetzt an die Stelle der früheren Siege ein wirtschaftlicher wie militärischer Zusammenbruch schier ohnegleichen getreten ist, in dem das belebende, aufrichtende Wort des Politikers um so schmerzvoller vermißt wird. Jedenfalls hat die Sozialdemokratie seit dem 9. November stetig an Anhang verloren. Bei Beginn der

Revolution hätten ihr allgemeine Wahlen ein überwältigendes, fast einmütiges Vertrauensvotum der Nation eingebracht, am 19. Januar erreichte sie noch nicht einmal die Hälfte der Mandate. Und wie weit sie imstande sein wird, die damals ihr zugefallene Stimmenzahl bei den nächsten Wahlen zu halten, ist ungewiß. An eine Zunahme ist jedenfalls schwer zu glauben.

Damit tritt die deutsche Revolution in einen merkwürdigen Gegensatz zu allen bisherigen Revolutionen. In jenen gelangte die revolutionäre Partei unter stetiger Radikalisierung zu stets größeren Erfolgen, jetzt hat die revolutionäre Partei gleich bei Beginn der Bewegung am 9. November ihren Höhepunkt erreicht, um sodann unter Abbau ihres einstigen Radikalismus ihren Einfluß mit den anderen Gruppen zu teilen. Allein so paradox das erscheinen mag, so erklärt es sich, sobald man den besonderen Charakter der deutschen Revolution und der deutschen Revolutionspartei, der Sozialdemokratie, sich vergegenwärtigt.

In der deutschen Revolution trat das bisher Einzigartige zutage, daß die unterste Klasse der Gesellschaft, hinter der keine andere von ihr unterschiedene Klasse mehr steht, die politische Gewalt ergriff. In der englischen wie in der französischen Revolution war das anders. Das moderne Proletariat war erst in den dürftigsten Entwicklungsstadien begriffen, immer waren es Teile der bürgerlichen Klasse, die die politische Gewalt an sich rissen und die daher mit den anderen Teilen ihrer Klasse oder auch mit den Spitzen des Kleinbürgertums und der Lohnarbeiterschaft nach dem Siege um seine Früchte kämpfen mußten. Das noch frühe Stadium der kapitalistischen Entwicklung in beiden Ländern hatte natürlich auch auf ihre geistige Struktur maßgebenden Einfluß ausgeübt. Frankreich war das klassische Land des Frühkapitalismus gewesen, und die reife abendländische Kultur bis zum Beginn des Hochkapitalismus war durchaus französisch. Nun hatte der Hochkapitalismus freilich nicht in Frankreich, sondern in England sich zuerst zu entfalten begonnen, und zwar um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, was nicht nur politisch in dem den Ausgang der napoleonischen Kriege schon vorweg entscheidenden Frieden von Paris 1759 zum Ausdruck kam, in dem der Kampf um die Weltherrschaft zugunsten Englands entschieden wurde, sondern auch geistig in der Übernahme der englischen materialistischen Philosophie von Locke und Shaftesbury durch Condillac, Helvetius und die gesamte Schule der französischen Materialisten, volkswirtschaftlich in der maßgebenden Beeinflussung der französischen Physiokraten Quesnay, Turgot usw. durch die mechanistische englische Philosophie, die in England bei der Geburt der „klassischen" Nationalökonomie von Adam Smith Pate gestanden hatte. Aber auch auf anderen Gebieten hatte in der zweiten Hälfte des achtzehnten

Jahrhunderts England bereits über Frankreich, der Hochkapitalismus über den Frühkapitalismus gesiegt. Unter Ludwig XVI. begann in Paris der englische Park den französischen zu verdrängen, die Empfindsamkeit — Yoricks empfindsame Reise! — siegte über den Esprit, englische Mode und englische Gesellschaftsform über die von Paris, Hogarth über Watteau, die Kunstmöbel von Chippendale und die Fayencen der weltberühmten Gebrüder Wedgewood über Boulle und Sèvres. Deshalb tritt in der französischen Revolution im Grunde nur der Geist — Englands zutage, seine Weltanschauung, sein Individualismus und Mechanismus, seine Volkswirtschaft und seine Kultur, und England ist der Besieger der französischen Revolution nicht nur in dem banalen Sinne geworden, daß es bei Waterloo siegte, sondern auch, daß es von da ab das revolutionäre Frankreich in steigendem Maße zu seinem Preisfechter und Vasallen machte. Der Weltkrieg bedeutete in dieser Entwicklung den Höhepunkt. Frankreich, das klassische Land des Frühkapitalismus, vermochte in der hochkapitalistischen Epoche nicht mehr den ersten Rang einzunehmen. Es blieb ein kleinbürgerlicher, kleinbäuerlicher Staat mit einer allerdings geil-wucherisch entwickelten Hochfinanz.

Anders stand es mit Deutschland. Hardenberg reformierte Preußen in streng englischem Geiste, aber im übrigen waren die Entwicklungsbedingungen dieses Landes derartig, daß es einen neuen gesellschaftlichen Typus zutage brachte. Trotzdem es den Hochkapitalismus erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, also hundert Jahre später als England, bei sich hatte einziehen sehen, stand es doch zwei Menschenalter später in der Organisation seines Kapitalismus an der Spitze aller europäischen Länder. Hier gelang die Vergesellschaftung der Arbeit und der Versuch, hinter die Geheimnisse der kapitalistischen Produktionsweise zu kommen, durch die Entwicklung der Kartelle und Syndikate in einem ganz anderen Maße als sonstwo, und nicht zufällig war Deutschland das Land der entwickeltsten Sozialdemokratie und der lebendigsten Gewerkschaftsbewegung geworden. Auf der anderen Seite hatte die ungeheure Vermehrung der gesellschaftlichen Produktivkraft Deutschlands die einzig dastehende Ausdehnung der ländlichen Hausindustrie in allen Teilen des Reiches zur Voraussetzung. Nur so waren die neuen Arbeitskräfte heranzuziehen, die das deutsche Wirtschaftsleben brauchte, nur so freilich auch die unglaublich niedrigen, beinahe irischen Arbeitslöhne zu erklären, auf denen lange Zeit die sprichwörtliche Billigkeit der deutschen Industriewaren beruhte. Gerade die Verbindung von Industrie und Landwirtschaft gestattete es den Kapitalisten, alles, was die Familie des industriellen Bauern auf eigenem Gärtchen und Feldchen verarbeitete, vom Preise der Arbeitskraft abzuziehen. Man schlug den ganzen Kapitalprofit aus einem Abzug vom normalen Arbeits-

lohn heraus und konnte so den ganzen Mehrwert dem Käufer schenken. Darin bestand das Geheimnis der einstigen so erstaunlichen Billigkeit der meisten deutschen Ausfuhrartikel.

Aber eben die Ausdehnung der Hausindustrie riß eine Bauerngegend nach der anderen in die industrielle Bewegung und diese Revolutionierung der Landdistrikte trug ihrerseits wiederum die industrielle Revolution über ein weit größeres Gebiet, als es in England und Frankreich der Fall war. Hierin liegt der Grund, daß in Deutschland im Gegensatz zu Frankreich und England die revolutionäre Arbeiterbewegung eine so gewaltige Verbreitung über den größten Teil des Landes gefunden hat, statt ausschließlich an städtische Zentren gebunden zu sein. Bei der Wahl zur Nationalversammlung war es bekanntlich das platte Land, das den Ausschlag gab zugunsten der Sozialdemokratie. Und in dieser wirtschaftlichen Grundlage lag die Ursache für den ruhigen, sicheren, unaufhaltsamen Fortschritt der Arbeiterbewegung. Im Jahre 1887 schrieb Friedrich Engels einmal über diese Zusammenhänge:

„In Deutschland leuchtet es von selbst ein, daß eine siegreiche Erhebung in der Hauptstadt und den andern großen Städten erst dann möglich wird, wenn auch die Mehrzahl der kleinen Städte und ein großer Teil der ländlichen Bezirke für den Umschwung reif geworden ist. Wir können, bei einigermaßen normaler Entwicklung, nie in den Fall kommen, Arbeitersiege zu erfechten wie die Pariser von 1848 und 1871, aber eben deshalb auch nicht Niederlagen der revolutionären Hauptstadt durch die reaktionäre Provinz erleiden, wie sie Paris in beiden Fällen erlitt. In Frankreich ging die Bewegung stets von der Hauptstadt aus, in Deutschland von den Bezirken der großen Industrie, der Manufaktur und der Hausindustrie; die Hauptstadt wurde erst später erobert. Daher wird vielleicht auch in Zukunft die Rolle der Initiative den Franzosen vorbehalten bleiben; aber die Entscheidung kann nur in Deutschland ausgekämpft werden."

Diese Voraussage hat sich in der deutschen Revolution merkwürdig erfüllt. Von einer Bedrohung der revolutionären Hauptstadt durch die reaktionäre Provinz ist keine Rede gewesen, im Gegenteil, in vielen Provinzen ging es noch viel radikaler zu als in der Hauptstadt, und Berlin wurde erst „erobert", als die Revolution in der Provinz bereits gesiegt hatte. So kam es zu der einzigartigen Tatsache, daß zum ersten Male in der Geschichte abendländischer Revolutionen die unterste Klasse der Gesellschaft, das Proletariat, die politische Macht ergreifen und halten konnte. Rußland bleibt hierbei außer Betracht. Es gehört nicht zum abendländischen Kulturkreis und sein Zusammenbruch steht in keinem organischen Zusammenhang mit der Revolution des kapitalistischen Westeuropas.

Wie verhielt sich unter diesen Verhältnissen die ausgesprochene Partei der Revolution, die deutsche Sozialdemokratie? Nun, sie hatte sich vom Ausbruch der Revolution genau so überraschen lassen, wie vom Ausbruch des Krieges, und ebenso wie sie nach ihrer entscheidenden Schwenkung am 4. August es unterließ, die theoretischen Konsequenzen aus ihrer Tat zu ziehen, wie sie im Gegenteil den klaffenden Riß in ihrem Lehrgebäude durch die verhängnisvolle Phrase zu übertünchen versuchte: wir machen wahr, was wir immer gesagt haben, so dachte sie auch am 9. November nicht entfernt daran, daß dieser Tag nicht bloß politisches Handeln von ihr verlangte, sondern in noch dringlicherer Form als der 4. August auch theoretische Neuorientierung. Über alle diese Notwendigkeiten setzte man sich hinweg mit dem kurzsichtigen Schlagwort: wir bleiben, was wir waren, und wir waren, was wir sind. Dabei hatte niemand dringlicheren Anlaß, bei sich selber Einkehr zu halten und die Wirklichkeit mit den bisherigen Anschauungen zu vergleichen, als eben die deutsche Sozialdemokratie und die in ihr herrschende Führerschicht. Diese Schicht gehört durchweg jener Richtung in der Partei an, die man einst die revisionistische genannt hatte und die wegen ihrer „staatsmännischen Mäßigung" und „Einsicht" von der bürgerlichen Presse des Voraugust nicht genug gelobt werden konnte. Für diese Führerschicht hatte die Wahrscheinlichkeit eines Krieges ebensowenig bestanden, wie die Möglichkeit einer Revolution. Beides war für sie ein „überwundener Standpunkt", und Dr. David, einer ihrer Wortführer und gewiß ein gescheiter Kopf, hatte am 3. August 1914, als er im Namen der Mehrheit für die Annahme der Kredite in der Fraktion sprach, ausdrücklich zugegeben, daß man mit der Möglichkeit eines Krieges nicht mehr gerechnet hatte. Das Verhöhnen aber der Revolutionäre, das heißt der Richtung in der Partei, die mit großen Katastrophen und Revolutionen rechnete und ihre Taktik darauf einrichtete, gehörte gewissermaßen zum guten Ton dieser revisionistischen Führerschicht, und über nichts fiel sie mit so sattem Spotte her wie über die „Katastrophentheoretiker", immer dabei unterstützt von der so einsichtsvollen bürgerlichen Presse. Die eine dieser Illusionen, über die Unwahrscheinlichkeit des Krieges, zerplatzte am 4. August, die andere, über die Unmöglichkeit der Revolution, am 9. November. Aber beide Male tat man so, als sei alles in schönster Harmonie mit der Parteidoktrin. Mein Buch über das „Ende und Glück" der Sozialdemokratie im Jahre 1916 hatte mit deutlicher Hand die Flammenschrift an die Wand geschrieben. Es erregte wohl einen energischen Meinungsaustausch, aber einen belebenden Einfluß auf die Partei vermochte es nicht mehr auszuüben. Dazu war der Zersetzungsprozeß bereits zu weit vorgeschritten. Der schlimmste Pazifizismus hatte sich in ihren Reihen festgesetzt, an Stelle der einstigen Kriegspsychose war eine

ebenso krankhafte Friedenspsychose getreten, und das stolze, auf seine Berechtigung hier nicht zu prüfende Bewußtsein, der bürgerlichen Welt an Einsicht in die Lebensbedingungen der Gesellschaft unendlich überlegen zu sein, war dem völligen Zusammenbruch jedes theoretischen Sinnes gewichen, den Engels einst als besonderes Kennzeichen der deutschen Arbeiterklasse gerühmt hatte. Ein abschreckendes Beispiel für diese geistige Verkümmerung der Partei bot das Zentralorgan, der „Vorwärts". Der Zustrom gebildeter Leser versickerte bald. Erwartungsvoll griffen sie zu ihm, um ihn nach wenigen Tagen enttäuscht wieder aus der Hand zu legen. Es stand nichts drin, was zur Klärung des ungeheuren Geschehens hätte dienen können.

So steht die Partei äußerlich auf der Höhe ihrer Macht. Alle irgendwie in Betracht kommenden Posten in Staat und Reich sind entweder in ihrer Hand oder wenigstens nach ihren Wünschen besetzt. Innerlich aber befindet sie sich in völliger Auflösung. Das Wort vom „Ende und Glück" beginnt sich zu bestätigen. Erst jetzt, wo die Sozialdemokratie am Beginn ihres Triumphes und an der Schwelle der Verwirklichung ihrer Ziele steht, erkennt man, ein wie unfertiges Gebilde sie ist und eine wie mangelhafte Verkörperung des sozialistischen Gedankens.

Dabei ist nichts sicherer als die sozialistische Zukunft unserer Zivilisation. So viel man auch an der Sozialdemokratie auszusetzen haben möge, sie bleibt doch die einzige Partei, die den Gang der Entwicklung richtig gesehen hat, mindestens in der Hauptsache, und der deshalb mit Recht in der großen Krise des Kapitalismus die Macht zufiel. Keine andere Partei war imstande, am 9. November die Zügel zu ergreifen. Hier aber, mit der Krisis des Kapitalismus, trat ihre eigene Krisis zutage. In dem Augenblick, wo die Überwindung des Kapitalismus die Sache der Nation wurde, rächte es sich, daß man sie bisher lediglich die Sache einer Klasse hatte sein lassen. Die eigene Enge, in der die Partei sich mit Absicht gehalten hatte, schlug sie jetzt mit Unfruchtbarkeit. Mangel an überragenden Persönlichkeiten war das äußere Kennzeichen der Situation. Man hatte sich lediglich auf die friedliche Evolution eingerichtet, und die Folge war, daß ganz tüchtige und brauchbare Verwaltungsbeamte mit einem ausgesprochenen Stich ins Kleinbürgerliche die Repräsentanten der Partei waren. Auf eine revolutionäre Situation war man nicht vorbereitet und bis zum heutigen Tage hat die Sozialdemokratie den Gedanken nicht erfaßt, daß wir in der Weltrevolution stehen. Sie weist ihn fast ängstlich ab, zum Teil aus innerer Überzeugung, zum Teil aus Furcht, damit den Anschauungen der Bolschewicki zu nahe zu kommen. Aber aus alledem spricht nur ihre innere Ratlosigkeit und bedenklich schon ähnelt sie dem biederen Kleinmeister in Hebbels

„Maria Magdalena", der unter dem Schicksal zusammenbricht mit den Worten: ich verstehe die Welt nicht mehr.

Das Schicksal der deutschen Sozialdemokratie nahm seinen Lauf am 4. August 1914. Daß sie mit der Bewilligung der Kriegskredite sich in den schroffsten Widerspruch mit ihrer eigenen Ideologie setzte, das zu leugnen haben zwar ihre berufensten Wortführer immer wieder versucht, die Tatsache selber haben sie aber nicht aus der Welt schaffen können. In Wahrheit wurde die Fraktion das Opfer einer psychologischen Depression oder auch — vom anderen Standpunkt aus gesehen — einer nationalen Hochspannung. Auf seiten der Revisionisten rechnete man, wie in der Fraktion allgemein und auch wie in der gesamten Öffentlichkeit, mit einer großen Mehrheit für Ablehnung der Kredite. Der Abgeordnete Ludwig Frank hatte für diesen Fall eine Anzahl seiner näheren Gesinnungsgenossen um sich gesammelt, die sich schriftlich verpflichteten, für den Fall der Kreditablehnung durch die Fraktion unter Bruch der Fraktionsdisziplin im Plenum den Krediten zuzustimmen. Zu ihrer eigenen Verwunderung ergab sich in der Fraktion eine überwältigende Mehrheit für Annahme der Kredite, so daß der Franksche Plan von selbst zerfiel und nichts wieder von ihm verlautete. Karl Kautsky, der theoretische Wortführer der Partei, war ausdrücklich zur entscheidenden Fraktionssitzung am 3. August hinzugezogen worden, um den Abgeordneten seinen abgeklärten Rat zuteil werden zu lassen. Allein auch diese Magnetnadel zitterte unruhig hin und her wie bei einem Erdbeben. Gestern noch, so erklärte er, habe er geglaubt, für die Ablehnung der Kredite eintreten zu müssen, heute könne er für ihre Annahme plädieren, wenn die Regierung gewisse Bedingungen erfülle. Es war klar, daß eine derartige schwächliche Haltung keinen Eindruck auf die Fraktion machen konnte, höchstens daß sie einige Abgeordnete, die ein Gefühl dafür hatten, einen wie schweren Bruch man mit der Kreditbewilligung an der Parteitradition vollziehe, nun doch noch schwankend machte.

Die Kreditbewilligung wirkte in der Öffentlichkeit wie eine Offenbarung. Auch die Regierung war erstaunt. Der damalige Staatssekretär Dr. Delbrück erklärte in jenen Tagen einem sozialdemokratischen Abgeordneten gegenüber, man habe allerdings mit der Kreditablehnung gerechnet und sich auch schon auf sie eingerichtet, eine Verfolgung aber der sozialdemokratischen Führer und Organisationen habe man nicht im Auge gehabt, da man neben dem auswärtigen Kriege nicht auch noch einen inneren Krieg gegen die eigene Arbeiterschaft habe führen können oder wollen. Diese Bemerkung, die mir erst nachträglich bekannt geworden ist, bekräftigte aufs neue den Standpunkt, den ich selber am 3. August in der Reichstagsfraktion und im Jahre 1916 in meinem Buche: „Die Sozial=

demokratie, ihr Ende und ihr Glück" eingenommen hatte. Aber gerade das freudige Erstaunen, das die Kreditbewilligung in der gesamten bürgerlichen Welt fand, war für die sozialdemokratische Führerschaft gefährlich. Sie fühlte ihre Partei kränkend verkannt und in den Wochen nationalen Hochgefühls bemühte sie sich immer und immer wieder, durch eifriges Zitieren der heiligen Schriften von Marx und Engels, Liebknecht und Bebel, den Nachweis zu erbringen, daß die Haltung der Partei am 4. August genau den Traditionen und Grundanschauungen der Sozialdemokratie entsprochen habe, getreu dem Schema des berufenen Wortes: da machen wir wahr, was wir immer gesagt haben. Und hierdurch wurde die Sozialdemokratie gehindert, sich selber Rechenschaft zu geben über das, was sie an jenem folgenschweren Tage getan und was er in ihrer geistigen Entwicklung bedeutete. Auch im Herbst 1917 auf dem Parteitage von Würzburg war keine Spur von der geschichtlichen Bedeutung dieses Tages in der Debatte zu spüren. Alles klein, subaltern, von untergeordneten Parteisorgen erfüllt: ein Pfingsten wohl, sie sprachen in tausend Zungen, aber ein Pfingsten ohne Erfüllung. Und als nun gar die Revolution hereinbrach und der 9. November die gesamte politische Macht der Sozialdemokratie in die Hände lieferte, da stand sie vollkommen geistig unvorbereitet vor diesem gewaltigen Schicksal. Es war leicht, wie die Unabhängigen sich rühmten, die Disziplin der Armee zu untergraben und den Arbeitern Maschinengewehre und Handgranaten heimlich zuzuschanzen; bald zeigte sich aber auch hier wieder, daß die Klingen ohne den Geist nichts vermögen. Die Unabhängigen selber mußten bereits nach sechs Wochen ihren Bankerott anmelden und aus der Regierung ausscheiden, aber auch die Sozialdemokratie hat seit dem 9. November trotz einzelner Leistungen, die anerkannt werden sollen, versagt und mußte versagen. Wenn man des Rätsels Kern in zwei Worten zusammenfassen will, so kann man sagen: sie stand mit der Psychologie einer unterdrückten Klasse und der unerschütterten Doktrin einer radikalen Oppositionspartei an der Spitze des Staates.

Die historische Schuld der Sozialdemokratie besteht nun darin, daß sie seit dem 4. August nichts zur Überwindung dieser Klassenpsychologie und dieser Parteidoktrin getan hat. Alle ihre Schwierigkeiten, ihr zum Teil rätselhaftes Versagen in Situationen, wo anscheinend ein Wort die Sachlage retten konnte, ihr scheues Verschleppen von Entscheidungen, die im Lebensinteresse der Gesellschaft eine sofortige Entscheidung dringend verlangten und wo jedes Hinausschieben späteres Blutvergießen und materielle Verluste von vielen Millionen herbeiführen mußte, alles das erklärt sich zum größten Teil aus ihrer Befangenheit in einer veralteten Geistes-

welt, aus ihrem mangelnden Mut, mit dem Alten zu brechen, und ihrem Unvermögen, eine neue Welt konstruktiv zu errichten. Daher kein zündendes Wort in einer Situation, wo die Welt voll Zündstoff liegt, keine große, neue, packende Idee, wo die Welt nach neuen Ideen hungert, keine neuen Menschen, die sich an der stillen Glut des sozialistischen Gedankens in frühen Jahren gewärmt und die jetzt, wo die Zeit erfüllet war, mit junger Kraft und hinreißendem Genie ans Licht traten. Nichts davon! Immer nur Ebert und Scheidemann, Scheidemann und Ebert! Gewissermaßen als fleischgewordene Erfüllung des Satzes: wir bleiben, was wir waren, und wir waren, was wir sind.

Wir wiesen bereits darauf hin, daß die deutsche Revolution dadurch ohne Parallele dasteht unter den Revolutionen des Abendlandes, daß in ihr die unterste Klasse der Gesellschaft die politische Macht ergriff. Die Wahlen zur Nationalversammlung haben ihr zwar nicht die absolute Mehrheit, aber doch eine so starke Position im Staate gegeben, daß sie die wichtigsten Stellen in der neuen Staatsorganisation besetzen konnte. Allein das Entscheidende besteht darin, daß sie das tun konnte mit Unterstützung der bürgerlichen Parteien. Diese Unterstützung ist der Sozialdemokratie geworden, nicht bloß wegen ihrer Stärke, sondern auch kraft der politischen Einsicht dieser Parteien. Auf der anderen Seite hat die Sozialdemokratie sich die bürgerliche Unterstützung sehr gern gefallen lassen; denn sie hatte sie dringend nötig. Ihre geschichtliche Aufgabe, einen neuen Staat zu errichten, konnte sie unmöglich mit der industriellen Lohnarbeiterklasse allein lösen. Die Frage ist nun: wie stellte sich die Sozialdemokratie unter diesen Umständen zu ihrer eigenen Ideologie vom Klassenstaat und vom Klassenkampf? Nun, zunächst machte sie es genau so wie am 4. August, sie stellte sich so, als sei gar nichts Besonderes passiert. Und auch in ihrer Presse führte sie nach wie vor die gleiche Sprache. In Wahrheit gab es jedoch von zwei Möglichkeiten nur eine: entweder man proklamierte den Klassenkampf in all seiner bisherigen Schärfe. Dann behielt man die alte Ideologie bei und kam zur Diktatur des Proletariats. Diesen Weg waren die Bolschewicki gegangen und sein Ergebnis lag klar vor Augen. Oder aber man erkannte, daß der Klassenkampf zwar ein Prinzip ist, aber ein heuristisches Prinzip, dessen Wert sich in erster Linie dem Historiker bei Aufhellung dunkler Geschichtspartieen erschließt, daß aber eine zur Herrschaft gelangte Klasse, die sich nicht mehr, wie bisher immer, auf eine kleine Minderheit, sondern auf die große Mehrheit der Nation mit Einschluß der nichtproletarischen Elemente stützt, die außerdem es als ihren historischen Beruf betrachtet, die Klassenherrschaft, das heißt die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen überhaupt abzuschaffen, dringenden Anlaß hat, nach ihrem

Siege den Gedanken des Klassenkampfes zu „liquidieren", das heißt, aus seinem erstarrten Zustand in eine flüssige Form zu überführen. Daß der Klassenkampf besonders in den Formen, die er in Deutschland angenommen hatte, der Sozialdemokratie je länger, desto größere Schwierigkeiten bereitete, hatte ich bereits vor drei Jahren in meiner Schrift von „Ende und Glück" der Sozialdemokratie ausgeführt. Dort schrieb ich: „Der proletarische Klassenkampf macht dadurch Epoche in der Geschichte, daß er der erste bewußt geführte Klassenkampf ist. Aber diese Tatsache, weit entfernt, dem Arbeiterkampf lediglich Hindernisse aus dem Wege zu räumen, hat ihm ganz eigenartige neue Hindernisse geschaffen. Die theoretische Erkenntnis des sozialen Gegensatzes zwischen Proletariat und Bourgeoisie gab dem Klassenbewußtsein der neu aufstrebenden Schicht eine dumpfe Starrheit und Enge, die im eigenartigen Gegensatz zu dem naiv universalen Klassengefühl stand, das frühere Gesellschaftsschichten in den Zeiten ihres Aufstiegs betätigten. So wurde die säkulare Klassenbewegung des Sozialismus gegen den Kapitalismus immer mehr verschränkt und auf eine reine Bewegung des Fabrikproletariats eingeengt. Die anderen Schichten der Bevölkerung, die vielfach ebenfalls unter der kapitalistischen Entwicklung schwer zu leiden hatten und ihre Opfer waren, suchte man, um die Schärfe des Klassengegensatzes ja nicht zu verwischen, gern als soziale Gegner hinzustellen, wodurch sie allerdings bald politische Gegner wurden. Durch diese Enge in der Auffassung des Klassengegensatzes hat sich gerade die deutsche Sozialdemokratie besonders geschadet und sich in einen Gegensatz zu Bevölkerungsschichten hineinmanöveriert und theoretisiert, die eigentlich an ihre Seite gehören." So schrieb ich vor drei Jahren und fuhr dann, in dem Bemühen, meiner Partei die geschichtliche Bedeutung des 4. August für sie selber klar zu machen, hoffnungsvoll fort: „Aus dieser schiefen Position bedeutet der 4. August die grundsätzliche Befreiung. Nicht mehr ausschließlich die Partei des Industrieproletariats wird die Sozialdemokratie sein, obwohl diese Klassen auch in Zukunft ihre Kerntruppe bilden werden, sondern die Partei aller von der kapitalistischen Entwicklung Bedrohten und Bedrängten, die politische Organisation derer, die einer höheren sozialen Organisation der Gesellschaft bewußt zustreben. Gerade damit wird sie auch wieder zur Partei der Intellektuellen, die ihr im letzten Menschenalter im steigenden Maße den Rücken zugekehrt hatten, nicht zuletzt auch die Partei der Beamten und der Offiziere. Wenn am 4. August die deutsche Sozialdemokratie aus Rücksicht auf ihr eigenes Interesse die Notwendigkeit des Staates anerkennen mußte, so wird in Zukunft der Staat aus Rücksicht auf sein Interesse die Notwendigkeit der Sozialdemokratie anerkennen müssen. Und die Heeresleitung, die durch die Tat bewies, daß Sozial-

demokraten auch Offiziere werden können – ein früher unmöglicher Fall – hat damit nur bewiesen, daß Offiziere auch Sozialdemokraten werden können."

Die letzten Sätze, die damals, als sie geschrieben wurden, noch eine Kühnheit waren, sind heute schon von der Wirklichkeit überholt. Im übrigen freilich hat die sozialdemokratische Führerschaft heute nicht einmal den Versuch gemacht, sich und die hinter ihr stehenden Massen von der gekennzeichneten „Starrheit und Enge" ihres Klassenbewußtseins zu befreien. Für sie bestanden auch in dieser Hinsicht keine Konsequenzen des 4. August, wie sie auch nicht für den 9. November bestanden. Meine Warnungen und wiederholten Fingerzeige wurden in den Wind geschlagen oder, wie vom „Vorwärts", systematisch totgeschwiegen. Allein die Konsequenzen, die die Partei zu ziehen nicht Lust hatte, hat inzwischen die geschichtliche Entwicklung gezogen, und da die Sozialdemokratie keine neue Ideologie zu schaffen vermochte, so wurde sie das Opfer der alten. Die Parteispaltung, anfangs nicht gerade eine tragisch aussehende Affäre, ist durch ihre rein negative Haltung zum Verhängnis der Partei geworden. Die Unabhängigen, die noch im März 1918 den ihnen so sicheren Wahlkreis Niederbarnim verloren hatten, nachdem sie vorher schon den Kreis Potsdam-Osthavelland an die Sozialdemokratie hatten abgeben müssen, erwiesen sich ein Jahr später bei den Gemeindewahlen als die stärkste Partei Groß-Berlins. Von dieser Seite aus wurde gegen die Sozialdemokratie die alte Ideologie des Voraugust mit höchster Wucht ins Treffen geführt, die den proletarischen Instinkten so trefflich angepaßt war und der die alte Partei schrittweise um so mehr erlag, je weniger sie ihr eine neue entgegenzustellen in der Lage war. Das alte Rüstzeug vom „Klassenkampf", von „Bourgeoisie" und „Proletariat", von „herrschenden Klassen" und „unterdrückten Klassen", alles war beieinander und übte seine Wirkung aus, ganz gleich, ob es nun noch zu den völlig veränderten Verhältnissen der Revolution paßte oder nicht. Man fragte nicht einen Augenblick, wer denn jetzt eigentlich die „herrschende Klasse" sei? Ob das Bürgertum oder die Arbeiterschaft? Man wußte von früher: die Bourgeoisie war die herrschende Klasse und daraus folgerten die Unabhängigen mit Zirkelschluß, daß die Ebert und Scheidemann, da sie herrschten, Teile der Bourgeoisie geworden seien. Mit dieser alten Ideologie haben Unabhängige und Spartakisten den Bürgerkrieg in Deutschland entfesselt, die Kämpfe in Berlin unter Liebknecht und Luxemburg, in Bremen, München, im Ruhrgebiet, in Mitteldeutschland, sie alle hatten zur Grundlage die alte Klassenkampftheorie, die die Sozialdemokratie bei guter Zeit nicht in ihrer „Starrheit und Enge" zu überwinden in der Lage

war, und die sich jetzt mit zerschmetternder Gewalt gegen sie selbst und gegen Staat und Freiheit richtete. So furchtbar rächten sich die Unterlassungssünden.

Die Haltung der Partei am 4. August, falsch von rückwärts, aus der Parteivergangenheit, richtig von vorwärts in Hinblick auf die Zukunft des deutschen Volkes und seiner Arbeiterklasse gesehen, zwang die Sozialdemokratie, ihre gesamte Stellungnahme gegen Staat und Gesellschaft neu zu prüfen; denn mit der bisherigen Position der Arbeiterschaft als einer unterdrückten Klasse war es, mochte der Krieg nun ausgehen wie er wollte, vorbei. Vom Standpunkt der alten Parteidoktrin war die Kreditbewilligung nicht zu rechtfertigen, vom Standpunkt der nationalen Solidarität war die Kreditablehnung nicht zu rechtfertigen. Es kam darauf an, die alte Parteidoktrin mit den Interessen der nationalen Solidarität in Übereinstimmung zu bringen. Die Brücke dazu bot der Zusammenbruch der Internationalen, wie sie von Beginn des Krieges an als Tatsache vorlag. Nur so konnte man die schwere Krisis, die der 4. August für die Partei bedeutete, ohne Spaltung zu überwinden hoffen, und hatte zugleich Aussicht, die Arbeiterklasse auf ihre künftige maßgebende Stellung im Staate geistig vorzubereiten. An meinem Teile versuchte ich es, in meinem mehrfach erwähnten Buche diese Arbeit der Partei zu leisten. Denn es mußte jedem, der über die kommende Entwicklung sich ein Bild zu machen suchte, klar vor Augen stehen, daß mit der bisherigen Doktrin, die der Ideologie einer unterdrückten Pariaklasse entsprach, die deutsche Arbeiterklasse niemals in der Lage sein konnte, einen maßgebenden oder gar beherrschenden Einfluß im Staate auszuüben, ohne Staat und Gesellschaft zugrunde zu richten. Allein es geschah nichts, man lebte einfach ins Blaue hinein, alles wurde beschönigt, vertuscht, geleugnet. Und als dann am 9. November die Stunde der deutschen Sozialdemokratie geschlagen hatte, war das Öl auf ihrer Lampe ausgegangen.

War die Spaltung die Folge des 4. August, so war die theoretische Versumpfung wieder die Folge der Spaltung. Man scheute sich vor der Konkurrenz und statt eine sachlich gebotene, den revolutionären Umwälzungen des Weltkrieges entsprechende praktische Politik und theoretische Neuorientierung der Parteigrundsätze vorzunehmen, lief man mit den Unabhängigen lieber um die Wette um den Preis des „Radikalismus", unterließ man notwendige Maßregeln aus Scheu vor möglichem „Blutvergießen" und ließ eher eine organische Blutvergiftung von Staat und Gesellschaft eintreten, ehe man zeitig und entschlossen zugriff, um nur ja nicht den Unabhängigen und Spartakisten Anlaß zu billigen Vorwürfen vor den Massen zu geben. Was die sozialdemokratische Führerschaft hierin gesündigt hat, des sind die Monate seit dem 9. November Zeuge. Na-

türlich hat ihr diese Haltung nichts genützt. Die Spartakisten wie die Unabhängigen wurden von Woche zu Woche stärker und der Gedanke an eine Wiedervereinigung der Partei ist nunmehr völlig illusorisch geworden.

Jetzt steht die Partei vor völlig neuen Aufgaben mit einer völlig veralteten Doktrin. Ihre führenden Persönlichkeiten stehen an der Spitze von Reich und Staat, aber deshalb an der Theorie vom „Klassenstaat" zu rütteln, hat man noch nicht gewagt. Die Lockerung und Neudurchdenkung des Klassenkampfgedankens ist aber eine der wichtigsten Forderungen, die vor der Sozialdemokratie steht. Sie würde die gesamte Mentalität der Partei sowie ihr praktisches Verhalten in der Agitation und im sonstigen öffentlichen Leben völlig umgestalten; denn man vergesse nicht, daß die Doktrin vom Klassenkampf ebenso maßgebend war für die innere Politik der deutschen Sozialdemokratie, wie die Vorstellungen von der Internationalen für die äußere. Eine solche Neudurchdenkung würde wieder an die Tatsache erinnern, daß die Klassenkampftheorie keineswegs eine Entdeckung von Marx war, sondern daß sie sich den vormarxistischen Sozialisten bereits aus dem Studium der französischen Revolutionsgeschichte ergab, wie zum Beispiel St. Simon, Bazard und besonders Pecqueur. Marx selber verdankte die Kenntnis vom geschichtlichen Wesen der Klassen und ihrer Kämpfe bürgerlichen französischen Historikern wie Guizot und Thierry. Die „Klassenkämpfe" selber waren schon in dem Paris der vierziger Jahre unter Louis Philippe, als der junge Marx dort lebte, ein höchst populäres Schlagwort geworden und nichts weniger als originell, wie denn Marx auch immer abgelehnt hat, die Theorie des Klassenkampfes entdeckt zu haben. Das stürmische Wort des Kommunistischen Manifestes: Alle bisherige Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen, war ein Produkt dieser jugendlichen Periode und Friedrich Engels hat sich später genötigt gesehen, es in dieser voreiligen, einseitigen Form einzuschränken. Nun hatte freilich Marx und Engels in diesem Manifest ein ziemlich ausführliches Rezept angegeben, wie sich das Proletariat zu benehmen habe, wenn es durch eine politische Revolution zur „herrschenden Klasse" geworden sei, und man kann nicht leugnen, daß die Bolschewisten und Spartakusanhänger wie die linken Unabhängigen sich in ihrer heutigen Taktik ziemlich eng an dieses Rezept halten. Allein sie vergessen dabei, daß der jugendliche Marx seine Ratschläge dem deutschen „Proletariat" von anno — 1848 gab und daß inzwischen reichlich zwei Menschenalter verflossen sind, in dem sich nicht nur die kapitalistische Welt im allgemeinen, sondern auch die deutsche Gesellschaft gründlich geändert hat. Heute ist zwar die Arbeiterschaft zur „herrschenden Klasse" in Deutschland geworden, aber sie denkt nicht daran, nach dem Rezept

des Kommunistischen Manifests die Diktatur des Proletariats zu proklamieren. Im Gegenteil! Sie bemüht sich, die andern Klassen zur Mitherrschaft mit heranzuziehen, und sie ist froh, daß sie diese Mitherrschaft und Mithilfe gefunden hat. Zum äußeren Zeichen gewissermaßen dieser Sachlage hat sie sich von einem bürgerlichen Demokraten den Entwurf der Reichsverfassung und von einem Liberalen den Entwurf der neuen Steuergesetze entwerfen lassen. Und wie ist das alles so möglich gewesen? Weil inzwischen, seit dem Kommunistischen Manifest, von der kapitalistischen Gesellschaft, wie Marx sie kannte und darstellte, nicht mehr viel übrig geblieben war, weil vor allem auch in der Psychologie der kapitalistischen Klassen in den letzten beiden Menschenaltern erhebliche Änderungen sich vollzogen hatten. Die ganze Schaffenszeit von Marx fiel in die liberale Gesellschaftsepoche, wo der Staat sich um Personen und Sachen so wenig wie möglich kümmerte und wo es der Fall sein konnte, daß sich, wie Marx von England bezeugte, in dem führenden Industrielande der Welt, das den andern noch unentwickelten Ländern nur den Spiegel ihrer Zukunft vorhält, die Klassengegensätze in ihrer „brutalsten, schamlosesten Form" fortgetrieben hatten. In dem Lande der stärksten Sozialdemokratie und lebendigsten Gewerkschaftsbewegung, in Deutschland, wurde gerade durch das Wirken der Arbeiterklasse dieser antisoziale Entwicklungstypus, wie er uns nach Marx' Ansicht unter englischem Vorbild bevorstand, verhindert. Das soziale Bewußtsein der deutschen herrschenden Klassen war allmählich ein ganz anderes geworden als in England oder gar erst in Frankreich und Amerika, und nicht umsonst konnte der üngste kapitalistische Staat in seiner Arbeiterfürsorge in manchen Dingen den andern Staaten beispielgebend vorangehen. Und weil dem so war, konnte die offizielle Haltung der siegreichen Arbeiterklasse in Deutschland während der Revolution so ganz anders sein, als sie das Kommunistische Manifest vor siebzig Jahren entwarf; denn auch die Haltung der bürgerlichen Klassen war anders, als sie das Schema von 1848 darstellte. Die Forderungen nach Sozialisierung der Betriebe, nach einer sozialen Steuergesetzgebung, nach einer rein demokratischen Ausgestaltung des gesamten öffentlichen Lebens, die Militärverfassung eingeschlossen, alles das, in den Zeiten des soeben erst dem Hochkapitalismus entgegengehenden kleinbürgerlich-hinterwäldlerischen Deutschlands von 1848 nicht nur unerhörte, sondern auch direkt unverstandene und unverständliche Worte, sind heute selbstverständliche Dinge geworden, gegen die sich grundsätzlich nur noch eine aussterbende Generation wehrt, und bei denen sich höchstens noch um das Wie? und das Wann? ein Streit erheben kann, aber nicht mehr um das Was?. Aus diesem Grunde hat der Gedanke an die „Diktatur des Proletariats", deren Beispiel wir in Rußland vor Augen sehen, in

Deutschland keinen Augenblick bisher ernste Bedeutung gehabt. Die bisher herrschenden Klassen stellten sich auf den Boden der Revolution, ganz gleich, ob sie es gern oder ungern taten, und auf der Grundlage der Demokratie und nationalen Solidarität arbeiteten sie mit am Aufbau einer neuen Welt.

Das war nun freilich eine Situation, die für den auf dem Boden des rücksichtslosen „Klassenkampfes" stehenden Durchschnitts-Sozialdemokraten unerklärlich war. Jedenfalls war sie mit der üblichen Parteidoktrin unvereinbar, die gerade in Deutschland das reaktionärste Gebilde und in seinem Bürgertum die verfaulteste Klasse zu erblicken gewohnt war. Die Schuld der sozialdemokratischen Führerschaft und ihrer Presse lag darin, daß sie nichts tat, um diese rückständige Parteidoktrin mit den sich verändernden Tatsachen in Übereinstimmung zu bringen. Das Erfurter Programm entstand in der Zeit des Bismarcksturzes, und damals entsprachen allerdings die in Deutschland herrschenden Verhältnisse den in der Partei herrschenden Anschauungen. Die Verhältnisse haben sich verändert, die Parteianschauungen nicht. Der Revisionismus packte die Situation vom verkehrtesten Ende an, wie er stets nur die Sache linkshändiger Politiker vom Stil Eduard Bernsteins etwa gewesen ist. Er suchte den Fehler der sozialistischen Theorie gerade da, wo diese Theorie dreimal recht hatte, bei der Frage von der Zersetzung des Mittelstandes durch den Kapitalismus. Der Revisionismus war ein Prophet der „friedlichen Evolution" und glaubte an keine Revolution, er war pazifizistisch und im banal-spießbürgerlichen Sinne englandfreundlich, nicht revolutionär-international, sondern philiströs-philanthropisch. Die Entwicklung hat dem Revisionismus in allen Dingen unrecht gegeben und sein Wortführer Bernstein dokumentierte an seinem Teile den totalen Zusammenbruch der revisionistischen Illusionen durch seinen Übertritt zu den Unabhängigen. Sein Gegenspieler aber vom „reinen" Marxismus her, Karl Kautsky, vollbrachte an seinem Lebenswerk etwa den gleichen Harakirischnitt, als er nach seiner Zusammenkunft mit Bernstein im Klub der Unabhängigen öffentlich erklärte, alle seine jahrelangen früheren Streitigkeiten mit dem Revisionismus im allgemeinen und Bernstein im besonderen seien recht belanglose Stäubchensiebereien gewesen. In der Tat war auch der Vulgärmarxismus in der Sozialdemokratie immer mehr ein entseeltes Gehäuse geworden, das sich nicht mehr im Zusammenhang mit der Wirklichkeit befand, den heraufziehenden Imperialismus nicht begriff und gegen seine Gefahren kindliche Vorschläge wie die „allgemeine Abrüstung" oder die Errichtung der „Vereinigten Staaten von Europa" gegen die amerikanische Union mit erhabenem Ernste vortrug. Ich selber gab mir damals alle erdenkliche Mühe, die Partei aus ihrer Lethargie aufzureißen und sie in Versammlungen wie in

meinem Blatte, der „Leipziger Volkszeitung", auf den kommenden Weltkrieg und die Weltrevolution vorzubereiten. Das einzige, was ich erreichte, war, daß man mich, der ich die „Radikalen" vom Schlage Kautsky-Ledebour ebenso bekämpfte wie die „Revisionisten" vom Schlage Bernstein — sie stecken jetzt alle drei in einer Partei! — als einen „Ultraradikalen" der erschreckten Menschheit vorführte. Dabei hatte ich auf dem Parteitage von Chemnitz im Jahre 1912 bereits den Sturz der englischen Weltherrschaft als wünschenswert für den internationalen Sozialismus bezeichnet und schon die Stellung vorweggenommen, die ich später einnahm, als England in den Krieg gegen uns eintrat, was bekanntlich am 3. August noch nicht der Fall gewesen war.

So fand die Partei nicht die Kraft, sich im Wirrsal des Weltkrieges zurecht zu finden. Sie bewilligte die Kredite und trieb seitdem wie ein steuerloses Schiff vor dem Winde, von jeder Welle hin und her geschaukelt. Deshalb konnte sie wohl die politische Macht im Reich ergreifen, aber in den eigenen Reihen vermochte sie der Spaltung nicht Herr zu werden. Statt die großen Gedanken von Staat und Gesellschaft noch einmal neu zu durchdenken, gefiel sie sich im Genuß des bequemeren Agitationsfutters, das ihnen die Alldeutschen, die Kriegsgewinnler, die Annektionspolitiker, die Hamster, die Militaristen und zwei Seiten Etzetera in die Raufen schütteten. So ist sie in den viereinhalb Jahren Krieg und Revolution, die das Oberste zu unterst stülpten und die eigentlich gerade einer revolutionären Partei unerschöpflichen Anlaß zu geistigem Wachstum und Erstarken hätten geben sollen, im Grunde immer simpler, immer fader geworden. Ihre Parteidoktrin vom „Klassenstaat" wagt sie nicht preiszugeben, aus Furcht, die Konkurrenz könnte damit zu gute Geschäfte machen, noch weniger wagt sie offen weiter zu predigen, denn die Tatsachen stünden in einem gar zu schroffen Widerspruch zu ihr. Am wenigsten fühlt sie sich imstande, neben diesen beiden Unmöglichkeiten die dritte einzige Möglichkeit zu ergreifen, nämlich die Partei als Wortführerin und Vorkämpferin nationaler Solidarität zu proklamieren; denn dazu gehörte eine Erziehungsarbeit an der deutschen Arbeiterklasse wie an sich selber, die die Partei und ihre Führerschaft in den vier Kriegsjahren leider völlig unterlassen hat. So tut sie, die jetzt als Leiterin des Staates aus der „praktischen Arbeit" nicht heraus kommt, geistig nichts. Es ist, als sei nicht das geringste vorgekommen, das etwa einem sozialdemokratischen Politiker Grund zum Nachdenken geben könnte, und der Parteitag, dessen Zusammentritt man jetzt verlangt, soll sich nicht so sehr mit der Stellung der Sozialdemokratie im neuen Deutschland befassen, sondern hauptsächlich mit dem Ersatz der zu Regierungsvertretern aufgerückten Vereinsvorsitzenden, Schriftführern, Kassierern, Sekretären,

Flugblattverbreitern und Agitatoren in der Organisation. In der Tat: ein schönes Gehäuse, aber ohne Leben, wie eine tote Schnecke.

Und das ist gerade der Grund, um dessentwillen die Partei die Spaltung nicht zu überwinden vermag. Der jetzige Reichswehrminister ist sicher eine der wenigen entschlossenen Persönlichkeiten, über die die augenblickliche Regierung verfügt, und seine Schuld ist es sicher nicht, wenn die Anarchie in Deutschland statt abzunehmen, immer noch zunimmt. Man kann eben mit Maschinengewehren und Handgranaten allein den Bolschewismus und die Doktrin des Spartakusbundes und der Unabhängigen nicht überwältigen. Dazu gehört auch Geist und eine auf überlegener Einsicht in die gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen fußende Theorie. Eine solche aber hat die Sozialdemokratie den Unabhängigen ebensowenig entgegenzustellen wie dem Spartakusbund. Denn alle empörten Entrüstungsrufe über den „Wahnsinn" und die „Gewaltherrschaft" des deutschen Bolschewismus vermag für den Kenner die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß im Spartakusbund und bei den Unabhängigen im Grunde nichts anderes zum Ausdruck kommt, als die alte Ideologie der Sozialdemokratie aus dem Voraugust. Versteht sich, nach Spielarten verschieden, aber ebensowenig wie es unmöglich ist, die Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich anzugeben, ebensowenig ist es möglich, die Grenze zwischen Sozialdemokratie und den beiden linken Gruppen anzugeben, noch dazu, seitdem Eduard Bernstein als politische Amphibie beiden Organisationen, der unabhängigen wie der sozialdemokratischen, zugleich angehört. Unabhängig davon ist freilich die Tatsache, daß sich erhebliche Elemente des Lumpenproletariats mit ihrem lichtscheuen Treiben in die Reihen besonders der Spartakisten eingeschlichen haben. Sie scheiden hier, wo wir von der politischen Ideologie reden, wie sie also etwa in der „Roten Fahne" und in der „Freiheit" zum Ausdruck kommt, natürlich aus. Bezeichnend ist, daß die Sozialdemokratie ihr Hauptargument gegen die feindliche Bruderrichtung nicht in der speziellen sozialistischen, sondern in der allgemein demokratischen Gedankenwelt findet, indem sie ihr nicht etwa mangelnden Sozialismus, sondern mangelnde Demokratie vorwirft: sie suche die Gewaltherrschaft einer Minderheit über die große Mehrheit zu etablieren. Nachdem der Stimmzettel gesprochen und keine sozialdemokratische Mehrheit gegeben habe, sei es Pflicht jedes Demokraten, die Mehrheit anzuerkennen. Allein in diesem formalen Sinne waren Marx und Engels niemals „Demokraten" gewesen und die von ihnen verlangte Diktatur des Proletariats war ebenfalls als Herrschaft einer Minderheit gedacht. Ihr Grundsatz war: in revolutionären Zeiten revolutionär!

Vom Standpunkt der alten Parteidoktrin ist es eben unmöglich die

Argumente des Spartakus und der Unabhängigen sachlich zu widerlegen. Die beiden linken Gruppen sind überzeugt, daß jetzt, wie sich unlängst die „Rote Fahne" ausdrückte, die Fundamente für eine vielleicht tausendjährige Entwicklung des Menschengeschlechts gelegt werden und daß die Zeit nahe ist, wo die bisherige Geschichte, nach Marx ungeheurer Perspektive nur die „Vorgeschichte" der Menschheit, abschließt und die eigentliche Menschengeschichte anfängt. Es vollzöge sich also heute der von Marx angekündigte „Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit". Es begreift sich, daß Männer, die an einer derartigen Weltwende zu stehen glauben und die die Verantwortung dafür in sich fühlen, daß von ihrem heutigen Tun und Lassen, das Schicksal eines Jahrtausends abhängt, gerade aus Menschenliebe und wildem Fanatismus — das Verbrechertum, das auch mitspielt, bleibt hier außer Betracht — den furchtbarsten Terror zu etablieren für ihre Pflicht halten und nicht davor zurückschrecken, zunächst einmal Deutschland in ein Trümmerfeld zu verwandeln, in der festen Überzeugung, daß bald neues, reicheres und schöneres Leben aus den Ruinen erblühen würde.

So scheinen es im Grunde nur taktische Differenzen zu sein, die die Sozialdemokraten von ihren beiden abgeschleuderten politischen Monden trennen, Differenzen, die freilich ausgereicht haben, in Deutschland nach dem militärischen Zusammenbruch auch den wirtschaftlichen und außerdem einen noch unabsehbaren Bürgerkrieg heraufzubeschwören. Ein wirtschaftlicher oder sozialer Gegensatz besteht nicht zwischen Sozialdemokraten, Unabhängigen und Spartakisten, ihre Mitglieder gehören zur Arbeiterklasse. Es ist, wie schon einmal betont, die unterste Klasse der Gesellschaft, die zum erstenmal in einer Revolution des Abendlandes die politische Gewalt völlig in der Hand hat. Aber gerade weil das der Fall ist, weil das Proletariat als Klasse herrscht, ohne die Klassendiktatur des Proletariats proklamiert zu haben, besteht für die Sozialdemokratie der absolute Zwang sich kritisch mit ihrer bisherigen Parteidoktrin auseinanderzusetzen. Sie kann nicht mit der Psychologie einer unterdrückten Klasse den Staat beherrschen, sie kann nicht mit der geistigen Verfassung einer grundsätzlichen Oppositionspartei alle maßgebenden Posten in Reich, Staat und Gemeinde besetzen und den Gang der Politik bestimmen. Das ist eine innere Unmöglichkeit. Entweder gelingt es der sozialistischen Führerschaft, die hinter ihr stehenden Massen aus dem Geist der grundsätzlichen Opposition herauszuziehen und ihnen einen neuen Geist einzuflößen, oder aber die Führerschaft verliert in raschem Tempo ihre Arbeitergefolgschaft an die beiden linken Gruppen und die bürgerlichen Mitläufer nach rechts. Das wäre die Liquidation der Politik des 4. August und der Ausgang der deutschen Sozialdemokratie.

In dieser Situation heißt es also, die Gedankenwelt des Sozialismus so umformen, daß sie in Übereinstimmung kommt mit den neuen Verhältnissen. Selbstredend wird dabei der Gang der allernächsten Zukunft eine wichtige Rolle spielen. Alles hängt davon ab, ob die Revolution sich auf die Mittelmächte beschränken oder auch die Westmächte, vor allem England, ergreifen wird. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das letztere der Fall sein wird. Man mache sich klar, daß für die deutschen Arbeiter, aber auch für andere große Teile des deutschen Volkes der Friede, wie ihn uns die Bourgeoisie der Entente aufzwingen will, nicht wesentlich schlimmere Zustände bescheren würde, als die Revolution, nur daß dabei die Entente in Ruhe ihren Versklavungs- und Ausraubungsgelüsten nachgehen könnte. Hier ist also alles noch in der Schwebe. Würden wir wirklich das Arbeitsvolk der Entente werden, so würde damit auch für die deutsche Arbeiterschaft der bisherige Klassengegensatz vollkommen verschoben werden. Wir als Nation würden dann zu England als Nation im Verhältnis stehen wie ein Proletariat zu seiner Bourgeoisie und unsere einheimische Kapitalistenklasse wäre dann nur noch der Schwitzmeister, Steuereintreiber und Sklavenvogt der englischen Bourgeoisie. Damit würde aus dem Klassengegensatz innerhalb der Nation ein Klassengegensatz zwischen den Nationen, irische Zustände mit ihrer sozialen Hoffnungslosigkeit würden bei uns heimisch und damit wäre unsere gesamte Kulturentwicklung in Frage gestellt, genau so wie beim Bolschewismus.

Schließlich gilt es hier einen Gedanken wenigstens anzudeuten, dessen ausführlichere Ausarbeitung vorbehalten bleiben muß.

Es ist ein Kerngedanke des Marxismus, der auch in diesem Aufsatz angeführt wurde, ein Erbstück aus der Hegelschen Gedankenmasse und von der naturwissenschaftlichen Seite sekundiert durch die Darwinsche Theorie, daß die Menschheit sich in einem stetigen Entwicklungsprozeß zu immer höheren Formen der Vervollkommnung bewegt. Aus dieser Auffassung heraus schrieb Marx einst das Wort von der „Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft", die mit dem Ende des Kapitalismus und dem Anfang der sozialistischen Gesellschaftsordnung abschließe. Diese Auffassung erklärt letzten Endes auch, wie wir gesehen haben, die Taktik der Unabhängigen und der Spartakisten. Sie liegt auch dem sozialistischen Empfinden der Mehrheitspartei zugrunde. Diese Auffassung, so problematisch und metaphysisch sie sein mag, ist trotzdem also von höchster praktischer Tragweite. Wenn sie daher als falsch, als unhaltbar nachgewiesen wird, so tut man damit mehr, als daß man müßige Begriffsspielerei triebe. Der Beweis ist erbracht in dem wunderbaren Buche von Oswald Spengler: „Der Untergang des Abendlandes". Die Welt-

geschichte ist kein ständig neue „Perioden“ ansetzender Bandwurm, sondern eine Aufeinanderfolge großer Kulturen, die wie jedes organische Wesen den Bedingungen von Jugend, Manneskraft, Alter und Tod unterworfen sind. Bisher können wir sieben solcher großer Kulturen feststellen: die chinesische, indische, babylonische, ägyptische, antike, arabische und die jetzige abendländische. Sie wachsen in erhabener Zwecklosigkeit auf, jede mit ihren eigenen Leidenschaften, ihren eigenen Ideen, Wissenschaften, Mathematiken, Künsten, völlig aus eigener Wurzel und für sich selbständig, ohne Zusammenhang miteinander und so grundverschieden, daß die spätere Kultur oft nicht einmal die Probleme begreift, die eine frühere von Grund auf bewegte. Die abendländische Kultur ist in ihr Greisenalter eingetreten, eine skeptische, altkluge, energisch-kalte Welt, deren Gesetze in ein paar Großstädten gemacht und deren Geist von der Bevölkerung dieser Großstädte getragen wird.

In diesem Zusammenhange gesehen ist auch die Sozialdemokratie eine Alterserscheinung. Sie ist ein hervorragender Träger jenes Strebens nach Mechanisierung, das, wie uns Forscher wie Ferdinand Tönnies so eindringlich gezeigt haben, kennzeichnend ist für die Geschichte der europäischen Menschheit in der neueren Zeit. Nach außen gesehen erscheint diese fortschreitende Mechanisierung als ein immer stärkeres Überwiegen des Verstandes und der Regel über den blinden Zufall. Man will durch Organisation möglichst alles Unvorhergesehene ausschalten, im Wirtschaftsleben wie sonstwo, und eine sozialistische Wirtschaftsordnung wäre in der Tat die bewußte Regelung unseres bisher am meisten allen unkontrollierbaren Faktoren ausgesetzten gesellschaftlichen Daseins, hinter dessen Geheimnisse zu kommen die Lebensarbeit von Karl Marx war. Aber man fühlt deutlich, wie sehr die Psychologie eines solchen Unternehmens bereits alle Kennzeichen des Alters und nicht der Jugend an sich trägt, wie hier auch nicht mehr die Julisonne einer Kultur im Zenit steht, sondern wie ein kalter Wintertag mit seinem fahlen Sonnenschein die Dinge beleuchtet. Die weitere Mechanisierung unserer Kultur und die Sozialisierung unserer Volkswirtschaft wird auch in den Jahrzehnten oder Jahrhunderten, die unserer abendländischen Kulturwelt noch beschieden sind, in steigendem Maße zunehmen, daran ist kein Zweifel. Aber dieser Aspekt läßt doch sehr vieles von den weltenstürmenden Plänen, die der Sozialismus als „noch nie dagewesene“, mit Jugendkraft einherschreitende Kulturbewegung so gern vor sich hin trägt, in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Worauf es jetzt ankommt, ist, die Sozialdemokratie mit dieser Erkenntnis über ihre eigene Natur zu erfüllen.

Was sollen wir denn tun?

Betrachtungen über Deutschlands außenpolitische Lage

von Herman Kranold

I

Es ist schwer, die Dinge, die sich gegenwärtig in der Außenpolitik abspielen, in gezügelten, maßvollen Worten zu besprechen. Schwer vor allen Dingen deshalb, weil derselbe ungeheure Fehler, der uns in den Krieg hineingeführt hat, und der uns während des Kriegs gehindert hat, irgendeinen günstigen Augenblick zu einem passablen Friedensschluß auszunutzen, nun wiederholt wird, und weil alles darnach aussieht, daß wir, nachdem wir durch eigene Schuld politisch den Krieg verloren haben, nun auch durch eigene Schuld politisch den Frieden verlieren werden. Während des Kriegs hatten wir jahrelang die Möglichkeit, durch eine aufrichtige Ostpolitik und durch ein anständiges Entgegenkommen an die berechtigten Wünsche des russischen Volkes und der Lenker seiner Außenpolitik Frieden mit Rußland zu bekommen, die Ernährungssperre zu durchbrechen und so den feindlichen Unterjochungsplan zu vereiteln. Anstatt aber einzusehn, daß wir, wenn wir uns nicht entschlossen, im Osten auf die scheinbaren Errungenschaften unserer Siege rechtzeitig zu verzichten, der Übermacht der tausend Millionen gegen die hundert Millionen auf die Dauer unfehlbar unterliegen mußten, haben wir Deutschlands besten Feind, den Zarismus, in die Katastrophe hineingetrieben. Genau in dem Augenblick, in dem er uns am entschiedensten die Hand zur Versöhnung entgegenstreckte, haben wir durch die Proklamierung der polnischen Unabhängigkeit, deren Folgen heute ja wohl endlich jeder Deutsche einsieht, den Russen in die offene Hand hineingespuckt. Und als in Rußland — wir hatten eben während des Kriegs ungeheures Glück, ja, wir dürfen sagen ohne zu übertreiben, mehr Glück als Verstand — in Kerenskij ein Machthaber zur Herrschaft kam, der den Versuch machte, in einer Lage, in der es lediglich an Deutschland lag, diesem Versuch zum Gelingen zu verhelfen, den allgemeinen Krieg durch einen allgemeinen Frieden zum Abschluß zu bringen, ein Mann des Friedens, ein kluger und ein aufrechter Mann zur Herrschaft kam, da haben die deutschen Politiker, konsequent wie sie in ihrer Verbohrtheit schon waren, ihm diesen Versuch gründlich zerstört. Es ist heute sehr zeitgemäß, einmal mit Nachdruck wieder daran zu erinnern. Monate und Monate gingen vom Beginn der russischen Revolution bis zum Hochsommer 1917 ins Land. Eingeleitet war die russische Revolution und der Aufstieg Kerenskijs zur Macht mit einem offenen allgemeinen Friedensangebot, das zum Sturz des Entente-

freundes Miljukow, seiner Ersetzung auf dem Posten des Außenministers durch den Friedensfreund Tereschtschenko und zu einer vollständigen Panik der englischen Außenpolitik führte. Monatelang warteten Kerenskij und seine Getreuen vergebens auf die deutsche Mitwirkung, monatelang vergebens auf ein entschiedenes Zeichen, daß sie sich Deutschland anvertrauen, daß sie auf Deutschland bauen könnten. Nichts dergleichen tat die Regierung Bethmann Hollweg, und nichts dergleichen erzwang eine der deutschen politischen Parteien. Weder die Mehrheitssozialdemokraten noch die Unabhängigen erkannten den Ernst der Stunde und das Gebot der Stunde. So bitter auch die Kritik der Unabhängigen an der Außenpolitik Bethmann Hollwegs war, so wußten sie sich doch nichts Besseres als mit aller Lungenkraft von einem Separatfrieden mit Rußland, den sie in der Nähe glaubten, abzuraten, weil sie vermeinten, daß ein Separatfrieden den allgemeinen Frieden erschweren müßte. So fielen von deutscher Seite nur tropfenweise von Zeit zu Zeit unverbindliche Worte über die Friedensbereitschaft der deutschen Regierung im allgemeinen. Ja, während man auf dem Wasser mit dem Tauchbootkrieg den schärfsten Kampf gegen England führte, lief man politisch immer noch der Idee einer Sonderverständigung mit England (um des Preises östlicher Eroberungen willen) nach und enttäuschte das dringende Werben des russischen Volkes und seiner revolutionären Regierung immer wieder aufs neue. Die wenigen deutschen Politiker, die zu anderm Verhalten rieten, verschrie man als demagogische Anhänger einer Theorie der „östlichen Orientierung" und machte sich über sie lustig. So wurde Kerenskij in die Enge getrieben. Auf der einen Seite drohte die Entente die Hand von ihm abzuziehn, weil er ungenügender Bündnistreue immer verdächtiger wurde, und auf der andern Seite machten die deutsche Regierung und ihre Verbündeten in Wien und Stambul keine Miene, sich an seine Seite zu stellen und seinem Volk ihren Arm als Stütze zu leihen. So mußte er schließlich unter englischem Druck jene Offensive rüsten, die unter dem Kommando des Generals Brussilow zunächst, zu Anfang Juli 1917, zu überraschenden militärischen Erfolgen der Russen führte. Als die österreichischen Armeen bei Luck und Rowno zusammenbrachen und bis an die Zlota Lipa zurückgetrieben wurden, als erst bei Halicz der Dnjestr den vorstürmenden russischen revolutionären Soldaten ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzte, als das Einsetzen der Heeresgruppe Linsingen und der Armee Bothmer mit Not und Mühe den großen Anlauf zum Stillstand zu bringen vermochte, da schlug in Deutschland plötzlich die Stimmung um. Da ging im Reichstag ein geschäftiges Verhandeln der Linken und des Zentrums los, und da wurde am 19. Juli, noch unter dem überwältigenden Eindruck der Niederlage im Osten, jene Friedensresolution geboren, die

schon in dem Augenblick, in dem sie aufs Papier gesetzt wurde, von einem Teil der Reichstagsmehrheit lediglich als ein taktisches Manöver betrachtet wurde, und die dann auch sehr bald von jedem Reichskanzler so ausgeführt wurde, „wie er sie auffaßte". Vielleicht hätte damals konsequentes Unglück die Deutschen noch zur Vernunft zu bringen vermocht, vielleicht wäre damals noch ein endgültiges Erwachen aus dem verderblichen Siegestraum möglich gewesen. Aber das Unglück wollte es, daß grade an dem Tage, an dem die Friedensresolution im Reichstag zur Annahme kam, die Nachricht von der Wiederherstellung der militärischen Lage in Berlin einlief, so daß der lediglich taktisch friedensfreundliche Teil der Reichstagsmehrheit sich sogar noch etwas drauf zugute tat, daß er nun nicht sofort seine Absichten änderte und die Friedensresolution zurückzog, sondern sie sogar noch pompös annahm. Daß auf eine solche Friedensbereitschaft, die lediglich ein Produkt der Überraschung und der Angst war, nicht zu bauen war, war klar.

Das war aber der letzte Glücksfall Deutschlands in diesem Kriege, auch er schon zweifelhafter Natur, auch er schon den Keim zu unsagbarem Unheil in sich bergend. Was nun folgte, ist bekannt: der Zusammenbruch Kerenskijs, der Aufstieg der Bolschewicki, die Vereinsamung Rußlands unter den Ententestaaten und sein, von roher, deutscher Siegerlaune erzwungenes Zukreuzekriechen in Brest-Litowsk, der Sonderfrieden mit der Ukraine, Rußlands „Atempause", der Gewaltfrieden mit Rumänien, das Mißlingen des Versuchs, ein polnisches Heer zu bilden, die Niederwerfung der Ostseeprovinzen und die Aufrichtung einer Militärdiktatur im Osten, die unter der verlogenen Überschrift der Wahrung des Selbstbestimmungsrechts der russischen Fremdvölker einen östlich gerichteten deutschen Imperialismus vor aller Welt in abstoßender Nacktheit enthüllte, wie er schlimmer auf seiten der imperialistischen Mächte der Entente, nämlich Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika, auch nicht zu finden war. Die innere Aushöhlung der deutschen Widerstandskraft, der Zusammenbruch des Glaubens der Volksmassen in Deutschland an den Friedenswillen der Regierung, das Hineinlaufen in die Falle der französischen Obersten Heeresleitung im Westen, die scheinbaren Siege vor St. Quentin und La Fère, am Kemmel und an der Marne, sie waren das Narrenspiel in der Trilogie der Leidenschaften, das nicht wie im griechischen Theater der Antike als versöhnender Abschluß an das Ganze angehängt wurde, sondern als Intermezzo, als grausiges und lächerliches Intermezzo zugleich mitten in den fünften Akt, in den Akt der vollkommenen Katastrophe Aufnahme fand. Dann kamen der mißglückte Vorstoß bei Reims, der Sieg der Amerikaner im Argonnenwalde, der Einbruch in die Hindenburglinie bei Cambrai, die Eroberung Flanderns; und dann war das Ende da.

Es hat vielleicht keinen Wert, im gegenwärtigen Augenblick zu erörtern, wer die Schuld an diesem entsetzlichen Trauerspiel trägt, das ein Trauerspiel nur in dem abgeschwächten Sinn genannt werden kann, in dem wir jeden Unglücksfall, jeden selbstverschuldeten Unfall in saloppem Sprachgebrauch so nennen. Wenn man sich aber ein klares Bild davon machen will, was das deutsche Volk in den außenpolitischen Dingen jetzt tun muß, um am Leben zu bleiben und sich selbst und die seinen, ach so unsicher gewordenen, Händen anvertrauten höchsten Menschheitsinteressen nicht zu verraten, so kann man nicht umhin, diese Dinge in kurzen Strichen zu rekapitulieren, damit wenigstens die Überzeugung, daß all das Unheil, das uns getroffen hat, selbstverschuldet ist, daß wir niemand anderm als den Angehörigen des deutschen Volkes die Verantwortung dafür zuschieben dürfen, das leitende Motiv unserer Auseinandersetzungen und Betrachtungen sei.

2

So leicht es ist, über die Kriegsziele der einzelnen Personen im feindlichen Ausland nach ihren öffentlich getanen Äußerungen sich ein klares Bild zu machen, so schwer ist es, festzustellen, wie sich das Mosaik solcher verschiedenster Willensrichtungen der Summe der Staatsmänner zu einer einheitlichen Willensform eint. Es ist so einfach gesagt: „England will ...“, „Frankreich will ...“, wenn der eine oder andere Staatsmann Englands oder Frankreichs einen Wunsch, einen Willen ausgesprochen hat. Aber es ist so schwer, zu entscheiden, inwieweit ein solcher Wunsch, ein solcher Wille wirklich dem Wunsch oder Willen der Nation entspricht, das heißt wie weit die moralischen und materiellen Machtmittel der Nation, die ja selbst bei verhältnismäßig großer Gespaltenheit der Nation in sich doch noch einheitlich verwendet zu werden pflegen, hinter diesen Wunsch- und Willensäußerungen stehen. Deshalb ist die Methode, aus der Aufzählung der Äußerungen leitender Staatsmänner die Tendenz des politischen Strebens einer Nation zu erschließen, beinahe ebenso unbrauchbar wie die, einen solchen Schluß zu begründen auf die nach den alten geheimdiplomatischen Methoden abgefaßten diplomatischen Schriftstücke, aus denen sich die Farbbücher der einzelnen Staaten über die Frage des Kriegsausbruches und der Schuld am Kriege zusammensetzen. Wenigstens würde sich das deutsche Volk außerordentlich lebhaft dagegen wehren, wenn man versuchen sollte, etwa die Reden Bethmann Hollwegs oder Depeschen Wilhelms II. für Ausdrücke des Volkswillens auch nur in dem Sinn zu erklären, daß sie denjenigen Willen im Volk bezeichnen, hinter dem die exekutive Macht steht. Zweifellos hat Bethmann Hollweg immer wieder den Weg zur Verständigung mit England gesucht. Zweifellos hat während des Kriegs

auch Wilhelm II. diese Richtung der Politik im allgemeinen begünstigt. Nichtsdestoweniger hat das Übergewicht des Militarismus über politische Erwägungen, insbesondere der innere Zwang zur militärischen Konsequenz in der Durchführung des Tauchbootkriegs die Wirkung gehabt, daß diese englandfreundliche politische Tendenz der beiden, angeblich leitenden Männer des Staates sich nicht durchzusetzen vermochte. Wenn man also den außenpolitischen Willen eines Volkes in seine Rechnung einsetzen will, so ist man darauf angewiesen, die objektiven, von den Meinungen der Menschen unabhängigen Tatsachen herauszuschälen, von denen wir auf Grund soziologisch-methodologischer Erwägungen wissen, daß sie den tatsächlichen Willen der Nationen kneten und formen, daß sie es sind, die den Punkt bestimmen, an welchem die konzentrierte Kraft einer Nation, soweit sie vorhanden ist, zum Machen von Weltgeschichte eingesetzt wird und in welcher Richtung die Kraft wirken wird.

Diese *objektiven* Umstände, auf deren Kenntnis man, wenn man sie restlos kennen könnte, eine vollständige und sichere Voraussage des weltpolitischen Geschehens zu gründen vermöchte, sind in erster Linie *geographischer* Natur, in zweiter Linie betreffen sie Aussagen über den sozialen und wirtschaftlichen Zustand der Lebensordnung innerhalb des einzelnen Volkes. Von ihnen gilt es daher zu reden, sie bei den für die weltpolitischen Entscheidungen wichtigsten Staaten und Völkern einigermaßen klar herauszuschälen, wenn man sich und andern den wahrscheinlichen Gang der Geschehnisse, soweit er von gelegentlichen Zwischenströmungen unbeeinflußt bleibt, klarmachen und wenn man herausbringen will, an welcher Stelle sich die Dynamik dieses Prozesses durch Einwirkungen in ein an sich geschlossenes System von außen her verschieben, in eine andere, ja in eine ganz entgegengesetzte Richtung verschieben ließe. Natürlich kann es sich dabei zunächst nur um eine Skizze handeln, um eine Skizze, deren Methode im Grunde etwa diejenige in Kjelléns bekanntem Buch über die Großmächte der Gegenwart ist, die aber freilich nicht von ihm erfunden und wegen der verschiedenen nationalistischen Sparren, die er hat, von ihm auch nicht mit besonders großem Erfolg angewendet worden ist. Das muß aber heute in der Zeit, in der die Voraussagen über außenpolitische Angelegenheiten sich fast immer nur auf optimistische Erwägungen über den an sich guten Charakter der Menschen und über die allgemeine Erschöpfung, in der sie infolge des viereinhalbjährigen Krieges sind, gründen, energisch hervorgehoben werden, daß die Verkehrtheit der Ergebnisse, zu denen Kjellén gelangt ist, keineswegs geeignet sind, die Methode, die er angewendet hat, zu diskreditieren. Längst ehe der praktische Verlauf der Weltgeschichte ihn widerlegt hat, konnte mit Sicherheit gesagt werden, und ist mit Sicherheit gesagt worden, daß er die Methode unter falschen Voraus-

setzungen angewendet habe, und daß das Ergebnis seiner Betrachtungen daher vielleicht sehr weit von dem wirklichen Verlauf der Geschehnisse abweichen würde. Die Methode selbst aber gilt es festzuhalten, sie in ihrer Anwendung von den Mißbräuchen zu reinigen und sie in ihrer gereinigten Gestalt anzuwenden.

Dabei muß man ausgehen von der Tatsache, daß es an sich in der Welt vier verschiedene Großmächtegruppen gibt. Die eine ist die des europäischen Festlandes zwischen Atlantischem Ozean und Beringsmeer, zwischen Kap Hammerfest und dem Persischen Golf. Diese Machtgruppe ist konstituiert durch den festen territorialen Zusammenhang der Völker, die auf dieser Fläche wohnen, und durch die enge Verzahnung der Grenzen der einzelnen Völker, die auf diesem Gebiete angesiedelt sind. Wir werden später dazu kommen, abzuwägen, inwiefern entgegengesetzte Interessen der Bewohnergruppen dieser Gebiete imstande sind, dieser geographischen Einheitlichkeit Eintrag zu tun, ja sie innerhalb gewisser zeitlicher und räumlicher Grenzen in ihr Gegenteil zu verwandeln. Fürs erste wollen wir davon ausgehen, daß dieses Gebiet einheitlich ist, und daß es daher zunächst einmal als einheitlicher Faktor in den Voraussagen über den künftigen Gang der Weltgeschichte in Rechnung gestellt werden möge.

An zweiter Stelle ist hier das britische Reich zu nennen, das in sich ebenfalls eine Einheit geographischer Natur bildet. Seine Einheit besteht aber nicht im Landzusammenhang, sondern in der Einheitlichkeit der Wasserfläche zwischen den verschiedenen Reichsteilen, und die Landstücke des britischen Reiches sind eigentlich nur Nebenbestandteile dieses Reichs, sein Hauptstück ist die große Wasserfläche. Dadurch ergibt sich zu gleicher Zeit die Stärke und das Problematische dieses Reichs. Die Stärke insofern, als, solange die Technik und der Wille der anderen Völker diese Einheitlichkeit der Wasserfläche zu einem machtpolitischen Faktor macht, die Einheit der dadurch zusammengeleimten Landstücke selbst nur schwer oder wohl eigentlich gar nicht erschüttert werden kann. Gleichzeitig aber trägt der Umstand, daß die Landausläufer dieses Wasserreichs, ja bestimmte Wasserausläufer des Reichs selbst zwischen andere Reichsgebiete vorgeschoben sind, den Anreiz zum Abkneifen der Vorsprünge durch die umgebenden fremden Gebietsgruppen in sich. Das gilt vor allem von der australischen Inselwelt, von dem Persischen Golf und von dem großen kanadischen Landstück. Diese Gebiete fallen in die geometrisch geschlossene Machtsphäre anderer Großmächte hinein. Ihr Zusammenhang mit dem Reichsganzen ist daher beständig bedroht, und um ihn zu sichern, muß fort und fort ein großer Aufwand an menschlicher Initiative und an technischen Mitteln verbraucht werden. Schließlich und endlich ist das machtpolitische Zentrum des britischen Reichs, die britischen Inseln, selbst wie ein Keil in

die europäische Machtsphäre vorgetrieben. Schon wiederholt haben wir es daher erlebt, daß noch weiter vorgeschobene Zungen dieses sogenannten englischen Mutterlandes, nämlich sein vorübergehender Besitz auf französischem und deutschem Boden, durch die Macht der Entwickelung, durch das umfassende europäische Gebiet, wie mit einer Zange abgezwickt wurden. Es ließe sich ein Zustand der Machtverteilung denken, indem die britischen Inseln durch die europäische Machtklammer, die in Norwegen einerseits, in Frankreich andererseits ihre Scherenklingen besitzt, vom übrigen britischen Reichskörper abgeschnitten würden. Es fragt sich nur, welches solche Umstände sein könnten.

Die dritte Machtgruppe ist die des amerikanischen Festlandes. Sie beruht auf dem territorialen Zusammenhang der Menschen zwischen dem Ontariosee und den Feuerlandsinseln. Sie hat ihr Problem darin, daß in der Mitte dieser territoriale Zusammenhang auf einen winzigen Streifen zusammenschrumpft. Die Spitze wird dem Problem aber dadurch abgebrochen, daß das einschneidende Meer selbst durch den Norden des südamerikanischen Festlandes und durch die Vorsprünge Mexikos, sowie durch die Großen und Kleinen Antillen derartig eingekreist ist, daß die Caribian Sea schon fast den Charakter eines Binnenmeeres hat. Das hat sich ja auch darin bewährt, daß der amerikanische Machtbereich rechts und links um die Caribian Sea von Insel zu Insel und von Vulkangebiet zu Vulkangebiet langsam, aber sicher vorwärts gekrochen ist, bis, von geringfügigen Unvollkommenheiten abgesehen, tatsächlich nur noch ein Binnenmeer, politisch gesehen, in diesem Meer vorlag. Ein weiteres Problem, und zwar eines von außerordentlich großer Bedeutung, ist der Umstand, daß der Norden des amerikanischen Festlandes bisher in die politische Einheit noch nicht einbezogen worden ist; und eine Betrachtung der zukünftigen Entwickelungswahrscheinlichkeiten wird auch diese Merkwürdigkeit sorgfältig abzuwägen haben. Übrigens besitzt der amerikanische Machtbereich mehrere weithinragende Ausläufer, deren wichtigster, die Philippinen, sich wie ein tief vorspringender Keil in die Flanke der vierten Großmachtgruppe bohrt.

Diese vierte Machtgruppe ist das Land, das das Chinesische Meer, das wieder in demselben Sinn ein Binnenmeer ist wie das Karaibische Meer, umschließt. Innerhalb dieses Landrings hat das politische Übergewicht, der politische Schwerpunkt verschiedentlich den Platz gewechselt, neuerdings, mit der Zunahme der Bedeutung überseeischer Wirtschaftsbeziehungen für jede Volkswirtschaft, ist er ganz nach Japan gerückt und wird wohl auf diesem Land der hundert Inseln vorläufig liegen bleiben. An sich aber ist der Abgeschlossenheit dieser Welt, die auf der einen Seite durch die ungeheure Wasserfläche des Pazifischen Ozeans, auf der anderen

Seite durch höchste Gebirgsmauern gegen den europäischen und indischen Machtkomplex abgegrenzt ist, noch kaum Eintrag geschehen, nur die Verzahnung mit der amerikanischen Machtsphäre bei den Philippinen und mit der englischen Machtsphäre auf der ganzen West- und Südgrenze des Reichs erhebt die Zukunft dieses Machtgebietes zu einem Problem, und kompliziert wird das Problem noch dadurch, daß die Gebirgsmauer zwischen Europa und Asien mit ihrer zunehmenden Besiedlung und mit der Verbesserung der Landverkehrsmittel an trennender Bedeutung einbüßt und der festländische Zusammenhang beider Sphären dadurch in den Vordergrund rückt.

Das sind die geographischen Momente, von denen unsere Betrachtung auszugehen hat; wir kommen nun dazu, zu untersuchen, wieweit innerhalb dieser vier großen Sphären von einheitlichem Volkswillen in weltpolitischen Dingen die Rede sein kann und inwieweit nicht. Dabei werden wir zunächst erkennen, daß die zuletzt genannte asiatische Welt im Grunde am geschlossensten auftritt. Zwischen China, Korea und Japan gibt es höchstens einen Streit um die Hegemonie, aber dieser Streit hat bisher nur vorübergehend eine solche Schärfe angenommen, wie etwa der Streit um die Hegemonie in Griechenland zwischen Athen und Sparta, der damals dazu führte, daß die beiden streitenden Mächte sich bemühten, eine außenstehende Macht, die Perser, als Hilfe zur Entscheidung herbeizuziehen. Lediglich in dem Krieg zwischen China und Japan, der mit dem Frieden von Shimonoseki beendet wurde, haben die Chinesen zu diesem Mittel gegriffen und europäische Mächte zu Hilfe gerufen. Der Erfolg ist aber nicht von Dauer gewesen, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sich in absehbarer Zeit dieser Vorgang wiederholt. Die von verschiedenen chinesischen Nationalisten unternommenen Versuche in der Richtung, die Vereinigten Staaten als Hilfstruppe gegen die Japaner heranzuziehen, sind in den letzten Jahren immer wieder im Keim erstickt. Immerhin werden wir feststellen, daß hier eine Konfliktsmöglichkeit vorliegt, die darin ihre eigentlichen Grundlagen hat, daß die Amerikaner entweder ihren Philippinenvorsprung von der asiatischen Welt sich abkneifen lassen müssen, oder daß sie versuchen müssen, die Einheitlichkeit dieser asiatischen Welt endgültig zu sprengen, um ihrem eigenen, mit dieser Einheitlichkeit letzthin in unlösbarem Widerspruch stehenden Anspruch Sicherheit zu verschaffen.

Schon viel geringer ist die Geschlossenheit der Willenseinheitlichkeit in der Sphäre der amerikanischen Landmacht. Man braucht die vielen kleinen Kriege zwischen den südamerikanischen Festlandsstaaten, man braucht auch die Kämpfe nicht zu überschätzen, die bei dem Bestreben der Vereinigten Staaten zustandegekommen sind, ihre Vorherrschaft über den Kontinent

auch in Mexiko zur Anerkennung zu bringen. Dennoch wird man sagen müssen, daß der Rassengegensatz zwischen Nord- und Südamerikanern, der Gegensatz der Blutmischung zwischen den drei großen Gruppen, den Weißen der Nordhälfte der Vereinigten Staaten, den Schwarz-Weißen, die von der Südhälfte der Vereinigten Staaten hinunterreichen bis ins nördliche Brasilien, und den Rot-Weißen, die von da nach abwärts das Land bis an die Südspitze Amerikas bevölkern, bisher noch durchaus nicht zum Austrag gekommen ist, und daß es sehr fraglich erscheint, ob er auf die Dauer unausgetragen bleiben kann, ob nicht eines Tages der Krieg aller gegen alle in diesem Gebiet losbrechen und die geographische Einheit des Gebietes mindestens für längere Zeit in den zweiten Grad von Bedeutung zurückschieben wird. Daher denn auch das Bestreben der weißen Bevölkerung Nordamerikas, die weißen Bewohner Kanadas zu ihrer Verstärkung bei dieser Auseinandersetzung sich anzugliedern, daher denn auch jene eigentümliche Komplikation des politischen Verhältnisses zwischen der amerikanischen und der englischen Machtsphäre, die darin besteht, daß im Stillen Ozean die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Ausdehnungsbestrebungen der asiatischen Machtsphäre sie einigt, während der Konkurrenzkampf um den nordamerikanischen Boden und sein Volk die beiden Mächte tief spaltet. Je nachdem, welche Gefahr augenblicklich die größere ist, wird sich in einem Fall die Freundschaft, im andern Fall die Gegnerschaft überwiegend geltend machen, und man wird sich nicht wundern dürfen, daß dadurch ein beständiges Oszillieren in die Beziehungen der beiden Mächte hineinkommt, das der eigentliche Grund der Unsicherheit aller Dinge in der Weltpolitik ist.

Ist also in der asiatischen Machtsphäre die Gespaltenheit der Menschen nur verhältnismäßig gering entwickelt, so daß man ihre praktische Bedeutung vorläufig ziemlich gering einschätzen kann, und ist der amerikanischen Volkswelt diese Gespaltenheit trotz immerhin größerer Schärfe doch noch praktisch zunächst einmal unbeachtlich, so sehen die Dinge schon ganz anders aus, wenn man den englischen Machtbereich sich anschaut. Auf der einen Seite finden wir die geographische Einheitlichkeit, von der wir schon sprachen, noch verstärkt durch die Einheitlichkeit der herrschenden Rasse. Auf der anderen Seite aber ist die Herrschaft dieser Rasse im wesentlichen auf einen zeitlichen technisch-ökonomischen Vorsprung gestellt, und je mehr den sehr viel zahlreichern unterworfenen Völkern Zeit bleibt, diesen Vorsprung einzuholen, desto mehr muß sich die Irrationalität einer solchen politischen Organisation geltend machen, die Gebiete wie Ägypten, Arabien und Mesopotamien aus dem europäischen Wirtschaftskreis, Indien und Australien aus dem asiatischen Wirtschaftskreis und die Dominion of Canada aus dem amerikanischen Wirtschaftskreis

herausreißt. Dazu kommt, daß das herrschende Volk vielfach auch noch — und zwar gerade in den entscheidenden Gebieten — von anderer Rasse ist, als die beherrschten Völker. Es ist sicherlich nach dem heutigen Stand der Wissenschaft vom Menschen nicht möglich, Rassen begrifflich einwandfrei gegeneinander abzugrenzen. Daß aber der Indier, der Malaie, der Neger, ja selbst der kanadische Franzose etwas von Grund aus anderes ist, als der Engländer, der sie beherrscht, das steht fest und daran ändert die Unzulänglichkeit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis in der Abgrenzung der Dinge gegeneinander nicht das mindeste. Die auseinandertreibenden Tendenzen im britischen Reich sind deshalb verhältnismäßig groß. Es bedarf immer wieder besonderer Kunstgriffe, um diese dissoziierenden Bestrebungen zurückzudrängen und die Einheit des Gebietes wieder herauszustellen.

Am stärksten aber sind die Gegensätze im europäischen Kulturkreis. Es braucht nicht im einzelnen geschildert zu werden, wie tiefe Verschiedenheiten zwischen Russen, den einzelnen Westslawen, den nordeuropäischen Völkern, den Deutschen, den Franzosen, den Italienern, den Spaniern und Portugiesen herrschen; das wissen wir ja alles gut genug. Wir wollen nur feststellen, daß diese Gegensätze ausgereicht haben, in Europa einen Krieg aller gegen alle hervorzubringen und daß die eine Gruppe dieser Völker in diesem Kampf alle außenstehenden Mächte der Welt als Bundesgenossen gegen die andere Gruppe dieser Völker genau so zu Hilfe gerufen hat, wie seiner Zeit Athener und Spartaner im Wettbewerb um die Gunst des persischen Königs buhlten, um mit seiner Hilfe den griechischen Bruderstamm zu Boden zu werfen.

Daraus ergeben sich zwei grundlegende Folgerungen:

1. Am meisten zerklüftet in sich ist von den vier Großmachtkomplexen der Welt derjenige, der zugleich der älteste ist, so daß man daraus einen Wahrscheinlichkeitsschluß wird ziehen dürfen darauf, daß sich innerhalb der anderen, jüngeren Machtkomplexe im Laufe der zeitlichen Entwickelung eine ähnliche Vertiefung der Gegensätze mit einiger Wahrscheinlichkeit herausbilden wird.

2. Sowie das Werben um persische Gunst uns nicht in der Gewißheit beirrt, daß das Griechenland Athens und Spartas eine innere Einheit war und daß diese Zerklüftung ihrer innern Einheit keinen Eintrag tun konnte, selbst als machtpolitisch diese Einheit ganz vernichtet war, so können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß die Zerklüftung Europas zwar zu seiner machtpolitischen Pulverisierung führen kann, aber selbst in diesem Fall zu seiner kulturellen Pulverisierung nicht zu führen braucht.

Was bleibt demgegenüber als Trost? Unverbrüchlicher Glaube, daß

Rabindranath Tagore, der große Inder, mit seinen prophetischen Beschwörungen recht behalten wird, wenn er sagt:

„Daher bitte ich euch, habt die Kraft des Glaubens und die Klarheit des Geistes, einzusehen, daß der schwerfällige Bau des modernen Fortschritts, der durch die eisernen Klammern der Nützlichkeit zusammengehalten wird und auf den Rädern des Ehrgeizes rollt, nicht lange halten kann. Es werden sicher Zusammenstöße kommen, denn er muß auf den Schienen der Organisation laufen, er kann seinen Weg nicht frei wählen, und wenn er einmal entgleist, entgleist mit ihm der ganze Wagenzug. Es wird ein Tag kommen, wo er in Trümmer fallen und zu einer ernstlichen Verkehrshemmung in der Welt werden wird. Sehen wir nicht schon jetzt Anzeichen davon? Hören wir nicht eine Stimme durch den Lärm des Krieges, durch das Haßgeschrei, das Jammern der Verzweiflung, durch das Aufrühren des unsagbaren Schmutzes, der sich jahrhundertelang auf dem Boden der modernen Zivilisation angesammelt hat, eine Stimme, die unserer Seele zuruft, daß der Turm der nationalen Selbstsucht, der sich Patriotismus nennt und sein Banner des Verrats frech zum Himmel wehen läßt, ins Schwanken geraten und mit gewaltigem Krach zusammenstürzen wird, durch seine eigene Masse herabgezogen, so daß seine Fahne den Staub küßt und sein Licht erlischt? Meine Brüder, wenn die roten Flammen dieses gewaltigen Brandes prasselnd ihr Gelächter zu den Sternen schicken, setzt ihr euer Vertrauen auf die Sterne und nicht auf das vernichtende Feuer. — — —

Ich weiß, meine Stimme ist zu schwach, sich über den Lärm dieser hastenden Zeit zu erheben, und es ist leicht, für jeden Gassenbuben, mir das Wort „unpraktisch" nachzuwerfen. Es bleibt an mir kleben und läßt sich nicht abwischen und bewirkt, daß alle achtbaren Menschen über mich hinwegsehen. Ich weiß, welche Gefahr man bei der robusten Menge läuft, wenn man Idealist genannt wird, heutzutage, wo Throne ihre Wünsche verloren haben und Propheten ein Anachronismus geworden sind, wo das Geschrei des Marktes alle anderen Stimmen übertönt. Doch als ich eines Tages an der äußersten Häusergrenze der Stadt Jokohama stand, die von modernen Dingen strotzte, und die Sonne langsam hinabtauchen sah in euer südliches Meer, als ich es in seiner stillen Majestät daliegen sah zwischen eueren, mit Fichten bedeckten Hügeln, — als ich den großen Fudschijama am goldenen Horizont verblassen sah wie einen Gott, der von seinem eigenen Glanz überwältigt wird — da quoll die Musik der Ewigkeit herauf zu mir durch das Abendschweigen, und ich wußte, daß Himmel und Erde mit all ihrer Schönheit auf seiten der Dichter und Idealisten sind, und nicht auf seiten der Marktleute mit ihrer derben Verachtung für alles Gefühlswesen; ich wußte, daß der Mensch, nachdem

er eine Zeitlang seinen göttlichen Ursprung vergessen hat, sich wieder daran erinnern wird, daß der Himmel stets in Berührung mit seiner Erde ist und sie nicht für immer den raubgierigen Wölfen unserer heutigen Zeit preisgibt."

Das bleibt; und ebenso die Pflicht, klar dem erkannten Ziel zuzustreben.

3

Wenn man sich einmal diese Elemente der weltpolitischen Lage Deutschlands so klar gemacht hat, so wird man sehr schnell zu der festen Überzeugung kommen, daß eine friedliche und gedeihliche Zukunft des deutschen Volkes lediglich dadurch verbürgt werden kann, daß es gelingt, die tiefen Abgründe, die gegenwärtig die europäischen Völker zerklüften, gegeneinandertreiben und zum Spielball fremder Machtgelüste machen, zu schließen und die natürliche Einheit der Menschen zwischen Lissabon und Kamtschatka, Archangelsk und Timbuktu wieder zur Geltung zu bringen. Es gibt genug Elemente, an die sich dabei anknüpfen läßt: an den Gegensatz zwischen der asiatischen und der englischen Welt, durch den die asiatische Welt für den Fall gewaltsamer Auseinandersetzung zum Bundesgenossen der europäischen Völker werden kann und muß, und der Konflikt zwischen der asiatischen, vorläufig von Japan geführten Welt und dem Amerikanertum um die Herrschaft über die Außenposten des Stillen Ozeans. Wenn nicht zum System erhobener Wahnsinn der Menschen immer und immer wieder die einfachen ökonomischen Gesetze umgehen hilft, dann muß es sich durchsetzen, daß eine Volkswirtschaft, die darauf bedacht ist, den Bedarf der Lebenden zu decken und nicht darauf, Profite zu produzieren, den asiatischen Menschenkreis zu einer einheitlichen Wirtschaft zusammenzwingt. Die kürzeren Verbindungen, die kürzeren Transporte, die ausgeglichene Versorgung mit Rohstoffen und die Ähnlichkeit der Bedürfnisse bei den verwandten Völkern drängen mit aller Macht auf eine solche Entwicklung hin. An allen Ecken und Enden blitzt es ja auch bereits verräterisch auf, und eines Tages werden die Flammen des asiatischen Nationalismus vielleicht in reiner, aber doch in lohender Flamme hoch aufschlagen. Ganz besonders steht es so mit den europäischen Völkern. Sie sind so eng miteinander verzahnt, daß sie direkt zueinander getrieben werden, wenn sie einander nicht selbst feindlich abstoßen. Die großen Verkehrswege, die Talstraßen des Landes und die Hochstraßen des Meeres verspannen sie ineinander, wie die Speichen ein Wagenrad in sich verspannen und dadurch weit über die Stärke des unverspannten Reifens hinaus tragfähig machen. Diese Menschen sind in ihrer Sprache, in ihrer Lebensart, in ihren Ansprüchen an das Leben verwandt. Die gleichen Ideen von Liebe und Pflichterfüllung sind es, die sie erfüllen und die bei ihnen

immer wieder als Gestalter der Volksgeschichte übereinstimmend sich bewährt haben. Ihr Land ist mit den Reichtümern aller Zonen ausgestattet. Sobald im europäischen Kulturkreis nur auf Leistung, auf Deckung menschlichen Bedarfs gewirtschaftet wird, und sobald das Interesse des profitjagenden Kapitals am Überseehandel zurückzutreten geneigt ist, wird sich diese Menschheit wieder einigen, wird das europäische Festland in der bezeichneten Ausdehnung ein einheitliches Glied der Menschheit sein.

Und ebenso wird es über kurz oder lang mit den amerikanischen Volkswirtschaften gehen. Sie werden sich diejenigen Gebiete, die ihnen heute noch nicht gehören, zueignen. Sie werden Kanada aus dem britischen Reich herausreißen, wenn es sich freiwillig nicht herauslöst, und werden vom Beringsmeer bis zur Magelhaensstraße eine geschlossene amerikanische Volkheit schaffen, die dann in sich die Möglichkeit findet, die Rassengegensätze auszugleichen, oder wenigstens die verschiedenen Rassen vor einen gemeinschaftlichen Kulturwagen zu spannen. Das muß ebenfalls in dem Augenblick eintreten, in dem nicht mehr auf Handel und Profit, sondern auf Versorgung und Existenzsicherheit jedes einzelnen gewirtschaftet wird.

Übrig bleibt unter solchen Umständen lediglich England und zwar seiner sämtlichen wesentlichen Außenposten beraubt und isoliert. Es wird sich genötigt sehen, vom Atlantischen Ozean sein Gesicht abzukehren und es wieder dahin zu wenden, wohin sein größter Fluß, die Themse, es weist, nach der Nordsee, die nicht zum Spaß gerade in englischer Sprache German Sea heißt.

Diese Entwickelung ist allerdings an die Bedingung geknüpft, daß nnerhalb der einzelnen Gebiete eine sozialistische Wirtschaftsauffassung ich durchsetzt. Wer aber will heute daran noch zweifeln, daß sie sich urchsetzt, ja vielleicht in ganz kurzer Zeit sich durchsetzt? Wissen wir och, daß es immer die Zeiten der größten Armut auf Erden gewesen ind, in denen große wirtschaftliche Erlösungen sich durchgesetzt haben, issen wir doch, daß das System der freien Wirtschaft zustande kam, ls die alte Zunftauffassung zur Verödung, Verarmung und Verelendung, ı zur Verstumpfung und Verblödung der Menschen geführt hatte. Mit elchem Recht sagt Tagore: „Aber die Gewinnsucht kennt keine Schranken, enn sie sich nur ausdehnen kann. Ihr einziges Ziel ist Hervorbringen nd Verschlingen. Sie hat weder Mitleid mit der schönen Natur noch iit lebendigen, menschlichen Wesen. Sie ist unbarmherzig bereit, ohne ıch nur einen Augenblick zu zögern, Schönheit und Leben zu zermalmen nd sie zu Geld zu machen. Diese häßliche Roheit im Handel stand Verachtung bei unseren Vorfahren, die noch Muße hatten, das Ideal-ld der Menschheit ruhigen, ungetrübten Blickes zu schauen. Die Menen jener Zeiten schämten sich mit Recht des niederen Triebes, der nur

auf Gewinn geht. Aber in unserem Zeitalter der Naturwissenschaften hat das Geld durch das Gewicht seiner Masse sich den Thron erworben. Und wenn es nun vom Gipfel seiner aufgehäuften Schätze aus die höheren Instinkte des Menschen verhöhnt und die Schönheit und alle edlen Gefühle aus seiner Nähe verbannt, so unterwerfen wir uns ihm. Denn wir haben uns in unserer Armseligkeit von ihm bestechen lassen, und unsere Einbildungskraft, von seinem Riesenumfang überwältigt, kriecht vor ihm im Staube.

Aber gerade dieser Riesenumfang und seine endlose Kompliziertheit sind sichere Zeichen seines Versagens und seiner inneren Schwäche. Ein geübter Schwimmer zeigt seine Muskelkraft nicht durch heftige Bewegungen, seine Kraft ist unsichtbar und äußert sich in vollkommener Anmut und Ruhe. Was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist seine innere Kraft und sein innerer Wert, die beide nicht von außen sichtbar sind. Aber die heutige Handelskultur braucht nicht nur zuviel Zeit und Raum, sondern tötet Zeit und Raum. Ihre Bewegungen sind heftig, ihre Stimme laut und mißtönend. Sie trägt ihren Fluch in sich, weil sie die Menschheit, auf der sie steht, zu einer unförmlichen Masse zertrampelt. Sie ist rastlos bemüht, Glück in Geld umzuwandeln. Der Mensch sucht seine Menschlichkeit in die kleinste Ecke zusammenzudrücken, um für ihre Organisation ausgiebigen Raum zu schaffen. Er spottet seine menschlichen Gefühle zuschanden, weil sie seinen Maschinen im Wege sein könnten." Darin ist die Notwendigkeit des Umsturzes der freien Wirtschaft, die Unvermeidlichkeit ihres Sturzes klar erwiesen, er wird kommen — ob die Menschen nun wollen oder nicht. Dann werden sich, weil das System der freien Wirtschaft in einem viereinhalbjährigen Krieg seinen Bankerott vor aller Welt nicht mehr verheimlichen konnte, aus den letzten Zuckungen des alten Systems neue Formen, neue Gestaltungen emporringen und sie, die nur sozialistischer Natur sein können, werden die Grundlage liefern zur Wiedervereinigung der Völker in ihren drei großen natürlichen Reichen. Dann kann sich darüber der Dom des Völkerbundes erheben, eines Völkerbundes, der keine Attrappe, sondern echte Ware sein wird. Ich möchte einen Vergleich anführen, um klarzulegen, was ich meine. Wenn ich jetzt die Nachrichten lese, die von der sogenannten Friedenskonferenz in Paris kommen und in denen uns verkündet wird, daß der Aufbau des Völkerbundes weitere Fortschritte gemacht habe, so kommt es mir vor, wie der sogenannte Pedighione Colonna auf der Piazza Colonna in Rom. Jetzt soll er ja abgerissen sein, aber viele Jahre hat er dort gestanden als Überbleibsel einer schaurigen Weltausstellung, eines Jahrmarktes der profitwirtschaftlichen Eitelkeiten, ein Prunkbau, mit grellem Weiß abstechend von einer ernsten, an geschichtlicher Vergangenheit reichen

Baumgebung: dem Palazzo Chigi, dem Palazzo Colonna und der wundervollen Kirche St. Andrea delle Fratte. Prächtige Pilasterarrangements in großer Ordnung nach Palladios Manier gliederten den Pavillon, daß es nur so eine Art hatte. Wenn man aber näher zusah, dann bestand dieses Prunkgebäude, in dem Roms größter Kino (ein englisches Unternehmen) untergebracht war, aus Pappe, Gips und weißer Tünche. So ist es auch mit dem Völkerbund. Er ist jetzt nur Pappe, Gips und weiße Tünche. Mögen die Unterhändler an der Seine noch so kunstvoll daran formen, mögen sie noch so zärtlich ein Mosaik der verschiedensten ganz-, halb- und viertelsfreien Völker zusammenlesen, es wird sich daran doch nichts ändern, daß der Völkerbund, der jetzt begründet wird, ein Scheinpalast sein wird, ein prächtiges pappenes Denkmal des Jahrmarkts aller profitwirtschaftlichen Eitelkeiten — und darin ein englischer Kino. Es ist kein Zweifel, daß er weg muß, wie der Padiglione Colonna weg mußte, um der alten Piazza Colonna ihre Würde und ihre Schönheit wiederzugeben. Ich weiß nicht, ob die Römer irgendwo draußen auf unberührtem Gelände ein Haus der Kunst in würdigem Stil und echtem haltbaren Material als Ersatz gebaut haben. Das weiß ich aber, daß nur das Verschwinden dieses Völkerbundes, der die Würde der Menschheit schändet, und die Errichtung eines Völkerbundes, der auf der tragfähigen Dreiheit der sozialistischen Wirtschaftsordnung in der europäischen, asiatischen und amerikanischen Welt beruht, imstande ist, die langentweihte und hoffentlich bald gereinigte Szene wieder neu zum Sitz des alten Ruhms und aller Gedanken von Menschlichkeit und Menschheit zu weihen. Wenn das gelingt — und es ist nicht einzusehen, warum es nicht gelingen sollte — dann ist vom weltgeschichtlichen Gesichtspunkt aus die Zukunft des deutschen Volkes sichergestellt und die Politik des deutschen Volkes gegeben: bei sich den Sozialismus zu verwirklichen, mit den anderen Völkern sich zu versöhnen, äußerlich und im innersten Herzen.

Eidgenossenschaft

von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy

Im fünften Jahr ernten wir jetzt Sturm. Wer die Säer des Windes an der Arbeit gesehen hat, der wundert sich darüber nicht. Aber ist es nicht bald Zeit, an andere Aussaat zu denken, für eine andere Ernte? Der Wind des bösen Willens von Menschen gegen Menschen, das war die Saat, von der wir jetzt ernten. Viele haben sie mit vollem Wissen ausgestreut, dem Geschäft zuliebe, oder der Ruhmsucht zuliebe, die nicht von eigener Kraft, die von der Schwäche der andern leben will. Diese müssen an der Frucht ihres Handwerks sterben, ehe die Erde zur Ruhe kommt und ihre Kinder wieder mit gesundem Brot nähren kann; und wenn der Krieg sie frißt, so soll er dafür gelobt sein. – Viel mehr waren der Gleichgültigen und der Schaulustigen, die hinter den Windmachern herliefen und schmunzelnd dabeistanden: „Es ist so heiß in der Welt vom vielen Arbeiten; eine kleine Brise kommt uns eben recht; wir wickeln uns recht warmwollen ein und nehmen einen steifen Grog, wenn's sehr schlimm wird; dann ist der Sturm schön." Die meisten von denen frieren jetzt mehr als ihnen recht ist; das wollene Zeug geht aus und der Grog schmeckt bitter; sie klagen dann auch jammervoll über ihr unschuldiges Leiden, das der böse Feind über sie gebracht hat. Unschuldig sind sie nicht. Ihnen allen ist es verkündigt gewesen, jedem in seinem Glauben, daß dem Herrn der Himmel Ehre gebührt, den Menschen aber, daß sie guten Willens sind, um Frieden zu haben. Keinen bösen Willen zu haben, ist nicht genug. Guten Willen fordert das Gesetz vom Menschen, – nicht jenen „besten Willen", von dem die Lügner sagen: es geht beim besten Willen nicht, sondern den einfachen guten Willen; und mit dem geht es, mit ihm wird es auch gehen, daß die vielen, die heute frieren und hungern, und ihre Schwären mit Scherben kratzen wie Hiob, wieder warm und gestillt und rein werden. Aber sie müssen gelernt haben, daß es nicht gut tut, sich am Wind zu freuen, und daß es besser ist, im Schweiß des Angesichts den heißen Tag durchzuarbeiten, in der Zuversicht darauf, daß die mütterlich sorgende Natur eine kühle Nacht gesunden Schlafs heraufführen wird, als, das Werkzeug fortwerfend, am Tag nach dem Sturm zu rufen. – Wenige waren in aller Herren Länder, die den guten Willen hatten. Ihnen hat der Krieg den Mund verboten; er hat sie durch seine Diener ins Gefängnis werfen lassen; er hat alle seine Gewalt daran gesetzt, daß auch sie bösen Willens würden. Aber sie werden nicht stumm; ihre Gedanken brechen aus; ihr Wille wird Herr über den Krieg selbst und fordert ihn vor das Gericht.

Dies ist ihre Klage: daß jeder Krieg den nächsten erzeugt. Sehen das die Menschen heute ein? Bismarck hat es gesehen, 1866 und 1871; 1866, als er im Friedensvertrag das Bündnis anbahnte und so das Kind im Schoß des Kriegs erwürgte; 1871, als er ein Deutschland schaffen wollte, das stark genug sei, um in ständiger Gefahr des Rachekriegs zu leben. Bei unsern Feinden gaben sie vor, es einzusehen: aus dem Unrecht des Frankfurter Friedens, aus der offenen Wunde in Frankreichs Seite wüchse, wenn es nach ihren Reden geht, der Weltkrieg. Wir deutschen Freunde des Friedens wissen, was unsere elsässische Schuld ist: nicht daß die Grenze in den Vogesen statt am Rhein läuft, aber daß nach vierzig Jahren der politischen Zugehörigkeit zum Reich das Volk im altdeutschen Elsaß sich noch nicht eins gefühlt hat mit Deutschland. Wir erkennen diese Schuld und bekennen sie ohne Menschenfurcht und ohne zu überlegen, ob auch ein anderes Volk diesen Mut hätte, einzugestehen, wo es sich im Unrecht fühlt. Aus dieser Erkenntnis und diesem Bekenntnis ziehen wir auch die Kraft zu glauben, daß es damit im neuen Deutschland nach dem Krieg anders werden, daß die ältern Brüder im deutschen Haus diesen jüngstgewonnenen sich aus freiem Willen in ihren Bund fügen sähen — hätte er nur solchen freien Willen.

Aber der siebziger Krieg liegt ein Menschenalter zurück. Er lag den Männern, die im Jahr 1914 zu den Waffen riefen, nicht mehr im Blut. Ich will vom letzten Krieg zwischen zwei weißen Völkern sprechen, wenn ich die fortzeugende Kraft des Krieges zum Text habe: vom Burenkrieg. Ihn haben wir erlebt, die wir jetzt im Alter der Führer stehen. Ihn haben für die englische Regierung geführt von denen, die jetzt noch im Amt stehen, Balfour, Milner, Curzon, Long. Ihn hat für die englische Opposition am leidenschaftlichsten gebrandmarkt David Lloyd George, der jetzt mit Balfour, Milner, Curzon und Long als Gehilfen die englische Regierung führt. Vor mir liegt ein kleines Buch, eines der ergreifendsten aller menschlichen Sprache, die Mahnung und Warnung, die Olive Schreiner an ihre englischen und holländischen Landsleute vor dem Krieg ergehen ließ. Aber das Kriegszeugende am Burenkrieg ist nicht so sehr, daß diese Warnung in den Wind geschlagen ward, daß der Gewaltkrieg des Großen über den Kleinen kam, und daß ihn der Große gewann; das Kriegserzeugende ist, was heute die Namen Botha und Smuts sagen: daß der überwundene Kleine das Unrecht vergessen und vergeben, in die Gewalt des Großen sich gefügt hat um den Preis eines Teiles an ihr. Das ist die Lehre, die der Burenkrieg allen großen Staaten der Welt gepredigt hat: Wenn du mächtig genug bist, großer Staat, darfst du den kleinen Nachbar, der dir in seiner Innengesetzgebung

nicht willfährig ist (Johannesburger Minengesetze, holländische Staatssprache), bis aufs Blut reizen, deine Untertanen in sein Gebiet bewaffnet einbrechen lassen und ihnen Straflosigkeit gewähren (Jameson-Raid), ja sie zu Ehrenbürgern deines Reichs machen; du darfst, wenn das den Kleinen noch nicht genug schreckt, ihm den Krieg erklären; du darfst diesen Krieg gegen ein weißes Volk so führen, als hättest du wilde Tiere oder einen Negerstamm aus dem Busch zum Feind (Konzentrationslager, Bestechung einzelner feindlicher Führer – darüber die französische Presse jener Zeit, ihre Chamberlain- und Kitchener-Bilder); du darfst darauf rechnen, daß die andern großen weißen Völker über dein Unrecht zetern, deine Gier verfluchen, dich mit den Papierpfeilen diplomatischer Proteste beschießen, aber keiner von ihnen zu den Waffen greift, um den Kleinen zu schützen; du darfst nach all dem den bezwungenen feindlichen Staat vollkommen annektieren, ihm deine Verfassung statt seiner eigenen aufzwingen und seine Wirtschaft deiner eignen dienstbar machen; du darfst eine Schandverwaltung in ihm üben, die deinen eigenen Untertanen die Scham ins Gesicht treibt (Chinese labour) – und wenn du klug genug bist, nach einer Zeit dem eroberten Land im Rahmen deines Reichs und unter deiner Souveränität lokale Selbstverwaltung durch ein eigenes Parlament zu geben, nicht die Selbstbestimmung, nicht die freie Wahl der Staatsform, nur eine verliehene Verfassung von deinen Gnaden – dann bist du der Bewunderung aller Welt ob deiner weisen Großmut, bist der Dankbarkeit und Treue dieser friedlich gewonnenen Neu-Engländer und ihres tapfern Beistands in deinen künftigen Kriegen sicher. Das ist die Lehre, die der Burenkrieg den Mächtigen dieser Erde gegeben hat, das ist seine Zeugungskraft gewesen.

Und da hilft es nichts, nach zwanzig oder vierzig oder hundert Jahren vom Wiedergutmachen, von Desannexion zu reden. Dem Krieg, der jetzt ist, muß seine Zeugung ausgebrochen werden. Ihn müssen die Völker, über seinem sterbenden Drachenleib, abschwören, Eidgenossen eines neuen Bundes.

Den Krieg abschwören? Da haben wir den Pazifisten! Den Internationalen! Den bestochenen Lohnschreiber des Auslands!

Mit Verlaub und einmal gründlich deutsch geredet: Die Internationale seid ihr Kriegstreiber, ihr Pan-Nationalisten selbst. Die größte Internationale das ist der Krieg. Vor ihm werden alle gleich. Er zerstört den Völkern das eigene Leben, das sie sich im Frieden gebaut haben. Er wirft sie durcheinander bis zu der grauenvollen Vermischung der feindlichen Geschlechter; er lehrt sie die gemeinsame Sprache des Hasses und der Lüge, in der alle Greuelberichte erdacht, alle Schundfilme gestellt,

alle Regenbogenbücher geschrieben sind; er hetzt die Volksgenossen gegeneinander, daß sie sich als Spione und Verräter beargwöhnen; er führt in Frankreich, in England, in Deutschland den gleichen Troß der Schieber, der Drückeberger, der Raubhelden herauf. Die Juristen haben im Frieden ein Mittel des Ausgleichs und der Angleichung zwischen den Rechten, die Gegenseitigkeit; der Krieg hat auch eins, die Vergeltung. Wer hat es weiter gebracht, die friedlichen Annäherer, mit der Gegenseitigkeit in ein paar Menschenaltern harter Arbeit, oder der Krieg mit der Vergeltung in ein paar Jahren der Luftbomben, der giftigen Gase, der bürgerlichen Ächtung des Feindes? Soll ich auch noch von der Rüstungsindustrie sprechen?

Der Frieden ist der Förderer des Eigenlebens bei jedem Volk. Der Frieden zieht Grenzen. Der Frieden sagt: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Der Frieden läßt den Menschen festwachsen im Heimatboden. Ich verstünde es, wenn einer dem Frieden vorwürfe, daß er Eigenbrötler züchtet, daß er chinesische Mauern baut.

Das Land, das länger als irgendein anderes in der alten Welt Frieden gehabt und gehalten hat, das Land der Eidgenossenschaft, gibt keinem andern an Treue zur eigenen Art nach. Der Deutschschweizer besteht im Ausland schroffer auf seinem Heimatrecht als der Reichsdeutsche oder der Österreicher; der Genfer hält seine Herkunft höher als der eitelste Pariser. Und auch dem Kantönligeist hat der Frieden nichts anhaben können.

Nein, internationaler würde die Welt im Frieden einer europäischen Eidgenossenschaft nicht werden als sie in diesem Krieg ist. Sie würde auch nicht weicher und fauler, sie würde nicht schwatzhafter und leichtfertiger werden als sie heut ist. Die Eidgenossenschaft schwört nicht bloß den Krieg ab; sie schwört sich Hilfe in jeder innern Not eines Genossen zu. Sie hat, was einzig stark und fest macht, törichte Reden vertreibt und den Menschen ernstlich in die Wahrheit blicken lehrt: Arbeit, die so schwer ist, daß sie gemeinsam getan werden muß.

Das ist die Wahrheit: von den drei großen Völkern, die heute noch im bittern Ernst Feinde sind, muß eines völlig, mit Mann und Maus, zugrunde gehen, oder alle drei müssen, um nebeneinander zu leben, diesen Krieg vergessen.

Sie können das nicht? Dieser Krieg wird, wenn er Vergangenheit geworden ist, stärker sein als alle Gegenwart?

Kein Mensch weiß, wie das wird. Aber ich glaube, sie können das heilsame Vergessen erwerben, wenn nur jedes Volk an das denkt, was den andern geschehen ist zugleich mit dem eigenen Leid. Das wollen die andern heute noch nicht, und darum ist selbst im Waffenstillstand noch Krieg. Sie wollen nur an das denken, was sie vergessen müssen. Die

Kinder Frankreichs nur an die Verwüstung, die sich über den Mutterleib ihrer Erde hinzieht, das Brandmal des deutschen Einbruchs. Die Engländer nur an das, was auf dem Meeresgrund liegt, Menschen, Tiere, alle Art Frucht der Erde. Aber sie werden, wenn die Zeit gekommen ist, über ihre eigenen Wunden und Kränkungen auf das Leiden Deutschlands sehen, und es kann sein, daß ihre Klage über verbranntes Land und über das Sterben des Meeres stumm wird vor dem, was unser Volk hat tragen müssen. Vielleicht werden sie erkennen, daß keiner so viel vergessen muß, um mit den andern leben zu können, als der Deutsche.

Kein Mensch weiß, wie das wird. Es kann sein, daß am Ende des Kriegs kein Mitleid mehr in der Welt sein wird, daß die Menschen in den feindlichen Ländern ihr Vergessen nicht von innen heraus lernen können. Dann muß es von außen über sie kommen. Es gibt ein Mittel dazu: gemeinsame Arbeit, die sie tun müssen.

Das ist es, was im Bund des Friedens beschworen sein muß: nicht nur die Enthaltung von Streit; eine Gemeinschaft der Arbeit muß er begründen. Wenn man vom Völkerbund spricht, toben die Heiden und rufen, dies oder jenes Volk sei unwürdig, ihm anzuhören; ein Heiden-Pazifist in Zürich führt ihren Chor an und verkündet, daß im Namen der Friedensfreunde der Krieg fortgeführt werden muß, bis dieses unwürdige Volk ausgetilgt und nur die Ehrenwerten übrig geblieben sind. Herr Bovet und die Amerikadeutschen in der „Freien Zeitung" mögen sich gedulden. Über die Würdigkeit der Vöker als Eidgenossen des neuen Bundes kann nur eines, offen vor dem Gericht der ganzen Welt, entscheiden: Die Arbeit, die sie in diesem Bund leisten. Danach werden sie sich künftig achten und ehren und zuletzt sogar lieben lernen. Unwert der Gemeinschaft wird nur das Volk sein, das – gleichviel ob aus Herrschsucht und stinkendem Hochmut oder aus Faulheit und Verdorbenheit der Zucht – sich von der gemeinsamen Arbeit ausschließt.

Vor dem Krieg haben die Völker miteinander geredet, haben Jahrmärkte gehalten und Feste gefeiert, haben sich ihre Staatshäupter und ihre Diplomaten geschickt und ihre Professoren ausgetauscht. Arbeit war das nicht. Es war ein Praktikum zum dritten Kapitel des Jakobusbriefs, dem Kapitel von den Sünden der Zunge. Auch der zwölfte Psalm redet davon: „Einer redet mit dem andern unnütze Dinge und heucheln, und lehren aus uneinigem Herzen. Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei, und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden." Nun wohl, wenn die Zungen, die stolz geredet haben in aller Herren Länder, ausgerottet sind, so hoffen wir, daß sie nicht wieder nachwachsen.

Nach dem Krieg heißt es für die Völker nicht gegeneinander reden; es heißt für sie miteinander tun. Arbeit gibt es genug.

Es gibt die Arbeit an den Gräbern der Gefallenen. Welches Volk will sagen: sie gehören mir allein? Der Tod hat eine Brüderschaft aus ihnen gemacht, eine heilige Brüderschaft aus allen Völkern. Die Stätten, an denen sie ruhen, sind die Wallfahrtsorte unserer Zukunft. Diese Toten, die nicht sich selbst gestorben sind, überall sind sie in die Erde gesenkt, bis in die Schweiz und nach Holland hinein; aber die meisten, die Hunderttausende, in Belgien und Frankreich. Das ist heiliges Land für alle. Will Frankreich diese Arbeit für alle tun, daß es die großen Gräber pflegt? Werden die Witwen und Waisen hingehen können, wie sie jetzt ihre Gedanken hinschicken, und man wird sie knien lassen und sie schweigend grüßen auf ihrem Weg der Klage? Wer diese zurückstieße, weil sie Fremde sind und Feinde waren, der wäre freilich nicht wert, dem Bund der Völker anzugehören.

Es gibt die Arbeit am Aufbau des Zerstörten. Wo noch junges Leben in unserer alten Welt ist, da brennt es darauf, diese Arbeit zu tun. Die Menschen mit den kurzen Gedanken schwatzen davon, daß dies oder jenes Volk Schuld trage am Krieg und darum gestraft werden müsse durch die Fron dieses Baus. Als ob es nach diesem Krieg nicht das höchste Glück der Menschen werden würde: recht aus dem Vollen arbeiten dürfen, erlöst werden vom Verdruß des Müßiggangs in Waffen, von der Not eines Dienstes, zu dem die Hände nicht geschickt, der Kopf nicht willig ist; bauen dürfen, planen und messen, richten und stützen, und zuletzt auf den First den Kranz in den Regenbogenfarben aller Fahnen! Belgien, Frankreich, Elsaß, Baltenland, Ukraine, das muß eine Arbeit sein für alle.

Es gibt die Arbeit, die schwerste vielleicht von allen, weit draußen in Afrika. Hier wird das schwerste Vergessen sein – für uns das Vergessen der Schande, die unsern Landsleuten geschehen, für die andern das Vergessen des bösen Gewissens ihrer Taten. Aber hier ist dann auch die härteste und nötigste Gemeinschaftsarbeit. Wie man zu der Einsicht ihrer Notwendigkeit kommt, gilt gleich. Der eine fordert die Gesamthand der Weißen über alle Kolonien im schwarzen Erdteil aus „Sentimentalität", aus sozialistischem Glauben; aus einer völkerrechtlichen Überlegung heraus; der andere verlangt sie ganz nüchtern realpolitisch, weil die Eingeborenen, die den Kampf der Weißen untereinander mit angesehen, nur noch im Gehorsam zu halten sein werden, wenn ihre eigenen Augen ihnen zeigen, daß das Reich der Weißen nach diesem Bürgerkrieg ein einiges Reich geworden.

Daß Blut nicht dicker ist als Wasser, hat uns der Krieg gezeigt. Der

Friede soll uns lehren, daß Arbeit stärker ist als Haß. Die den Krieg lieben, haben uns immer weismachen wollen, daß ein Volk zwischen Kämpfen und Verfaulen wählen müsse. Wir Diener des Friedens sagen dagegen: die Wahl ist gestellt zwischen Streiten und Arbeiten. Wenn sich die Arbeiter überall in der Welt am Werk sehen, das ihnen natürlich ist, dann müßte es mit den Menschen wirklich Matthäi am letzten sein, wenn sie nicht auch anfingen sich zu helfen und Hand zu reichen.

Zwei Götzenbilder der europäischen Politik sind umgeworfen und zu Trümmern geschlagen: das europäische Gleichgewicht und die Vormacht der Großstaaten. Wer einem von diesen noch weiter opfern will, der kann nicht in die Eidgenossenschaft treten. Es ist gut, daß das ganz klar ist.

Eidgenossenschaft, das heißt: keine Sonderbündelei. Keine Feinde und Bundesgenossen und Neutralen mehr. Das heißt viel von dem aufgeben, was heute tägliches Brot ist. Mancher mag denken, er werde nicht leben können ohne das Salz der Feindschaft bei seinem kärglichen Kriegsmahl. Im neutralen Land wird der und jener seine Rechnung gewaltig kürzen müssen, wenn er nicht mehr an zwei feindliche Mächtegruppen schmuggeln kann und nichts mehr an der Währung zu schieben ist. Vielleicht ist auch hier und da einer, dem sein Bundesgenosse lieb wie ein Bruder geworden ist, von dem er nicht lassen mag. Aber das muß alles gehen, wie im Krieg das Gegenteil gegangen ist.

Eidgenossenschaft, das heißt auch: keine Großen und Kleinen mehr unter den Völkern. Wer einen Schwur leistet, steht vor seinem Gott, vor dem der Häuptling und der Hörige, der König und der Bettler gleich sind. Und wenn nicht geschworen werden soll und der Name Gottes nicht genannt, so ist es doch dasselbe; die Völker der neuen Gemeinschaft geben ihr Manneswort, daß sie sie halten wollen. Und wo ist der Mensch, der so niedrig denkt, daß ihm das Wort des reichen Mannes mehr gilt als das des Armen?

Viele Leute sehen im Völkerbund nur eine Falle, in die der Deutsche gelockt werden soll. Das sind Kleingläubige. Sie trauen ihrem Vaterland nicht, daß es sich im gleichen Recht mit den andern durchsetzen kann. Ich glaube, Deutschland hat vom Frieden am wenigsten zu fürchten. Ich vertraue darauf, daß an uns, wenn wir wieder im Frieden arbeiten dürfen, der Spruch wahr wird, der heute im Losungsbuch steht:

„Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden."

Demian

Die Geschichte einer Jugend von Emil Sinclair

(Schluß)

In den Pausen zwischen den Schulstunden war mir zuweilen aufgefallen, daß ein Mitschüler meine Nähe suchte, den ich nie beachtet hatte. Es war ein kleiner, schwach aussehender, schmächtiger Jüngling mit rötlich blondem, dünnem Haar, der in Blick und Benehmen etwas Eigenes hatte. Eines Abends, als ich nach Hause kam, lauerte er in der Gasse auf mich, ließ mich an sich vorübergehen, lief mir dann wieder nach, und blieb vor unsrer Haustür stehen.

„Willst du etwas von mir?“ fragte ich.

„Ich möchte bloß einmal mit dir sprechen,“ sagte er schüchtern. „Sei so gut und komm ein paar Schritte mit.“

Ich folgte ihm und spürte, daß er tief erregt und voll Erwartung war. Seine Hände zitterten.

„Bist du Spiritist?“ fragte er ganz plötzlich.

„Nein, Knauer,“ sagte ich lachend. „Keine Spur davon. Wie kommst du auf so etwas?“

„Aber Theosoph bist du?“

„Auch nicht.“

„Ach, sei nicht so verschlossen! Ich spüre doch ganz gut, daß etwas Besonderes mit dir ist. Du hast es in den Augen. Ich glaube bestimmt, daß du Umgang mit Geistern hast. – Ich frage nicht aus Neugierde, Sinclair, nein! Ich bin selber ein Suchender, weißt du, und ich bin so allein.“

„Erzähle nur!“ munterte ich ihn an. „Ich weiß von Geistern zwar gar nichts, ich lebe in meinen Träumen, und das hast du gespürt. Die anderen Leute leben auch in Träumen, aber nicht in ihren eigenen, das ist der Unterschied.“

„Ja, so ist es vielleicht,“ flüsterte er. „Es kommt nur drauf an, welcher Art die Träume sind, in denen man lebt. – Hast du schon von der weißen Magie gehört?“

Ich mußte verneinen.

„Das ist, wenn man lernt, sich selber zu beherrschen. Man kann unsterblich werden, und auch zaubern. Hast du nie solche Übungen gemacht?“

Auf meine neugierige Frage nach diesen Übungen tat er erst geheimnisvoll, bis ich mich zum Gehen wandte, dann kramte er aus.

„Zum Beispiel, wenn ich einschlafen oder auch mich konzentrieren will, dann mache ich eine solche Übung. Ich denke mir irgend etwas, zum

Beispiel ein Wort oder einen Namen, oder eine geometrische Figur. Die denke ich dann in mich hinein, so stark ich kann, ich suche sie mir innen in meinem Kopf vorzustellen, bis ich fühle, daß sie darin ist. Dann denke ich sie in den Hals, und so weiter, bis ich ganz davon ausgefüllt bin. Dann bin ich ganz fest und nichts mehr kann mich aus der Ruhe bringen."

Ich begriff einigermaßen, wie er es meine. Doch fühlte ich wohl, daß er noch anderes auf dem Herzen habe, er war seltsam erregt und hastig. Ich suchte ihm das Fragen leicht zu machen, und bald kam er denn mit seinem eigentlichen Anliegen.

„Du bist doch auch enthaltsam?" fragte er mich ängstlich.

„Wie meinst du das? Meinst du das Geschlechtliche?"

„Ja, ja. Ich bin jetzt seit zwei Jahren enthaltsam, seit ich von der Lehre weiß. Vorher habe ich ein Laster getrieben, du weißt schon. — Du bist also nie bei einem Weib gewesen?"

„Nein," sagte ich. „Ich habe die Richtige nicht gefunden."

„Aber wenn du die fändest, von der du meinst, sie sei die Richtige, dann würdest du mit ihr schlafen?"

„Ja, natürlich. — Wenn sie nichts dagegen hat," sagte ich mit etwas Spott.

„O da bist du aber auf dem falschen Weg! Die inneren Kräfte kann man nur ausbilden, wenn man völlig enthaltsam bleibt. Ich habe es getan, zwei Jahre lang. Zwei Jahre und etwas mehr als einen Monat! Es ist so schwer! Manchmal kann ich es kaum mehr aushalten."

„Höre, Knauer, ich glaube nicht, daß die Enthaltsamkeit so furchtbar wichtig ist."

„Ich weiß," wehrte er ab, „das sagen alle. Aber von dir habe ich es nicht erwartet. Wer den höheren geistigen Weg gehen will, der muß rein bleiben, unbedingt!"

„Ja, dann tu es! Aber ich begreife nicht, warum einer ‚reiner' sein soll, der sein Geschlecht unterdrückt, als irgendein anderer. Oder kannst du das Geschlechtliche auch aus allen Gedanken und Träumen ausschalten?"

Er sah mich verzweifelt an.

„Nein, eben nicht! Herrgott, und doch muß es sein. Ich habe in der Nacht Träume, die ich nicht einmal mir selber erzählen könnte! Furchtbare Träume, du!"

Ich erinnerte mich dessen, was Pistorius mir gesagt hatte. Aber so sehr ich seine Worte als richtig empfand, ich konnte sie nicht weitergeben, ich konnte nicht einen Rat erteilen, der nicht aus meiner eigenen Erfahrung herkam und dessen Befolgung ich mich selber noch nicht gewachsen

fühlte. Ich wurde schweigsam und fühlte mich dadurch gedemütigt, daß da jemand Rat bei mir suchte, dem ich keinen zu geben hatte.

„Ich habe alles probiert!" jammerte Knauer neben mir. „Ich habe getan, was man tun kann, mit kaltem Wasser, mit Schnee, mit Turnen und Laufen, aber es hilft alles nichts. Jede Nacht wache ich aus Träumen auf, an die ich gar nicht denken darf. Und das Entsetzliche ist: darüber geht mir allmählich alles wieder verloren, was ich geistig gelernt hatte. Ich bringe es beinahe nie mehr fertig, mich zu konzentrieren oder mich einzuschläfern, oft liege ich die ganze Nacht wach. Ich halte das nimmer lang aus. Wenn ich schließlich doch den Kampf nicht durchführen kann, wenn ich nachgebe und mich wieder unrein mache, dann bin ich schlechter als alle anderen, die überhaupt nie gekämpft haben. Das begreifst du doch?"

Ich nickte, konnte aber nichts dazu sagen. Er begann mich zu langweilen, und ich erschrak vor mir selber, daß mir seine offensichtliche Not und Verzweiflung keinen tiefern Eindruck machte. Ich empfand nur: ich kann dir nicht helfen.

„Also weißt du mir gar nichts?" sagte er schließlich erschöpft und traurig. „Gar nichts? Es muß doch einen Weg geben! Wie machst denn du es?"

„Ich kann dir nichts sagen, Knauer. Man kann einander da nicht helfen. Mir hat auch niemand geholfen. Du mußt dich auf dich selber besinnen, und dann mußt du das tun, was wirklich aus deinem Wesen kommt. Es gibt nichts anderes. Wenn du dich selber nicht finden kannst, dann wirst du auch keine Geister finden, glaube ich."

Enttäuscht und plötzlich stumm geworden, sah der kleine Kerl mich an. Dann glühte sein Blick in plötzlicher Gehässigkeit auf, er schnitt mir eine Grimasse und schrie wütend: „Ah, du bist mir ein schöner Heiliger! Du hast auch dein Laster, ich weiß es! Du tust wie ein Weiser und heimlich hängst du am gleichen Dreck wie ich und alle! Du bist ein Schwein, ein Schwein, wie ich selber. Alle sind wir Schweine!"

Ich ging weg und ließ ihn stehen. Er tat mir zwei, drei Schritte nach, dann blieb er zurück, kehrte um und rannte davon. Mir wurde übel aus einem Gefühl von Mitleid und Abscheu, und ich kam von dem Gefühl nicht los, bis ich zu Hause in meinem kleinen Zimmerchen meine paar Bilder um mich stellte und mich mit sehnlichster Innigkeit meinen eigenen Träumen hingab. Da kam sofort mein Traum wieder, vom Haustor und Wappen, von der Mutter und der fremden Frau, und ich sah die Züge der Frau so überdeutlich, daß ich noch am selben Abend ihr Bild zu zeichnen begann.

Als diese Zeichnung nach einigen Tagen fertig war, in traumhaften Viertelstunden wie bewußtlos hingestrichen, hängte ich es am Abend an

meiner Wand auf, rückte die Studierlampe davor und stand vor ihm wie vor einem Geist, mit dem ich kämpfen mußte bis zur Entscheidung. Es war ein Gesicht, ähnlich dem frühern, ähnlich meinem Freund Demian, in einigen Zügen auch ähnlich mir selber. Das eine Auge stand auffallend höher als das andere, der Blick ging über mich weg in versunkener Starrheit, voll von Schicksal.

Ich stand davor und wurde vor innerer Anstrengung kalt bis in die Brust hinein. Ich fragte das Bild, ich klagte es an, ich liebkoste es, ich betete zu ihm; ich nannte es Mutter, ich nannte es Geliebte, nannte es Hure und Dirne, nannte es Abraxas. Dazwischen fielen Worte von Pistorius – oder von Demian? – mir ein; ich konnte mich nicht erinnern, wann sie gesprochen waren, aber ich meinte sie wieder zu hören. Es waren Worte über den Kampf Jakobs mit dem Engel Gottes, und das „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn".

Das gemalte Gesicht im Lampenschein verwandelte sich bei jeder Anrufung. Es wurde hell und leuchtend, wurde schwarz und finster, schloß fahle Lider über erstorbenen Augen, öffnete sie wieder und blitzte glühende Blicke, es war Frau, war Mann, war Mädchen, war ein kleines Kind, ein Tier, verschwamm zum Fleck, wurde wieder groß und klar. Am Ende schloß ich, einem starken inneren Rufe folgend, die Augen und sah nun das Bild inwendig in mir, stärker und mächtiger. Ich wollte vor ihm niederknien, aber es war so sehr in mir innen, daß ich es nicht mehr von mir trennen konnte, als wäre es zu lauter Ich geworden.

Da hörte ich ein dunkles schweres Brausen wie von einem Frühjahrssturm und zitterte in einem unbeschreiblich neuen Gefühl von Angst und Erlebnis. Sterne zuckten vor mich auf und erloschen, Erinnerungen bis in die erste, vergessenste Kinderzeit zurück, ja bis in Vorexistenzen und frühe Stufen des Werdens, strömten gedrängt an mir vorüber. Aber die Erinnerungen, die mir mein ganzes Leben bis ins Geheimste zu wiederholen schienen, hörten mit gestern und heute nicht auf, sie gingen weiter, spiegelten Zukunft, rissen mich von heute weg und in neue Lebensformen, deren Bilder ungeheuer hell und blendend waren, an deren keines ich mich aber später richtig erinnern konnte.

In der Nacht erwachte ich aus tiefem Schlaf, ich war in den Kleidern und lag quer überm Bett. Ich zündete Licht an, fühlte, daß ich mich auf Wichtiges besinnen müsse, wußte nichts mehr von den Stunden vorher. Ich zündete Licht an, die Erinnerung kam allmählich. Ich suchte das Bild, es hing nicht mehr an der Wand, lag auch nicht auf dem Tische. Da meinte ich mich dunkel zu besinnen, daß ich es verbrannt hätte. Oder war es ein Traum gewesen, daß ich es in meinen Händen verbrannt und die Asche gegessen hätte?

Eine große, zuckende Unruhe trieb mich. Ich setzte den Hut auf, ging durch Haus und Gasse, wie unter einem Zwang, lief und lief durch Straßen und über Plätze wie von einem Sturm geweht, lauschte vor der finstern Kirche meines Freundes, suchte und suchte in dunklem Trieb, ohne zu wissen, was. Ich kam durch eine Vorstadt, wo Dirnenhäuser standen, dort war hier und da noch Licht. Weiter draußen lagen Neubauten und Ziegelhaufen, zum Teil mit grauem Schnee bedeckt. Mir fiel, da ich wie ein Traumwandler unter einem fremden Druck durch diese Wüste trieb, der Neubau in meiner Vaterstadt ein, in welchen mich einst mein Peiniger Kromer zu unserer ersten Abrechnung gezogen hatte. Ein ähnlicher Bau lag in der grauen Nacht hier vor mir, gähnte mit schwarzem Türloch mich an. Es zog mich hinein, ich wollte ausweichen und stolperte über Sand und Schutt; der Drang war stärker, ich mußte hinein.

Über Bretter und zerbrochene Backsteine hinweg taumelte ich in den öden Raum, es roch trübe nach feuchter Kälte und Steinen. Ein Sandhaufen lag da, ein grauheller Fleck, sonst war alles dunkel.

Da rief eine entsetzte Stimme mich an: „Um Gottes willen, Sinclair, wo kommst du her?"

Und neben mir richtete aus der Finsternis ein Mensch sich auf, ein kleiner magerer Bursch, wie ein Geist, und ich erkannte, während mir noch die Haare zu Berg standen, meinen Schulkameraden Knauer.

„Wie kommst du hierher?" fragte er, wie irr vor Erregung. „Wie hast du mich finden können?"

Ich verstand nicht.

„Ich habe dich nicht gesucht," sagte ich benommen; jedes Wort machte mir Mühe und kam mir mühsam über tote, schwere, wie erfrorene Lippen.

Er starrte mich an.

„Nicht gesucht?"

„Nein. Es zog mich her. Hast du mich gerufen? Du mußt mich gerufen haben. Was tust du denn hier? Es ist doch Nacht."

Er umschlang mich krampfhaft mit seinen dünnen Armen.

„Ja, Nacht. Es muß bald Morgen werden. O Sinclair, daß du mich nicht vergessen hast! Kannst du mir denn verzeihen?"

„Was denn?"

„Ach ich war ja so häßlich!"

Erst jetzt kam mir die Erinnerung an unser Gespräch. War das vor vier, fünf Tagen gewesen? Mir schien seither ein Leben vergangen. Aber jetzt wußte ich plötzlich alles. Nicht nur, was zwischen uns geschehen war, sondern auch, warum ich hergekommen war und was Knauer hier draußen hatte tun wollen.

„Du wolltest dir also das Leben nehmen, Knauer?“

Er schauderte vor Kälte und vor Angst.

„Ja, ich wollte. Ich weiß nicht, ob ich es gekonnt hätte. Ich wollte warten, bis es Morgen wird.“

Ich zog ihn ins Freie. Die ersten wagrechten Lichtstreifen des Tages glommen unsäglich kalt und lustlos in den grauen Lüften.

Ich führte den Jungen eine Strecke weit am Arm. Es sprach aus mir: „Jetzt gehst du nach Hause, und sagst niemand etwas! Du bist den falschen Weg gegangen, den falschen Weg! Wir sind auch nicht Schweine, wie du meinst. Wir sind Menschen. Wir machen Götter, und kämpfen mit ihnen, und sie segnen uns.“

Schweigend gingen wir weiter und auseinander. Als ich heimkam, war es Tag geworden.

Das Beste, was mir jene Zeit in St. noch brachte, waren Stunden mit Pistorius an der Orgel oder vor dem Kaminfeuer. Wir lasen einen griechischen Text über Abraxas zusammen, er las mir Stücke einer Übersetzung aus den Veden vor und lehrte mich das heilige „Om“ sprechen. Indessen waren es nicht diese Gelehrsamkeiten, die mich im Innern förderten, sondern eher das Gegenteil. Was mir wohltat, war das Vorwärtsfinden in mir selber, das zunehmende Vertrauen in meine eigenen Träume, Gedanken und Ahnungen, und das zunehmende Wissen von der Macht, die ich in mir trug.

Mit Pistorius verstand ich mich auf jede Weise. Ich brauchte nur stark an ihn zu denken, so war ich sicher, daß er oder ein Gruß von ihm zu mir kam. Ich konnte ihn, ebenso wie Demian, irgend etwas fragen, ohne daß er selbst da war: ich brauchte ihn mir nur fest vorzustellen und meine Fragen als intensive Gedanken an ihn zu richten. Dann kehrte alle in die Frage gegebene Seelenkraft als Antwort in mich zurück. Nur war es nicht die Person des Pistorius, die ich mir vorstellte, und nicht die des Max Demian, sondern es war das von mir geträumte und gemalte Bild, das mannweibliche Traumbild meines Dämons, das ich anrufen mußte. Es lebte jetzt nicht mehr nur in meinen Träumen, und nicht mehr gemalt auf Papier, sondern in mir, als ein Wunschbild und eine Steigerung meiner selbst.

Eigentümlich und zuweilen komisch war das Verhältnis, in welches der mißglückte Selbstmörder Knauer zu mir getreten war. Seit der Nacht, in der ich ihm gesendet worden war, hing er an mir wie ein treuer Diener oder Hund, suchte sein Leben an meines zu knüpfen und folgte mir blindlings. Mit den wunderlichsten Fragen und Wünschen kam er zu mir, wollte Geister sehen, wollte die Kabbala lernen, und

glaubte mir nicht, wenn ich ihm versicherte, daß ich von all diesen Sachen nichts verstünde. Er traute mir jede Macht zu. Aber seltsam war, daß er oft mit seinen wunderlichen und dummen Fragen gerade dann zu mir kam, wenn irgendein Knoten in mir zu lösen war, und daß seine launischen Einfälle und Anliegen mir oft das Stichwort und den Anstoß zur Lösung brachten. Oft war er mir lästig und wurde herrisch weggeschickt, aber ich spürte doch: auch er war mir gesandt, auch aus ihm kam das, was ich ihm gab, verdoppelt in mich zurück, auch er war mir ein Führer, oder doch ein Weg. Die tollen Bücher und Schriften, die er mir zutrug und in denen er sein Heil suchte, lehrten mich mehr, als ich im Augenblick einsehen konnte.

Dieser Knauer verlor sich später ungefühlt von meinem Weg. Mit ihm war eine Auseinandersetzung nicht nötig. Wohl aber mit Pistorius. Mit diesem Freunde erlebte ich gegen den Schluß meiner Schulzeit in St. noch etwas Eigentümliches.

Auch den harmlosen Menschen bleibt es kaum erspart, einmal oder einigemal im Leben in Konflikt mit den schönen Tugenden der Pietät und der Dankbarkeit zu geraten. Jeder muß einmal den Schritt tun, der ihn von seinem Vater, von seinen Lehrern trennt, jeder muß etwas von der Härte der Einsamkeit spüren, wenn auch die meisten Menschen wenig davon ertragen können und bald wieder unterkriechen. – Von meinen Eltern und ihrer Welt, der „lichten" Welt meiner schönen Kindheit, war ich nicht in heftigem Kampf geschieden, sondern langsam und fast unmerklich ihnen ferner gekommen und fremder geworden. Es tat mir leid, es machte mir bei den Besuchen in der Heimat oft bittere Stunden; aber es ging nicht bis ins Herz, es war zu ertragen.

Aber dort, wo wir nicht aus Gewohnheit, sondern aus eigenstem Antrieb Liebe und Ehrfurcht dargebracht haben, da, wo wir mit eigenstem Herzen Jünger und Freunde gewesen sind – dort ist es ein bitterer und furchtbarer Augenblick, wenn wir plötzlich zu erkennen meinen, daß die führende Strömung in uns von dem Geliebten wegführen will. Da richtet jeder Gedanke, der den Freund und Lehrer abweist, sich mit giftigem Stachel gegen unser eigenes Herz, da trifft jeder Hieb der Abwehr ins eigene Gesicht. Da tauchen dem, der eine gültige Moral in sich selber zu tragen meinte, die Namen „Treulosigkeit" und „Undankbarkeit" wie schändliche Zurufe und Brandmäler auf, da flieht das erschrockene Herz angstvoll in die lieben Täler der Kindheitstugenden zurück und kann nicht daran glauben, daß auch dieser Bruch getan, daß auch dieses Band zerschnitten werden muß.

Langsam hatte ein Gefühl in mir sich mit der Zeit dagegen gewendet, meinen Freund Pistorius so unbedingt als Führer anzuerkennen. Was

ich in den wichtigsten Monaten meiner Jünglingszeit erlebt hatte, war die Freundschaft mit ihm, war sein Rat, sein Trost, seine Nähe gewesen. Aus ihm hatte Gott zu mir gesprochen. Aus seinem Munde waren meine Träume mir zurückgekehrt, geklärt und gedeutet. Er hatte mir den Mut zu mir selber geschenkt. – Ach, und nun spürte ich langsam anwachsend Widerstände gegen ihn. Ich hörte zu viel Belehrendes in seinen Worten, ich empfand, daß er nur einen Teil von mir ganz verstehe.

Es gab keinen Streit, keine Szene zwischen uns, keinen Bruch und nicht einmal eine Abrechnung. Ich sagte ihm nur ein einziges, eigentlich harmloses Wort – aber es war doch eben der Augenblick, in dem zwischen uns eine Illusion in farbige Scherben zerfiel.

Gedrückt hatte die Vorausahnung mich schon eine Weile, zum deutlichen Gefühl wurde sie eines Sonntags in seiner alten Gelehrtenstube. Wir lagen am Boden vor dem Feuer, und er sprach von Mysterien und Religionsformen, die er studierte, an denen er sann, und deren mögliche Zukunft ihn beschäftigte. Mir aber schien dies alles mehr kurios und interessant als lebenswichtig, es klang mir Gelehrsamkeit, es klang mir müdes Suchen unter Trümmern ehemaliger Welten daraus entgegen. Und mit einem Male spürte ich einen Widerwillen gegen diese ganze Art, gegen diesen Kultus der Mythologien, gegen dieses Mosaikspiel mit überlieferten Glaubensformen.

„Pistorius," sagte ich plötzlich, mit einer mir selber überraschend und erschreckend hervorbrechenden Bosheit, „Sie sollten mir wieder einmal einen Traum erzählen, einen wirklichen Traum, den Sie in der Nacht gehabt haben. Das, was Sie da reden, ist so – so verflucht antiquarisch!"

Er hatte mich niemals so reden hören, und ich selbst empfand im selben Augenblick blitzhaft mit Scham und Schrecken, daß der Pfeil, den ich auf ihn abschoß und der ihn ins Herz traf, aus seiner eigenen Rüstkammer genommen war – daß ich Selbstvorwürfe, die ich ihn in ironischem Ton gelegentlich hatte äußern hören, nun boshaft ihm in zugespitzter Form zuwarf.

Er spürte es augenblicklich, und er wurde sofort still. Ich sah ihn mit Angst im Herzen an, und sah ihn furchtbar bleich werden.

Nach einer langen schweren Pause legte er neues Holz aufs Feuer und sagte still: „Sie haben ganz recht, Sinclair. Sie sind ein kluger Kerl. Ich werde Sie mit dem antiquarischen Zeug verschonen."

Er sprach sehr ruhig, aber ich hörte den Schmerz der Verwundung wohl heraus. Was hatte ich getan!

Die Tränen waren mir nah, ich wollte mich ihm herzlich zuwenden,

wollte ihn um Verzeihung bitten, ihn meiner Liebe, meiner zärtlichen Dankbarkeit versichern. Rührende Worte fielen mir ein – aber ich konnte sie nicht sagen. Ich blieb liegen, sah ins Feuer und schwieg. Und er schwieg auch, und so lagen wir, und das Feuer brannte herab und sank zusammen, und mit jeder verblassenden Flamme fühlte ich etwas Schönes und Inniges verglühen und verfliegen, das nicht wieder kommen konnte.

„Ich fürchte, Sie verstehen mich falsch," sagte ich schließlich sehr gepreßt und mit trockener, heiserer Stimme. Die dummen, sinnlosen Worte kamen mir wie mechanisch über die Lippen, als läse ich aus einem Zeitungsroman vor.

„Ich verstehe Sie ganz richtig," sagte Pistorius leis. „Sie haben ja recht." Er wartete. Dann fuhr er langsam fort: „Soweit ein Mensch eben gegen den andern recht haben kann."

Nein, nein, rief es in mir, ich habe unrecht! – aber sagen konnte ich nichts. Ich wußte, daß ich mit meinem einzigen kleinen Wort ihn auf eine wesentliche Schwäche, auf seine Not und Wunde hingewiesen hatte. Ich hatte den Punkt berührt, wo er sich selber mißtrauen mußte. Sein Ideal war „antiquarisch", er war ein Sucher nach rückwärts, er war ein Romantiker. Und plötzlich fühlte ich tief: Gerade das, was Pistorius mir gewesen war und gegeben hatte, das konnte er sich selbst nicht sein und geben. Er hatte mich einen Weg geführt, der auch ihn, den Führer, überschreiten und verlassen mußte.

Weiß Gott, wie solch ein Wort entsteht! Ich hatte es gar nicht schlimm gemeint, hatte keine Ahnung von einer Katastrophe gehabt. Ich hatte etwas ausgesprochen, was ich im Augenblick des Aussprechens selber durchaus nicht wußte, ich hatte einem kleinen, etwas witzigen, etwas boshaften Einfall nachgegeben, und es war Schicksal daraus geworden. Ich hatte eine kleine achtlose Roheit begangen, und für ihn war sie ein Gericht geworden.

O wie sehr habe ich mir damals gewünscht, er möchte böse geworden sein, er möchte sich verteidigt, möchte mich angeschrien haben! Er tat nichts davon, alles das mußte ich, in mir drinnen, selber tun. Er hätte gelächelt, wenn er gekonnt hätte. Daß er es nicht konnte, daran sah ich am besten, wie sehr ich ihn getroffen hatte.

Und indem Pistorius den Schlag von mir, von seinem vorlauten und undankbaren Schüler, so lautlos hinnahm, indem er schwieg und mir Recht ließ, indem er mein Wort als Schicksal anerkannte, machte er mich mir selbst verhaßt, machte er meine Unbesonnenheit tausendmal größer. Als ich zuschlug, hatte ich einen Starken und Wehrhaften zu treffen gemeint – nun war es ein stiller, duldender Mensch, ein Wehrloser, der sich schweigend ergab.

Lange Zeit blieben wir vor dem verglimmenden Feuer liegen, in dem jede glühende Figur, jeder sich krümmende Aschenstab mir glückliche, schöne, reiche Stunden ins Gedächtnis rief und die Schuld meiner Verpflichtung gegen Pistorius größer und größer anhäufte. Zuletzt ertrug ich es nicht mehr. Ich stand auf und ging. Lange stand ich vor seiner Tür, lange auf der finstern Treppe, lange noch draußen vor dem Hause, wartend, ob er vielleicht käme und mir nachginge. Dann ging ich weiter und lief Stunden um Stunden durch Stadt und Vorstädte, Park und Wald, bis zum Abend. Und damals spürte ich zum erstenmal das Zeichen Kains auf meiner Stirn.

Nur allmählich kam ich zum Nachdenken. Meine Gedanken hatten alle die Absicht, mich anzuklagen und Pistorius zu verteidigen. Und alle endeten mit dem Gegenteil. Tausendmal war ich bereit, mein rasches Wort zu bereuen und zurückzunehmen – aber wahr war es doch gewesen. Erst jetzt gelang es mir, Pistorius zu verstehen, seinen ganzen Traum vor mir aufzubauen. Dieser Traum war gewesen, ein Priester zu sein, die neue Religion zu verkünden, neue Formen der Erhebung, der Liebe und Anbetung zu geben, neue Symbole aufzurichten. Aber dies war nicht seine Kraft, nicht sein Amt. Er verweilte allzu warm im Gewesenen, er kannte allzu genau das Ehemalige, er wußte allzu viel von Ägypten, von Indien, von Mithras, von Abraxas. Seine Liebe war an Bilder gebunden, welche die Erde schon gesehen hatte, und dabei wußte er im Innersten selber wohl, daß das Neue neu und anders sein, daß es aus frischem Boden quellen und nicht aus Sammlungen und Bibliotheken geschöpft werden mußte. Sein Amt war vielleicht, Menschen zu sich selbst führen zu helfen, wie er es mit mir getan hatte. Ihnen das Unerhörte zu geben, die neuen Götter, war sein Amt nicht.

Und hier brannte mich plötzlich wie eine scharfe Flamme die Erkenntnis: – Es gab für jeden ein „Amt", aber für keinen eines, das er selber wählen, umschreiben und beliebig verwalten durfte. Es war falsch, neue Götter zu wollen, es war völlig falsch, der Welt irgend etwas geben zu wollen! Es gab keine, keine, keine Pflicht für erwachte Menschen als die eine: sich selber zu suchen, in sich fest zu werden, den eigenen Weg vorwärts zu tasten, einerlei wohin er führte. – Das erschütterte mich tief, und das war die Frucht dieses Erlebnisses für mich. Oft hatte ich mit Bildern der Zukunft gespielt, ich hatte von Rollen geträumt, die mir zugedacht sein könnten, als Dichter vielleicht oder als Prophet, oder als Maler, oder irgendwie. All das war nichts. Ich war nicht da, um zu dichten, um zu predigen, um zu malen, weder ich noch sonst ein Mensch war dazu da. Das alles ergab sich nur nebenher. Wahrer Beruf für jeden war nur das eine: zu sich selbst zu kommen. Er mochte als Dichter

oder als Wahnsinniger, als Prophet oder als Verbrecher enden – dies war nicht seine Sache, ja dies war letzten Endes belanglos. Seine Sache war, das eigene Schicksal zu finden, nicht ein beliebiges, und es in sich auszuleben, ganz und ungebrochen. Alles andere war halb, war Versuch zu entrinnen, war Rückflucht ins Ideale der Masse, war Anpassung und Angst vor dem eigenen Innern. Furchtbar und heilig stieg das neue Bild vor mir auf, hundertmal geahnt, vielleicht oft schon ausgesprochen, und doch erst jetzt erlebt. Ich war ein Wurf der Natur, ein Wurf ins Ungewisse, vielleicht zu Neuem, vielleicht zu Nichts, und diesen Wurf aus der Urtiefe auswirken zu lassen, seinen Willen in mir zu fühlen und ihn ganz zu meinem zu machen, das allein war mein Beruf. Das allein!

Viel Einsamkeit hatte ich schon gekostet. Nun ahnte ich, daß es tiefere gab, und daß sie unentrinnbar sei.

Ich machte keinen Versuch, Pistorius zu versöhnen. Wir blieben Freunde, aber das Verhältnis war geändert. Nur ein einzigesmal sprachen wir darüber, oder eigentlich nur er war es, der es tat. Er sagte: „Ich habe den Wunsch, Priester zu werden, das wissen Sie. Ich wollte am liebsten der Priester der neuen Religion werden, von der wir so manche Ahnungen haben. Ich werde es nie sein können – ich weiß es und wußte es, ohne es mir ganz zu gestehen, schon lange. Ich werde eben andre Priesterdienste tun, vielleicht auf der Orgel, vielleicht sonstwie. Aber ich muß immer von etwas umgeben sein, was ich als schön und heilig empfinde, Orgelmusik und Mysterium, Symbol und Mythus, ich brauche das und will nicht davon lassen. – Das ist meine Schwäche. Denn ich weiß manchmal, Sinclair, ich weiß zu Zeiten, daß ich solche Wünsche nicht haben sollte, daß sie Luxus und Schwäche sind. Es wäre größer, es wäre richtiger, wenn ich ganz einfach dem Schicksal zur Verfügung stünde, ohne Ansprüche. Aber ich kann das nicht; es ist das einzige, was ich nicht kann. Vielleicht können Sie es einmal. Es ist schwer, es ist das einzige wirklich Schwere, was es gibt, mein Junge. Ich habe oft davon geträumt, aber ich kann nicht, es schaudert mich davor: ich kann nicht so völlig nackt und einsam stehen, auch ich bin ein armer schwacher Hund, der etwas Wärme und Futter braucht und gelegentlich die Nähe von seinesgleichen spüren möchte. Wer wirklich gar nichts will als sein Schicksal, der hat nicht seinesgleichen mehr, der steht ganz allein und hat nur den kalten Weltenraum um sich. Wissen Sie, das ist Jesus im Garten Gethsemane. Es hat Märtyrer gegeben, die sich gern ans Kreuz schlagen ließen, aber auch sie waren keine Helden, waren nicht befreit, auch sie wollten etwas, was ihnen liebgewohnt und heimatlich war, sie hatten Vorbilder, sie hatten Ideale. Wer nur noch das Schicksal will, der hat weder Vorbilder noch Ideale mehr, nichts

Liebes, nichts Tröstliches hat er! Und diesen Weg müßte man eigentlich gehen. Leute wie ich und Sie sind ja recht einsam, aber wir haben doch noch einander, wir haben die heimliche Genugtuung, anders zu sein, uns aufzulehnen, das Ungewöhnliche zu wollen. Auch das muß wegfallen, wenn einer den Weg ganz gehen will. Er darf auch nicht Revolutionär, nicht Beispiel, nicht Märtyrer sein wollen. Es ist nicht auszudenken –"

Nein, es war nicht auszudenken. Aber es war zu träumen, es war vorzufühlen, es war zu ahnen. Einigemal fühlte ich etwas davon, wenn ich eine ganz stille Stunde fand. Dann blickte ich in mich und sah meinem Schicksalsbild in die offenstarren Augen. Sie konnten voll Weisheit sein, sie konnten voll Wahnsinn sein, sie konnten Liebe strahlen oder tiefe Bosheit, es war einerlei. Nichts davon durfte man wählen, nichts durfte man wollen. Man durfte nur *sich* wollen, nur sein Schicksal. Dahin hatte mir Pistorius eine Strecke weit als Führer gedient.

In jenen Tagen lief ich wie blind umher, Sturm brauste in mir, jeder Schritt war Gefahr. Ich sah nichts als die abgründige Dunkelheit vor mir, in welche alle bisherigen Wege verliefen und hinabsanken. Und in meinem Innern sah ich das Bild des Führers, der Demian glich und in dessen Augen mein Schicksal stand.

Ich schrieb auf ein Papier: „Ein Führer hat mich verlassen. Ich stehe ganz im Finstern. Ich kann keinen Schritt allein tun. Hilf mir!"

Das wollte ich an Demian schicken. Doch unterließ ich es; es sah jedesmal, wenn ich es tun wollte, läppisch und sinnlos aus. Aber ich wußte das kleine Gebet auswendig und sprach es oft in mich hinein. Es begleitete mich jede Stunde. Ich begann zu ahnen, was Gebet ist.

Meine Schulzeit war zu Ende. Ich sollte eine Ferienreise machen, mein Vatter hatte sich das ausgedacht, und dann sollte ich zur Universität gehen. Zu welcher Fakultät, das wußte ich nicht. Es war mir ein Semester Philosophie bewilligt. Ich wäre mit allem andern ebenso zufrieden gewesen.

Siebentes Kapitel
Frau Eva

In den Ferien ging ich einmal zu dem Hause, in welchem vor Jahren Max Demian mit seiner Mutter gewohnt hatte. Eine alte Frau spazierte im Garten, ich sprach sie an und erfuhr, daß ihr das Haus gehöre. Ich fragte nach der Familie Demian. Sie erinnerte sich ihrer gut. Doch wußte sie nicht, wo sie jetzt wohnten. Da sie mein Interesse spürte, nahm sie mich mit ins Haus, suchte ein ledernes Album hervor und zeigte mir eine Photographie von Demians Mutter. Ich konnte mich

ihrer kaum mehr erinnern. Aber als ich nun das kleine Bildnis sah, blieb mir der Herzschlag stehen. – Das war mein Traumbild! Das war sie, die große, fast männliche Frauenfigur, ihrem Sohne ähnlich, mit Zügen von Mütterlichkeit, Zügen von Strenge, Zügen von tiefer Leidenschaft, schön und verlockend, schön und unnahbar, Dämon und Mutter, Schicksal und Geliebte. Das war sie!

Wie ein wildes Wunder durchfuhr es mich, als ich so erfuhr, daß mein Traumbild auf der Erde lebe! Es gab eine Frau, die so aussah, die die Züge meines Schicksals trug! Wo war sie? Wo? – Und sie war Demians Mutter!

Bald darauf trat ich meine Reise an. Eine sonderbare Reise! Ich fuhr rastlos von Ort zu Ort, jedem Einfall nach, immer auf der Suche nach dieser Frau. Es gab Tage, da traf ich lauter Gestalten, die an sie erinnerten, an sie anklangen, die ihr glichen, die mich durch Gassen fremder Städte, durch Bahnhöfe, in Eisenbahnzüge lockten, wie in verwickelten Träumen. Es gab andere Tage, da sah ich ein, wie unnütz mein Suchen sei; dann saß ich untätig irgendwo in einem Park, in einem Hotelgarten, in einem Wartesaal, und schaute in mich hinein und versuchte das Bild in mir lebendig zu machen. Aber es war jetzt scheu und flüchtig geworden. Nie konnte ich schlafen, nur auf den Bahnfahrten durch unbekannte Landschaften nickte ich für Viertelstunden ein. Einmal, in Zürich, stellte eine Frau mir nach, ein hübsches, etwas freches Weib. Ich sah sie kaum und ging weiter, als wäre sie Luft. Lieber wäre ich sofort gestorben, als daß ich einer andern Frau auch nur für eine Stunde Teilnahme geschenkt hätte.

Ich spürte, daß mein Schicksal mich zog, ich spürte, daß die Erfüllung nahe sei, und ich war toll vor Ungeduld, daß ich nichts dazu tun konnte. Einst auf einem Bahnhof, ich glaube, es war in Innsbruck, sah ich in einem eben wegfahrenden Zug am Fenster eine Gestalt, die mich an sie erinnerte, und war tagelang unglücklich. Und plötzlich erschien die Gestalt mir wieder nachts in einem Traume, ich erwachte mit einem beschämten und öden Gefühl von der Sinnlosigkeit meiner Jagd, und fuhr geraden Weges nach Hause zurück.

Ein paar Wochen später ließ ich mich auf der Universität H. einschreiben. Alles enttäuschte mich. Das Kolleg über Geschichte der Philosophie, das ich hörte, war ebenso wesenlos und fabrikmäßig wie das Treiben der studierenden Jünglinge. Alles war so nach der Schablone, einer tat wie der andere, und die erhitzte Fröhlichkeit auf den knabenhaften Gesichtern sah so betrübend leer und fertig-gekauft aus! Aber ich war frei, ich hatte meinen ganzen Tag für mich, wohnte still und schön in altem Gemäuer vor der Stadt und hatte auf meinem Tisch ein paar

Bände Nietzsche liegen. Mit ihm lebte ich, fühlte die Einsamkeit seiner Seele, witterte das Schicksal, das ihn unaufhaltsam trieb, litt mit ihm und war selig, daß es einen gegeben hatte, der so unerbittlich seinen Weg gegangen war.

Spät am Abend schlenderte ich einst durch die Stadt, im wehenden Herbstwind, und hörte aus den Wirtshäusern die Studentenvereine singen. Aus geöffneten Fenstern drang Tabakrauch in Wolken hervor, und in dickem Schwall der Gesang, laut und straff, doch unbeschwingt und leblos uniform.

Ich stand an einer Straßenecke und hörte zu, aus zwei Kneipen scholl die pünktlich ausgeübte Munterkeit der Jugend in die Nacht. Überall Gemeinsamkeit, überall Zusammenhocken, überall Abladen des Schicksals und Flucht in warme Herdennähe!

Hinter mir gingen zwei Männer langsam vorüber. Ich hörte ein Stück von ihrem Gespräch.

„Ist es nicht genau wie das Jungemännerhaus in einem Negerdorf?" sagte der eine. „Alles stimmt, sogar das Tätowieren ist noch Mode. Sehen Sie, das ist das junge Europa."

Die Stimme klang mir wunderlich mahnend – bekannt. Ich ging den beiden in der dunklen Gasse nach. Der eine war ein Japaner, klein und elegant, ich sah unter einer Laterne sein gelbes lächelndes Gesicht aufglänzen.

Da sprach der andere wieder.

„Nun, es wird bei Ihnen in Japan auch nicht besser sein. Die Leute, die nicht der Herde nachlaufen, sind überall selten. Es gibt auch hier welche."

Jedes Wort durchdrang mich mit freudigem Schrecken. Ich kannte den Sprecher. Es war Demian.

In der windigen Nacht folgte ich ihm und dem Japaner durch die dunkeln Gassen, hörte ihren Gesprächen zu und genoß den Klang von Demians Stimme. Sie hatte den alten Ton, sie hatte die alte, schöne Sicherheit und Ruhe, und sie hatte die alte Macht über mich. Nun war alles gut. Ich hatte ihn gefunden.

Am Ende einer vorstädtischen Straße nahm der Japaner Abschied und schloß eine Haustür auf. Demian ging den Weg zurück, ich war stehen geblieben und erwartete ihn mitten in der Straße. Mit Herzklopfen sah ich ihn mir entgegen kommen, aufrecht und elastisch, in einem braunen Gummimantel, einen dünnen Stock am Arme eingehängt. Er kam, ohne seinen gleichmäßigen Schritt zu ändern, bis dicht vor mich hin, nahm den Hut ab und zeigte mir sein altes, helles Gesicht mit dem entschlossenen Mund und der eigentümlichen Helligkeit auf der breiten Stirn.

„Demian!" rief ich.

Er streckte mir die Hand entgegen.

„Also da bist du, Sinclair! Ich habe dich erwartet."

„Wußtest du, daß ich hier bin?"

„Ich wußte es nicht gerade, aber ich hoffte es bestimmt. Gesehen habe ich dich erst heute abend, du bist uns ja die ganze Zeit nachgegangen."

„Du kanntest mich also gleich?"

„Natürlich. Du hast dich zwar verändert. Aber du hast ja das Zeichen."

„Das Zeichen? Was für ein Zeichen?"

„Wir nannten es früher das Kainszeichen, wenn du dich noch erinnern kannst. Es ist unser Zeichen. Du hast es immer gehabt, darum bin ich dein Freund geworden. Aber jetzt ist es deutlicher geworden."

„Ich wußte es nicht. Oder eigentlich doch. Einmal habe ich ein Bild von dir gemalt, Demian, und war erstaunt, daß es auch mir ähnlich war. War das das Zeichen?"

„Das war es. Gut, daß du nun da bist! Auch meine Mutter wird sich freuen."

Ich erschrak.

„Deine Mutter? Ist sie hier? Sie kennt mich ja gar nicht."

„O, sie weiß von dir. Sie wird dich kennen, auch ohne daß ich ihr sage, wer du bist. — Du hast lange nichts von dir hören lassen."

„O, ich wollte oft schreiben, aber es ging nicht. Seit einiger Zeit habe ich gespürt, daß ich dich bald finden müsse. Ich habe jeden Tag darauf gewartet."

Er schob seinen Arm in meinen und ging mit mir weiter. Ruhe ging von ihm aus und zog in mich ein. Wir plauderten bald wie früher. Wir gedachten der Schulzeit, des Konfirmationsunterrichtes, auch jenes unglücklichen Beisammenseins damals in den Ferien — nur von dem frühesten und engsten Bande zwischen uns, von der Geschichte mit Franz Kromer, war auch jetzt nicht die Rede.

Unversehens waren wir mitten in seltsamen und ahnungsvollen Gesprächen. Wir hatten, an jene Unterhaltung Demians mit dem Japaner anklingend, vom Studentenleben gesprochen und waren von da auf anderes gekommen, das weitab zu liegen schien; doch verband es sich in Demians Worten zu einem innigen Zusammenhang.

Er sprach vom Geist Europas und von der Signatur dieser Zeit. Überall, sagte er, herrsche Zusammenschluß und Herdenbildung, aber nirgends Freiheit und Liebe. Alle diese Gemeinsamkeit, von der Studentenverbindung und dem Gesangverein bis zu den Staaten, sei eine Zwangsbildung, es sei eine Gemeinschaft aus Angst, aus Flucht, aus Verlegenheit, und sie sei im Innern faul und alt und dem Zusammenbruch nahe.

„Gemeinsamkeit," sagte Demian, „ist eine schöne Sache. Aber was wir da überall blühen sehen, ist gar keine. Sie wird neu entstehen, aus dem Voneinanderwissen der einzelnen, und sie wird für eine Weile die Welt umformen. Was jetzt an Gemeinsamkeit da ist, ist nur Herdenbildung. Die Menschen fliehen zueinander, weil sie voreinander Angst haben – die Herren für sich, die Arbeiter für sich, die Gelehrten für sich! Und warum haben sie Angst? Man hat nur Angst, wenn man mit sich selber nicht einig ist. Sie haben Angst, weil sie sich nie zu sich selber bekannt haben. Eine Gemeinschaft von lauter Menschen, die vor dem Unbekannten in sich selber Angst haben! Sie fühlen alle, daß ihre Lebensgesetze nicht mehr stimmen, daß sie nach alten Tafeln leben, weder ihre Religionen noch ihre Sittlichkeit, nichts von allem ist dem angemessen, was wir brauchen. Hundert und mehr Jahre lang hat Europa bloß noch studiert und Fabriken gebaut! Sie wissen genau, wieviel Gramm Pulver man braucht, um einen Menschen zu töten, aber sie wissen nicht, wie man zu Gott betet, sie wissen nicht einmal, wie man eine Stunde lang vergnügt sein kann. Sieh dir einmal so eine Studentenkneipe an! Oder gar einen Vergnügungsort, wo die reichen Leute hinkommen! Hoffnungslos! – Lieber Sinclair, aus alledem kann nichts Heiteres kommen. Diese Menschen, die sich so ängstlich zusammentun, sind voll von Angst und voll von Bosheit, keiner traut dem andern. Sie hängen an Idealen, die keine mehr sind, und steinigen jeden, der ein neues aufstellt. Ich spüre, daß es Auseinandersetzungen gibt. Sie werden kommen, glaube mir, sie werden bald kommen! Natürlich werden sie die Welt nicht ‚verbessern'. Ob die Arbeiter ihre Fabrikanten totschlagen, oder ob Rußland oder Deutschland aufeinander schießen, es werden nur Besitzer getauscht. Aber umsonst wird es doch nicht sein. Es wird die Wertlosigkeit der heutigen Ideale dartun, es wird ein Aufräumen mit steinzeitlichen Göttern geben. Diese Welt, wie sie jetzt ist, will sterben, sie will zugrunde gehen, und sie wird es."

„Und was wird dabei aus uns?" fragte ich.

„Aus uns? O, vielleicht gehen wir mit zugrunde. Totschlagen kann man ja auch unsereinen. Nur daß wir damit nicht erledigt sind. Um das, was von uns bleibt, oder um die von uns, die es überleben, wird der Wille der Zukunft sich sammeln. Der Wille der Menschheit wird sich zeigen, den unser Europa eine Zeitlang mit seinem Jahrmarkt von Technik und Wissenschaft überschrien hat. Und dann wird sich zeigen, daß der Wille der Menschheit nie und nirgends gleich ist mit dem der heutigen Gemeinschaften, der Staaten und Völker, der Vereine und Kirchen. Sondern das, was die Natur mit dem Menschen will, steht in den einzelnen geschrieben, in dir und mir. Es stand in Jesus, es stand

in Nietzsche. Für diese allein wichtigen Strömungen – die natürlich jeden Tag anders aussehen können, wird Raum sein, wenn die heutigen Gemeinschaften zusammenbrechen."

Wir machten spät vor einem Garten am Flusse halt.

„Hier wohnen wir," sagte Demian. „Komm bald zu uns! Wir erwarten dich sehr."

Freudig ging ich durch die kühl gewordene Nacht meinen weiten Heimweg. Da und dort lärmten und schwankten heimkehrende Studenten durch die Stadt. Oft hatte ich den Gegensatz zwischen ihrer komischen Art von Fröhlichkeit und meinem einsamen Leben empfunden, oft mit einem Gefühl von Entbehrung, oft mit Spott. Aber noch nie hatte ich so wie heute mit Ruhe und geheimer Kraft gefühlt, wie wenig mich das anging, wie fern und verschollen diese Welt für mich war. Ich erinnerte mich an Beamte meiner Vaterstadt, alte würdige Herren, welche an den Erinnerungen ihrer verkneipten Semester hingen wie an Andenken eines seligen Paradieses, und mit der entschwundenen „Freiheit" ihrer Studentenjahre einen Kultus trieben wie ihn sonst etwa Dichter oder andere Romantiker der Kindheit widmen. Überall dasselbe! Überall suchten sie die „Freiheit" und das „Glück" irgendwo hinter sich, aus lauter Angst, sie könnten ihrer eigenen Verantwortlichkeit erinnert und an ihren eigenen Weg gemahnt werden. Ein paar Jahre wurde gesoffen und gejubelt, und dann kroch man unter und wurde ein seriöser Herr im Staatsdienst. Ja, es war faul, faul bei uns, und diese Studentendummheit war weniger dumm und weniger schlimm als hundert andere.

Als ich jedoch in meiner entlegenen Wohnung angekommen war und mein Bett suchte, waren alle diese Gedanken verflogen, und mein ganzer Sinn hing wartend an dem großen Versprechen, das mir dieser Tag gegeben hatte. Sobald ich wollte, morgen schon, sollte ich Demians Mutter sehen. Mochten die Studenten ihre Kneipen abhalten und sich die Gesichter tätowieren, mochte die Welt faul sein und auf ihren Untergang warten – was ging es mich an! Ich wartete einzig darauf, daß mein Schicksal mir in einem neuen Bilde entgegentrete.

Ich schlief fest bis spät am Morgen. Der neue Tag brach für mich als ein feierlicher Festtag an, wie ich seit den Weihnachtsfeiern meiner Knabenzeit keinen mehr erlebt hatte. Ich war voll innerster Unruhe, doch ohne jede Angst. Ich fühlte, daß ein wichtiger Tag für mich angebrochen sei, ich sah und empfand die Welt um mich her verwandelt, wartend, beziehungsvoll und feierlich, auch der leise fließende Herbstregen war schön, still und festtäglich voll ernstfroher Musik. Zum erstenmal klang die äußere Welt mit meiner innern rein zusammen – dann ist Feiertag der Seele, dann lohnt es sich zu leben. Kein Haus, kein Schaufenster, kein Gesicht

auf der Gasse störte mich, alles war, wie es sein mußte, trug aber nicht das leere Gesicht des Alltäglichen und Gewohnten, sondern war wartende Natur, stand ehrfurchtsvoll dem Schicksal bereit. So hatte ich als kleiner Knabe die Welt am Morgen der großen Feiertage gesehen, am Christtag und an Ostern. Ich hatte nicht gewußt, daß diese Welt noch so schön sein könne. Ich hatte mich daran gewöhnt, in mich hineinzuleben und mich damit abzufinden, daß mir der Sinn für das da draußen eben verloren gegangen sei, daß der Verlust der glänzenden Farben unvermeidlich mit dem Verlust der Kindheit zusammenhänge und daß man gewissermaßen die Freiheit und Mannheit der Seele mit dem Verzicht auf diesen holden Schimmer bezahlen müsse. Nun sah ich entzückt, daß dies alles nur verschüttet und verdunkelt gewesen war und daß es möglich sei, auch als Freigewordener und auf Kinderglück Verzichtender die Welt strahlen zu sehen und die innigen Schauer des kindlichen Sehens zu kosten.

Es kam die Stunde, da ich den Vorstadtgarten wiederfand, bei dem ich mich diese Nacht von Max Demian verabschiedet hatte. Hinter hohen regengrauen Bäumen verborgen, stand ein kleines Haus, hell und wohnlich, hohe Blumenstauden hinter einer großen Glaswand, hinter blanken Fenstern dunkle Zimmerwände mit Bildern und Bücherreihen. Die Haustür führte unmittelbar in eine kleine erwärmte Halle, eine stumme alte Magd, schwarz, mit weißer Schürze, führte mich ein und nahm mir den Mantel ab.

Sie ließ mich in der Halle allein. Ich sah mich um, und sogleich war ich mitten in meinem Traume. Oben an der dunkeln Holzwand, über einer Tür, hing unter Glas in einem schwarzen Rahmen ein wohlbekanntes Bild, mein Vogel mit dem goldgelben Sperberkopf, der sich aus der Weltschale schwang. Ergriffen blieb ich stehen – mir war so froh und weh ums Herz, als kehre in diesem Augenblick alles, was ich je getan und erlebt, zu mir zurück als Antwort und Erfüllung. Blitzschnell sah ich eine Menge von Bildern an meiner Seele vorüberlaufen: das heimatliche Vaterhaus mit dem alten Steinwappen überm Torbogen, den Knaben Demian, der das Wappen zeichnete, mich selbst als Knaben, angstvoll in den bösen Bann meines Feindes Kromer verstrickt, mich selbst als Jüngling, in meinem Schülerzimmerchen am stillen Tisch den Vogel meiner Sehnsucht malend, die Seele verwirrt ins Netz ihrer eigenen Fäden – und alles, und alles bis zu diesem Augenblick klang in mir wieder, wurde in mir bejaht, beantwortet, gutgeheißen.

Mit naß gewordenen Augen starrte ich auf mein Bild und las in mir selbst. Da sank mein Blick herab: Unter dem Vogelbilde in der geöffneten Tür stand eine große Frau in dunklem Kleid. Sie war es.

Ich vermochte kein Wort zu sagen. Aus einem Gesicht, das gleich

dem ihres Sohnes ohne Zeit und Alter und voll von beseeltem Willen war, lächelte die schöne, ehrwürdige Frau mir freundlich zu. Ihr Blick war Erfüllung, ihr Gruß bedeutete Heimkehr. Schweigend streckte ich ihr die Hände entgegen. Sie ergriff sie beide mit festen warmen Händen.

„Sie sind Sinclair. Ich kannte Sie gleich. Seien Sie willkommen!"

Ihre Stimme war tief und warm, ich trank sie wie süßen Wein. Und nun blickte ich auf und in ihr stilles Gesicht, in die schwarzen, unergründlichen Augen, auf den frischen, reifen Mund, auf die freie, fürstliche Stirn, die das Zeichen trug.

„Wie bin ich froh!" sagte ich zu ihr, und küßte ihre Hände. „Ich glaube, ich bin mein ganzes Leben lang immer unterwegs gewesen – und jetzt bin ich heimgekommen."

Sie lächelte mütterlich.

„Heim kommt man nie," sagte sie freundlich. „Aber wo befreundete Wege zusammenlaufen, da sieht die ganze Welt für eine Stunde wie Heimat aus."

Sie sprach aus, was ich auf dem Wege zu ihr gefühlt hatte. Ihre Stimme und auch ihre Worte waren denen ihres Sohnes sehr ähnlich, und doch ganz anders. Alles war reifer, wärmer, selbstverständlicher. Aber ebenso wie Max vor Zeiten auf niemand den Eindruck eines Knaben gemacht hatte, so sah seine Mutter gar nicht wie die Mutter eines erwachsenen Sohnes aus, so jung und süß war der Hauch über ihrem Gesicht und Haar, so straff und faltenlos war ihre goldige Haut, so blühend der Mund. Königlicher noch als in meinem Traume stand sie vor mir, und ihre Nähe war Liebesglück, ihr Blick war Erfüllung.

Dies also war das neue Bild, in dem mein Schicksal sich mir zeigte, nicht mehr streng, nicht mehr vereinsamend, nein reif und lustvoll! Ich faßte keine Entschlüsse, tat keine Gelübde – ich war an ein Ziel gekommen, an eine hohe Wegstelle, von wo aus der weitere Weg sich weit und herrlich zeigte, Ländern der Verheißung entgegenstrebend, überschattet von Baumwipfeln nahen Glückes, gekühlt von nahen Gärten jeder Lust. Mochte es mir gehen, wie es wollte, ich war selig, diese Frau in der Welt zu wissen, ihre Stimme zu trinken und ihre Nähe zu atmen. Mochte sie mir Mutter, Geliebte, Göttin werden – wenn sie nur da war! wenn nur mein Weg dem ihren nahe war!

Sie wies zu meinem Sperberbilde hinauf.

„Sie haben unsrem Max nie eine größere Freude gemacht als mit diesem Bild," sagte sie nachdenklich. „Und mir auch. Wir haben auf Sie gewartet, und als das Bild kam, da wußten wir, daß Sie auf dem Weg zu uns waren. Als Sie ein kleiner Knabe waren, Sinclair, da kam eines Tages mein Sohn aus der Schule und sagte: Es ist ein Junge

da, der hat das Zeichen auf der Stirn, der muß mein Freund werden. Das waren Sie. Sie haben es nicht leicht gehabt, aber wir haben Ihnen vertraut. Einmal trafen Sie, als Sie in Ferien zu Hause waren, wieder mit Max zusammen. Sie waren damals so etwa sechzehn Jahre alt. Max erzählte mir davon –"

Ich unterbrach: „O, daß er Ihnen das gesagt hat! Es war meine elendeste Zeit damals!"

„Ja, Max sagte zu mir: jetzt hat Sinclair das Schwerste vor sich. Er macht noch einmal einen Versuch, sich in die Gemeinschaft zu flüchten, er ist sogar ein Wirtshausbruder geworden; aber es wird ihm nicht gelingen. Sein Zeichen ist verhüllt, aber es brennt ihn heimlich. – War es nicht so?"

„O ja, so war es, genau so. Dann fand ich Beatrice, und dann kam endlich wieder ein Führer zu mir. Er hieß Pistorius. Erst da wurde mir klar, warum meine Knabenzeit so sehr an Max gebunden war, warum ich nicht von ihm loskommen konnte. Liebe Frau – liebe Mutter, ich habe damals oft geglaubt, ich müsse mir das Leben nehmen. Ist denn der Weg für jeden so schwer?"

Sie fuhr mit ihrer Hand über mein Haar, leicht wie Luft.

„Es ist immer schwer, geboren zu werden. Sie wissen, der Vogel hat Mühe, aus dem Ei zu kommen. Denken Sie zurück und fragen Sie: war der Weg denn so schwer? – nur schwer? War er nicht auch schön? Hätten Sie einen schöneren, einen leichteren gewußt?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Es war schwer," sagte ich wie im Schlaf, „es war schwer, bis der Traum kam."

Sie nickte und sah mich durchdringend an.

„Ja, man muß seinen Traum finden, dann wird der Weg leicht. Aber es gibt keinen immerwährenden Traum, jeden löst ein neuer ab, und keinen darf man festhalten wollen."

Ich erschrak tief. War das schon eine Warnung? War das schon Abwehr? Aber einerlei, ich war bereit, mich von ihr führen zu lassen, und nicht nach dem Ziel zu fragen.

„Ich weiß nicht," sagte ich, „wie lange mein Traum dauern soll. Ich wünsche, er wäre ewig. Unter dem Bild des Vogels hat mich mein Schicksal empfangen, wie eine Mutter, und wie eine Geliebte. Ihm gehöre ich und sonst niemand."

„Solange der Traum Ihr Schicksal ist, solange sollen Sie ihm treu bleiben," bestätigte sie ernst.

Eine Traurigkeit ergriff mich, und der sehnliche Wunsch, in dieser verzauberten Stunde zu sterben. Ich fühlte die Tränen – wie unendlich

lange hatte ich nicht mehr geweint! – unaufhaltsam in mir aufquellen und mich überwältigen. Heftig wandte ich mich von ihr weg, trat an das Fenster und blickte mit blinden Augen über die Topfblumen hinweg.

Hinter mir hörte ich ihre Stimme, sie klang gelassen und war doch so voll von Zärtlichkeit wie ein bis zum Rande mit Wein gefüllter Becher.

„Sinclair, Sie sind ein Kind! Ihr Schicksal liebt Sie ja. Einmal wird es Ihnen ganz gehören, so wie Sie es träumen, wenn Sie treu bleiben."

Ich hatte mich bezwungen und wandte ihr das Gesicht wieder zu. Sie gab mir die Hand.

„Ich habe ein paar Freunde," sagte sie lächelnd, „ein paar ganz wenige, ganz nahe Freunde, die sagen Frau Eva zu mir. Auch Sie sollen mich so nennen, wenn Sie wollen."

Sie führte mich zur Tür, öffnete und deutete in den Garten. „Sie finden Max da draußen."

Unter den hohen Bäumen stand ich betäubt und erschüttert, wacher oder träumender als jemals, ich wußte es nicht. Sachte tropfte der Regen aus den Zweigen. Ich ging langsam in den Garten hinein, der sich weit das Flußufer entlang zog. Endlich fand ich Demian. Er stand in einem offenen Gartenhäuschen, mit nacktem Oberkörper, und machte vor einem aufgehängten Sandsäckchen Boxübungen.

Erstaunt blieb ich stehen. Demian sah prachtvoll aus, die breite Brust, der feste männliche Kopf, die gehobenen Arme mit gestrafften Muskeln waren stark und tüchtig, die Bewegungen kamen aus Hüften, Schultern und Armgelenken hervor wie spielende Quellen.

„Demian!" rief ich. „Was treibst du denn da?"

Er lachte fröhlich.

„Ich übe mich. Ich habe dem kleinen Japaner einen Ringkampf versprochen, der Kerl ist flink wie eine Katze, und natürlich ebenso tückisch. Aber er wird nicht mit mir fertig werden. Es ist eine ganz kleine Demütigung, die ich ihm schuldig bin."

Er zog Hemd und Rock über.

„Du warst schon bei meiner Mutter?" fragte er.

„Ja. Demian, was hast du für eine herrliche Mutter! Frau Eva! Der Name paßt vollkommen zu ihr, sie ist wie die Mutter aller Wesen."

Er sah mir einen Augenblick nachdenklich ins Gesicht.

„Du weißt den Namen schon? Du kannst stolz sein, Junge! Du bist der erste, dem sie ihn schon in der ersten Stunde gesagt hat."

Von diesem Tag an ging ich im Hause ein und aus wie ein Sohn und Bruder, aber auch wie ein Liebender. Wenn ich die Pforte hinter mir schloß, ja schon wenn ich von weitem die hohen Bäume des Gartens auf-

tauchen sah, war ich reich und glücklich. Draußen war die „Wirklichkeit", draußen waren Straßen und Häuser, Menschen und Einrichtungen, Bibliotheken und Lehrsäle – hier drinnen aber war Liebe und Seele, hier lebte das Märchen und der Traum. Und doch lebten wir keineswegs von der Welt abgeschlossen, wir lebten in Gedanken und Gesprächen oft mitten in ihr, nur auf einem anderen Felde, wir waren von der Mehrzahl der Menschen nicht durch Grenzen getrennt, sondern nur durch eine andere Art des Sehens. Unsre Aufgabe war, in der Welt eine Insel darzustellen, vielleicht ein Vorbild, jedenfalls aber die Ankündigung einer anderen Möglichkeit zu leben. Ich lernte, ich lang Vereinsamter, die Gemeinschaft kennen, die zwischen Menschen möglich ist, welche das völlige Alleinsein gekostet haben. Nie mehr begehrte ich zu den Tafeln der Glücklichen, zu den Festen der Fröhlichen zurück, nie mehr flog mich Neid oder Heimweh an, wenn ich die Gemeinsamkeiten der andern sah. Und langsam wurde ich eingeweiht in das Geheimnis derer, welche „das Zeichen" an sich trugen.

Wir, die mit dem Zeichen, mochten mit Recht der Welt für seltsam, ja für verrückt und gefährlich gelten. Wir waren Erwachte, oder Erwachende, und unser Streben ging auf ein immer vollkommneres Wachsein, während das Streben und Glücksuchen der anderen darauf ging, ihre Meinungen, ihre Ideale und Pflichten, ihr Leben und Glück immer enger an das der Herde zu binden. Auch dort war Streben, auch dort war Kraft und Größe. Aber während, nach unserer Auffassung, wir Gezeichneten den Willen der Natur zum Neuen, zum Vereinzelten und Zukünftigen darstellten, lebten die andern in einem Willen des Beharrens. Für sie war die Menschheit – welche sie liebten wie wir – etwas Fertiges, das erhalten und geschützt werden mußte. Für uns war die Menschheit eine ferne Zukunft, nach welcher wir alle unterwegs waren, deren Bild niemand kannte, deren Gesetze nirgend geschrieben standen.

Außer Frau Eva, Max und mir gehörten zu unsrem Kreise, näher oder ferner, noch manche Suchende von sehr verschiedener Art. Manche von ihnen gingen besondere Pfade, hatten sich abgesonderte Ziele gesteckt und hingen an besonderen Meinungen und Pflichten, unter ihnen waren Astrologen und Kabbalisten, auch ein Anhänger des Grafen Tolstoi, und allerlei zarte, scheue, verwundbare Menschen, Anhänger neuer Sekten, Pfleger indischer Übungen, Pflanzenesser und andre. Mit diesen allen hatten wir eigentlich nichts Geistiges gemein als die Achtung, die ein jeder dem geheimen Lebenstraum des andern gönnte. Andre standen uns näher, welche das Suchen der Menschheit nach Göttern und neuen Wunschbildern in der Vergangenheit verfolgten und deren Studien mich oft an die meines Pistorius erinnerten. Sie brachten Bücher mit, übersetzten uns Texte alter Sprachen, zeigten uns Abbildungen alter Symbole und Riten, und lehrten

uns sehen, wie der ganze Besitz der bisherigen Menschheit an Idealen aus Träumen der unbewußten Seele bestand, aus Träumen, in welchen die Menschheit tastend den Ahnungen ihrer Zukunftsmöglichkeiten nachging. So durchliefen wir den wunderbaren, tausendköpfigen Götterknäuel der alten Welt bis zum Herandämmern der christlichen Umkehr. Die Bekenntnisse der einsamen Frommen wurden uns bekannt, und die Wandlungen der Religionen von Volk zu Volk. Und aus allem, was wir sammelten, ergab sich uns die Kritik unserer Zeit und des jetzigen Europa, das in ungeheuren Bestrebungen mächtige neue Waffen der Menschheit erschaffen hatte, endlich aber in eine tiefe und zuletzt schreiende Verödung des Geistes geraten war. Denn es hatte die ganze Welt gewonnen, um seine Seele darüber zu verlieren.

Auch hier gab es Gläubige und Bekenner bestimmter Hoffnungen und Heilslehren. Es gab Buddhisten, die Europa bekehren wollten, und Tolstoijünger, und andre Bekenntnisse. Wir im engern Kreise hörten zu und nahmen keine dieser Lehren anders an denn als Sinnbilder. Uns Gezeichneten lag keine Sorge um die Gestaltung der Zukunft ob. Uns schien jedes Bekenntnis, jede Heilslehre schon im voraus tot und nutzlos. Und wir empfanden einzig das als Pflicht und Schicksal: daß jeder von uns so ganz er selbst werde, so ganz dem in ihm wirksamen Keim der Natur gerecht werde und zu Willen lebe, daß die ungewisse Zukunft uns zu allem und jedem bereit finde, was sie bringen möchte.

Denn dies war, gesagt und ungesagt, uns allen im Gefühl deutlich, daß eine Neugeburt und ein Zusammenbruch des Jetzigen nahe und schon spürbar sei. Demian sagte mir manchmal: „Was kommen wird, ist unausdenklich. Die Seele Europas ist ein Tier, das unendlich lang gefesselt lag. Wenn es frei wird, werden seine ersten Regungen nicht die lieblichsten sein. Aber die Wege und Umwege sind belanglos, wenn nur die wahre Not der Seele zutage kommt, die man seit so langem immer und immer wieder weglügt und betäubt. Dann wird unser Tag sein, dann wird man uns brauchen, nicht als Führer oder neue Gesetzgeber – die neuen Gesetze erleben wir nicht mehr – eher als Willige, als solche, die bereit sind, mitzugehen und da zu stehen, wohin das Schicksal ruft. Sieh, alle Menschen sind bereit, das Unglaubliche zu tun, wenn ihre Ideale bedroht werden. Aber keiner ist da, wenn ein neues Ideal, eine neue, vielleicht gefährliche und unheimliche Regung des Wachstums anklopft. Die wenigen, welche dann da sind und mitgehen, werden wir sein. Dazu sind wir gezeichnet – wie Kain dazu gezeichnet war, Furcht und Haß zu erregen und die damalige Menschheit aus einem engen Idyll in gefährliche Weiten zu treiben. Alle Menschen, die auf den Gang der Menschheit gewirkt haben, alle ohne Unterschied waren nur darum fähig und wirksam, weil sie schick-

salbereit waren. Das paßt auf Moses und Buddha, es paßt auf Napoleon und auf Bismarck. Welcher Welle einer dient, von welchem Pol aus er regiert wird, das liegt nicht in seiner Wahl. Wenn Bismarck die Sozialdemokraten verstanden und sich auf sie eingestellt hätte, so wäre er ein kluger Herr gewesen, aber kein Mann des Schicksals. So war es mit Napoleon, mit Cäsar, mit Loyola, mit allen! Man muß sich das immer biologisch und entwicklungsgeschichtlich denken! Als die Umwälzungen auf der Erdoberfläche die Wassertiere ans Land, Landtiere ins Wasser warf, da waren es die schicksalbereiten Exemplare, die das Neue und Unerhörte vollziehen und ihre Art durch neue Anpassungen retten konnten. Ob es dieselben Exemplare waren, welche vorher in ihrer Art als Konservative und Erhaltende hervorragten, oder eher die Sonderlinge und Revolutionäre, das wissen wir nicht. Sie waren bereit, und darum konnten sie ihre Art in neue Entwicklungen hinüber retten. Das wissen wir. Darum wollen wir bereit sein."

Bei solchen Gesprächen war Frau Eva oft dabei, doch sprach sie selbst nicht in dieser Weise mit. Sie war für jeden von uns, der seine Gedanken äußerte, ein Zuhörer und Echo, voll von Vertrauen, voll von Verständnis, es schien, als kämen die Gedanken alle aus ihr und kehrten zu ihr zurück. In ihrer Nähe zu sitzen, zuweilen ihre Stimme zu hören und teilzuhaben an der Atmosphäre von Reife und Seele, die sie umgab, war für mich Glück.

Sie empfand es sogleich, wenn in mir irgendeine Veränderung, eine Trübung oder Erneuerung im Gange war. Es schien mir, als seien die Träume, die ich im Schlaf hatte, Eingebungen von ihr. Ich erzählte sie ihr oft, und sie waren ihr verständlich und natürlich, es gab keine Sonderbarkeiten, denen sie nicht mit klarem Fühlen folgen konnte. Eine Zeitlang hatte ich Träume, die wie Nachbildungen unsrer Tagesgespräche waren. Ich träumte, daß die ganze Welt in Aufruhr sei und daß ich, allein oder mit Demian, angespannt auf das große Schicksal warte. Das Schicksal blieb verhüllt, trug aber irgendwie die Züge der Frau Eva – von ihr erwählt oder verworfen zu werden, das war das Schicksal.

Manchmal sagte sie mit Lächeln: „Ihr Traum ist nicht ganz, Sinclair, Sie haben das Beste vergessen –" und es konnte geschehen, daß es mir dann wieder einfiel und ich nicht begreifen konnte, wie ich das hatte vergessen können.

Zu Zeiten wurde ich unzufrieden und von Begehren gequält. Ich meinte es nicht mehr ertragen zu können, sie neben mir zu sehen, ohne sie in die Arme zu schließen. Auch das bemerkte sie sofort. Als ich einst mehrere Tage wegblieb und dann verstört wiederkam, nahm sie mich beiseite und sagte: „Sie sollen sich nicht an Wünsche hingeben, an die Sie

nicht glauben. Ich weiß, was Sie wünschen. Sie müssen diese Wünsche aufgeben können, oder sie ganz und richtig wünschen. Wenn Sie einmal so zu bitten vermögen, daß Sie der Erfüllung in sich ganz gewiß sind, dann ist auch die Erfüllung da. Sie wünschen aber, und bereuen es wieder, und haben Angst dabei. Das muß alles überwunden werden. Ich will Ihnen ein Märchen erzählen."

Und sie erzählte mir von einem Jüngling, der in einen Stern verliebt war. Am Meere stand er, streckte die Hände aus und betete den Stern an, er träumte von ihm und richtete seine Gedanken an ihn. Aber er wußte, oder meinte zu wissen, daß ein Stern nicht von einem Menschen umarmt werden könne. Er hielt es für sein Schicksal, ohne Hoffnung auf Erfüllung ein Gestirn zu lieben, und er baute aus diesem Gedanken eine ganze Lebensdichtung von Verzicht und stummem, treuem Leiden, das ihn bessern und läutern sollte. Seine Träume gingen aber alle auf den Stern. Einmal stand er wieder bei Nacht am Meere, auf der hohen Klippe, und blickte in den Stern und brannte vor Liebe zu ihm. Und in einem Augenblick größter Sehnsucht tat er den Sprung und stürzte sich ins Leere, dem Stern entgegen. Aber im Augenblick des Springens noch dachte er blitzschnell: es ist ja doch unmöglich! Da lag er unten am Strand und war zerschmettert. Er verstand nicht zu lieben. Hätte er im Augenblick, wo er sprang, die Seelenkraft gehabt, fest und sicher an die Erfüllung zu glauben, er wäre nach oben geflogen und mit dem Stern vereinigt worden.

„Liebe muß nicht bitten," sagte sie, „auch nicht fordern. Liebe muß die Kraft haben, in sich selbst zur Gewißheit zu kommen. Dann wird sie nicht mehr gezogen, sondern zieht. Sinclair, Ihre Liebe wird von mir gezogen. Wenn sie mich einmal zieht, so komme ich. Ich will keine Geschenke geben, ich will gewonnen werden."

Ein anderesmal aber erzählte sie mir ein anderes Märchen. Es war ein Liebender, der ohne Hoffnung liebte. Er zog sich ganz in seine Seele zurück und meinte vor Liebe zu verbrennen. Die Welt ging ihm verloren, er sah den blauen Himmel und den grünen Wald nicht mehr, der Bach rauschte ihm nicht, die Harfe klang ihm nicht, alles war versunken, und er war arm und elend geworden. Seine Liebe aber wuchs, und er wollte viel lieber sterben und verkommen, als auf den Besitz der schönen Frau verzichten, die er liebte. Da spürte er, wie seine Liebe alles andre in ihm verbrannt hatte, und sie wurde mächtig und zog und zog, und die schöne Frau mußte folgen, sie kam, er stand mit ausgebreiteten Armen, um sie an sich zu ziehen. Wie sie aber vor ihm stand, da war sie ganz verwandelt, und mit Schauern fühlte und sah er, daß er die ganze verlorene Welt zu sich her gezogen hatte. Sie stand vor ihm und ergab sich ihm, Himmel und Wald und Bach, alles kam in neuen Farben frisch und

herrlich ihm entgegen, gehörte ihm, sprach seine Sprache. Und statt bloß ein Weib zu gewinnen, hatte er die ganze Welt am Herzen, und jeder Stern am Himmel glühte in ihm und funkelte Lust durch seine Seele. — Er hatte geliebt und dabei sich selbst gefunden. Die meisten aber lieben, um sich dabei zu verlieren.

Meine Liebe zu Frau Eva schien mir der einzige Inhalt meines Lebens zu sein. Aber jeden Tag sah sie anders aus. Manchmal glaubte ich bestimmt zu fühlen, daß es nicht ihre Person sei, nach der mein Wesen hingezogen strebte, sondern sie sei nur ein Sinnbild meines Inneren und wolle mich nur tiefer in mich selbst hinein führen. Oft hörte ich Worte von ihr, die mir klangen wie Antworten meines Unbewußten auf brennende Fragen, die mich bewegten. Dann wieder gab es Augenblicke, in denen ich neben ihr vor sinnlichem Verlangen brannte, und Gegenstände küßte, die sie berührt hatte. Und allmählich schoben sich sinnliche und unsinnliche Liebe, Wirklichkeit und Symbol übereinander. Dann geschah es, daß ich daheim in meinem Zimmer an sie dachte, in ruhiger Innigkeit, und dabei ihre Hand in meiner und ihre Lippen auf meinen zu fühlen meinte. Oder ich war bei ihr, sah ihr ins Gesicht, sprach mit ihr und hörte ihre Stimme, und wußte doch nicht, ob sie wirklich und nicht ein Traum sei. Ich begann zu ahnen, wie man eine Liebe dauernd und unsterblich besitzen kann. Ich hatte beim Lesen eines Buches eine neue Erkenntnis, und es war dasselbe Gefühl wie ein Kuß von Frau Eva. Sie streichelte mir das Haar und lächelte mir ihre reife duftende Wärme zu, und ich hatte dasselbe Gefühl, wie wenn ich in mir selbst einen Fortschritt gemacht hatte. Alles, was wichtig und Schicksal für mich war, konnte ihre Gestalt annehmen. Sie konnte sich in jeden meiner Gedanken verwandeln, und jeder sich in sie.

Auf die Weihnachtsfeiertage, in denen ich bei meinen Eltern war, hatte ich mich gefürchtet, weil ich meinte, es müsse eine Qual sein, zwei Wochen lang entfernt von Frau Eva zu leben. Aber es war keine Qual, es war herrlich, zu Hause zu sein und an sie zu denken. Als ich nach H. zurückgekommen war, blieb ich noch zwei Tage ihrem Hause fern, um diese Sicherheit und Unabhängigkeit von ihrer sinnlichen Gegenwart zu genießen. Auch hatte ich Träume, in denen meine Vereinigung mit ihr sich auf neue, gleichnishafte Arten vollzog. Sie war ein Meer, in das ich strömend mündete. Sie war ein Stern, und ich selbst war als ein Stern zu ihr unterwegs, und wir trafen uns und fühlten uns zueinander gezogen, blieben beisammen und drehten uns selig für alle Zeiten in nahen, tönenden Kreisen umeinander.

Diesen Traum erzählte ich ihr, als ich sie zuerst wieder besuchte.

„Der Traum ist schön," sagte sie still. „Machen Sie ihn wahr!"

In der Vorfrühlingszeit kam ein Tag, den ich nie vergessen habe. Ich trat in die Halle, ein Fenster stand offen und ein lauer Luftstrom wälzte den schweren Geruch der Hyazinthen durch den Raum. Da niemand zu sehen war, ging ich die Treppe hinauf in Max Demians Studierzimmer. Ich pochte leicht an die Tür und trat ein, ohne auf einen Ruf zu warten, wie ich es gewohnt war.

Das Zimmer war dunkel, die Vorhänge alle zugezogen. Die Türe zu einem kleinen Nebenraum stand offen, wo Max ein chemisches Laboratorium eingerichtet hatte. Von dorther kam das helle, weiße Licht der Frühlingssonne, die durch Regenwolken schien. Ich glaubte, es sei niemand da, und schlug einen der Vorhänge zurück.

Da sah ich auf einem Schemel nahe beim verhängten Fenster Max Demian sitzen, zusammengekauert und seltsam verändert, und wie ein Blitz durchfuhr mich ein Gefühl: das hast du schon einmal erlebt! Er hatte die Arme regungslos hängen, die Hände im Schoß, sein etwas vorgeneigtes Gesicht mit offenen Augen war blicklos und erstorben, im Augenstern blinkte tot ein kleiner greller Lichtreflex, wie in einem Stück Glas. Das bleiche Gesicht war in sich versunken und ohne anderen Ausdruck als den einer ungeheuren Starrheit, es sah aus wie eine uralte Tiermaske am Portal eines Tempels. Er schien nicht zu atmen.

Erinnerung überschauerte mich — so, genau so hatte ich ihn schon einmal gesehen, vor vielen Jahren, als ich noch ein kleiner Junge war. So hatten die Augen nach innen gestarrt, so waren die Hände leblos nebeneinander gelegen, eine Fliege war ihm übers Gesicht gewandert. Und er hatte damals, vor vielleicht sechs Jahren, gerade so alt und so zeitlos ausgesehen, keine Falte im Gesicht war heute anders.

Von einer Furcht überfallen ging ich leise aus dem Zimmer und die Treppe hinab. In der Halle traf ich Frau Eva. Sie war bleich und schien ermüdet, was ich an ihr nicht kannte, ein Schatten flog durchs Fenster, die grelle weiße Sonne war plötzlich verschwunden.

„Ich war bei Max," flüsterte ich rasch. „Ist etwas geschehen? Er schläft, oder ist versunken, ich weiß nicht, ich sah ihn früher schon einmal so."

„Sie haben ihn doch nicht geweckt?" fragte sie rasch.

„Nein. Er hat mich nicht gehört. Ich ging gleich wieder hinaus. Frau Eva, sagen Sie mir, was ist mit ihm?"

Sie fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn.

„Seien Sie ruhig, Sinclair, es geschieht ihm nichts. Er hat sich zurückgezogen. Es wird nicht lange dauern."

Sie stand auf und ging in den Garten hinaus, obwohl es eben zu regnen anfing. Ich spürte, daß ich nicht mitkommen sollte. So ging ich in der Halle auf und ab, roch an den betäubend duftenden Hyazinthen,

starrte mein Vogelbild über der Türe an und atmete mit Beklemmung den seltsamen Schatten, von dem das Haus an diesem Morgen erfüllt war. Was war dies? Was war geschehen?

Frau Eva kam bald zurück. Regentropfen hingen ihr im dunkeln Haar. Sie setzte sich in ihren Lehnstuhl. Müdigkeit lag über ihr. Ich trat neben sie, beugte mich über sie und küßte die Tropfen aus ihrem Haar. Ihre Augen waren hell und still, aber die Tropfen schmeckten mir wie Tränen.

„Soll ich nach ihm sehen?" fragte ich flüsternd.

Sie lächelte schwach.

„Seien Sie kein kleiner Junge, Sinclair!" ermahnte sie laut, wie um in sich selber einen Bann zu brechen. „Gehen Sie jetzt, und kommen Sie später wieder, ich kann jetzt nicht mit Ihnen reden."

Ich ging und lief von Haus und Stadt hinweg gegen die Berge, der schräge dünne Regen kam mir entgegen, die Wolken trieben niedrig unter schwerem Druck wie in Angst vorüber. Unten ging kaum ein Wind, in der Höhe schien es zu stürmen, mehrmals brach für Augenblicke die Sonne bleich und grell aus dem stählernen Wolkengrau.

Da kam über den Himmel weg eine lockere gelbe Wolke getrieben, sie staute sich gegen die graue Wand und der Wind formte in wenigen Sekunden aus dem Gelben und dem Blauen ein Bild, einen riesengroßen Vogel, der sich aus blauem Wirrwarr losriß und mit weiten Flügelschlägen in den Himmel hinein verschwand. Dann wurde der Sturm hörbar, und Regen prasselte mit Hagel vermischt herab. Ein kurzer, unwahrscheinlich und schreckhaft tönender Donner krachte über der gepeitschten Landschaft, gleich darauf brach wieder ein Sonnenblick durch und auf den nahen Bergen überm braunen Wald leuchtete fahl und unwirklich der bleiche Schnee.

Als ich naß und verblasen nach Stunden wiederkehrte, öffnete Demian mir selbst die Haustür.

Er nahm mich mit sich in sein Zimmer hinauf, im Laboratorium brannte eine Gasflamme, Papier lag umher, er schien gearbeitet zu haben.

„Setz dich," lud er ein, „du wirst müde sein, es war ein scheußliches Wetter, man sieht, daß du tüchtig draußen warst. Tee kommt gleich."

„Es ist heute etwas los," begann ich zögernd, „es kann nicht nur das bißchen Gewitter sein."

Er sah mich forschend an.

„Hast du etwas gesehen?"

„Ja. Ich sah in den Wolken einen Augenblick deutlich ein Bild."

„Was für ein Bild?"

„Es war ein Vogel."

„Der Sperber? War er's? Dein Traumvogel?"

„Ja, es war mein Sperber. Er war gelb und riesengroß und flog in den blauschwarzen Himmel hinein."

Demian atmete tief auf.

Es klopfte. Die alte Dienerin brachte Tee.

„Nimm dir, Sinclair, bitte. – Ich glaube, du hast den Vogel nicht zufällig gesehen?"

„Zufällig? Sieht man solche Sachen zufällig?"

„Gut, nein. Er bedeutet etwas. Weißt du was?"

„Nein. Ich spüre nur, daß es eine Erschütterung bedeutet, einen Schritt im Schicksal. Ich glaube, es geht uns alle an."

Er ging heftig auf und ab.

„Einen Schritt im Schicksal!" rief er laut. „Dasselbe habe ich heut nacht geträumt, und meine Mutter hatte gestern eine Ahnung, die sagte das Gleiche. – Mir hat geträumt, ich stieg eine Leiter hinauf, an einem Baumstamm oder Turm. Als ich oben war, sah ich das ganze Land, es war eine große Ebene, mit Städten und Dörfern brennen. Ich kann noch nicht alles erzählen, es ist mir noch nicht alles klar."

„Deutest du den Traum auf dich?" fragte ich.

„Auf mich? Natürlich. Niemand träumt, was ihn nicht angeht. Aber es geht mich nicht allein an, da hast du recht. Ich unterscheide ziemlich genau die Träume, die mir Bewegungen in der eigenen Seele anzeigen, und die anderen, sehr seltenen, in denen das ganze Menschenschicksal sich andeutet. Ich habe selten solche Träume gehabt, und nie einen, von dem ich sagen könnte, er sei eine Prophezeiung gewesen und in Erfüllung gegangen. Die Deutungen sind zu ungewiß. Aber das weiß ich bestimmt, ich habe etwas geträumt, was nicht mich allein angeht. Der Traum gehört nämlich zu anderen, früheren, die ich hatte und die er fortsetzt. Diese Träume sind es, Sinclair, aus denen ich die Ahnungen habe, von denen ich dir schon sprach. Daß unsre Welt recht faul ist, wissen wir, das wäre noch kein Grund, ihren Untergang oder dergleichen zu prophezeien. Aber ich habe seit mehreren Jahren Träume gehabt, aus denen ich schließe, oder fühle, oder wie du willst – aus denen ich also fühle, daß der Zusammenbruch einer alten Welt näher rückt. Es waren zuerst ganz schwache, entfernte Ahnungen, aber sie sind immer deutlicher und stärker geworden. Noch weiß ich nichts andres, als daß etwas Großes und Furchtbares im Anzug ist, das mich mit betrifft. Sinclair, wir werden das erleben, wovon wir manchmal gesprochen haben! Die Welt will sich erneuern. Es riecht nach Tod. Nichts Neues kommt ohne Tod. – Es ist schrecklicher, als ich gedacht hatte." Erschrocken starrte ich ihn an.

„Kannst du mir den Rest deines Traumes nicht erzählen?" bat ich schüchtern.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein."

Die Türe ging und Frau Eva kam herein.

„Da sitzet ihr beieinander! Kinder, ihr werdet doch nicht traurig sein?"

Sie sah frisch und gar nicht mehr müde aus. Demian lächelte ihr zu, sie kam zu uns wie die Mutter zu verängstigten Kindern.

„Traurig sind wir nicht, Mutter, wir haben bloß ein wenig an diesen neuen Zeichen gerätselt. Aber es liegt ja nichts daran. Plötzlich wird das, was kommen will, da sein, und dann werden wir das, was wir zu wissen brauchen, schon erfahren."

Mir aber war schlecht zumut, und als ich Abschied nahm und allein durch die Halle ging, empfand ich den Hyazinthenduft welk, fad und leichenhaft. Es war ein Schatten über uns gefallen.

Achtes Kapitel
Anfang vom Ende

Ich hatte es durchgesetzt, noch das Sommersemester in H. bleiben zu können. Statt im Hause, waren wir nun fast immer im Garten am Fluß. Der Japaner, der übrigens im Ringkampf richtig verloren hatte, war fort, auch der Tolstoimann fehlte. Demian hielt sich ein Pferd und ritt Tag für Tag mit Ausdauer. Ich war oft mit seiner Mutter allein.

Zuweilen wunderte ich mich über die Friedlichkeit meines Lebens. Ich war so lang gewohnt, allein zu sein, Verzicht zu üben, mich mühsam mit meinen Qualen herumzuschlagen, daß diese Monate in H. mir wie eine Trauminsel vorkamen, auf der ich bequem und verzaubert nur in schönen, angenehmen Dingen und Gefühlen leben durfte. Ich ahnte, daß dies der Vorklang jener neuen, höheren Gemeinschaft sei, an die wir dachten. Und je und je ergriff mich über dies Glück eine tiefe Trauer, denn ich wußte wohl, es konnte nicht von Dauer sein. Mir war nicht beschieden, in Fülle und Behagen zu atmen, ich brauchte Qual und Hetze. Ich spürte: eines Tages würde ich aus diesen schönen Liebesbildern erwachen und wieder allein stehen, ganz allein, in der kalten Welt der anderen, wo für mich nur Einsamkeit oder Kampf war, kein Friede, kein Mitleben.

Dann schmiegte ich mich mit doppelter Zärtlichkeit in die Nähe der Frau Eva, froh darüber, daß mein Schicksal noch immer diese schönen, stillen Züge trug.

Die Sommerwochen vergingen schnell und leicht, das Semester war schon im Ausklingen. Der Abschied stand bald bevor, ich durfte nicht daran denken, und tat es auch nicht, sondern hing an den schönen Tagen

wie ein Falter an der Honigblume. Das war nun meine Glückszeit gewesen, die erste Erfüllung meines Lebens und meine Aufnahme in den Bund – was würde dann kommen? Ich würde wieder mich durchkämpfen, Sehnsucht leiden, Träume haben, allein sein.

An einem dieser Tage überkam mich dies Vorgefühl so stark, daß meine Liebe zu Frau Eva plötzlich schmerzlich aufflammte. Mein Gott, wie bald, dann sah ich sie nicht mehr, hörte nicht mehr ihren festen guten Schritt durchs Haus, fand nicht mehr ihre Blumen auf meinem Tisch! Und was hatte ich erreicht? Ich hatte geträumt und mich in Behagen gewiegt, statt sie zu gewinnen, statt um sie zu kämpfen und sie für immer an mich zu reißen! Alles, was sie mir je über die echte Liebe gesagt hatte, fiel mir ein, hundert feine, mahnende Worte, hundert leise Lockungen, Versprechungen vielleicht – was hatte ich daraus gemacht? Nichts! Nichts!

Ich stellte mich mitten in meinem Zimmer auf, faßte mein ganzes Bewußtsein zusammen und dachte an Eva. Ich wollte die Kräfte meiner Seele zusammennehmen, um sie meine Liebe fühlen zu lassen, um sie zu mir her zu ziehen. Sie mußte kommen und meine Umarmung ersehnen, mein Kuß mußte unersättlich in ihren reifen Liebeslippen wühlen.

Ich stand und spannte mich an, bis ich von den Fingern und Füßen her kalt wurde. Ich fühlte, daß Kraft von mir ausging. Für einige Augenblicke zog sich etwas in mir fest und eng zusammen, etwas Helles und Kühles; ich hatte einen Augenblick die Empfindung, ich trage einen Kristall im Herzen, und ich wußte, das war mein Ich. Die Kälte stieg mir bis zur Brust.

Als ich aus der furchtbaren Anspannung erwachte, fühlte ich, daß etwas käme. Ich war zu Tode erschöpft, aber ich war bereit, Eva ins Zimmer treten zu sehen, brennend und entzückt.

Hufgetrappel hämmerte jetzt die lange Straße heran, klang nah und hart, hielt plötzlich an. Ich sprang ans Fenster. Unten stieg Demian vom Pferde. Ich lief hinab.

„Was ist los, Demian? Es ist doch deiner Mutter nichts passiert?"

Er hörte nicht auf meine Worte. Er war sehr bleich, und Schweiß rann zu beiden Seiten von seiner Stirn über die Wangen. Er band die Zügel seines erhitzten Pferdes an den Gartenzaun, nahm meinen Arm und ging mit mir die Straße hinab.

„Weißt du schon etwas?"

Ich wußte nichts.

Demian drückte meinen Arm und wandte mir das Gesicht zu, mit einem dunklen, mitleidigen, sonderbaren Blick.

„Ja, mein Junge, es geht nun los. Du wußtest ja von der großen Spannung mit Rußland –"

„Was? Gibt es Krieg? Ich habe nie daran geglaubt."

Er sprach leise, obwohl kein Mensch in der Nähe war.

„Er ist noch nicht erklärt. Aber es gibt Krieg. Verlaß dich drauf. Ich habe dich seither mit der Sache nicht mehr belästigt, aber ich habe seit damals dreimal neue Anzeichen gesehen. Es wird also kein Weltuntergang, kein Erdbeben, keine Revolution. Es wird Krieg. Du wirst sehen, wie das einschlägt! Es wird den Leuten eine Wonne sein, schon jetzt freut sich jeder aufs Losschlagen. So fad ist ihnen das Leben geworden. – Aber du wirst sehen, Sinclair, das ist nur der Anfang. Es wird vielleicht ein großer Krieg werden, ein sehr großer Krieg. Aber auch das ist bloß der Anfang. Das Neue beginnt, und das Neue wird für die, die am Alten hängen, entsetzlich sein. Was wirst du tun?"

Ich war bestürzt, es klang mir alles noch fremd und unwahrscheinlich.

„Ich weiß nicht – und du?"

Er zuckte die Achseln.

„Sobald mobilisiert wird, rücke ich ein. Ich bin Leutnant."

„Du? Davon wußte ich kein Wort."

„Ja, es war eine von meinen Anpassungen. Du weißt, ich bin nach außen nie gern aufgefallen und habe immer eher etwas zuviel getan, um korrekt zu sein. Ich stehe, glaube ich, in acht Tagen schon im Felde –"

„Um Gottes willen –"

„Na, Junge, sentimental mußt du das nicht auffassen. Es wird mir ja im Grunde kein Vergnügen machen, Gewehrfeuer auf lebende Menschen zu kommandieren, aber das wird nebensächlich sein. Es wird jetzt jeder von uns in das große Rad hineinkommen. Du auch. Du wirst sicher ausgehoben werden."

„Und deine Mutter, Demian?"

Erst jetzt besann ich mich wieder auf das, was vor einer Viertelstunde gewesen war. Wie hatte sich die Welt verwandelt! Alle Kraft hatte ich zusammengerissen, um das süßeste Bild zu beschwören, und nun sah mich das Schicksal plötzlich neu aus einer drohend grauenhaften Maske an.

„Meine Mutter? Ach, um die brauchen wir keine Sorge zu haben. Sie ist sicher, sicherer als irgend jemand es heute auf der Welt ist. – Du liebst sie so sehr?"

„Du wußtest es, Demian?" Er lachte hell und ganz befreit.

„Kleiner Junge! Natürlich wußte ich's. Es hat noch niemand zu meiner Mutter Frau Eva gesagt, ohne sie zu lieben. Übrigens, wie war das? Du hast sie oder mich heut gerufen, nicht?"

„Ja, ich habe gerufen – – Ich rief nach Frau Eva."

„Sie hat es gespürt. Sie schickte mich plötzlich weg, ich müsse zu dir. Ich hatte ihr eben die Nachrichten über Rußland erzählt."

Wir kehrten um und sprachen wenig mehr, er machte sein Pferd los und stieg auf.

In meinem Zimmer oben spürte ich erst, wie erschöpft ich war, von Demians Botschaft und noch viel mehr von der vorherigen Anspannung. Aber Frau Eva hatte mich gehört! Ich hatte sie mit meinen Gedanken im Herzen erreicht. Sie wäre selbst gekommen – wenn nicht – – Wie sonderbar war dies alles, und wie schön im Grunde! Nun sollte ein Krieg kommen. Nun sollte das zu geschehen beginnen, was wir oft und oft geredet hatten. Und Demian hatte so viel davon vorausgewußt. Wie seltsam, daß jetzt der Strom der Welt nicht mehr irgendwo an uns vorbei laufen sollte –, daß er jetzt plötzlich mitten durch unsere Herzen ging, daß Abenteuer und wilde Schicksale uns riefen, und daß jetzt oder bald der Augenblick da war, wo die Welt uns brauchte, wo sie sich verwandeln wollte. Demian hatte recht, sentimental war das nicht zu nehmen. Merkwürdig war nur, daß ich nun die so einsame Angelegenheit „Schicksal" mit so vielen, mit der ganzen Welt gemeinsam erleben sollte. Gut denn!

Ich war bereit. Am Abend, als ich durch die Stadt ging, brausten alle Winkel von der großen Erregung. Überall das Wort „Krieg"!

Ich kam in Frau Evas Haus, wir aßen im Gartenhäuschen zu Abend. Ich war der einzige Gast. Niemand sprach ein Wort von Krieg. Nur spät, kurz ehe ich wegging, sagte Frau Eva: „Lieber Sinclair, Sie haben mich heut gerufen. Sie wissen, warum ich nicht selbst kam. Aber vergessen Sie nicht: Sie kennen jetzt den Ruf, und wann immer Sie jemand brauchen, der das Zeichen trägt, dann rufen Sie wieder!"

Sie erhob sich und ging durch die Gartendämmerung voraus. Groß und fürstlich schritt die Geheimnisvolle zwischen den schweigenden Bäumen, und über ihrem Haupt glommen klein und zart die vielen Sterne.

Ich komme zum Ende. Die Dinge gingen ihren raschen Weg. Bald war Krieg und Demian, wunderlich fremd in der Uniform mit dem silbergrauen Mantel, fuhr davon. Ich brachte seine Mutter nach Hause zurück. Bald nahm auch ich Abschied von ihr, sie küßte mich auf den Mund und hielt mich einen Augenblick an ihrer Brust, und ihre großen Augen brannten nah und fest in meine.

Und alle Menschen waren wie verbrüdert. Sie meinten das Vaterland und die Ehre. Aber es war das Schicksal, dem sie alle einen Augenblick in das unverhüllte Gesicht schauten. Junge Männer kamen aus Kasernen, stiegen in Bahnzüge, und auf vielen Gesichtern sah ich ein Zeichen – nicht das unsre – ein schönes und würdevolles Zeichen,

das Liebe und Tod bedeutete. Auch ich wurde von Menschen umarmt, die ich nie gesehen hatte, und ich verstand es und erwiderte es gerne. Es war ein Rausch, in dem sie es taten, kein Schicksalswille, aber der Rausch war heilig, er rührte daher, daß sie alle diesen kurzen, aufrüttelnden Blick in die Augen des Schicksals getan hatten.

Es war schon beinahe Winter, als ich ins Feld kam.

Im Anfang war ich, trotz der Sensationen der Schießerei, von allem enttäuscht. Früher hatte ich viel darüber nachgedacht, warum so äußerst selten ein Mensch für ein Ideal zu leben vermöge. Jetzt sah ich, daß viele, ja alle Menschen fähig sind, für ein Ideal zu sterben. Nur durfte es kein persönliches, kein freies, kein gewähltes Ideal sein, es mußte ein gemeinsames und übernommenes sein.

Mit der Zeit sah ich aber, daß ich die Menschen unterschätzt hatte. So sehr der Dienst und die gemeinsame Gefahr sie uniformierte, ich sah doch viele, Lebende und Sterbende, sich dem Schicksalswillen prachtvoll nähern. Viele, sehr viele hatten nicht nur beim Angriff, sondern zu jeder Zeit den festen, fernen, ein wenig wie besessenen Blick, der nichts von Zielen weiß und volles Hingegebensein an das Ungeheure bedeutet. Mochten diese glauben und meinen, was immer sie wollten – sie waren bereit, sie waren brauchbar, aus ihnen würde sich Zukunft formen lassen. Und je starrer die Welt auf Krieg und Heldentum, auf Ehre und andre alte Ideale eingestellt schien, je ferner und unwahrscheinlicher jede Stimme scheinbarer Menschlichkeit klang, dies war alles nur die Oberfläche, ebenso wie die Frage nach den äußeren und politischen Zielen des Krieges nur Oberfläche blieb. In der Tiefe war etwas im Werden. Etwas wie eine neue Menschlichkeit. Denn viele konnte ich sehen, und mancher von ihnen starb an meiner Seite – denen war gefühlhaft die Einsicht geworden, daß Haß und Wut, Totschlagen und Vernichten nicht an die Objekte geknüpft waren. Nein, die Objekte, ebenso wie die Ziele, waren ganz zufällig. Die Urgefühle, auch die wildesten, galten nicht dem Feinde, ihr blutiges Werk war nur Ausstrahlung des Innern, der in sich zerspaltenen Seele, welche rasen und töten, vernichten und sterben wollte, um neu geboren werden zu können. Es kämpfte sich ein Riesenvogel aus dem Ei, und das Ei war die Welt, und die Welt mußte in Trümmer gehen.

Vor dem Gehöfte, das wir besetzt hatten, stand ich in einer Vorfrühlingsnacht auf Wache. In launischen Stößen ging ein schlapper Wind, über den hohen flandrischen Himmel ritten Wolkenheere, irgendwo dahinter eine Ahnung von Mond. Schon den ganzen Tag war ich in Unruhe gewesen, irgendeine Sorge störte mich. Jetzt, auf meinem dunklen Posten, dachte ich mit Innigkeit an die Bilder meines bisherigen Lebens, an Frau Eva, an Demian. Ich stand an eine Pappel gelehnt und starrte

in den bewegten Himmel, dessen heimlich zuckende Helligkeiten bald zu großen, quellenden Bilderfolgen wurden. Ich spürte an der seltsamen Dünne meines Pulses, an der Unempfindlichkeit meiner Haut gegen Wind und Regen, an der funkelnden inneren Wachheit, daß ein Führer um mich sei.

In den Wolken war eine große Stadt zu sehen, aus der strömten Millionen von Menschen hervor, die verbreiteten sich in Schwärmen über weite Landschaften. Mitten unter sie trat eine mächtige Göttergestalt, funkelnde Sterne im Haar, groß wie ein Gebirge, mit den Zügen der Frau Eva. In sie hinein verschwanden die Züge der Menschen, wie in eine riesige Höhle, und waren weg. Die Göttin kauerte sich am Boden nieder, hell schimmerte das Mal auf ihrer Stirn. Ein Traum schien Gewalt über sie zu haben, sie schloß die Augen und ihr großes Antlitz verzog sich in Weh. Plötzlich schrie sie hell auf, und aus ihrer Stirn sprangen Sterne, viele tausend leuchtende Sterne, die schwangen sich in herrlichen Bogen und Halbkreisen über den schwarzen Himmel.

Einer von den Sternen brauste mit hellem Klang gerade zu mir her, schien mich zu suchen. – Da krachte er brüllend in tausend Funken auseinander, es riß mich empor und warf mich wieder zu Boden, donnernd brach die Welt über mir zusammen.

Man fand mich nahe bei der Pappel, mit Erde bedeckt und mit vielen Wunden.

Ich lag in einem Keller, Geschütze brummten über mir. Ich lag in einem Wagen und holperte über leere Felder. Meistens schlief ich oder war ohne Bewußtsein. Aber je tiefer ich schlief, desto heftiger empfand ich, daß etwas mich zog, daß ich einer Kraft folgte, die über mich Herr war.

Ich lag in einem Stall auf Stroh, es war dunkel, jemand war mir auf die Hand getreten. Aber mein Inneres wollte weiter, stärker zog es mich weg. Wieder lag ich auf einem Wagen, und später auf einer Bahre oder Leiter, immer stärker fühlte ich mich irgendwohin befohlen, fühlte nichts als den Drang, endlich dahin zu kommen.

Da war ich am Ziel. Es war Nacht, ich war bei vollem Bewußtsein, mächtig hatte ich soeben noch den Zug und Drang in mir empfunden. Nun lag ich in einem Saal, am Boden gebettet, und fühlte, daß ich dort sei, wohin ich gerufen war. Ich blickte um mich, dicht neben meiner Matratze lag eine andre, und jemand auf ihr, der neigte sich vor und sah mich an. Er hatte das Zeichen auf der Stirn. Es war Max Demian.

Ich konnte nicht sprechen, und auch er konnte oder wollte nicht. Er sah mich nur an. Auf seinem Gesicht lag der Schein einer Ampel, die über ihm an der Wand hing. Er lächelte mir zu.

Eine unendlich lange Zeit sah er mir immerfort in die Augen. Langsam schob er sein Gesicht mir näher, bis wir uns fast berührten.

„Sinclair!" sagte er flüsternd.

Ich gab ihm ein Zeichen mit den Augen, daß ich ihn verstehe.

Er lächelte wieder, beinah wie in Mitleid.

„Kleiner Junge!" sagte er lächelnd.

Sein Mund lag nun ganz nahe an meinem. Leise fuhr er fort zu sprechen.

„Kannst du dich noch an Franz Kromer erinnern?" fragte er.

Ich zwinkerte ihm zu, und konnte auch lächeln.

„Kleiner Sinclair, paß auf! Ich werde fortgehen müssen. Du wirst mich vielleicht einmal wieder brauchen, gegen den Kromer oder sonst. Wenn du mich dann rufst, dann komme ich nicht mehr so grob auf einem Pferd geritten oder mit der Eisenbahn. Du mußt dann in dich hinein hören, dann merkst du, daß ich in dir drinnen bin. Verstehst du? — Und noch etwas! Frau Eva hat gesagt, wenn es dir einmal schlecht gehe, dann solle ich dir den Kuß von ihr geben, den sie mir mitgegeben hat... Mach die Augen zu, Sinclair!"

Ich schloß gehorsam meine Augen zu, ich spürte einen leichten Kuß auf meinen Lippen, auf denen ich immer ein wenig Blut stehen hatte, das nie weniger werden wollte. Und dann schlief ich ein.

Am Morgen wurde ich geweckt, ich sollte verbunden werden. Als ich endlich richtig wach war, wendete ich mich schnell nach der Nachbarmatratze hin. Es lag ein fremder Mensch darauf, den ich nie gesehen hatte.

Das Verbinden tat weh. Alles, was seither mit mir geschah, tat weh. Aber wenn ich manchmal den Schlüssel finde und ganz in mich selbst hinuntersteige, da wo im dunkeln Spiegel die Schicksalsbilder schlummern, dann brauche ich mich nur über den schwarzen Spiegel zu neigen, und sehe mein eigenes Bild, das nun ganz Ihm gleicht, Ihm, meinem Freund und Führer.

Der Dichter

Novelle von Adolf von Hatzfeld

Als Franz Meerhöven und Herr Peter König in ihre neue Wohnung kamen, stürzte sich Herr König beim Betreten seines Schlafzimmers auf den Nachttisch, roch lange und eindringlich hinein und sagte: „Wie wundervoll dieser Modergeruch."

Franz Meerhöven erinnerte sich an die behagliche Freude Herrn Königs, die er darüber empfand, daß er sich eine Bartflechte zugezogen hatte: „Eine solche Kolonie von Aussatz ist wirklich wohltuend." Er gedachte auch der Besuche Herrn Königs bei einer alten Frau. Diese wohnte in einem Häuschen der Altstadt, das ebenso hektisch war wie die Röte auf ihren eingefallenen Wangen. Sie sahen sie wie ein Gespenst am hellen Mittag in dem blaugrünen vermoderten Kleid über die Straße huschen, folgten ihr. Beim Betreten des alten Häuschens schlug ihnen ein furchtbarer Geruch beim Öffnen des Zimmers entgegen. Ein Glänzen kam in Herrn Königs Augen, das sich verstärkte, je länger er sich in dem Raume aufhielt. Das Bett der Frau war bezogen mit unzähligen Decken, Tüchern und Leinenzeug, das ungewaschen war. Die Frau trug ein Tuch um ihren Kopf, ebenso schmutzig wie alles. Herr König ließ nicht nach und zwang durch eine entschiedene Willensäußerung die neunzigjährige Frau, das Kopftuch zu lüften. Ein dicker Grind bedeckte die Haut, die Herr König mit großer Wonne betrachtete. Als er vernahm, daß die Frau mit einer Katze aus demselben Napfe aß, entschloß er sich, sie öfter zu besuchen.

Franz Meerhöven stand mit etwas vorgebeugtem Rücken, streckte den Hals nach vorn wie ein Tier, das etwas Fremdes erwittert. Wer war dieser Herr König, der hinkend durch das Zimmer hin und her lief, immer wieder zu dem Nachttisch zurückkam, um an ihm zu riechen? War das nicht etwas Fremdes, trat nicht aus seinem Gesicht ein anderes Gesicht heraus, ein zweites Gesicht, das unter der Maske des Täglichen hervorbrach, das da war mit seinem eigentlichen Willen, einem eigenen Leben? War das Herr König, der Angestellte einer Buchhandlung, der devot war gegen alle und gegen jeden, der Franz Meerhöven alltägliche Lobsprüche über seine Bücher gemacht hatte?

In der Wohnung standen einige alte, einfache Möbel. Die Räume waren groß, und das Sonnenlicht drang den ganzen Tag in sie ein. Die Sonne ging täglich in kristallenem Morgen auf ihren steilen Weg, und das Sonnenlicht roch.

Franz Meerhöven roch das Sonnenlicht. Er sagte zu Herrn König: „Riechen Sie das Sonnenlicht und sehen Sie, wie der Duft sichtbar wird?"

Er sah in Herrn Königs Augen eine Freude, die sein Verstehen zeigen sollte. Herr König sagte: „Ja, ja, man riecht es. Natürlich rieche ich es. Es ist sehr schön. Auch dieser Duft ist sehr schön."

Franz Meerhöven wußte, daß Herr König log. Weshalb er nur log? Weshalb log er auch dann, wenn er den Mohn und die anderen Blumen ansah, die Franz Meerhöven mit seinen Händen in Vasen geordnet hatte, wenn er so tat, als freue er sich über die Blumen und besonders über den Mohn?

Ob Herr König nicht wußte, daß er log? Franz Meerhöven hatte in der Buchhandlung beobachtet, wie er einen fremden Herrn bediente. Der Herr trug eine erloschene Zigarette zwischen den Lippen. Herr König hinkte um ihn herum, die Zündholzschachtel in der Hand haltend, und als er einen Augenblick lang dem Auge des Herrn begegnete, reichte er ihm das brennende Streichholz. Der Herr wehrte ab. Derselbe Vorgang wiederholte sich nach einigen Minuten. Als Herr König zum viertenmal das Zündholz in Brand steckte, sagte der Herr erregt: „Lassen Sie das. Ich will nicht rauchen. Sonst rauche ich wieder hundertfünfzig Zigaretten." Auf Herrn Peter Königs Gesicht trat ein Lächeln, dasselbe Lächeln wie beim Anschauen der Blumen. Als sich der Herr beim Weggehn nach einer Straße erkundigte, gab Herr König ihm Auskunft: „Das ist eine stille, feine Straße. So eine ganz kleine, feine Straße. Man wartet da auf etwas, und es ist einem, als müsse plötzlich ein Hahn anfangen zu krähen, so still ist sie." Er lächelte wieder wie über Sonnenlicht, Blumen, Gedichte und Mohn.

Nach einiger Zeit fiel der leichte Druck, den Franz Meerhöven durch Herrn König empfunden hatte, langsam und wie von selbst von ihm ab. Nein, Herr König besaß kein Leben, das schwer war und störte. Er war der dunkelgekleidete Angestellte in einer Buchhandlung mit großen, zwar manchmal etwas stechenden Augen, der beim Essen seine Kartoffeln mit dem Messer zerschnitt, der alltäglich war in jeder inneren und äußeren Bewegung und jedem Wort.

Beim Zusammenschauen des folgenden Vorgangs trat ein amüsiertes Lächeln um Franz Meerhövens Mund. Eine junge Dame hatte Herrn König besucht. Er hatte sie mit den Worten ins Zimmer geleitet: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick," war zu Franz Meerhöven zurückgekehrt und beendete seine Anschauung über das Kinematographentheater und stellte es in seinem Wert über eine gewöhnliche Bühne. Darauf ging er in sein Zimmer. Als Franz Meerhöven eine Stunde später über die Diele ging, sah er zu seinem Erstaunen, daß ein japanischer Rauchzerstäuber, der die ganzen Wochen hindurch nicht benutzt war, seinen magischen Schein durch das blaßrote Glas warf. Franz Meerhöven lächelte. Und dann tat

sich im Nebenzimmer eine wunderliche Musik auf. Herr König sprach während der ersten Zeit in dem Ton, mit dem er die Dame empfangen hatte, in dem er auch hätte Bücher verkaufen können. Später gab es Pausen. Bald darauf drang Herrn Königs Stöhnen durch die Tür. Wer diese Melodie der Liebe spielte, log nicht. Aus Anlaß der nächsten Besuche wurde der rosafarbene Leuchter nicht mehr angebrannt.

An einem Abend, an dem beide Herren in dem großen Zimmer saßen, das auf den Himmel zeigte, fragte Herr König: „Sie sind heute traurig?"

„Ich habe heute die Nachricht erhalten, daß ein Mensch, den ich vor Jahren einmal kennen lernte, der sich sehr mit einer Liebe quälte, sich erschossen hat. Jetzt regnet es schon die ganzen Tage. Es ist noch nicht einmal ein melancholischer Herbstregen. Nur ein feuchtkaltes Durcheinander von Grau und Nässe." Pause.

„Arbeiten Sie viel, Herr Meerhöven?"

„Ich arbeite an einem Gedicht über Früchte. Es scheint mir so seltsam, daß Menschen, solange sie etwas erreichen wollen, alles auf sich nehmen an Schuld, Liebe, Herzlosigkeit und Selbstlosigkeit. Wenn dann eines Tages der Sommer und das, worum sie kämpften und litten, freuten, die Frucht sich ganz gerundet hat, fällt sie ab. Die Frucht ist da. Zu derselben Zeit ist der junge Frühling und der Winter, in denen sich alles vorbereitete, auf immer tot. Die Erfüllung existiert. Aber die schönste Phantasie, das langsame Reifen ist tot. Nach der Erfüllung bleibt nur der Herbst, das Umherirren in ihm, das Verfaulen."

Gerade in diesem Augenblick sagte Herr König:

„Wie schön Sie sprechen. Ja, wie schön können Sie sprechen. Aber Sie sind auch ein Dichter."

In Franz Meerhövens Gesicht schlug eine flammende Röte. Er hatte erkannt, daß auch er log, daß alles, was er gesagt hatte, unwahr war, unehrlich, falsch und jeder Satz bis in den letzten Buchstaben wurmstichig und verfault. Er stand auf und ging in sein Zimmer. Er dachte an den Menschen, dessen Tod er erfahren hatte. Hätte er die Sätze, die er manchmal vor sich hinstieß, zusammengesagt, es wäre etwa dies gewesen:

„Es regnet schon tagelang. Ob sie konsequent war, als sie sich erschoß? Sie wußte, daß der Mensch, den sie liebte, ihrer Liebe nicht wert war. Aber die eigene Liebe ist groß zu ihm. Sie konnte nicht los von sich selbst. Was sollte sie tun? Seitenwege suchen? Immer wieder suchen? Vielleicht kommt dann ein Engel, verstehen Sie das, Herr König? Aber der andere Weg, mit seiner großen Liebe, die am wertlosen Menschen klebt, mit dieser Liebe weitergehen wollen, leiden wollen und dabei zerbrechen. Denn da hört der Wille auf. Ob Christus die Menschheit so liebte? Diese Konsequenzen sind so schön. Ich habe nicht nach diesem

Menschen gefaßt, der jetzt tot ist, habe ihn auf seinen Weg gedrängt, den ich voraussah. Bin ich raffiniert? Man drängt sie weiter. Andere beobachten, daß sie ihren Weg gehen müssen. Beobachten. Beobachten.. Zu spielerisch."

Endlich sprach er laut und eindringlich: „Für konsequente Menschen hört eins aber auf. Das Mitleid für die, die nicht konsequent sind. Mitleid ist furchtbar. Aber man kommt von den Menschen nicht los, die man einen Weg so suchen sieht, die man stündlich erlebt, wie sie an dem Wege irre geworden sind und sich wie ein verflogener Vogel benehmen."

Hierauf ging er durch das Zimmer, stellte alle Vasen mit den Blumen und alle Bronzen von Tischen und Kommoden. Er wollte nicht mehr lügen und sich mit buntem Tand behängen, wie dies ein Weib tut. Denn er wußte, daß er nur in sich allein beruhte. Er zittert. Denn auch dieses wußte er, daß er jetzt mit seinem eigenen Fleisch und Blut rang, um sich und um seine Arbeit. Als er in das Zimmer ging, in dem er mit Herrn König gesprochen hatte, ging er nicht. Es sah aus, als krieche er. Herr König saß ruhig, als könne er Bücher verkaufen, und so, als habe er nur darauf gewartet, in seinem Sessel.

Franz Meerhöven hatte nach kurzen Wochen, durch die seine Liebe zu einer Frau hindurchgerast war, einen Schritt weiter getan. Er hatte diese Frau geliebt. Welt war um ihn gewachsen, daß er ungeahnte Landschaften sah, daß ihm die ungeheuren Felsen des Hochgebirges plötzlich zu einem gigantisch gestalteten Kampf von Riesenleibern wurden. Er hatte nicht erkannt, daß diese Bilder eine Fata Morgana waren, die sich ihm vorspiegelte, da er eines anderen Menschen Leben und Körper berührte. Er sah nicht, daß er so in den Abgrund der Verzweiflung gestoßen wurde, wenn dieses andere Leben sich ihm nicht stündlich erfüllte und sich ihm vortäuschte. Diese Welt hatte zerbrechen müssen, sobald persönliche Wünsche, Freuden, Geschenke und alles, was aus seiner Liebe sichtbar wird, keinen Menschen mehr vor sich sah, dem es einen Sinn gab. Als wirklich die schöne Spiegelung verschwand, als er sich allein gegenüber sah, stürzte auch er zusammen. Aus den Wochen der Nächte, in denen er schrie, allem fluchte, Rache nehmen wollte, hatte er sich aus der Einöde und Unfruchtbarkeit seiner Schmerzen in den bejahenden Willen emporgezwungen, die Welt außer sich als berechtigt anerkennen zu müssen. Er hatte sie, die ihm furchtbar schwer wurde, freiwillig auf sich genommen, sie von sich in eine Ferne gerückt und wollte sie sichtbar werden lassen, ohne daß irgendein Mensch ahnen würde, daß er sie nur deshalb so erscheinen lassen konnte, weil er so um sie litt und zerbrach. Von diesem Meilenstein war er weitergegangen. Er hatte den Fuß auf den Weg gesetzt, der in die Einsamkeit führt, die alles Persönliche klein macht, aber die Welt wachsen

läßt weiter und immer größer. Fast stand Franz Meerhöven mit ausgeruhten Augen am anderen Ufer. Hinter ihm lag der tosende Fluß, den er durchschwamm, und die durchlebten Wochen ordneten sich aus ihrem Chaos in die Landschaft und Ordnung der Städte, Wälder, Gehöfte und Wiesen, Wälder mit Vögeln auf lustigen Bäumen und tanzenden Rehen auf duftenden Wiesen.

Dieser Landschaft hatte er sich mit der ganzen Inbrunst seiner Seele hingegeben. Doch sein Auge lag noch nicht ruhig genug über allem. Zu sehr begann er diese Landschaft zu lieben, und er liebte jeden kleinen Garten, den er erschaute und jedes Vogellied in der Luft, jeden Hahnenschrei und volltönende Glocken, liebte zu sehr den steigenden Mond in der Nacht und die sinkende Sonne am Abend. Doch glühte in ihm der feste Wille, sich keinem Ding mit persönlicher Anteilnahme hinzugeben, keinem Ding, keinem Buch, keiner Frau, keinem Freund.

Dazu steigerte sich sein Wesen immer mehr dahin, daß er aus allem Zufälligen das Typische erschaute. So schrie er an jenem Abend Herrn König, der noch immer lächelnd in seinem Sessel saß, an:

„Sie, grinsen Sie nicht so. Sie glauben selbst nicht an sich. Kennen Sie einen Vampyr, der jedem Baum, jedem Menschen, jedem Tier und der ganzen Welt den Inhalt aussaugt, daß nur ein wüstes Leichenfeld am Ende der Tage übrig ist, der vom Saugen allein lebt? Wissen Sie, daß ich zum Platzen angefüllt bin mit dem Blute von Getöteten?"

An diesem Abend schrieb Herr König in einem Brief an die Baronin Glahn: „Du kannst nicht ermessen, wie glücklich ich bin, mit einem Dichter zusammen zu wohnen. Ich weiß nicht, woher mir dieses Glück kommt, dasselbe Glück, das ich empfand, als ich dich durch die Buchhandlung deiner Stadt kennen lernte."

Herr König sah nicht, daß Franz Meerhöven gerade im Begriffe stand, mit fester Hand die Tür hinter sich zu schließen, die ihn von allem trennte.

Franz Meerhöven zog einen Ring um sein Blut, ging allein durch die Stunden von Tag und Nacht. Denn er scheute die Berührung mit einem Leben von gleichem Fleisch und Blut, und hinter ihm stand seine Mutter, stand Eva, die Welt, in deren Schoß er einging, in gleicher Weise bereit, alles Geschehen, Wachsen und Werden in liebender Empfängnis auf sich zu nehmen und alles der Welt zurückzugeben in der Stunde der Zeugung.

Franz Meerhöven betrachtete Photographien auf Herrn Königs Schreibtisch, wohl zwölf Photographien. Die Bilder stellten ein junges Mädchen in den verschiedensten Stellungen dar, in einem Garten sitzend, liegend auf einer Wiese, stehend, sitzend, kniend, laufend, springend, tanzend, lesend, Blumen bindend, in einen Himmel schauend. Eins der Bilder hielt er

in seiner Hand. Das junge Mädchen stand an einer Mauer, die es sehr leicht mit dem Rücken berührte. Den Kopf und den Hals etwas nach vor gebeugt, war es im Begriff, sich mit den Händen von der Mauer abzustoßen, wie man an sonnigem Tag einen frohen Nachen vom Ufer abstößt. Er sagte, indem er das Bild fortstellte: „O diese Heiterkeit der Welt."

Augenblicke waren da, daß er sich so mit allem verbunden wußte, in denen er ganz eins mit allem war. Er ließ die Mücken, und was sonst für Sommergetier sich auf seiner Hand oder seinem Arm niedersetzte, das ließ er ruhig teilnehmen an seinem Blut.

An einem Tag hatte er einem Menschen, der einen Laubfrosch fangen wollte, mitgeteilt, daß er diesen Frosch in einem nahen Himbeergebüsch habe schreien hören. Der Mann fing ihn und setzte ihn auf ein Leiterchen. Den ganzen Nachmittag war Franz Meerhöven voll Unruhe, ging im Zimmer umher, als habe er etwas vergessen, als suche er etwas, dachte nach, als vermisse er etwas, als fehle es ihm, und erkannte, daß er nur deshalb diese Unruhe in seinem Blut trug, weil er ein kleines Tier aus seinem Sein genommen hatte. Als er erreichte, daß der grüne Frosch wieder in seinem Laube saß, inmitten der rosafarbenen Himbeeren, ging er wieder im Gleichgewicht.

Franz Meerhöven gehörte sich nicht mehr. Er war in allen Dingen, in jedem Walde und fallenden Blatt, im springenden Wind, und der kreisenden Sonne und allen Planeten, war in jeder Jahreszeit, säte sich aus, quoll in das Licht und trieb Keime, wurde Pflanze und Frucht. Er fühlte mit jenen Menschen den Frühling nahen, die einen großen Mut in dieser Zeit haben, da frische Säfte in ihre Körper schießen, die sich leise ausfalten im ersten gelblichen Sonnenlicht und sich der Welt öffnen. Er war viel mit ihnen draußen im Freien. Viele, viele Stunden Sonne. Er vertraute mit ihnen, sammelte Kraft für den Sommer, der kommt und so viel in ihnen reifen läßt, und für einen goldenen Herbst und einen träumerischen, schönen, süßen Winter. Er trat mit diesen Menschen vertrauend an die Welt und an das Leben in das unendlichere Vertrauen, in dem sie im Winter Hyazinthenknollen vor das Fenster stellten, trat mit ihnen an dieses Fenster heran, um durch das durchsichtige Glas ihr Wachstum zu beobachten und selbst zu wachsen wie sie. Man roch ihn aus der Fäulnis eines verfaulten Sommers, da kein Mensch seine Hände mehr erhebt. Gott, auch dieses wußte er alles. Er freute sich in dem wilden, zerrissenen Lachen, daß man Freude auch daran haben muß, eine wahnsinnige, unendliche Freude. Denn das ist das Leben. Er flog mit Winterkrähen über Stoppeln und die herrenlose Welt, hockte nachdenklich als Rabe auf einem dürren Ast, ein meditierender Descartes. Er war die summende Hummel,

welche die Weltkugel umflog, war das Liebesspiel zweier Schlangen am sonnigen Rande eines Waldes, war jeder Unglücksfall, Mord, jede Entehrung und Feuersbrunst, die in der Zeitung stand, war Kaiser und Staatsmann, war der Dom des heiligen Petrus in Rom, war brausende Meere und jeder Fisch in ihnen, alles Getier des Waldes und jeder tötende Jäger.

Er war der Verzweiflungsschrei der sterbenden Erde und ihr ungeheurer Jubel in der Stunde des Gebärens, war jedes Tagebuch und jeder Brief und dieser:

„Du, ich bin auf das Schloß gestürzt, wußte nicht mehr, was tun. Dort oben waren wir manchmal zusammen. Zuletzt noch. Meine Lippen sind wund gebissen. Da wußte ich nicht mehr, wie weit und ob wir selbst unser Schicksal sind. Nun weiß ich es wieder von dort oben. Wir müssen darüber hinweg. Müssen. Du und ich. Das andere war Zufall, was zwischen uns war, Chaos. Dies ist Schicksal. Unser Schicksal. Denn das Leben ist nicht voll, sondern immer gehalten. Und wir müssen es halten. Oben war ein Berberitzenbusch am grauen Gemäuer mit roten Beeren. Der redete zuerst deine Sprache. Dann redete der Wald, drüben die Abhänge mit schimmerndem Bunt. Dann redete der Wind und rauschte in den Kastanien, daß die Früchte zur Erde fielen. Zuletzt redete alles. Und du warst dort bei mir. Du bist bitter. Sollst es aber nicht sein, Liebster. Ich gehe jeden Tag auf das Schloß und schaue von der Brüstung in Sonne und blauen Himmel, und du sei dann um mich. Ich will dich halten und umfangen, daß du alles nicht mehr so fühlst. Es wird gehen. Und wir schreiben uns, als sei nichts geschehen, und du erzählst mir von allem, was du mir sagen wolltest. Von Anfang an. Denn ich will viel wissen."

Er war Heliogabal, der nackt an die Türe seines Hauses trat, die Vorübergehenden zu rufen und sich an alle auszugeben. Er lagerte sich mit seinem Körper auf die ganze Erde. Sein Leib ruhte auf Rußland und Asien, und seine Arme umspannten Nordpol und Südpol. Sein Körper schlug Wurzeln in der Erde, drang ganz durch sie hindurch, durch die Wasser in ihrem tiefsten Schoße, durch Meere von Feuer und versunkene Wälder aus versteinten Bäumen mit steinernen Tieren, und überall war sein Fleisch und überall sein Gewebe, und ein Teil seiner Adern war sichtbar in allen Strömen, Flüssen und Bächen der Erde.

Er nahm die Weltkugel wie Atlas auf seine Schultern, und es nahte der Tag, da er sie formen würde nach seinem Angesicht. Alle Jahre seines vergangenen Lebens und der Leben der Menschheit standen vor ihm, alle Qual von Gequälten, alle Verlassenheit und Einsamkeit von Einsamen. Er wußte, daß er sich selbst nicht mehr gehörte, daß Gott ganz auf ihm lag wie ein riesiges Gebirge, und er hörte draußen in der Welt Flöten

zum Tanze spielen, sah Herrn Peter König zu Festen gehen, wußte, daß es jetzt Gärten gab mit Frauen und einem süßen, betörenden Lachen, und durch tausend Röhren strömte ihm dies heiße, heitere Leben entgegen, und eines Abends öffnete er wieder die Tür, erdrückt von dem Berge Gott und trat aus sich zurück und wurde zum letztenmal versucht.

Herr König begann an manchen Abenden aus seinem Leben zu erzählen. Das war nicht viel, was in diesen Gesprächen geschah. Einmal brachte es den Namen der Baronin Glahn.

„Ist das die Dame auf Ihrem Schreibtisch?"

„Nein, das ist eine andere Freundin. Ich habe heute ein seltenes Buch jenes Dichters gekauft, den Fräulein von Glahn so ganz liebt. Ich kann alle Bücher, die ich von ihm finde, kaufen. Ja, das kann ich. Dieser Dichter ist der einzige Mann, vor dem sie knien könne, hat sie gesagt. Sie ist meine Freundin."

An vielen Abenden trat Fräulein von Glahn leise in diese Gespräche hinein, und alles, was Franz Meerhöven von ihr hörte, schloß sich zu einem Bilde zusammen. Tropfenweise fielen Herrn Königs Worte immer auf dieselbe Stelle. Dort sammelten sie sich, bildeten einen See, aus dem Fräulein von Glahn Franz Meerhöven immer ansah. Er stellte dieses Bild nicht von sich, wie jenes heitere Bild des Schreibtisches. Am Anfang war es blaß. Aber sein Blut füllte es mit Leben und so erschien es ihm: Fräulein von Glahn ritt, wurde von dem Pferd abgeworfen und erschoß es deswegen, deswegen und eigenhändig. Fräulein von Glahn verlebte die Saison in Paris, Nizza, Baden-Baden und Ägypten. Sie, die abgehärtet war gegen schneidenden Wind, die höhnisch durch die Zähne pfiff, wenn Herr Peter König sich dem Wetter nicht so entgegenwarf wie sie, sie, die zehn Schlösser besaß, hinter der Meute den Keiler zu Tode hetzte, war die Freundin Herrn Peter Königs.

Franz Meerhöven fragte nie nach dem jungen Mädchen. Aber er wurde traurig, wenn Herrn Königs Worte sich ihr zu nähern schienen und kurz vor ihr umkehrten.

Eines Tages wußte er, daß er, sich selbst unverständlich, mit dem Bilde dieses Mädchens verwachsen war, daß er nicht von ihm loskonnte, niemals. So erschien es ihm. Er begann in sie die Not seiner Einsamkeit hineinzulegen wie einer, der in der Kirche vor dem Tabernakel betet.

Als ihm Herr König aus einem Briefe der jungen Baronin vorlas: „beim Weggehen küßte er mir die Hand, und Du weißt, wieviel ich aus der Art dieses Grußes ersehe," sprang ihm das „Du" aus dem Briefe entgegen, und er zuckte zusammen. Dann sagte er fest und ruhig: „Herr König, was geht Sie eigentlich eine solche Dame an? Wie kommen Sie dazu? Ich sage Ihnen, von heute an geht Sie sie nichts mehr an."

Seit diesem Tage schwieg Herr König über Fräulein von Glahn. Franz Meerhöven aber lief in die Stadt, ging zu einer geschlechtskranken Frau und kam krank nach Hause, um sich noch einmal von allem zu lösen.

An einem Abend hatten sich die beiden Herren verabredet, in das Theater zu gehen.

„Herr König, Sie werden mich um fünf Minuten nach sieben Uhr in der Pension neben Ihrer Buchhandlung abholen."

„Können Sie nicht in die Buchhandlung kommen? Das Theater beginnt um acht Uhr. Wir müssen noch essen. Die Zeit reicht nicht."

„Nein. Ich kann nicht kommen. Sie werden mich abholen."

Feindschaft glimmte unter den Worten. Ein jeder hätte so gut wie der andere allein zum Theater gehen können. Sie ließen sich nicht mehr los, waren zu sehr ineinander verbissen.

„Herr Meerhöven, Sie können fünf Minuten früher von der Pension fortgehen. Es ist im Nebenhause."

„Nein. Ich kann diese fünf Minuten nicht loslassen. Ich kann nicht. Verlangen Sie, daß ich Ihnen meine Gründe sage, was?"

„Es ist mir unmöglich, Sie abzuholen. Ich habe keine Lust, gehetzt in das Theater zu kommen. Außerdem glaube ich Ihnen nicht, daß Sie einen Grund haben."

„Glauben Sie etwa, daß ich Ihnen überhaupt glaube? Sorgen Sie, bitte, daß die Theaterkasse mein für mich zurückgelegtes Billett verkauft."

Herr König schrie: „Was geht mich Ihr Platz an? Tun Sie mit Ihrem Platz, was Sie wollen. Verkaufen Sie Ihren Platz. Ich kümmere mich nicht um Ihren Platz. Ich habe meinen Platz. Ihr Platz ist mir ganz gleichgültig."

Als nach einigen Tagen in der Mittagszeit Herr König in seine Wohnung stürzte, blaß und verhaltene Erregung: „Ich fahre heute abend nach Berlin. Ich fahre zu Fräulein von Glahn. Ich fand heute morgen ihren Brief im Geschäft," sagte Franz Meerhöven: „Ich werde Sie begleiten. Ich habe Geschäfte dort."

„Ja, ja, fahren Sie mit. Wie schön."

Als aber Herr König sich nackt am ganzen Leibe wusch, Herr König der noch nie das Badezimmer benutzt hatte, der sich abends nie die Zähne putzte, grinste Franz Meerhöven.

Herr Peter König saß in einem Abteil dritter Klasse und versuchte vergebens zu schlafen. Die Luft war dick. Qualm drang in alles. Unruhe war in Herrn Peter König. Er dachte an die Worte Franz Meerhövens, die dieser ihm gesagt hatte, als er in seinen Schlafwagen ging: „Jetzt fahre ich wieder herrenlos über die herrenlose Welt. Ich will sie besitzen." Herr König hatte geantwortet: „Sie liegen aber auf weichen

Kissen in dieser Nacht, sind auf Rosen gebettet." Und Herr König war sehr erschrocken, als Franz Meerhöven ihn plötzlich überfallend gesagt hatte: „Fahren Sie nicht zu Ihrem Vergnügen nach Berlin, sagen Sie?" „Ja, ich fahre zu meinem Vergnügen, nur zu meinem Vergnügen." Daran dachte er nun.

Franz Meerhöven lag ausgestreckt in seinem Wagen und umfuhr die Erde. Er hörte nicht das Summen einer Fliege vor dem Fenster, sah nicht die ausgedehnte Oberfläche der Welt mit dunklen Wäldern, hörte nicht den rasenden, ratternden Zug über Brücken sich schwingen, und das Stöhnen der Maschine. Durch das Fenster sah er nicht, wie von Stunde zu Stunde der Mond sich vom Rande der Welt in den Himmel hob, sich immer weiter hob, langsam sich neigte, und wie ihn der blaßblaue Himmel am Morgen verschlang.

Herr Peter König erschrak über die Worte Franz Meerhövens, kurz vor der Einfahrt in die Bahnhofshalle: „Herr König, ich werde Ihre andere Freundin besuchen, von der ein so heiteres Bild auf Ihrem Schreibtische steht." „Herrgott," schrie er, „das dürfen Sie nicht. Sie darf nicht wissen, daß ich in Berlin bin. Sie darf es nicht wissen. Es gibt eine Katastrophe. Man glaubt, ich sei mit ihr verlobt. Sie liebt mich. Sie müssen mir versprechen, ihr nichts zu sagen. Nichts. Kein Wort." „Weshalb sollte ich Ihnen das nicht versprechen?"

Franz Meerhöven und Herr Peter König standen vor der Baronin Glahn. Die beiden begleiteten ihn in sein Hotel. Er schien das junge Mädchen nicht zu sehen. Er sprach kein Wort mit ihr und reichte ihm nicht die Hand zum Abschied.

Innerlich hatte er seine ganze Fassung verloren. Er wußte, daß es sich jetzt rächen würde, daß er die Einsamkeit seiner vergangenen Wochen in dies Mädchen gelegt hatte, daß er in allen Stunden mit ihr gesprochen, sich diesen Ausweg gesucht, des Nachts, wenn die Welt ihn erdrückte, anstatt die Wände seines Zimmers anzuschreien, wenn er die Gesichte seines Inneren nicht mehr ertrug. Daß es ein Unsinn gewesen war mit jener Entschuldigung, es sei ein körperloses Bild, in das sein Inneres sich ausströme. Jetzt, in dieser Stunde, erkannte er, daß er ihr mit jeder Faser seiner Seele und seines Körpers verfallen war, unwiederbringlich. Er stellte sich vor, daß sie, die ihm gehörte, mit Herrn Peter König die Tage verbrachte, daß dieser zu seinem Vergnügen fortgefahren war und vor dieser Reise seinen ganzen Körper gewaschen hatte. Er überschaute die Flucht seines eigenen Lebens. Ja, er war ewig allein. Was nutzte es, daß er die Arbeit über die Schönheit und den Genuß der vergangenen Woche gestellt hatte, was nutzte dies? Jetzt wußte er, daß das Spiel

sich wiederholen würde, das er so oft im Leben verloren hatte, daß er leiden würde, nicht zu besitzen, daß ihm dieser Besitz von vorneherein sinnlos und wertlos erschien, daß er diesem Wunsche verfallen war, und keine Angst mehr half.

Herr Peter König wehrte sich. Er hörte Franz Meerhövens Stimme durch das Telephon: „Fragen Sie Fräulein von Glahn, wann ich Sie sprechen kann?“

„Das ist ausgeschlossen, Herr Meerhöven. Sie wissen, daß wir heute den ganzen Tag zusammen sind. Morgen werden wir den ganzen Tag herausfahren. Es geht auf keinen Fall, Herr Meerhöven.“

„Sind Sie etwa Fräulein von Glahn? Fragen Sie.“

„Sie will heute abend mit mir zu Ihnen kommen. Dann können Sie sprechen.“

„Dann sind Sie da. Sie werden herausgehen, wenn ich spreche.“

Nach dem Abendessen kamen Herr Peter König und Fräulein von Glahn in Franz Meerhövens Hotel. Er wies der Baronin den Platz auf dem Sofa an, und Herrn König schickte er in einen tiefen Sessel mit breiten Armlehnen, der aussah wie ein Thronsessel.

„Peter, willst du wohl machen, daß du da herauskommst? Da paßt du nicht hinein.“

Es stand noch ein freier, einfacher Holzstuhl am Tisch. Doch Herr König hinkte auf das Sofa zu und setzte sich neben die Baronin. Es entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Peter freut sich so, daß er mit Ihnen zusammen wohnt, daß Sie miteinander so befreundet sind.“

„Herr König irrt sich, wenn er glaubt, daß wir befreundet sind. Sie wollen in den nächsten Tagen verreisen?“

„Ja, ich fahre nach dem Bodensee.“

„Sie werden in das Kloster Beuron fahren. Von dort aus zur Donau. Kennen Sie dieses Kloster? Diese katholischen Klöster? Heute, da alles in der Welt sinnlos ist, in dieser Zeit, da der Kaiser nicht weiß, weshalb er auf dem Throne sitzt, da kein Philosoph ein Gesetz hinstellt und sagt: ‚Das ist die Welt‘, da das tägliche Leben, jede Freundschaft, jede Liebe sinnlos wurde, da alle suchen und keiner weiß, wonach er sucht, was er ertasten könnte, da habe ich in diesen Klöstern einmal gefunden, was Sinn der Dinge ist. Was es heißt, Gastfreundschaft zu halten und Gast zu sein auf der Erde. Ich war in der Woche vor dem Osterfest in diesem Kloster. Man gab mir Fischruten und die Donau, Forellen zu fangen, Obstgärten und Blumen. Beim Mittagessen saßen im Refektorium die Mönche auf Holzbänken an ungedeckten Tischen. Für die Gäste war in

der Mitte ein Tisch gedeckt mit Wein und Wasser. Die, welche in der Welt die Höchsten gewesen waren, bedienten uns beim Essen. Ein alter Prinz und ein Graf, ein alter Mann, und er deckte die Teller ab und holte die Speisen. In das Tal der Donau müssen Sie gehen. Der Fluß schneidet in die Kalkfelsen tief ein, sechs- bis siebenhundert Meter. Oben am Rande des Kalkfelsens liegt eine kleine, mittelalterliche Burg. Dort oben habe ich an dem offenen Fenster gesessen in diesem Frühling. Tief unter sich sieht man die Felsenkluft mit dem abstürzenden weißen Gestein. Von einem Ende des Horizontes erschaut man das eingeschnittene Tal in Windungen auf sich zukommen, und man selbst sitzt hoch darüber und sieht wie in das Innere der Erde. Auf der anderen Seite in derselben Höhe mit dem eigenen Auge dehnt sich das ganze weite, unendliche Land mit roten Dörfern, braunen Feldern und viel Erde, immer weiter ausgedehnt bis an den Himmel. Das gehört uns alles und gehört uns nicht. Das ist keine Gegend mehr. Das ist die Erde. Es ist, als ob man aus ihr herausgetreten sei und sie von einem anderen Stern aus erschaue. Neben uns kreist ein Planet. Das ist die Sonne. Ein ganz gelber, feuriger, runder Ball. So saß ich dort oben und betrachtete die Welt. Dann kam Ostern, das Fest, in dem Tod und Auferstehung ruhen, tief ineinander, an der Grenze des Frühlings zum Herbste. Wie eine Frucht ist dieses Fest, tot, weil es vollendet ist, doch mit lebendigem Samen in sich zur neuen Frucht." Pause.

„Fräulein von Glahn hat mir ein so schönes Buch geschenkt, Herr Meerhöven. Wollen Sie es sich nicht ansehen?"

Franz Meerhöven erinnerte sich plötzlich an ein Buch, das ihm Herr König gezeigt hatte. Darin hatten Verse gestanden von der Frau, mit der er jetzt zusammen war. Er wußte plötzlich ein paar Reihen: „Ganz leise klangst du plötzlich in mein Leben wie ein verlornes Lied. Ich fühlte es an jenem fremden Beben, in welchem meine Seele dich erriet." Darunter hatte das Datum gestanden: Weihnachten 1918. Und ein anderes Buch kam in seinen Gedanken. Es lag neben dem ersten, das in dunkelblaues Leder gebunden war, ein einfaches Buch mit den Worten: „Meinem geliebten Peter". Es war von der Frau, die Herr Peter König in dieser Stunde betrog. Auf dem Buche hatte ein vierblättriges Kleeblatt gelegen, und unten am Rande stand das Datum: Weihnachten 1918.

Dieser Gedanke zuckte eine Sekunde lang in ihm auf. Dann sagte er:

„Oder kennen Sie das andere Kloster am Laacher See, das Kloster Maria-Laach? Man fährt vom Rhein in ein Tal hinein und geht eine lange, weiße, staubbedeckte Straße. Es war Sommer. Man hat diese Straße zu gehen, die sich ganze Stunden vor den Augen ausdehnt, schwer und verbrennend. Es war ein Abend, an dem ich sie ging. Von allen

Seiten drang ein melancholisches Tönen, nie nah und nie fern, wie der Schrei einer Kröte, langgezogen, und als komme es aus dem Grün des Waldes und als flöte der grüne Gott einer Wiese. Das waren Menschen, die den Stein behauen, der dort gebrochen wird. Immer geht man durch dieses Tönen, durch die tönende Landschaft, die ganze Straße, stundenlang. Die Straße steigt und plötzlich liegt vor dem Auge zwischen Wäldern, die zu ihm herabsinken, in grenzenloser Einsamkeit, schwarz und still der See. In dem Kloster an seinem Fuße habe ich nach Tisch auf einem Harmonium Mendelssohns Hochzeitsmarsch gespielt; jeden Tag. Am dritten Tag kam ein alter Pater und sagte: „Sie spielen schon drei Tage. Wir arbeiten. Wenn Sie nicht so falsch spielen würden. Vielleicht sind Sie so gut und gehen in die kleine Kapelle oben in dem Obstgarten. Dort können Sie ruhig spielen. Nur der liebe Gott wird Sie hören." Pause.

„Sie wollen mich sprechen, Herr Meerhöven? Ich muß gehen."

„Herr König, gehen Sie bitte heraus."

Dieser hinkte langsam zur Tür.

Franz Meerhöven sah keine Augen, kein Gesicht, nicht Augen, nicht Gesicht der Baronin, das immer größer und erschreckter bei seinen Worten wurde. Er sprach nicht mehr zu einem Menschen. Er sprach zur Welt:

„Ich bin an diesem Morgen zu der zweiten Freundin Herrn Königs gegangen. Er nennt sie Läßi. So hat er den lateinischen Namen für die Freude, Lätitia, verkürzt, weil er ihre Freude gesehen hat, als sie zu dem Ort kam, an dem sie ihn treffen sollte, und sie sah nur den Ort und freute sich schon. Ja, ich weiß das. Sie hat ein kleines Zimmer. Aber viel Heiterkeit ist darin. Die Welt ist immer rund, wenn man dort aus dem Fenster schaut. Ganz rund. Sie geht dort mit Wäldern und Wiesen und ist sehr mit sich allein. Stundenlang wird man an diesem Fenster sitzen, lange Stunden voll von Heiterkeit, ruhige Stunden aus Daunen der Traumseligkeit. Und immer wieder ist die Welt so und grün. Die Welt tanzt. Wissen Sie, daß es eine Grausamkeit ist, dort zu sein und zu schweigen, wenn die einzigen Worte dieser Frau sind, daß sie sich freut, im Herbst mit Peter zusammen zu sein, wenn er Urlaub hat, daß sie ihm dankbar sei für diesen lieben Gruß, den er ihr durch mich sendet, da er selbst nicht zu ihr kommen kann? Vor einer Stunde war sie hier und bestellte mir Grüße. Durch ein paar Häuser von ihr getrennt, sitzt ihr Geliebter mit einer anderen Frau. Er denkt nicht daran, den Urlaub im Herbst mit ihr zu verleben. Ich will nicht, daß die Welt in zwei Teile zerbricht. Entweder oder. Ich habe ihr nichts gesagt, habe geschwiegen. Ihretwegen, Baronin. Das geht nicht. Dieses Spielen mit dem Wichtigsten, das in einem Menschen ist. Das darf man nicht zerknicken. Man darf das nicht sinnlos machen, was so klar und einfach vor der Welt liegt

und existiert. Ich habe selbst damit gespielt, oft im Leben. Deswegen darf ich es sagen. Sie können brutal sein, wenn es notwendig ist. Weshalb nicht sagen: Es ist mir gleichgültig, wenn diese Frau kaputt geht, wenn ich nur selbst die Liebe habe. Ich habe Ihretwegen geschwiegen."

„Ich stelle dem nichts in den Weg, daß Sie ihr dies sagen. Aber weshalb haben Sie Mitleid mit ihr, und wissen Sie, ob Herr König nicht auch zerbrechen könnte, wenn ihm eine andere Liebe genommen wird?"

„Ich würde kein Mitleid mit ihm haben. Er kann nicht zerbrechen. Er sagt, er liebe sie beide. Ja, ja. Zwei Bücher sind auf seinem Schreibtisch. Von Ihnen und von ihr. Von demselben Weihnachtsfest. Nebeneinander auf dem Schreibtisch. Wer das aushält, das jeden Tag zu sehen, der hat keinen Gedanken, zerbrechen zu können. Der Mensch ist sinnlos."

Man vernahm Herrn Königs hinkende Schritte auf dem Korridor. Sie blieben an der Tür stehen und lauschten. Andere Schritte kamen. Worte wurden laut. Angestellte des Hotels hielten ihn für einen Einbrecher und Dieb. Denn es war Nacht und nicht sein Hotel, und er schlich schon eine halbe Stunde auf dem Flur umher. Worte verliefen sich. Und wieder vernahm man den hinkenden, schleppenden Schritt.

„Er zerbricht nicht. Er wird wohl nie sterben können. O, er ist der kleine, kleine Gott, der nachts heimlich auf die Straßen der Städte sich schleicht. Seine Finger sind lang. Damit greift er unter jedes Haus und zieht den Stein heraus, auf dem es ruht. Das ist er. Er ist die Wespe, die ihre Eier in das Fruchtblatt legt, daß die Frucht wurmstichig ist und verfault. Er ist der diable boiteux, der nachts unter dem First der Häuser sitzt und die Welt ausgrinst. Er ertrüge dies anders nicht."

Pause, bis die Baronin fragte: „Was soll jetzt werden?"

„Nichts soll werden. Womit werden? Es geschieht ja nichts."

„Ich will morgen mit Ihnen zusammen sein."

„Nein, wir wollen Herrn König rufen."

„Der kann warten da draußen. Der Tag ist für ihn verloren. Sie haben recht mit sich."

Dann schrie sie auf: „Sie haben recht. Sie werden immer recht haben. Aber was geht das Sie an? Was kümmern Sie sich darum, mit wem ich zusammen bin? Was gibt Ihnen das Recht, daß Sie sich in mein Leben eindrängen wie ein giftiges Insekt? Gehen Sie Ihren Weg. Ich gehe den meinen."

„Mögen Sie ihn doch gehen. Sie gehen mich nichts an. Herr König noch weniger."

„Gehen Sie morgen den ganzen Tag mit mir? Nein? Dann mit mir und Herrn König zusammen? Nein?"

Herr König hinkte in das Zimmer. Es war zu Ende. Hast in allen Bewegungen. Händedruck. Franz Meerhöven war allein.

Vier Stunden vor der Abfahrt des Zuges, mit dem Herr Peter König und Franz Meerhöven zurückfahren wollten, kam die Baronin mit Herrn König zu Franz Meerhöven. Zwei Stunden vor der Abfahrt ging man in ein Restaurant, um zu essen. Franz Meerhöven schickte Herrn König zum Bahnhof. Er solle durch einen Gepäckträger Plätze belegen lassen und dann zurückkommen. Es gab ein Mißverständnis. Herr König glaubte, die Baronin und Franz Meerhöven würden sofort nachkommen. Die beiden waren zusammen, und die Baronin sagte: „Er hat nichts von all dem gefühlt.“ Eine Minute vor der Abfahrt kamen sie an den Zug. Als Herr König sie sah, schlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen: „Ich warte und warte. Die ganze Stunde. Die letzte Stunde. Ich will mich auch noch verabschieden.“ Es war ein Mißverständnis. Die Baronin legte einen Strauß roten Mohns in die Hände ihres Freundes. Franz Meerhöven dachte, wenn sie ihm die Blumen gegeben hätte, hätte er gesagt: „Diese Blumen liebe ich sehr. Sie nicht.“ Er fragte sich, ob er gelogen hätte, da er doch an Fräulein von Glahn gebunden war. Würde er auch den Blumen den Sinn genommen haben, sie ganz sinnlos gemacht haben?

Herr Peter König und Franz Meerhöven fuhren durch die ganze Nacht. Qual war in dem Wagen. Ein Kind erbrach Blut, lag die ganze Nacht auf dem Schoß seiner Mutter und mußte am Morgen tot den Zug verlassen. Sirenen stöhnten manchmal durch das Dunkel und die furchtbare Stille wie Tiere im Tod. Der Mond hob sich empor, neigte sich langsam und wurde am Morgen von einem blaßblauen Himmel verschlungen.

In einer der kommenden Nächte wurde Franz Meerhöven gezwungen, bevor er an seine Arbeit ging, sich der Baronin zu überantworten, und gewissermaßen Gericht zu halten mit sich und ihr. Er setzte sich vor sie. Denn in dieser Stunde war seine Arbeit schon wichtiger als sie, die so unglaublich tief und ihm selbst unverständlich in sein persönliches Leben hineingriff.

Sie selbst war nichts anderes als ein Fluß, eine Sonne, ein Baum, ein Tier, ein Mensch, ein Glas und ein Stück Glas. Sie selbst existiert für ihn schon nicht mehr in dieser Stunde. Er hatte alles Persönliche, von dem so viel da war, daß sein ganzes Leben sich zusammenpreßte in die Intensität zweier Tage, die ihm zwei Tage weit machten wie Jahre, von ihr hatte er sich ganz gelöst. Jede Liebkosung, die aus seinem eigensten Gefühl und Wesen gestern und vorgestern noch in vielen Stunden hätte gereicht werden müssen, wäre nun sinnlos. Ihr ganzes Leben war von ihm vernichtet. Sie ist ein Spielball in seiner Hand, wenn auch, so Gott will, das Spiel ein heiteres und schönes Spiel wird. Sie ist

Fluß, Stern, ist wie sein Arbeitstisch, ist wie etwas ihm ganz Fremdes und ist doch wie ein jedes Ding, das jetzt um ihn in diesem Zimmer ist, in welches das Mondlicht hineinduftet, ist wie diese vielen Dinge, die an den Wänden hängen, ist wie der Cruzifixus, die Bronzen und wie ein jedes, das jetzt um ihn atmet und glüht. Und deshalb, deshalb, weil sie aus dem Stern zum Gestirn, aus dem Fluß zum Meere werden konnte und aus den zufälligen Tagen ihrer Erscheinung zur Welt, muß er ihr sagen, daß er ihr schreibt und sich ihr überantwortet.

O, sie könnte ihm mit vollem Recht sagen: „Sie, der mich tötet, mich auflöst, mich zur Figur macht, die Leben aus ihrer Hand erhält, Sie haben nicht das Recht, in mein persönliches Leben hineinzufassen. Denn wenn Sie mir sagen, daß sie meine Sympathie oder meine Liebe zu einem anderen Menschen unverständlich, falsch und sündhaft für mich nennen, Ihnen, der dieses sagt, sage ich: ‚Es ist gleichgültig, auf wen unsere Liebe sich erstreckt. Denn die Liebe ist die Liebe. Es ist gleichgültig, ob ich einen Stern, das Licht, einen Fluß, oder ein Ding Ihres Zimmers liebe oder gerade diesen Menschen. Denn meine Liebe ist meine Liebe'".

Er wird ihr antworten: „Dieses alles ist gleichgültig. Aber Sie verzichten auf die Welt. Ihr Leben hat seit langen Wochen oder Jahren sehr schwer über mir gestanden, und Sie sind mir nicht mehr fremd gewesen, nicht da, als Sie mich zum erstenmal berührten, als wir sprachen, uns die Hand gaben, und ich, auch dies ist kein Zufall, Ihre Brust berührte. Vielleicht haben Sie von all dem nichts gesehen. Vielleicht sind Sie irgendwo, wo Sie alles dies nicht sehen und nur erstaunt sind. Trotzdem nehme ich Ihnen wieder in diesem Augenblick Ihr eigenes Leben. Es ist grotesk, Sie mit einem Menschen zusammen zu sehen, der sich an Ihnen vielleicht zu der ihm möglichen Höhe seines Lebens emporführt. Höher als ein Hügelzug in meinem Mutterlande Westfalen wird es nicht werden. Sie scheinen zu vergessen, daß es Alpen gibt und Felsen, eine Gigantomachie von Felsen. Es ist falsch, von mir zu sagen, dies sei grotesk. Es ist eine Schmach. Es ist Traurigkeit. Es ist das Ende der Welt."

Weil ihr Leben ein Spielball werden muß in seiner Hand und dieses Spiel ein heiteres sein soll, sagt er ihr lächelnd und heiter: „Ich habe mit Vergnügen aus der kleinen Flasche getrunken, die Sie im Zug stehen ließen, und die Ihr Mund sicher sehr oft berührte, und eine andere Stimme, zerbrochen und erledigt, sagte: ‚Ein herrlicher Abschluß dies'".

Als jemand Franz Meerhöven später erzählte, die Baronin Glahn habe an Herrn Peter König geschrieben, dieser selbst habe ihm diese Briefstellen vorgelesen: „Was will dieser Mensch von mir? Will er mein Geld?", mußte Franz Meerhöven nach ihrem Namen fragen und forschen, um was es sich handele. Denn er hatte dies alles vergessen.

Sprüche

von Reinhard Goering

Wenn Leben an sich zweifelt, ist Sterben in ihm.
Sterben im Leben zweifelt am Leben.
Sterben gehört in die Sphäre des Nicht-Lebens.
Wenn Denken an sich zweifelt, ist Nicht-Denken in ihm.
Das zweifelt am Denken.

Denken kann sein und werden.
Wo Denken ist, wird es nicht.
Wo Denken wird, ist es nicht.

Es gibt Sein und Werden.
Alles Seiende ist entweder oder wird.
Sein und Werden in einem ist Geschehen, ist Bewußtsein.
Bewußtsein denkt nicht.

Denken ist Vorgang.
Es kann sein oder werden.
Wenn Denken wird, so regiert im Gedachten das Sein.
Wenn Denken ist, so regiert im Gedachten Werden.
Alles steht immer nur unter einer Artung, so oder so.

Gilt Denken als seiend,
So gilt Gedachtes als werdend.
Gilt Gedachtes als seiend,
So hat Denken als werdend zu gelten.
Wer in einem Werden und Sein vermischt, tut weiter nichts, als er „geschieht".

Sein heißt Sein.
Dasein heißt erscheinen.
Sein ist, ist aber nicht da.
Sein ist beziehungslos.
Nichtsein ist. Es ist Sein, das nicht ist.

Das All enthält Sein.
Enthält Sein notwendig.
Dies ist der erste und letzte Gedanke.
Daß der Gedanke ist, nimmt ihm kein Sein.

Relation ermöglicht Absolutheit.
Da ist sie:
Das Seiende ist der Gedanke. Das Seiende im Gedanken ist das Sein.

Wer Sein hat, gehört dem All an.
Dieses untersteht nicht mehr der Erscheinung.

Sein ist erlebbar.

Zustand des Seins ist Identität zwischen mir und All.

Sein ist Übereinstimmung des Gedankens mit sich selbst, in seiner Erzeugung.

Sein ist erlebbar.
Es steht aber in keinem Verhältnis zu einem Erleben.

Der Mensch besitzt notwendig Sein.
In der Erscheinung besitzt er Werden.

Sein ist mit sich identisch — immer und überall.
Sein spricht zu Sein unmittelbar.

Vorstufen zum Sein sind:
Erkennen des unendlichen Vergehens und Werdens.
Erkennen der absoluten Relativität.
Erkennen der Realität von Unendlich und Ewig.

Erscheinung enthält Sein.
Aber ihr Sein ist nicht in ihr.

Dasein = irgendwo — — sein.

Erscheinung wird nur durch Erscheinung verstanden.

In Erscheinung ist kein Stehen.
Ihre Gesetze verändern sich notwendig.
Die Gesetze ihres Seins (das nicht in ihr ist) sind Raum, Zeit, Geschehen.

Die Gesetze ihres Geschehens selbst sind:
Identität, Polarität, Steigerung.

Erscheinung aus Erscheinung gesehen ergibt den Naturbegriff.

Erscheinung vom Sein aus gesehen ergibt den Begriff vollkommener Sinnlosigkeit, Auflösung jedes Sinnes.

Im Seienden existiert Erscheinung als nicht-werdend gesehen,
Als letzte schattende Größe im Bewußtsein.

Erscheinung ist notwendig dual.

Identität ist Ziel jedes Geschehens.

Polaritäten gibt es unzählige.
Mit der Ausgleichung der einen hebt eine anders gerichtete zu geschehen an.

Identität ist Polarität im Unendlichen oder Polarität durch das All getrennt.

Sein, All, Nichts und Ich besitzen keinen polaren Zustand.

Ich ist bewußtes Sein ohne jede Beziehung.

Sein besitzen heißt Ich besitzen.

Heißt in sich sein.
Nicht irgendwo draußen. Da Ich immer in sich ist, so heißt „irgendwo draußen sein" weiter nichts als „Wahn-Ich" haben.
Nicht sich bewußt, sondern eines Wahn-Ichs bewußt sein. Das ist möglich.

Bewußtsein, das seiner selbst bewußt wird, begrenzt sich.
Zugleich verliert das Ich jede Grenze.

Welt gebären
Lehre aller Lehren.

Zwischen mir und dir
Stehet ich und du.
Daß du dich erschaust, gibst du dich hinzu.

Wer nicht trennt,
Der erkennt.

Milde ist von Gang, er,
der sich gelang.

Raum ist mein Traum.
Zeit ist mein Kleid.
Welt ist mein Maß.
Ich, was ist das?

Wo glühen die Sterne, das ist keine Ferne.
Wo ich bei mir stehe,
Das ist keine Nähe.
Das alles ist nur mauerbreit,
Für das Fenster: Ewigkeit.

Scheinen kann die Welt nicht verneinen,
Denn auch Verneinen ist Schein.
Deine Welt ist dein!
Und bist du auch du selber nicht,
Es gibt Dunkel
Und es gibt Licht.
Und ist Licht auch Schein,
Es bleibt dir nur eines:
Licht zu sein.

Der Berg geschieht,
Wie dein Aug' ihn sieht.
Dein Leben flieht,
Wie der Berg geschieht.

All ist Kraft.
Ich bin von All.
In mir erkennt kraft des Alls, All, sich selbst.
Kraft dem All entstammt in mir denkend
Strebt ins All zurück.
Ich gewinne Bewußtsein;
Ich suche mich selbst zu denken:
Ich gewinne das All.

Erkenne Grenzen, so verlierst du sie.
Verliere Grenzen, so wahrst du sie.
Grenze macht Grenze.
An seinen Grenzen erkennst du – – – –
– – das Unendliche.

Nicht Endendes fängt auch nicht an.
Also: nie enden, nie anfangen!

Sehen können: so fängst du an.
Nicht sehen können: so ende.
Das ist die größre Kunst.

Unendlichkeit ist.
Aber tue einen Schritt
Und du hast sie getötet.

Wer schweigt – – – redet drinnen;
Wer redet – – – schweigt drinnen.

Wer schaut, sieht Farbe farblos.
Wer denkt, denkt ohne Denken.
Wer den Gedanken denkt, verliert ihn.

Wer täglich stirbt, lernt leben. Noch lebt er nicht, denn Leben ist stets
Mauer vor-dem Leben.

Wer Tod weiß, lebt.
Wer lebt, weiß Tod.

Vater: das heißt unendlicher Tod vor mir.
Sohn: das heißt unendlicher Tod nach mir.
In mir ist Vater und Sohn.

Wer möchte handeln,
Da stets Unendlichkeit handelt?
Ob ich aber auch nicht handle,
Unendlichkeit handelt doch durch mich.

Mit Ohren hören ist leicht,
Mit sich hören schwer.

Alles hängt am Seil;
Das Seil selbst muß hängen.
Wo?

Alles sagen sagt immer nur:
Es gibt dies,
Es gibt das.
Mehr kann man nicht sagen.

Es gibt punktlosen Gesichtspunkt.

Das Schiff fährt,
Der Strom fährt,
Das Meer fährt,
Die Erde fährt,
Der Himmel fährt,
Das All fährt,
Wohin fährt das Fahren?

***

Ara Pacis

von Romain Rolland

Autorisierte Nachdichtung von Iwan Goll

De profundis clamans,
Aus der Schlucht des Hasses
Heb ich zu dir, himmlischer Friede, mein Lied.

Heergeschrei soll es mir nicht verdunkeln,
Steigt auch das blutige Meer
Und trägt Europas zerrissenen Leib,
Steigt auch der irre Wind und schüttelt die Seelen:
Blieb ich der Einzige, ich bleibe dir treu!
Unbeteiligt am schändenden Blut-Bund
Werd ich mich nicht am Menschen-Sohn vergreifen.

Bruder bin ich allen, ich liebe euch alle,
Ihr Lebenden einer Stunde,
Die ihr auch diese Stunde
Gegenseitig euch raubt.
Auf heiligem Hügel wachse, aus meinem Herzen,
Über Lorbeer des Ruhms und Eiche hinweg,
Der Ölbaum, steil in die Sonne,
Wo Grillen nisten.

Großer Friede, du herrschest
Mit erhabenem Stab
Über die Unruh der Welt,
Über die Taumel der Wasser,
Rhythmus des Meeres!

Dom, du steigst,
Im ruhigen Gleichmaß über die feindlichen Kräfte:
Strahlende Fensterrose,
Draus der Sonne Blut springt,
Leuchtende Garbe, vom Künstler
Ganz in Harmonie gebunden.

Großer Vogel,
Über den Himmel gespannt,
Unter dem Flügel

Trägst du die Niederungen, –
Aber im Fluge
Erfaßt du über das Seiende hin
Gewesenes und die Zukunft.

Bruder der Freude, Bruder des Schmerzes,
Älterer, wissender Bruder,
Beide nimmst du bei der Hand:
Zwischen zwei Flüssen bist du der helle Kanal,
Der den Himmel zurückscheint
Zwischen der doppelten Fassung der weißen Pappeln.

Göttlicher Bote,
Gehst hin und her,
Von Ufer zu Ufer,
Einest sie,
Flüsterst dem einen:
„Weine nicht, Freude kehrt wieder!"
Flüsterst dem andern:
„Eitle nicht, Glück kommt und geht!"

Wie eine Mutter, mit vollem Arm,
Küßt du zärtlich
Die feindlichen Kinder,
Lächelst, leuchtest sie an,
Wie sie in die schwellenden Brüste auch beißen.

Eine die Hände, die Herzen,
Die sich suchend enteilen;
Beuge ins Joch die ungebändigten Stiere,
Leite die Wut ihrer dampfenden Leiber,
Die sich in Kämpfen vergeuden,
In die fruchtbaren Äcker,
Wo durch Furchen tief der Samen rinnt.

Treuer Genosse
Empfängst du die Rückkehr der Streiter:
Sieger, Besiegte sind gleich deiner Liebe!
Ihres Kampfes Ertrag,
Nicht ein Fetzen von Erde,
Dem des Siegers Fett

Mit dem Sklavenblut vermischt zum Dung dient –
Nein, sie waren Werkzeug des Schicksals,
Und ihr Lohn, daß sie es getragen.

Friede, du lächelst, die guten Augen voll Tränen,
Regenbogen des Sommers, umsonnter Abend,
Goldenen Fingers
Streichelst du die feuchten Felder,
Liebst die gefallenen Früchte,
Heilst die Bäume,
Die der Wind und Hagel verwundet.

Gib uns Heilung, wiege die Schmerzen!
Sie vergehen, sie vergehen
Mit uns!
Du nur bist die Dauer!

Brüder, zum Bunde!
Stürzt ineinander,
Kämpfe des zerrissenen Herzens!
O umschlingt euch,
Tanzet, ihr Schreiter!

Wir sind nicht hastige, fiebrige
Jäger der Zeit,
Wir bändigen sie!
Aus des Jahrhunderts Geflecht
Baut der Friede sein Nest.

Wie die Zikade im Strauch –
Wolkensturm naht, Regen schon strömt und ertränkt
Felder und Lieder;
Dann, kaum rauschte das Wetter vorbei,
Klingt der trotzige Sänger wieder –
Also, wenn im rauschenden Osten
Über die zerschmetterte Erde
Die vier Reiter im rasenden Ritt
Laut sich entfernen,
Heb ich das Haupt,
Nehme die Strophe auf, singe,
Schwach, aber trotzig!

(Geschrieben vom 15. bis 25. August 1914)

Rundschau

Revolutionierung des Kunstunterrichts

von Fritz Hoeber

Die Frage einer Umgestaltung des Kunstunterrichts erscheint für die Genies von nur untergeordneter Bedeutung: die Erwin von Straßburg, Michelangelo und Rembrandt waren sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges stets bewußt. Ihre höchsten Ziele erreichten sie in allen Schulen oder auch trotz aller Schulen. – Das Wesentlichste in der Kunst, die Gestaltung der Gefühle, kann niemals ein Mensch vom andern lernen, es sei denn, daß er dieses Göttliche bereits vorher unbewußt in sich trage. Das was ein Künstler dem andern zu weisen vermag, ist lediglich die technische Methode, das geistige Resultat aber muß sich ein jeder selbst erringen. Deshalb wird in des Wortes wörtlichster Bedeutung jeder wahre Künstler immer Autodidakt sein müssen.

Wird man also ganz konsequent sein, lediglich der Logik des künstlerischen, rein intuitiven Schaffens folgen wollen, so muß man grundsätzlich jede Organisation des Kunstunterrichts, alle Kunstschulen oder Akademien älteren oder neueren Stils verwerfen. Nun gehört aber die ideale Kunst außer sich selbst auch noch einem größeren soziologischen Ganzen an, und das ist das Leben in seinen mannigfaltigen realen Ausprägungen. In diesem Sinn erscheint auch für die große Menge der sich um die bildende Kunst Bemühenden heute die Umgestaltung des üblichen Kunstunterrichts zur nationalökonomischen Notwendigkeit geworden.

Man fasse den Begriff der „bildenden Kunst" in möglichster Weite auf und nehme in ihn nicht nur die freien Künste der Malerei und Bildhauerei, sondern auch die mannigfaltig gebundenen Gebiete des Kunstgewerbes, der Architektur, ja des ganzen Ingenieur- und Städtebaus hinein. Da erweist sich dann die überragende volkswirtschaftliche Bedeutung einer zielbewußten Ausbildung der angehenden Kunstjünger, da zeigt sich dann aber auch jene „Gefahr einer weltfremden Sonderentwicklung" der einzelnen bildendkünstlerischen Disziplinen, von der der

Baudirektor von Hamburg, Professor Fritz Schumacher, gelegentlich warnend spricht. Die augenscheinliche Überproduktion an von niemand begehrten Werken der Malerei und Skulptur in den öffentlichen Ausstellungen, die selbstgefällige Ornamentiersucht eines — gottlob bereits meist schon überwundenen — Kunstgewerbes, die Fassadenäußerlichkeit der stilhistorischen Großstadtarchitektur, der jeder Gefühlsfeinheit bare Materialismus des Ingenieurbaus, die stumpfsinnige Plangeometrie der neudeutschen Stadtviertel der jüngsten Vergangenheit, — all das sind schwer belastende Zeugen für die widersinnige Isolierung von Schaffensgebieten, deren innerer Zusammenhang schon durch den Unterricht von vornherein sichergestellt werden muß, um ihn dann durch die ganze Lebenspraxis festzuhalten.

I

Welche Reformideen für das Kunstschulwesen sind bis jetzt literarisch geäußert worden? — Als erster Pionier des Gedankens einer fruchtbaren Beeinflussung der verschiedenen Gestaltungs- und kunsttechnischen Tätigkeiten untereinander darf hier vor allem wieder Karl Scheffler mit verschiedenen, teilweise sehr frühen Aufsätzen gelten (Moderne Baukunst 1907: Erziehungsfragen, Architektur der Großstadt 1913: Vom Beruf des Architekten, neu variiert und durch soziale Perspektiven bereichert in einem bei Rascher u. Cie. erschienenen Züricher Vortrag 1918). — Die noch während des Krieges von Woldemar von Seydlitz unter dem Titel „Die Zukunft der Vorbildung unserer Künstler" (Leipzig 1917) veranstaltete Umfrage unter einer Reihe von Künstlern und Kunstgelehrten, die sich an eine Debatte zwischen dem Generaldirektor der preußischen Museen Wilhelm von Bode und dem Berliner Akademiedirektor Arthur Kampf anschloß, tritt ebenfalls für einen produktiven Zusammenschluß der freikünstlerischen Akademien und der für Industrie und Handwerk arbeitenden Kunstgewerbeschulen ein, um die Überzahl der Talente sachgemäß in unser jetziges, schwieriges Wirtschaftsleben einzugliedern: sie will das durch einen pädagogisch gemeinsamen Unterbau für freie und angewandte Kunst bewerkstelligen. Erst nach Erledigung dieser Vorschule scheiden sich die Wege, die hier in Meisterateliers, dort in Werkstätten der verschiedenen Techniken münden sollen.

In einer ästhetisch trefflich begründeten Untersuchung der modernen „Künstlerischen Erziehungsfragen" (Flugschriften des Münchner Bundes. Erstes Heft. Juni 1917) betont der Leiter der Münchner Kunstgewerbeschule, Richard Riemerschmid, die aufbauenden und für die geschlossene Ausdrucksform ordnenden Eigenschaften des tektonischen, aus der Erinnerung typisierenden Kunstwerks im Gegensatz zu jenem zufällig individuellen und analysierenden Impressionismus, wie ihn das naturalistische

Modellstudium der Akademien großgezüchtet hat. Riemerschmid erhofft sich von einem Unterricht, der als Grundlage Werkstoff und Werkzeug und deren architektonische Verwendung annimmt, sowohl eine Wiederherstellung des uns heute verlorengegangenen Zusammenhangs aller Künste untereinander wie auch eine neue monumentale Blüte der beiden freien Künste, zum Beispiel der Malerei in der Art Hodlers oder der Hölzelschule, der Bildnerei in der Art Lehmbrucks oder Albikers. Erst wenn diese formale Grundlage unbedingt gesichert erscheint, darf das Kunstwerk durch mannigfaltige Naturstudien im einzelnen noch bereichert und persönlich differenziert werden.

Die beiden programmatischen Schriften von Professor Theodor Fischer in München („Für die deutsche Baukunst." Flugschrift des Münchner Bundes. Zweites Heft. Oktober 1917) und von Professor Fritz Schumacher in Hamburg („Die Reform des kunsttechnischen Unterrichts." Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht. Heft 3. Leipzig 1918) gehen von der bereits von Scheffler charakterisierten Vielseitigkeit des Architektenberufes aus: den Seiten des Künstlers und des Gelehrten, den Seiten des Handwerkers, des Unternehmers, des sozialen Organisators. Allen diesen so verschiedenartigen Berufskategorien muß der kunsttechnische Unterricht eingehend Rechnung tragen, er muß auf ihre wechselseitige Verknüpfung hinweisen, ohne aber doch fruchtbare Sonderentwicklungen abzuschneiden, zum Beispiel zum Architekturwissenschaftler oder zum Verwaltungsarchitekten, dem Leiter der Siedelungsämter großer Städte. Im einzelnen wünscht Theodor Fischer die ganze naturwissenschaftlich-mathematische Vorbereitung schon auf den Mittelschulen erledigt, die Nebenfächer, wie darstellende Geometrie, anorganische Chemie oder Kunstgeschichte nicht als Spezialwissenschaften ausgebaut, sondern ebenfalls nur von Architekten für Architekten vorgetragen, so daß sich für die immer wichtiger werdenden Fragen der sozialen und volkswirtschaftlichen Bauaufgaben reichlich Zeit erübrigen ließe. Sodann fordert Fischer die möglichst enge Verbindung mit dem Handwerk — Fritz Schumacher braucht gelegentlich den treffenden Vergleich von dem „Kapellmeister, der mindestens ein Instrument selbst virtuos beherrschen muß" — und dem entsprechend die baldige Einführung, etwa nach dem vierten Semester, des jungen Baueleven in die Praxis: es sollen sich Ateliergenossenschaften unter „Jungmeistern" bilden, denen zunächst ein „Lehrmeister" (Assistent) vorsteht, die dann im Ganzen ein Meister (Professor) als Leiter der höheren Lehrwerkstätte beaufsichtigt.

Auch hier wieder die Restaurierung des durch den Intellektualismus zerstörten alten handwerklichen Zusammenhangs mit den Urquellen schöpferischer Gestaltung, die auch Riemerschmid fordert, für die in großartigster Weise endlich der geniale Plan Fritz Schumachers wirbt: „Hochschulen des Gestaltens" zu errichten, die in universeller Absicht Bauingenieure

— für Industrie- und Städtebau —, Architekten, Kunstgewerbler und freie Künstler in sich vereinen sollen.

2

Der Wunsch, wie er damit von den verschiedensten Seiten für die Reform der künstlerischen Erziehung ausgesprochen ist, geht also auf in sich reich gegliederte, aber doch zur Einheit geschlossene „Hochschulen für kunsttechnisches Gestalten" aus. Sie sollen das so mannigfaltige Material an Kunststudierenden aufnehmen, sollen die hier sich zeigenden individuellen Veranlagungen weise ausprobieren und die so gesichteten Schüler auf die verschiedenen gestaltenden Berufe vorbereitend verteilen, um sie endlich zu geistig und wirtschaftlich gesicherten Plätzen im Leben der Nation hinzuführen. Denn wie es heute um uns steht, muß Sparsamkeit überall als Tagesordnung gelten, vor allem auch Sparsamkeit mit den schaffenden Talenten. — Wie ein Symbol der lang gewohnten Zersplitterung der bildendkünstlerischen und gestaltungstechnischen Kräfte stehen die bisherigen Unterrichtsanstalten nebeneinander da: die freikünstlerischen Akademien für die Maler und Bildhauer, meist ehrwürdige Gründungen landesfürstlichen Mäzenatentums, die technischen Hochschulen für den Architekten, den Industrie- und den Sozialingenieur, Schöpfungen des materialistischen Gründertums der siebziger Jahre, dem dann nach der dekorativen Seite hin — auch geschichtlich — die Kunstgewerbeschulen entsprechen. Schließlich noch die Baugewerkschulen, die Gewerbe- und sonstigen Fortbildungsschulen, als Fachanstalten für den praktischen Handwerker ohne Zulassungsbeschränkung, aber auch ohne Examensberechtigung errichtet, die subordinierte Kategorie der technischen Hochschulen im ehemaligen preußisch-deutschen Obrigkeitsstaat, wie es dort auch immer neben adeligen Kadettenhäusern proletarische Unteroffiziersschulen gab. Und wie hier ein exklusiver Standesdünkel auf die niedere Charge herabzublicken pflegte, so hielten sich auch jene „Hochschulen", die Akademien, technischen Hochschulen, Kunstgewerbeschulen, für weit erhaben über die sozial einfacheren gewerblichen Fachschulen, wenn auch tatsächlich wegen der innigeren Verbindung mit der praktischen Handwerkserfahrung dort vielfach Tüchtigeres geleistet wurde.

Dies etwa das ziemlich bunte Gesamtbild des kunsttechnischen Unterrichtswesens, wie es sich bis heute in Deutschland offiziell herausgebildet, ohne auf eine Reform an Haupt und Gliedern zu drängen. — Hat nun das, was an Wünschen von so vielen Seiten und doch auch schon seit geraumer Zeit zur Neugestaltung des kunsttechnischen Unterrichts laut geworden ist, nirgendwo Verwirklichung gefunden?

Die modernsten kunstpädagogischen Anstalten sind offenbar die Kunstgewerbeschulen. Ihnen kam die — besonders in Deutschland, Öster-

reich und der Schweiz — immer in jugendlichem Fluß befindliche, nutzkünstlerische Bewegung sehr zu statten, die sich 1908 ihren „Werkbund" gegründet hatte und an deren Spitze die universellsten, aktivsten Persönlichkeiten der gestaltungsfreudigen Gegenwart standen: zugleich Baumeister und Maler, Möbelzeichner und Schriftreformer, Bühnenkünstler und Industriegestalter, vor allem aber ausgezeichnete Pädagogen und gesinnungsstarke Organisatoren einer geschmacksbildenden Propaganda.

1903 hat gewissermaßen programmatisch Peter Behrens in Düsseldorf eine Kunstgewerbeschule errichtet, die erste in ihrer Art, die mit vollem Bewußtsein das architektonische Prinzip in den Mittelpunkt aller nutz- und freikünstlerischen Gestaltung rückte. Sie konnte dies in so überzeugender Weise tun, weil ihr Leiter selbst diese monumentale Architekturgesinnung als Persönlichkeit verkörperte. Behrens' Nachfolger in Düsseldorf seit 1907, Wilhelm Kreis, entwickelte solche ihm zuteil gewordene Überlieferung stets aufs neue lebendig weiter.*

In Weimar hatte vor dem Krieg Henry van de Velde sich ebenfalls ganz aus seiner persönlichen Mentalität heraus eine Schule geschaffen, deren Schwerpunkt in den einzelnen Werkstätten und den stark individualisierten Fachklassen lag: Van de Velde besitzt wie kaum ein anderer moderner Künstler den Instinkt für die besonderen Schönheiten des Materials und die Logik der Konstruktion, für die jeweilige Herstellungstechnik. Es sind unter seinem Einfluß aus Weimar Möbel, Keramiken, Textilien, Bucheinbände, Glas- und Metallarbeiten hervorgegangen, die in ihrer Kultursättigung mit den schönsten Werken Ostasiens, des gotischen Mittelalters, des achtzehnten Jahrhunderts wetteifern können. Durch Van de Veldes lebenspendende Initiative erhielt das alteingesessene Thüringer Handwerk Aufträge mannigfaltigster Art, die ihm zu einer neuen reichen Blüte verhalfen. Der vor den Kriegswirren geflüchtete Meister hat jetzt, auf der Schweizer Seite des Bodensees, eine private Kunstgewerbeschule eröffnet. Es müßte Ehrenaufgabe des neuen demokratischen Deutschland sein, den um unsere nutzkünstlerische Erneuerung Hochverdienten zurückzurufen und ihn in vollen Ehren und mit reichsten Mitteln wieder einzusetzen.

Aus der Fülle süddeutscher lokaler Handwerkstraditionen einer gemütsstarken Heimatkunst sind die Schulen des bairischen München und des hessischen

* Das letzte Jahr vor dem Krieg hat allerdings im Düsseldorfer kunsttechnischen Unterricht einschneidende Veränderungen getroffen: Kreis trat von der Leitung zurück und die Schule wurde in eine mehr künstlerisch gerichtete Handwerkerschule und eine mehr technologisch gedachte Industrieschule wieder zerlegt. Auch die von Behrens ursprünglich geplante organisatorische Verschmelzung von Kunstgewerbeschule und Akademie, wie sie in Breslau unter Hans Poelzig sehr zukunftsverheißend verwirklicht worden war, kam in Düsseldorf leider nie zustande.

Offenbach erwachsen. Als Leiter wirken zwei typisch süddeutsche Architekten, dort Richard Riemerschmid, hier Hugo Eberhardt. Das Erzeugnis erscheint von malerisch bewegter Schwere, knorrig und echt wie das der alten gotischen oder barocken Handwerksmeister, aber immer in architektonischer Haltung trefflich geschlossen und gefestigt. — Gegensatz zu dieser durchaus germanischen Schwerfälligkeit ist die weltmännische Eleganz, die repräsentative Großstädtischkeit der dekorativen Art Bruno Pauls, mit der dieser, unterstützt von seinen Gehilfen Emil Orlik, E. R. Weiß, Josef Wackerle und anderen, die Berliner Kunstgewerbeschule suverän beherrscht.

Diese Aufzählung ließe sich gewiß noch verlängern, — die Essener Kunstgewerbeschule unter dem strengen Baumeister Alfred Fischer, die Hagener unter dem Holländer Joh. L. M. Lauwериks, einem Schüler von Berlage und Behrens, die Züricher unter Alfred Altherr wären hier lobend zu erwähnen.

Als eine wundervoll gelungene Synthese aus architektonischem Raumempfinden und direkt an Orientalisches gemahnendem Flächendekor ist aber vor allem hier der Arbeit der Wiener Kunstgewerbeschule einen besonderen Ehrenplatz anzuweisen. In ihr haben sich die durch ihre geistvollen Erzeugnisse rühmlichst bekannten „Wiener Werkstätten" ihr pädagogisches Organ geschaffen, das dann in Hamburg mit Carl O. Czeschka als spiritus rector einen blühenden Ableger gefunden hat. — Die methodische Einrichtung dieser Wiener Kunstgewerbeschule hat etwas so Vorbildliches, daß sich eine kurze Beschreibung als Musterbeispiel rechtfertigt.

Eine allgemeine Abteilung, die ornamentale Formenlehre und Zeichnen nach der Natur vermittelt, gibt die Vorbereitung für den jungen Anfänger. Auf dieser für alle Studierenden obligatorischen Vorschule bauen sich nun die verschiedenen Fachklassen für Architektur, Malerei und Bildhauerei auf. Nur deren ordentliche Teilnehmer haben Zutritt zu den Werkstätten für Metallplastik, Emailarbeit, Keramik, Textilwerk usw. Hier können dann reifere Schüler unter der praktischen Aufsicht des Werkmeisters und mit dem Rat des Fachlehrers schon eigene Aufträge ausarbeiten. — Begleitend treten noch die Hilfsfächer zeichnerischer und theoretischer Art hinzu, ferner — als sehr begrüßenswerte Einrichtung bildendkünstlerischer Volksbildung — die öffentlichen Zeichensäle für Gewerbetreibende aller Berufs- und Bevölkerungsschichten und ein „Kurs für Jugendkunst", in dem Kinder zuerst ihrem angeborenen Bildnertrieb in phantasievoller Freiheit frönen können.

Man sieht, aus solch vielseitig ausgebauter Kunstgewerbeschule, die alle Anregungen des modernen gewerblichen und sozialen Lebens in ihren Organismus aufgenommen hat, kann sich — natürlich stets unter der Voraussetzung starker leitender Persönlichkeiten — jene allumfassende „Hochschule des Gestaltens" entwickeln, für die Fritz Schumachers beredtes Programm so warm eintritt.

Wenn früher ein junger Mensch zeichnerische Fähigkeiten entwickelte, so wurde er von vornherein von seinen Eltern oder von mehr oder weniger sachverständigen Verwandten für einen speziellen Beruf bestimmt. Er „sollte" Maler, Bildhauer, Architekt, Kunstgewerbler usw. werden. Die Möglichkeit, daß ein solches künstlerisch begabtes Menschenkind erst einmal selber alles prüft, um dann das für sich Beste zu behalten, scheiterte an der vorhin charakterisierten Zerklüftung unserer heutigen kunsttechnischen Lehranstalten.

Diesem Übel hat nun eine Vorschule abzuhelfen, die sowohl Übersicht gewährt über die künstlerischen Entwicklungswege, und die dann auch das „Prinzip der Gestaltung" in den Vordergrund des Unterrichts stelle. Es muß jedem Kunstjünger von vornherein klar gemacht werden, daß das Wesentliche nicht das mechanische Abzeichnen gleichgültiger Naturvorkommnisse sein kann, sondern vielmehr das Umschmelzen solcher Naturstudien zur neuen Verwendung im Kunstwerk. In diesem höheren Sinn betont Richard Riemerschmid (a. a. O. S. 18): „In jedem Kunstwerk werden richtige Formen dem Werke zuliebe geopfert. Eine Forderung des Werkes dagegen der Richtigkeit der Naturformen zu opfern, das geht gegen die Kunst. – Man muß sogar soweit gehen und zugestehen, daß im einzelnen Falle die Naturform vergewaltigt, mißachtet sein kann, und daß doch ein köstliches Kunstwerk entsteht. Aber umgekehrt, daß an einem Kunstwerk die Formgesetze vergewaltigt und mißachtet sind, das kann's nie geben."

Ist auf diese Weise ein kraftvolles konstruktives Gefühl im Kunstschüler geweckt und befestigt und damit die auch heute noch besonders akute Gefahr eines halt- und gedankenlosen Naturalismus beseitigt, so kann die Verteilung des Schülermaterials auf die einzelnen Berufsklassen erfolgen. Jetzt schon werden sich weit weniger freie Bildhauer und freie Maler melden als in früherer Zeit, nachdem die vielerlei anderen Wege zur Gestaltung rechtzeitig erkannt sind, so daß auch unsere Volkswirtschaft von dem Überfluß an unbeschäftigten Malern ohne schöpferische Ideen befreit ist. Nur diejenigen, die außer Zeichnenkönnen auch noch etwas Inneres, Seelisches, wirklich Freikünstlerisches zu offenbaren haben, treten künftig in die Klassen oder in die Meisterateliers für Malerei und Plastik ein.

Hier wird dann nicht mehr in elementarer Weise Einzelunterweisung und -korrektur im Ölmalen oder Modellieren erteilt – da ja dieser Vorunterricht bereits erledigt ist –, sondern nach dem geschichtlichen Vorbild der großen Kunstepochen werden in den Meisterateliers öffentliche Aufträge des Staates, der Gemeinden von Meistern und Schülern zusammen bearbeitet. In dieser Art hat die Stuttgarter Hölzelschule zum Beispiel schon musterhafte Erfolge erzielt (die Ausschmückung der von

Theodor Fischer geschaffenen Pfullinger Hallen), in dieser Art will jetzt derselbe Theodor Fischer das gesamte Münchener Akademiewesen neu ausgestalten. – Solche Ateliergemeinschaften zwischen Meister und Schülern dürfen natürlich nicht die individuelle Studienfreiheit der Lernenden sachlich oder zeitlich beschränken, vielmehr ist ihrer persönlichen Entwicklung jedweder Spielraum zu gewähren.

Durch die hochschulartige Verbindung der verschiedenen bildendkünstlerischen „Fakultäten" – der Vergleich geht auf Schumacher zurück –, der Malerei, der Plastik, des Kunstgewerbes, der Architektur, des Städte- und Ingenieurbaus, findet eine wechselweise Beeinflussung der freien und der gebundenen Künste zum Wohle beider Teile statt. Wie schon betont, wird dort der gedankenlose Naturalismus überwunden werden, und auch auf seiten der tektonischen Künste entfaltet sich nun ein malerisches Leben, das der hier herrschenden Körperhaftigkeit die Härte, der logischen Konstruktion die bloß intellektuelle Strenge nimmt. Es wird eine der Hauptaufgaben der neuen Schule sein, die kristallinische Form, die unsere deutsche Architektur vor allen anderen Nationen sich erworben hat, mit einer phantasievollen Anmut zu umkleiden. Schöne Anfänge hierzu zeigen sich, wie gesagt, bei Bruno Paul in der freien dekorativen Belebung des Innen- und Außenraumes, des Hauses und Gartens, des Grundrisses wie des Aufbaus.

Diese geistige Verknüpfung von frei schaffender und zweckhaft gebundener Kunst ist Wesensgrundsatz für alle Abteilungen. – Im einzelnen gilt es, den bereits bestehenden, auch von uns geschilderten guten Beispielen Folge zu leisten: Ateliers und Versuchswerkstätten sind auszubauen und sachgemäß zu betonen gegenüber jenem alten, indifferenten Klassenunterricht. Ebenso sind technische Lehr- und Versuchsanstalten einzurichten, die vollkommen die naturwissenschaftlichen Hilfsfächer, Chemie, Physik, Materialienkunde usw. für die tektonischen Künste ersetzen können. – Die zeichnerischen und mathematischen Hilfsfächer, Anatomie, darstellende Geometrie, höhere Mathematik und Statik für Architektur sind so konzentriert wie möglich vorzutragen. Dabei ist immer nur der dem Kunstganzen untergeordnete Hilfszweck im Auge zu behalten, nicht aber der Versuchung nachzugeben, diese Disziplinen nun nach dem Vorbild der Universität als selbständige Wissenschaften auszubauen.

In gleicher Weise sind Kultur- und Kunstgeschichte möglichst im Rahmen des Faches, der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur, des Kunstgewerbes, und von Künstlern in großzügigen Synthesen hier vorzuführen. Nicht aber sind mit analytischen Geisteswissenschaften in historischer und chronologischer Einzeluntersuchung die dafür gar nicht interessierten Kunstschüler zu langweilen. Solche Kunstgeschichtsvorträge könnten, wie das auch Theodor Fischer vorschlägt, sehr anregend werden,

wenn sie durch ästhetische und kulturelle Fragen schöpferische Perspektiven eröffnen, wenn sie vor allem stets von Skizzierübungen begleitet werden und auf diese Weise die umständlichen Stil- und Formenlehren der alten Akademien lebendig ersetzen.

In der Abteilung für Großarchitektur, bei dem eigentlichen Kunstbau, dem Industriebau, dem sozialen Städtebau, ist das Wichtigste natürlich, so bald wie möglich Gruppen mit gemeinsam zu bearbeitenden Aufgaben unter Jungmeistern, von Ateliers unter Lehrmeistern usw. zu bilden, wie das Theodor Fischer ausführlich entworfen hat. Diese Aufgaben müssen dann in reichster Mannigfaltigkeit gestellt sein, sie müssen das gesamte Haus mit all seiner praktischen und künstlerischen Ausstattung umfassen, — ein Thema, an dem dann wirklich auch die ganze Schule in allen ihren Abteilungen mitarbeiten kann. Es kommt der Garten hinzu, der durch die gartenkünstlerische und Tiefbauabteilung zu gestalten ist, usw.

Ebenso sind die Bauingenieure im Hallen- und Fabrikbau, in der Konstruktion von Brücken, in der architektonisch durchdachten Anlage ganzer Industrieviertel zu beschäftigen. Auch hier darf nicht mehr eine unfruchtbare Isolierung des Technischen wie in den alten Lehrbetrieben herrschen, sondern ein Durchtränken auch der primitivsten Konstruktionsform mit ästhetischem Gefühl und sozialer Verantwortung.

Solche soziale Verantwortlichkeit überhaupt ist das gestaltende Prinzip im Städtebau und im Kleinwohnungsbau, den dringlichsten Aufgaben unsrer nächsten Zukunft, die somit höchst aktive Kräfte von ausgesprochenem Organisationstalent erheischen. Diese „Sozialarchitekten" für unsere Großstädte und unsere ländlichen Siedlungen sind reichlich mit Verwaltungskunde, mit Unterricht in Volkswirtschaftslehre und Sachenrecht zu versehen. Ihnen ist durch Staatsexamina Möglichkeit zu geben, sich die Berechtigung für die Bekleidung staatlicher und kommunaler Verwaltungsposten zu erwerben, um als vielseitig ausgebildete leitende Techniker mit den juristisch Vorgebildeten konkurrieren zu können. Aber auch sie, diese technischen Verwaltungsbeamten, zeichnet der formale Feinsinn aus, der die ganze „Hochschule für Gestaltung" durchweht als ein neuer schöpferischer Geist. —

Soweit die Kunstschule für die schaffenden Künstler selbst, denen die Kunst ernsthafte Lebensaufgabe ist. — Nun gibt es aber zweifellos auch noch ein leichteres Bedürfnis für künstlerische Beschäftigung des weiten Publikums: Man unterschätze die Bedeutung des Dilettantismus für die künstlerische Kultur eines Volkes nicht. Er besteht genau so für die bildenden Künste wie beispielsweise für die Musik: Der Klavierspieler und vor allem die Klavierspielerin sind die beste Resonanz für Symphonie, Kammermusik und Oper. Und auch derjenige, der selber zeichnet,

besucht Ausstellungen mit stärkerem künstlerischen Interesse, beurteilt und kauft mit richtigem Gefühl gute Kunstwerke. Es gilt, eine optische Volksbildung zu verbreiten im Sinne des Wölfflinschen „Sehenlernens", wie sie zum Beispiel Fritz Wichert zuerst in seinem Mannheimer „Freien Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst" zur Tat hat werden lassen.

Das oben genannte Wiener Beispiel sei uns hier vorbildlich: Zeichensäle etwa allerorten in der Stadt zu errichten, an der Spitze ein weitherziger und doch temperamentvoller Künstler, dann „Kurse für Kinderkunst", vielleicht an die Vorabteilungen der Kunstschulen angegliedert, endlich ebensolche Möglichkeiten für dilettantische Bastelübungen zu eröffnen, als Handfertigkeitsunterricht usw. Die Einzelausführung kann überall verschiedenartig sein und einer Sonderinitiative überlassen bleiben. Hauptsache ist, daß jener heute allgemein auf den Kunstschulen noch herrschende Unfug aufhört, die Vereinigung von Dilettanten und Berufskünstlern aus Gründen einer möglichst hohen Besucherzahl und durch solche Ungleichwertigkeit des Schülermaterials dann ein starkes Herabdrücken des allgemeinen Unterrichtsniveaus. – Der Dilettantismus hat, wie gesagt, durchaus seine Lebensberechtigung, aber mit Verlaub nur außerhalb der künstlerischen Fachschulen.

Mit diesem Hineintragen des bildendkünstlerischen Interesses in weiteste Publikumskreise ist die Kunsthochschule, die einstige „Akademie", zur „Volkshochschule" geworden. Es sind ganz die entsprechenden Faktoren, die die Revolutionierung des Kunstunterrichts verursachen, wie die, die im intellektualistischen Leben der Universitäten sich allmählich Geltung erringen: Bestrebungen, die jene alte hochmütige Isolierung auflösen wollen in einen von modernem Leben durchpulsten Aktivismus. Die junge Zeit kennt keine toten Punkte im Dasein des Volksganzen mehr. Geistig wie wirtschaftlich soll nun auch die „weltfremde Kunst" in den großen sozialen Organismus einbezogen werden. Die echt akademische Vorstellung einer „Kunst nur um der Kunst willen" ist der höhern Idee des sich Einfügens in die nationale Arbeit gewichen.

Wie ein anschauliches Symbol wirkt es da, daß das sich selbstgenügende Rahmenbild, die von aller Umgebung unabhängige Freistatue mehr und mehr dem architektonisch eingeordneten Wandgemälde, der im Gesamtbau sich erst begründenden Großskulptur jetzt weicht.

Und ein anderes, persönliches Resultat der Revolutionierung des Kunstunterrichts wird die neue Stellung des Studierenden auf diesen Schulen bedeuten: Nicht mehr ist er der ängstliche Schüler, der nur untertänig sich dem hochberühmten Meister zu nähern wagt, sondern der freie Arbeitsgenosse in der Ateliergemeinschaft, der an dem

Werkauftrag nach seinen Kräften tüchtig mithilft und in geistiger Gleichberechtigung dabei vieles mitlernt.

Praktisch genommen bilden auf diese Weise die „Hochschulen für kunsttechnisches Gestalten" – um nochmals Fritz Schumachers vielversprechendes Leitwort zu nennen – sowohl den freien Künstler wie den organisationsbegabten, technischen Verwaltungsbeamten aus. Zwischen diesen beiden Polen liegen die übrigen Persönlichkeitskategorien.

Das Ideal, das diese „Gestaltungshochschulen" darstellen, ist wohl nur dort zu verwirklichen, wo man auch die schöpferischen Männer zur Leitung findet. Ein Ideal, das zugleich einen ganz neuen pädagogischen und künstlerischen Typus darstellt, wie ihn nur unsere Zeit aus ihrer eigentümlichen technisch-intuitiven Einstellung heraus erfinden konnte: Die geschilderte architektonische Kunstschule ist ebenso pädagogisches Abbild des Expressionismus und der zur Sozialisierung drängenden Großindustrie, wie die Pleinair-Ateliers einst das geradlinige Ergebnis des Impressionismus waren und die religiös gestimmten, auf der zarten Umrißlinie begründeten Zeichenschulen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein echter Ausdruck der Romantik. –

Das Problem Nietzsche

von Kurt Singer

Das Werk Nietzsches ist von dem düster schwelenden Schein der Gewißheit umlagert, Verhängnis zu sein und Vorzeichen größerer Verhängnisse. „Das gegenwärtige Europa," heißt es in einem Brief an Overbeck aus dem Jahre 1887, „hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin – und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde." Die Interpreten haben solche Zeugnisse fast immer nur als Symptome eines krankhaft überreizten Glaubens an die kosmische Bedeutung des Nietzscheschen Denkens gedeutet. Man verdankt es ihrer ordnenden und zerlegenden Arbeit, wenn jetzt die einzelnen Problemstellungen und Lösungen dieses Denkens gesondert und geklärt in die Geschichte der Begriffe und Geistestendenzen eingereiht werden können – frei von allen Schauern, mit denen einst Gestalt und Wort des Letzten Philosophen trächtig schien, aber auch als „historisch" geworden, aller be-

unruhigenden, umwandelnden, zeugenden Kräfte beraubt, in denen doch ihr Zauber einzig wirksam war.

Ein geheimnisvoll-strenges Ineinanderspielen von Notwendigkeit und Freiheit, Sinn und Geschehen hat es gefügt, daß erst in dem Augenblick, wo der Beginn der Katastrophe, der Untergang einer todgeweihten Welt in seinen äußeren Anzeichen und Vorboten auch den gröberen Organen dieser Zeit sichtbar und greifbar wird, nun auch das erste Werk (Ernst Bertram: „Nietzsche. Versuch einer Mythologie." Verlag von Georg Bondi, Berlin 1918) über den philosophischen Verkünder dieses Unter- und Überganges erscheint, das nicht von den einzelnen Problemen, Anlässen und Produkten seines Denkens redet, sondern von dem einen Problem, das er verkörpert: von seinem Bild und seinem Schicksal, nicht von seinen Erlebnissen, Absichten und Motiven. Wer geglaubt haben mochte, Person und Philosophie Nietzsches gehörten bereits der Geschichte, als dem geordneten Bereich abgelebter, überschaubarer Dinge an, wird durch dieses Buch überführt, daß der Fall Nietzsches noch offen ist, kein in irgendeiner Vergangenheit abgeschlossener Prozeß, sondern ein beunruhigendes und verheißendes Element unserer Gegenwart. Indem Bertram von Nietzsche als von einem Lebendig-Ewigen spricht, die Entwicklung seines Lebens und seines Denkens zur „Legende", zum mythisierenden Bilde verdichtend, sein Wesen als Sinnbild geistiger Mächte und Verhältnisse deutend — stellt er das Problem Nietzsche von neuem in den geistigen Raum, bezaubernd und drohend wie am ersten Tage, als sein lockender und schon verräterischer Ruf die erwachenden Geister traf.

Legende: das bedeutet hier keine stilisierende romantische Umrankung mit den Zügen einer früheren Frömmigkeit, sondern die Verewigung, Bildwerdung des schöpferischen Lebens in seinen mythischen Gestalten. „Die Legende eines Menschen, das ist sein in jedem neuen Heute neu wirksames und lebendiges Bild. Nicht als Niederschlag eines jeweiligen Standes exakter Forschung, auch nicht als bewußt künstlerische Zusammenfassung, als philosophische Deutung eines zerstreuten und beseelbaren Materials. Ein eigenlebendiger Organismus vielmehr ist dies Bild, das seine selbständige Existenz führt. Wandelbar, wandelwillig ist es und wandelt sich auch stets, zeigt immer wenigere, immer größere Linien; wird zugleich typischer und einmaliger, zugleich parabolisch und unvergleichbar. Es steigt langsam am Sternenhimmel der menschlichen Erinnerung hinan; es scheint in jedem der mythischen Tierkreisbilder, der zwölf großen ‚Häuser des Himmels', einmal zu verweilen, als sei es gerade in diesem Zeichen geboren und eigentlich zu Hause; und es kreist, ist seine innere Umlaufskraft so stark, daß sie unter Menschen ewig heißt, allmählich so hoch gegen den Pol, daß es, gleich einem Gestirn des Nordens,

niemals wieder unter die Horizontgrenze unseres Gedächtnisses hinuntergeht."

So hat Gundolf die Geschichte Shakespeares in Deutschland als eines ausstrahlenden Kerns von Schöpfertum, die Entwicklung Goethes als die Auswirkung einer sich selbst Grenze setzenden Gestaltungskraft sinnbildlich dargestellt, so Heinrich Friedemann in einem mit Notwendigkeit verborgener gebliebenen, orphisch dunklen Buch die Gestalt und Sendung Platons. Auch Friedrich Wolters' „Herrschaft und Dienst" kann hier genannt werden, wiewohl es weniger als diese Werke von der einmaligen Verkörperung eines Ewigen handelt, sondern von den geistigen Gesetzen, die solche Verkörperungen erfüllend und fordernd in sich tragen. Diese Bücher sind weder analytisch noch konstruktiv, sie versuchen weder das Ganze aus einer Summe von treu und umsichtig gesammelten Einzelheiten aufzubauen noch das lebendige Viele der tötenden Allgemeinheit eines abstrakten Begriffes zu opfern. Wenn Wissenschaft ihren strengen und notwendigen Sinn im systematischen Ordnen und kausalen Verknüpfen von Elementen einer Erfahrung findet, die allen denkenden Wesen als immer gleiche gegeben und aufgegeben ist, so sind jene Werke nicht Wissenschaft in diesem Sinn; aber sie transzendieren nur darum den Kreis der Empirie, weil das Wesen der großen Schöpfer und Heilande kein Gegenstand jener „Erfahrung" ist, sondern, nach der Weisheit der Upanischaden, nur von dem begriffen wird, den es selber auswählt, erleuchtend und rettend, umschaffend und zu Tat und zu Schweigen gleich streng verpflichtend.

Ein solcher Versuch sinnbildlich-mythischer Darstellung begegnet, wo er sich Nietzsche zum Gegenstand wählt, besonderen Schwierigkeiten und Gefahren. Der verhängnisbeladene Denker der Zeiten-Wende ist nicht Gestalt im gleichen Sinn wie Goethe und Hölderlin, Platon und Dante: Er ist nicht wie jene mittelbildenden Geister mit geheimnisvollen Wurzeln in mütterlich nährende Gründe versenkt und reicht nicht mit freigewölbter Krone in überhimmlische Orte hinauf, und so kann sein Dasein und Wirken dem schwankenden Geschlecht der Menschen nicht durch den ruhigen Kreislauf seiner Säfte und die sternhafte Beständigkeit seines Wesens wie jene Halt und Maß verleihen. Er scheint eher eine Person gewordene Krise, ein in Menschenform verwandelter Übergang zu sein, zwischen ein verjährtes Vorgestern und ein unsicheres Übermorgen gesetzt — alles Geliebte, am tiefsten aber sich selber bekämpfend und hassend, am stärksten an das gebunden, von dem er am tiefsten fortstrebt, und das Verkündete nur als Forderung, nicht als Sein besitzend; eine in jedem Sinn „zweideutige" Natur, wie ihn Bertram nennt, „gläubiger Zweifler und gottsuchender Lästerer" in „rückwärts gerichteter Prophetie und vorwärts gewandter Ahnensehnsucht", voll „Unruhe, Störung, Zweifel" wie alle

Mischnaturen, der „letzte und größte Erbe derer, die vom Stamm des luziferischen Trotzes sind — aber eines Trotzes, der mit göttlichem Heimweh rätselhaft vermischt und beinah identisch ist", „Selbstdenker" und eine Maske des leidenden Dionysos. Seine anklagende Leidenschaft gilt dem Paulinisch-Lutherischen, Nordisch-Musikalischen, aber alles Positive, Schöpferische wurzelt in seinem reformatorischen Erbe, seiner nordischen Christlichkeit und in der romantischen Bewegung, deren letzter Ausläufer er ist, und wenn er übermusikalische, südliche, gestaltende Kräfte aufruft: — „seine eingeborene Liebe gehört dem innersten aller Gestaltung vorhergängigen Kern, als welchen Schopenhauer die Musik erlebte, gehört der schönsten Maske des Chaos: dem Gesang." Musik ist ihm „Atemelement", das Plastische scheint ihm überhaupt nicht als Urerlebnis gegeben. Er scheut es, wo es ihm begegnen könnte, und alles Wissen um die südlichen Gestade kommt ihm nur als musikalischer Drang und Traum. So ist er zukunftstrunken dank seiner Erbverhaltung, verräterisch aus Liebe, schenkend aus Sehnsucht, und wo immer die Linien seines Lebens ihrem eigensten Gesetze folgen dürfen, münden sie jäh in einen dunklen Strudel, in dem Heiligstes und Verworfenstes sich um die gleiche abgründige Mitte in grauenhaftem Wirbel zu drehen scheinen: Verrat als Huldigung, Schändung als Krone, Verzerrung als Maske der Verehrung und brüderlichen Nähe. „Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst . . . Vielleicht bin ich ein Hanswurst."

Daß es keinem systematischen und keinem biographischen Versuch bisher gelungen ist, sich dieses im Schiller aller Übergänge lebenden Proteus zu bemächtigen, kann nicht erstaunen: er wird uns im Netz seiner eigenen Verwandlungen gefangen werden. So wie Goethes Gestalt sich der Betrachtung nur dann erschließt, wenn das Bild die leise ordnende und formende Kraft, das anmutige Sichverbreiten und den adligen Verzicht mit seinem Gegenstand gemein hat, wie eine Deutung der platonischen Lehre gleich den Dialogen des Meisters nur ein Hinführen, Wegräumen, Sehenlehren sein kann; so muß ein Nietzsche-Buch, da immer nur Gleiches durch Gleiches zu erkennen, aber auch nur Gleiches durch Gleiches darzustellen ist — selber Musik sein, die sich nach Übergang in ein übermusikalisches Reich sehnt, bis zur Sättigung genährt aus allen Elementen ererbter Kultur, stammhaft verwandten Bodens und doch mit Sehnsucht und Willen in einem erträumten Übermorgen wurzelnd. Bertrams Buch fügt sich diesem Gesetz als erstes und so vollkommen, daß es verstattet ist, von einer Wiedergeburt des Nietzscheschen Geistes aus dem Stoff einer verwandt bedingten Seele und unter dem Kairos einer neuen Wendezeit zu reden. Nicht nur, daß Nietzsches Art zu denken und darzustellen, nach Motiven und Hintergründen zu suchen, sinnbildliche Ent-

sprechungen unter dem scheinbar Zufälligsten zu finden und nicht zu ruhen, bis hinter jedem Zwar ein trotziges Dennoch, hinter jedem Nein ein versucherisches Vielleicht sich unvermittelt auftut: auch die Struktur des Buches und seiner einzelnen Kapitel bildet die Wesens- und Darstellungsgesetze Nietzsches unwillkürlich und eben darum um so erstaunlicher nach. Die gleiche Art, das Ganze aus aphoristisch-selbständigen Einzelheiten zu komponieren; die Reihung der Gedanken an Assoziationsketten, die in gefährlichem Gleiten von Begriff zu Begriff führen und verführen; dieselbe Freude am weitausladenden Melos der Gedankenführung, am Vor- und Zurückdeutenden; auch die gleiche — von Bertram selbst bemerkte — Vorliebe für das Superlativische und allzu Pittoreske ist hier wiederzufinden, in organischer, nicht imitativer Gleichheit. Jedes der Kapitel, die nicht Begriffe und Lebensabschnitte, sondern gleichsam durch das ganze Werk hindurch verfolgte und fugierte Leitmotive zu Überschriften haben, steht so wie die Werke Nietzsches selber jedes in besonderer Luft, ist in sich geschlossen und doch gegen alle anderen mit jeder Pore offen. Und so beredt sie mit immer engeren Kreisen den unseligen Heros umschreiben: das tiefere Geheimnis dieser Seele bleibt im Mittelpunkt der vielen Spiegel unberührt und unausgesagt.

Doch wenn auch das Werk dem Seelenkreise Nietzsches angehört, seine Unruhe und seinen Zauber in sich trägt und sein Problem durch Darstellung erneuert: Bertram könnte nicht die Grenzen Nitzsches mit so sicherer Führung zeichnen, wenn ihn kein Blick über die Schwelle dieser Welt geleitet hätte. Nietzsche als Ende und Wille zum großen Ende zu sehen, statt als Bringer der dionysischen Zukunft, sein Werk als den „gewaltigen Torso" zu deuten, „als welcher es verhängnisvoll verhaftet und zeitlos über sich hinausdeutend am äußersten Rande einer abgelaufenen Weltzeit lagert, ein Sich-Aussingen einer Vergangenheit wie die von ihm tiefer als alles geliebte Musik, ein äußerstes Vorgebirge, ein mächtiger Ausläufer eines großen Hochgebirgszuges, der sich von der deutschen Frühromantik her, wie von der klassischen, idealistisch-humanistischen Bildungsepoche aus herzieht, ein weithinausgreifendes doch tief landeinwärts verwurzeltes Kap und Wahrzeichen, mit prachtvollem Steilabsturz edel absinkend zu einer Fläche hinunter, die bis jetzt nur Ahnungen des Geistes spiegelte," — Nietzsche so dem eigenen Bilde Wagners anzugleichen als eines „Deuters und Verklärers einer Vergangenheit", „jenes schönsten und vollkommensten Augenblicks unserer geistigen Vergangenheit, den wir mit dem Namen von Nietzsches Sterbestadt benennen": ein solches Bild setzt Einsichten und Masse voraus, die die Grenzen der Welt Nietzsches überschreiten. Das Buch trägt das Signum der Blätter für die Kunst, und wenn auch der Name des Dichters, der die aus-

strahlende Mitte der in diesem Zeichen sich Sammelnden ist, mit schöner Scheu nirgends genannt wird, so bezeugt doch das ganze Werk schon durch die Strenge der Ansprüche, die es an sich und an die Aufnehmenden stellt, durch Ton, Haltung und die geistige Luft die Nähe der schöpferischen Gestalt, die durch ihr Sein allein die Schranken des Nietzscheschen Bereichs zu bestimmen gestattet: die schicksalshafte Einsamkeit, den tödlichen Kampf zwischen Weihe und Trieb zu unfrommer Enthüllung der Mysterien, das nordisch-musikalisch-protestantische Erbe, das Unschmelzbare, nur im Selbstopfer Lösung und Bindung Findende seiner unselig schweifenden Natur.

Dennoch scheint hier noch einmal das Sternbild der Wage, unter dem die Gestalt Nietzsches uns heute sichtbar wird, auch über dieses Werk Macht zu gewinnen. Denn auch dies Bild ist nicht eindeutig, nicht vom Berg einer jenseitigen Schau gesehen und gerichtet, sondern schwebt selbst unentschieden zwischen den Zeiten. Wenn die geistige Bewegung, von der es doch mitbestimmt ist, in der Erfüllung eines schönen Seins, in dem Schöpfertum der plastisch-leiblichen Kräfte unbedenklich das Höchste sehen lehrt, so gilt doch mehr als die halbe Liebe dieses Buches dem Werdenden, nie ganz in Sein übergehenden, dem protestierenden, unschmelzbaren Geist des Nordmenschen, der mit seinem Gotte allein sein muß, eines Geistes, der nicht in ruhiger Verehrung um die sternhaften Mitten der Welt kreisen darf, sondern schweifen und grübeln muß — grübeln, ob nicht um des Heiles willen der Verräter so notwendig ist wie der Erlösende, ja ob nicht der Verrat die ungeheuerste Huldigung, ob nicht Bruderhaß die stärkste Form der Liebe sei . . . Ein Mensch, dessen Seelenheimat nicht nördlich der „Weingrenze des Geistes" liegt, wird schwerlich diese Alpträume einer in den steilen Abgrund des Subjekts gedrängten bohrenden Geistigkeit mit den blutgeborenen, urdunklen Überlieferungen des Dionysos-Kults in einem Atem zu nennen wagen, deren mythische Reste selbst nach dem platonischen Gesetz der Menge verhüllt und nur den Wenigen gewiesen werden dürfen, „die ein nicht geringes Opfer gebracht haben". Und auch über die gräßlichen Beschimpfungen von Heroen wie Sokrates, Platon und Dante, wird der nicht leicht hinweggehen dürfen, der allein von dem Bestand des Kosmos in Tat und Schau das Heil erwartet und dem jedes Infragestellen der kosmosbildenden Mythen ein Frevel ist, für den es keine Sühne gibt als den Tod aus eigener Hand, ein Frevel, dem selbst das Verständnis ohne Gefährdung nicht zu nahen versuchen darf.

Spricht sich hier ein deutsches — allzudeutsches Schicksal aus? Ist, wie es Bertram andeutet, das Wesen des Deutschtums wirklich nur eine „nie erfüllte, nie erfüllbare Leitidee"? Ist Übergang, ruheloses Werden

„Zauber, Fluch und edle Bestimmung der Deutschen?" Sind in der Tat deutsch und klassisch „nicht nur für Nietzsche, sondern objektiv einander aufhebende Begriffe" – ebenso wie klassisch und romantisch, plastisch und musikalisch? Ist also, müssen wir folgernd weiter fragen, der Traum und die Weissagung der größten Deutschen von der Erfüllung des Deutschtums in einer heiligen Heirat mit dem griechischen Wesen nur das Spiegelphantom einer Sehnsucht, die über sich selbst hinausstrebt und doch nie aus sich heraustreten kann, erfüllbar nur in Musik, beständig nur im Werden, grenzhaft nur im Übergang? In Bertrams Buch scheint sich die zerreißende Spannung dieser Frage wie in eine Art das Unvereinbarste gläubig versöhnende Theodizee zu lösen. Nietzsche ist ihm nicht nur Krankheit, sondern zugleich Erwachen des rettenden Instinkts, die Schrille des Ecce Homo erlebt er als „Stille eines unvergänglichen Bildes", sein Selbsthenkertum erscheint ihm als empedokleisch großer Übergang; und erst der Nietzschesche Frevel scheint ihm „das Kommen eines neuen Bundes und eines neuen Feuers" möglich zu machen. Ein solcher Glaube mag ein Zeichen verehrender Kraft sein; aber ist auch zugleich ein Ausdruck der deutschen Wesenskrisis, der mit sinnbildlicher Eindringlichkeit zur fragend-mahnenden Stimme zu verhelfen nicht das geringste Verdienst des als Leistung und als Ereignis gleich bedeutenden Buches ist.

Gedanken über die neue Musik

von Egon Wellesz

Ringen um eine neue Wahrheit durchschüttert die Musik. Stellt sie vor eine Wandlung, größer und bedeutungsvoller als alle Wandlungen der letzten Jahrhunderte es waren.

Wieder meinte eine Zeit Vollendung erlangt zu haben, auf Ererbtem ruhen zu dürfen. Sie umgibt sich mit allen Sicherungen des Handwerklichen, ihr Wissen um die Dinge gründet sich auf ein unerhört gesteigertes Können.

Doch jäh öffnet sich unter ihr der Abgrund ins Unendliche. Chaos bricht ein, aus dem Neues zum Leben ringt. Altgewohntes fällt, Liebgewordenes muß verlassen werden. Ahnen neuer Schönheit erwacht. Klänge tönen wie aus einer andern Welt. Gefühl schlummert in ihnen, noch nicht abgebraucht von Tag und Gewöhnung, noch nicht umhangen mit Erinnerungen an ein Gestern und Einst.

Die Musik von gestern und heute, sie zeugt vom Hochmut der Zeit, deren Geschichtliches sich selbst gerichtet hat. Selbstvertrauen, Machtwillen, Sinnenrausch spricht aus ihr. Klanggier, die sich an Fülle nicht genug tun kann, und sich an sich selbst bis zum Zerbersten steigert. Rasen entfesselter Orchesterstürme ins ziellos Leere. Überdruß am Leben. Jagen nach Ekstasen. Steigerungen aus Furcht vor der Ruhe. Haltloses Zusammenbrechen. Alles Wissen an ihr trägt die Züge der Selbstzerstörung, alles Gefühl ist theatral geworden, alle Leidenschaft maskenhaft erstarrt. Die Gnade fehlt.

Mit Beethoven beginnt der Kampf der Herrschaft des Inhalts über die Form. Was ihm, dem um Gott ringenden Jakob, Erlebnis war, das einzigartige Erlebnis eines Einzigen, wird von der Menge aufgegriffen, und zum Klischee einer Richtung gemacht. Nicht die letzten Sonaten und Quartette, endgültige Aussprache des Genius mit seinem Gotte, deren bloßes Dasein die Kunst ihrer Zeit hätte heiligen müssen, leuchteten dieser vor. Sie blieben verkannt. Das Zwiespältige der neunten Sinfonie lockte und zwang ein Jahrhundert deutscher Kunst in ihren Bann. Mit dem letzten Satze der Sinfonie, mit den Worten „O Freunde, nicht diese Töne" kam das Unheil über die Musik. Die Form ist nicht mehr um ihrer selbst willen da. Sie ist bedingt durch das Verhältnis des Künstlers zum Inhalt seines Werkes. Innere Wirrungen täuschen dort Entwicklungen im Rein-Musikalischen vor, wo Wirken des Augenblicks, Einbrechen von Allzupersönlichem den Rhythmus der wahren Form zerstört.

Vor die Musik, als Medium zwischen Hörer und Werk, setzen die Romantiker das Gefühl. Sie schaffen während des Erlebnisses, im Sturm aufdrängender Erscheinungen. Psychische und literarische Beziehungen des Künstlers zum Werk werden Form.

In der neuen Musik soll das Werk an Stelle des Künstlers reden. Er ist nur Mittel, Werkzeug höherer Kräfte. Die Musik soll ausdrücken, was hinter den Zufälligkeiten des Erlebnisses an Ewigem steht. Sie ist Musik-an-sich, ohne Hinneigen zur Poesie. So erst, die Form befreit von Psychologie, kann die Musik wieder zu sich selbst heimfinden.

Gleicher trügerischer Vorgang im Geistigen unserer Zeit, der die Millionenheere entstehen ließ, schuf auch das Massenorchester. Intensität des Klanges an Stelle der Intensität der Idee. Mechanisierung der Wirkungen. Aufheben der Individualität der Instrumente trotz äußerster Ausnützung ihrer Möglichkeiten. Unterordnung aller dem Herrscher des Stabes. Despotie des Taktstockes.

Erstes Blühen der Romantik läßt innerstes Versenken ahnen. Eins-Sein mit der Natur. Hinüberschwingen in mystische Regionen. Neuerwachen der Seele des Volkes im Lied. Träume von schöneren Vergangenheiten.

Hörner im Wald. Sieghaft aufblitzende Fanfaren der Trompeten. Zarter Gesang der Hoboe. Schmerzliches Klagen des englischen Hornes. Schwellende Kantilenen der Klarinette. Trillern der Flöten. Dröhnendes Poltern des Fagott. Feierliche Choräle der Posaunen. O all ihre Klänge aus den Gezeiten der Jugend! Traumhaftes Erinnern an kindliche Seligkeiten!

Die überlebten Empfindungen dieser Vorstellungswelt führen vielfach das Dasein einer noch gültigen Realität, vor allem in den großen Formen: Oper, Sinfonie und sinfonische Dichtung, deren komplizierter, und gewissermaßen ein größeres Beharrungsvermögen rechtfertigender Apparat am spätesten von einer durchgreifenden Umwälzung erfaßt werden kann.

Von den Dramatikern und Programm-Musikern, die gegenwärtig im Romantischen beharren, soll nicht weiter die Rede sein. Bei beiden Gruppen ist das Musikalische vom Poetischen abhängig, und kann sich daher nicht frei entwickeln. Unter den großen Sinfonikern hat als letzter Anton Bruckner die Sprache der Instrumente und ihre romantische Symbolik rein und ungebrochen empfunden. Ihm war die Hoboe Stimme der Natur, das Horn Künder von Wald und Jagd.

Mahler legt die Sehnsucht seines Herzens nach Frieden und Ruhe in seine Musik. Aber der Dämon gönnt ihm nicht Rast noch Halt. Der Zwiespalt, der mit dem Ringen Beethovens anhebt, ist bei ihm zu erschütternder Wucht gesteigert. Der Notschrei seines um das Höchste ringenden Herzens gibt der Musik selbst dort, wo Stimmen der Straße laut werden, erhabenen Klang. Nach ihm aber, der den Zweifel gegen die Gültigkeit der romantischen Idealwelt erhoben hat, gibt es keinen Glauben mehr.

Das romantische Empfinden ist abgeschlossen.

Dennoch hält sich das Romantische in der Musik als scheinbar weiterbestehende Empfindung, den Gesetzen der Trägheit folgend, die eine im Flusse befindliche Idee hat, solange sich ihr nicht eine neue, mit stärkerer Triebkraft, entgegenstellt.

Die Mittel wurden Herren der Kunst. Klänge lockten und verlockten den Musiker. Seltene Akkorde, machtvolles Anschwellen des Orchesters mit siegreichem Aufschwung eines Motivs von der Tiefe bis zu strahlen-

dem Höhenglanze, sie wurden gefügiges Werkzeug in der Hand der Geübten. Meisterliche Herrschaft über die Harmonie, über das Zusammenströmen der Stimmen führte zur Routine.

Seit der Romantik beginnt der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Künstler und Welt. Er wird zur Katastrophe mit dem Aufkommen der Programmusik, da dort vom Hörer ein Mitfühlen gefordert wird, wo außerhalb des Kunstwerks liegende Begriffe und Beziehungen ein reines, unliterarisches Verstehen ausschließen.

Unrast, jähes Schwanken zwischen äußersten Kontrasten, qualvoll überhitzte Melodik sind die Merkmale der spätromantischen Musik, deren Formales den psychischen Impulsen des Schaffenden unterworfen ist. Tieferem Schauen ein Sinnbild der Geistigkeit dieser dem Untergang geweihten Zeit, aus deren Trümmern sich erst neues Sein aufbauen kann.

In einem der heiligen Bücher der Chinesen, dem Buche über die Musik, steht geschrieben:

Die Töne entstehen im Herzen der Menschen. Wenn das Gemüt Erregung ist, offenbart sich diese in Tönen. Die Töne einer wohlgeleiteten Epoche sind friedlich und heiter und die Herrschaft im Lande ist harmonisch. Die Töne einer erregten Epoche sind haßerfüllt und unruhig, und die Herrschaft ist gegen die Gesetze der Vernunft. Die Töne eines Reiches, das in Trümmer fällt, sind traurig und kummervoll, und das Volk ist betrübt. Die Musik ist in Einklang mit der Leitung des Staates.

Im Sinne einer Entwicklungslehre, die im späteren Werke immer einen höheren Grad von Vollkommenheit anzunehmen gewohnt ist, die gedankenlos Neues auf das Alte türmte, ohne die Fundamente zu prüfen, ist das, was wir jetzt schaffen, kein Fortschritt, sondern beklagenswerte Barbarei, da unendlich vieles, an dem Gewöhnung haftet, zerstört, vergessen werden muß, um den neuen Ideen Platz zu machen.

Aber ist es nicht eine seltsame Vorstellung, daß seit Jahrzehnten der „Fortschritt" in der Musik darin gesucht wurde, ob dort, wo früher eine Konsonanz stand, nun eine Dissonanz gesetzt wurde. Ob an Stellen gleichen Affektes, wo früher vier Hörner gesetzt wurden, nun acht bliesen. Kindische Freude an Schwierigkeiten des Technischen. Absichtliches Suchen von Verdunkelungen. Anbringen von Effekten „pour épater le bourgeois", die nur mühsam die eigene Angst vor dem „Unmodernsein" verhüllen können. Betrogene Betrüger! Sollte wirklich durch die Beherrschung solcher Äußerlichkeiten des Metiers das Ethos der Kunst zu erfassen sein?

Der Irrweg, der zum Verhängnis dieser Musikergeneration wird — zum Verhängnis, das sie selbst noch nicht ahnen — beginnt bereits beim Lernen. Der Unterricht in der Musik, die traditionelle Lehre stellte das Zufällige des Stils der Klassiker und Romantiker als Gesetz hin. Die Lehren von den „ewigen Gesetzen der Musik", vom „Musikalisch-Schönen" konnten nur in einer maßlos verblendeten, geistig verengten Zeit entstehen. Sie lenkten Generationen vom Erfassen des Wesentlichen an Kunst und Kunstwerk ab. Man sollte die jungen Musiker beim Unterricht zwingen, Musik zu schreiben, die sich innerlich entwickelt, die in der Ebene bleibt, ohne grundlos fortfahrend ins Steigern zu geraten.

Man sollte den Sinn für die Materialechtheit wecken. Inhalt und Form müssen in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen. Wenn ein Musiker in einem Quartett die Empfindung hat, daß da oder dort die Streichinstrumente zu schwach seien, um die Kraft seiner Empfindung auszudrücken, dann ist das ganze Werk verfehlt. Posaunengelüste verbieten sich im Streichquartett.

Manche, deren Jugenderlebnis noch allzusehr in der Spätromantik wurzelt, behaupten, daß man erst alles — alles im Sinne der Klassiker und Romantiker — lernen müsse, um die volle „Beherrschung des Handwerks", des „technischen Rüstzeugs" zu erlangen. Dann erst könne man anfangen, selbständig zu komponieren.

Wie, wenn dieses Lernen selbst schon der erste Schritt zur geistigen Versklavung wäre? Wenn durch die Methode des Lehrens der junge Musiker bereits in die verhängnisvollste Abhängigkeit geriete? Wenn der Irrweg des Gereiften schon mit dem Lernen mechanisierter, erstarrter Formeln von Erlebnissen begänne, die der Gegenwart zu nahe sind, um als geschichtliches Vorbild zu dienen, zu fern, um als lebendige Wahrheit zu gelten?

Was der heutigen Generation not tut, ist eine Lehre, die sie zum Erfassen einer sinnvollen Ausbildung des Melodischen befähigt. Harmonie des Melos im Sinne der Griechen. Erfassen der Wirkung sinnvoll geordneter Intervalle. Vorbilder: die Musik des Orientalen und der gregorianischen Gesänge, die noch keine Harmonie im europäischen Sinne kennen; die Volkslieder aller Völker, sofern sie nicht durch kunstmäßige Bearbeitungen entstellt sind.

Die Beschäftigung mit diesen Melodien soll den Sinn für das Einfache und Große des Ausdrucks wieder wecken. Kein Musiker heute hat die innere Ausgeglichenheit, die ihn zur Einfachheit befähigt. Es gehört Mut dazu, in einer Zeit, wo die Musik zum wüsten Tummelplatz von

Selbstbekenntnissen in Pseudo-Strindbergscher Art herabgewürdigt ist, wo jede Regung im Lärm entfesselter Orchestermassen untergeht, dies zu fordern und durchzuführen. Denn diese Forderung entrechtet das große Orchester, entrechtet die Polyphonie, entrechtet die Formen, die seit dem Tode Bachs herrschen. Kein Opfer kann aber zu groß sein, wo es gilt, die Musik wieder zu einer, von den Zufälligkeiten der psychischen Verfassung losgelösten, reinen Kunst zu erheben.

Im Yo-Ki, dem chinesischen Buch über die Musik, steht an anderer Stelle geschrieben:

Die Musik kommt aus dem Innern, die Bräuche sind von außen eingesetzt. Da die Musik aus dem Innern kommt, bringt sie Ruhe. Die Bräuche, die von außen eingesetzt sind, erzeugen Lebensart. Die wahrhaft große Musik ist stets einfach. Die wahrhaft großen Bräuche sind stets maßvoll. Wenn die Musik vollkommen ist, gibt es keinen Haß. Wenn die Bräuche vollkommen sind, gibt es keinen Streit.

Nicht zufällig gewählt, nicht als Bildungszitat seien diese Sätze hier verstanden. Nur dem, der mit ihnen lebt, dem Mitfühlenden, werden sie zur Erkenntnis. Öffnen sie Wege der Hoffnung in zukunftsfrohes Schaffen.

Kein Halt bietet sich dem im Chaos einer zusammenstürzenden Welt Umhergeworfenen im Gegenwärtigen der Kunst. Aber halb unbewußt fühlt er, daß die Entwicklung der Musik in Europa während einiger Jahrhunderte nur einen Bruchteil dessen bedeuten kann, was an schöpferischen Kräften in ihr enthalten ist. Er fühlt, daß die Musik nicht am Ende ist, daß ungeahnte Möglichkeiten offen stehen, in ihr ruhen, deren Entfaltung erst fernen Zeiten vorbehalten ist.

Doch im Nahen trübt sich der Blick. Er muß ihn über das Gegenwärtige, über die Begriffe des Gewohnten erheben, um aus der Einkehr in erhabener Zeiten Sinn und Gestalten demutvoll die Weisung des Weges zu empfangen.

Anmerkungen

Charlatan?

Heinrich Vogeler-Worpswede gehört zu jenen Malern, die noch etwas andres als Maler sind. So versandte er jüngst eine kleine Schrift „Über den Expressionismus der Liebe. Der Weg zum Frieden", ein Manifest aus dem Geiste der heiligen Schar, das mit dem Glaubensruf einsetzt: „Wir stehen vor der grundlegenden Stufe der Erkenntnis ... sie wird uns endgültig von dem Kampfe mit der Waffe befreien ..." Brüderliche Tat; unsern Dank! unsre Hand! Aber es gibt da eine Stelle in dem Heftchen, eine Ungerechtigkeit, eine Undankbarkeit —; ich bekomm' es nicht fertig, an ihr schweigend vorüberzugehen. Um Wilson und die ihm verbündeten Regierungen, um das 14 Punkte-Programm, um die Gefahr imperialistischer Siegereitelkeit handelt es sich, um den drohenden Machtfrieden. „Sind sie selber nicht fähig, ihre eigene Manifestierung des ehrenvollen, des ethischen Friedens in Tat umzusetzen, so wäre Wilson ein Charlatan." Hier bäumt sich mein Innerstes. „Charlatan" also, wer für eine herrliche Idee leidenschaftlich arbeitet, sie aber nicht durchsetzt. „Charlatan", wer für ein erhabenes erdorganisatorisches Prinzip zäh kämpft, nicht bloß am Schreibtisch und auf dem Katheder, als Theoriebonze, sondern mitten in der Realität, mit den Mitteln der Realität, als vollziehender Staatsmann. „Charlatan", wer, als Professor zur Exekutive gelangt, nicht die Theorie eingesalzen, die Farbe gewechselt, sich ent-utopisiert, entkindlicht, sich opportunisiert hat, nicht nach rechts abgeglitten und in die Realistenroutine gerutscht ist, sondern sein Staatsmannstum, allem Praktiker-Pack entgegen, eindeutig aufgefaßt hat als Instrument zur Verwirklichung des Ideals; wer die Macht nur zu diesem Zwecke erstrebt hat; wer sie trotz diesem Zwecke errang; wer, sogenannte Realpolitik verachtend und unzufrieden mit bloßer Ideologie, gewaltigen Schwunges sich in das realisierungspolitische Abenteuer gestürzt hat, prachtvoll hier der Entschlossenheit die Besonnenheit beimischend, dem Ethos das Taktische, feurigem Zielwollen die Kühle der Psychognosis und Psychagogik; wer seine Prophetie durch Diplomatie .. nicht zu schwächen, sondern zu stärken, das Impetuose mit Präzisem zu würzen, unermeßliche Widerstände der Denkträgen, Traditionellen, Armherzigen, der Interessierten, der Bäuche, der Neider zu überwinden verstanden hat, im eignen Lande erst, dann langsam bei den Bundesgenossen; oder vielmehr, wer immer von neuem den Widergeist in der Heimat abwehren muß, nach rückwärts fechtend mit hundert Armen (Verwicklungen über Verwicklungen! was wißt ihr? Nervenherkulestum!), und nun endlich, endgültig den gigantischen Felsblock altweltlicher Erobererdummheit, Gewaltgesinnung, Industriellenzynik mit dem Hebelwerk klügster Kühnheit, feinster Inbrunst von der Brust Europas zu wälzen unternimmt, .. doch nach heißem, heißem Bemühn, was ahnt ihr davon, versagt das Werk, der Block stürzt, begräbt im Sturze den Meister — —: wie? ein „Charlatan" wäre das? ein „Charlatan", und nicht

eher ein tragischer Held, ein beweinenswerter Halbgott von Mythosgröße? Fühlen Sie, Heinrich Vogeler, denn nicht, daß dieser Wilson, mag seine heilige Klarheit gotisch Wirre auch verwirren, asiatisch Dunkle verdüstern, mag seine Ratio-Glut den schiefen Tiefsinn noch so sehr ärgern, reizen, abstoßen, .. daß dieser Wilson für uns und mit uns und an unserer Spitze kämpft? Daß zu diesem Uns auch Sie gehören? Daß es undankbar und roh und ungeheuerlich und undenkbar ist, diesen wahren Weltobmann aller Geistiggerichteten, diesen Paradiesritter der Menschheit, für den Fall, daß er unterliegen sollte, zu beschimpfen, zu verleumden? Hat denn der Künstler, als Schöpfer in der Fläche (auch der Plastiker, unter diesem Betracht, wäre Schöpfer in der Fläche), keine Ehrfurcht vor seinem großartigeren Bruder, dem Schöpfer im Raum? Kein Gefühl für ihn? Kein Mitgefühl mit dem tragischen Schöpfer im Raume, diesem Architekten, dessen Bausteine Menschenseelen, Parteien, Völker, Erdteile sind? Liefert zur Bewertung eines im Raume Schöpferischen oder überhaupt eines Schöpferischen der Erfolg denn den Maßstab? Künstler, Sie beten den Erfolg an? Sie beten zu diesem geistlosen Götzen? Aber dann war selbst der Gekreuzigte ein „Charlatan".

Kurt Hiller

Die weißen Götter

Eduard Stucken gab uns in seinem ersten Romane „Die weißen Götter" (Erich Reiß, Verlag, Berlin) sein reichstes Werk. Es beginnt eine Trilogie, welche die Eroberung Mexikos durch Cortez und den Untergang des Aztekenreiches darstellen wird. Wir begleiten das spanische Abenteurerheer bis vor die Tore Tenuchtitlans, König Montezumas Residenz.

Ich verdanke dem Werke ein großes Gefühl, einen der Schauer, durch die wir an der Schicksalsweisheit des Weltalls teilhaben:

Was liegt daran, wenn eine große strahlende Kultur zerbirst? Was liegt selbst daran, wenn ihre Myriaden Träger vergehen? Sie ist gewesen, sie wurde mit Mühsal gebaut und hat endlich ihr Ziel offenbart, — zertrümmert zu werden. Und schon wimmeln neue Zehntausende, träumen von ewiger Freiheit und Schönheit und schleppen unter Qualen neue Steine. Nicht besser wird das frische Gebäude sein, nur anders. Das ist die Herrlichkeit der Menschen. Alle sagen je und je: Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit. Aber Gottes Zeit ist immer.

Keine gewöhnliche Dichtung ist mächtig genug, die ungeheure Keimkraft der Menschengeschichte und das Ungeheure ihrer Vergeblichkeit in Einem aufleben zu lassen.

Stucken erreicht es, uns im fremdartigen Beispiel das Beispiel zu zeigen. Ein Mondland wird uns sichtbar und unter Staunen und Gruseln vertraut. Unerhörte Mären von Mord, Gold und Schönheit betäuben uns.

Ich zähle Einiges auf: Tausende, Zehntausende von Kriegsgefangenen werden jahraus, jahrein Huitzilopochtli, dem Obergotte Mexikos, auf der Adlerschale geopfert, indem man ihnen bei lebendigem Leibe den „Edelstein" aus der Brust reißt. In blutbesprengten Maiskuchen verbackt man Menschenfleisch. Angebetet, geschlachtet und gegessen zu werden, — von diesem Lose sind auch Frauen nicht ausgenommen. Man kauft sich unschuldige Kinder, um sie zu morden. Menschenhändler sein ist ein ehrbares Gewerbe. Die Tempelwände stinken, von altem Blut überkrustet. Schädelpyramiden, Schädelzinnen überragen die Städte. Nicht genug am Menschenblut: noch zahllosen Papageien und Wachteln werden die Köpfe abgerissen. Hunde, Heuschrecken, Wasserkäfer und Maiswürmer gehören zu den Tafelfreuden. Wie dicht unter den öden feuerspeienden Schneebergen Pflanzen-

paradiese mit Pfeffer, Tabak, Bananen, Kakaobäumen, Baumwolle und allen anderen Fruchtarten und mit Urwäldern von Blumen die prunkvollen, dekadenten, riesigen Lagunenstädte umgeben, so haust das Unschuldige, Festliche, Weiche, Anschmiegende in den Menschen dicht neben dem Grausamen. Tränen um ein Nichts, Tänze in Kranzgewinden zur Musik der Kürbisrasseln und Flöten, Fahrten auf schwimmenden Beeten und Inseln, Lieder aus der heilig schwermütigen Gefühlswelt Litaipes versüßen die Jahre im Tale Anahuac. Schlaffe sybaritische Pracht schmückt den Hof Montezumas; er starrt in Edelmetallen, kostbaren Stoffen und Steinen; wagenradgroße Scheiben aus Golde und Silber mit kosmischen Darstellungen, zwanzig goldene Enten und andere naturgetreu gemeißelte Tiere befinden sich in einem einzigen Tribut an die eingedrungenen Fremden. Die Fülle stilvollendeter Monumente bezeugt die Höhe, den Stolz und Reichtum der geistigen Arbeit. Ein tiefsinnig schwelgerisches mythisches System wacht an den Grenzen der Seele.

Ein Mondland. Während es seinem Tode entgegenbangt, vernehmen wir jenseits von Trauer und Triumph den Schritt einer endgültigen Gerechtigkeit. Unser Ekel vor dem brutalen, wie überall und jederzeit edlen und rituellen, dummdreisten Rittertum wird klein. Wir fühlen, daß die Mexikaner, solange kein Feind drohte, schuldig und der Ausrottung wert waren, wären sie auch die vollkommensten aller Sterblichen gewesen. Sobald sie aber in Gefahr geraten, sind sie Wesen von eignem Wuchs und eignem Recht, niemand rechenschaftpflichtig. Und den Spaniern mit ihrer Goldgier, ihrem blutechten Abenteurersinn, selbst ihrem halbleinenen Kreuzfahrertum folgten wir gern. Wir waren in ihrem Heereszuge und waren keine Moralisten. Dann jedoch überkam uns Bitternis. Sie hätte uns übermannt, selbst wenn die Urteilsvollstrecker wirklich jene weißen Götter gewesen wären, die den Azteken von ihrem gütigsten Geiste Quetzalcoatl geweissagt waren. Daß Menschen Menschen richten, macht alle Weltgeschichte zum sinnlosen Graus. Jenseits aller Ethik geschieht das Unwiderrufliche, vor dem auch der Wunsch verstummt, der am pragmatisch Unwiderruflichen noch rüttelt.

Vielleicht gibt das Zeugnis von dem, was über das Buch hinausklingt, einen unrichtigen Begriff von seiner künstlerischen Gestalt. Das Hauptmittel des Dichters ist diesmal, in Tatsachen zu reden. Für Deutung des Erzählten und sprachlichen Putz bleibt wenig Raum. Die Menschenfiguren, sogar die ausführlich bedachten, nähren sich nicht eigentlich an den Ereignissen. Das mag Widerstrebende, zumal, da bisweilen eine Sympathie, eine Einstellung des Autors spürbar geblieben ist, zu dem Vorwurf veranlassen: Eine Indianergeschichte! Ein historischer Roman! Die anderen werden die Wollust erleben, unablässig Sonderbares zu erfahren. Sichere Kunde durch einen reinen Kundigen. Jedes Kapitel scheint seinen Inhalt durch Dokumente auf Papier und in Stein bekräftigen zu können. Dabei kommt nichts von wissenschaftlicher Neugier und wissenschaftlicher Enge auf. Wüßte man nichts von einem geschichtlichen Mexiko, so könnte man glauben, eine suveräne Einbildungskraft allein zaubere die in sich übereinstimmende Welt her. Etwas Elementarisches waltet in dem Buche, nicht im Sinne jäher, leidenschaftlicher Selbstentfaltung des intuitiven oder urteilenden Geistes, sondern im Sinne der Selbstverständlichkeit einer Lebenssphäre. Das Phantastische ist zum abgekühlten, unaufgeregten Alltag geworden. Eine tropische Gedrängtheit der Erscheinungen umringt den Leser. Er meint anfangs, in dieser gegenständlichen Fülle — sie ist so ungeduldig, daß nicht alle Akzidenzien der Schilderung durch die Erzählung aufgesogen werden — könne das Buch nicht

zu Ende geführt werden, doch die letzte Seite gleicht darin der ersten.

Stucken berichtet unzählige Schicksale von Menschen, ja von Tieren und Pflanzen, von denen viele der Ausführung in einem besonderen Romanbande würdig wären, doch er weiß, daß schließlich das bloße Dasein das Schicksal ist. Vor Montezuma erscheinen einmal, als ein unirdischer Zweifelsspuk seine Seele erschüttert und lähmt, — nicht die Sklaven, die er erwürgte, und klagen ihn an, sondern die Tiere und toten Dinge. Etwas von dieser Art der tragischen Klage hat das ganze Werk. In seiner wohl tiefsten und schönsten Szene geht Quetzalcoatl über einen Gletscher und findet einen toten Schmetterling. Er deutet die farbigen Kreise des Flügelauges: der innerste Ring ist der einzelne Mensch, ihn umgeben die weiteren Ringe der Hausgemeinschaft, der Volksgemeinschaft, der Menschheit, des Gottes von Tlillan-Tlapallan. „Wer recht hat in seinem frei-erwählten Ring, hat oft unrecht in einem andern Ring. Und wer seinem Ring Gutes tut, tut oft eben damit Böses den anderen Ringen." „Die fünf Ringe sind nichts für sich — sie sind bloß Teile eines Falterflügel-Auges." „Seit mein Auge in dies Auge gesehen," sprach Quetzalcoatl, „habe ich erkannt, daß niemand verdammenswert ist und niemand lobenswert."

Oskar Loerke

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Außenpolitik und Völkerbund

von Ludwig Hassenpflug

Wenn eine ruhige Kritik mit der notwendigen Distanz zu den Dingen die Ursachen des Weltkrieges in ihren grundlegenden Elementen feststellt, so wird sie in erster Linie die deutsche Außenpolitik der letzten Jahrzehnte mit ihren vielgenannten Mängeln der Konzeption und der Methode verantwortlich machen müssen. Dieselbe Kritik wird feststellen, daß der Krieg verloren wurde, weil die politische Führung nicht nach klaren Einsichten in die Dimensionen der beiderseitigen Kräfte und in das eigene maßvoll abgewogene Interesse das Ausmaß und die Richtung der militärischen Aktionen maßgebend bestimmte. Sie wird aus der Bankerotterklärung der deutschen Außenpolitik durch den Kriegsausbruch und den Kriegsausgang das Verständnis herleiten für die wenig erfreuliche Tatsache, daß schließlich in der rein mechanischen Rezeption des Völkerbundgedankens die rettende außenpolitische Neuorientierung gesucht und gepflegt wurde.

So ist es nicht verwunderlich, daß seit den Tagen des militärischen Zusammenbruchs und der Revolution die deutsche Außenpolitik genau so unfruchtbar geworden ist, wie die unerfreulichen Belastungen erwarten ließen, die das alte Regime noch während der ganzen Dauer des Krieges gehäuft hatte. Der Hinweis ist müßig, daß die Voraussetzungen für die Inaugurierung einer erfolgreichen Außenpolitik vor der Revolution günstiger waren. Und doch erscheint die Behauptung nicht unberechtigt, daß die Ursachen der Erfolglosigkeit damals wie jetzt weniger in den Unterschieden der nach außen repräsentierten Machtposition, als in dem Fehlen einer den nackten Zweckmäßigkeitserwägungen übergeordneten Idee oder in der Unzulänglichkeit dieser Idee zu suchen sind. Mängel in der geistigen Fundierung des politischen Programms sind beiden Zeitabschnitten, wenn auch in durchaus verschiedner Bedingtheit, gemeinsam.

Als unzulänglich muß eine Idee bezeichnet werden, deren wahre Verwirklichung eine leidenschaftslose Betrachtung der geistigen und der materiellen Realitäten unter den gegebenen Verhältnissen als utopisch erkennen

wird. Wenn außerdem die Verwirklichungsmethoden der Idee die Gesetze der politischen und ökonomischen Dynamik und der kulturellen Gemeinsamkeiten unbeachtet lassen, so muß die Idee an Wert für die politische Praxis verlieren. Sie wird dann leicht zu der Drapierung einer mehr oder weniger machiavellistischen Opportunitätspolitik mißbraucht werden. Nach dieser Charakterisierung müßten die pathetischen Vertreter der Völkerbundsidee, — so wie sie heute in der politischen Praxis behandelt wird —, als Utopisten und die nüchternen als Machiavellisten angesprochen werden. Damit erscheint die Behauptung, daß die heute amtlich geführte und von dem weitaus größten Teil der öffentlichen Meinung nolens volens d. h. aus Hilflosigkeit oder Doktrinarismus gebilligte Völkerbundspolitik unter Mängeln der Idee leidet, nicht unberechtigt. Das Ziel der Idee ist so weit gesteckt, daß es bei dem Übermaß an gegensätzlichen Realitäten nicht die Verwirklichung finden kann, die der Sinn der Idee verlangt. Der Einwand, daß auch eine nur teilweise Verwirklichung, die sich durch den entwicklungsgeschichtlichen Prozeß der Zukunft automatisch vervollständigen müßte, immerhin einen achtbaren Erfolg darstellen würde, ist nicht stichhaltig, weil die jetzt eingeleiteten Anfangsstadien der zwischenstaatlichen Organisation die Keime einer organischen Fortentwicklung nicht in sich tragen und damit keine sichre Aussicht auf eine Haltbarkeit im Geiste der Institution bieten können, sondern im Gegenteil Europa und andre Teile der Welt in dem anarchischen Zustand der Vorkriegszeit belassen müssen. Daß dieser Zustand durch die Begründung eines tatsächlichen und rechtlichen Übergewichts im pazifistischen Interesse gemildert wird, macht ihn als Tatsache nicht weniger unerfreulich. Dies alles ist unter Beweis zu stellen.

Es ist einleuchtend, daß diejenigen, die durch die Revolution die letzten Stützen positiver außenpolitischer Wirksamkeiten vernichtet sahen, in ihrer rein mechanistischen, die Elemente der politischen Dynamik nicht erschöpfenden Denkweise glauben mußten, daß daß deutsche Volk nunmehr rettungslos dem brutalen Zugriff der feindlichen Gewaltpolitik ausgeliefert war. Diesen Leuten muß der Ausspruch paradox erscheinen, daß die deutsche auswärtige Politik unfruchtbar geblieben sei trotz der Revolution. Sie mögen unbeachtet bleiben, denn mit ihnen ist nicht zu rechten. Contra principia negantem non est disputandum. Aber auch diejenigen, die in der Verwirklichung des Völkerbundes die ideellen Triebkräfte der politischen Willensbildung zur Geltung zu bringen suchten, werden mißtrauisch sein. Es ist ja bedauerlich, daß gerade sie als Gegner einer mechanistischen Opportunitätspolitik jetzt die Enttäuschten sind. Aber sie mußten es sein, weil sie die außenpolitische Wirkung der deutschen Revolution mit der Beseitigung der feindlichen Animosität gegen das kaiserliche, militaristische Deutschland erschöpft sahen und diese Wirkung nicht einmal eintrat, weil

sie ferner während des ganzen Krieges die Idee zu doktrinär behandelt und dann in einem verständlichen Pathos für ihren Wert die aus dem Gestrigen gebornen Widerstände unterschätzt hatten. Hinzu kommt — und dieser Fehler ist wesentlich — daß die Träger der Völkerbundsidee aus der Art und dem Ausmaß der agitatorischen Bearbeitung der Idee innerhalb der feindlichen Völker Gemeinsamkeiten des politischen Ziels deduzierten und dementsprechend ihre politische Orientierung von vornherein nach den angelsächsischen Mächten vornahmen. Eine etwas stärker mit den Erfahrungen der Geschichte und den Ergebnissen der völkerpsychologischen Untersuchungen beschwerte Kritik dieser Agitation und der ihr zugrunde liegenden Denkform hätte erweisen müssen, daß unter Einschaltung in den Stromkreis der englischen öffentlichen Meinung die Verwirklichung der Völkerbundsidee nur unter Preisgabe ihres tiefsten Gehalts zu erwarten war.

Wer nun den Kern der deutschen Revolution in einer auch bei den Völkern des Auslands latent vorhandnen pazifistischen und sozialistischen Reaktion gegen den unerhörten Zwang des Krieges und gegen den — noch nicht überall entspannungsreifen — Hochkapitalismus der Kriegswirtschaften sieht, wer die ersten Äußerungen dieser Reaktion im Ausland mit ihrer nationalen und ökonomischen Differenzierung verfolgt und weiß, daß diese Reaktion sich nicht von heute auf morgen vollzieht, wird die Kraftquellen kennen, die die deutsche Revolution gerade für die Führung der außenpolitischen Geschäfte erschlossen hat. Und nur die Kenntnis dieser Kraftquellen kann in Verbindung mit einem klaren Einblick in die Entwicklungstendenzen der Weltmächte und ihrer natürlichen Gruppierungen der deutschen Politik eine Idee geben, die als Resultante aller geistigen Strömungen und materiellen Bedingtheiten, die die politischen Energien im Leben der Nationen bilden, praktisch realisierbar ist, und die als wahrhaft wirksame Kraft das mit dem Beginn ihrer Realisierung gegebene naturnotwendige Wachstum einer neuen Epoche einzuleiten in der Lage ist. Nur mit einer solchen Idee kann der außenpolitische Quietismus beseitigt werden, der die amtliche Politik unsrer Tage ebensosehr kennzeichnet, wie das hilflose Durcheinander der deutschen öffentlichen Meinung.

Es ist nur folgerichtig, daß dieser Quietismus seine Beruhigungen in dem ehrlichen oder skeptischen Glauben an den Völkerbund suchte, und es ist verständlich, daß der Schrei nach dem Völkerbund um so lauter wurde, je deutlicher der Gang der Ereignisse zeigte, daß der Völkerbund Pariser Provenienz den Idealen, die die logische Deutung seines Begriffes umfaßt, recht wenig nahe kommt. Dieser Quietismus mußte seine Hoffnungen mit der Rechnung auf den nüchternen Wirklichkeitssinn der angel-

sächsischen Mächte erschöpfen, die schließlich doch das Chaos der gegensätzlichen Strömungen meistern würden, und er mußte allein in dem korrekten Werben um die Sympathien dieser Mächte den kommenden Frieden im deutschen Interesse beeinflußbar halten. Die Methoden einer auf diesen Quietismus basierten Politik mußten sich im Protest erschöpfen, im Protest gegen die Prostituierung des Völkerbundgedankens und des Wilsonfriedens, als Grundlage seiner Verwirklichung. Diese Protestpolitik erschien aber um so zweckloser, je mehr gerade die englischen Staatsmänner durch ihre Taten und Reden bewiesen haben, daß ihnen der Völkerbund doch eigentlich nur die große Phrase ist, mit der die suveräne Pflege des englischen Eigeninteresses drapiert wird. Wenn König Georg in seiner Thronrede vom 11. Februar sagt: „Um die vollen Früchte des Sieges einzuheimsen, muß eine ausreichende Armee im Frieden vorhanden sein," um dann fortzufahren: „Ich freue mich namentlich darüber, daß die in der Konferenz versammelten Mächte sich dahin geeinigt haben, das Prinzip des Völkerbundes anzunehmen," so ist damit die typische, auf den Ideologen zynisch wirkende Art gekennzeichnet, mit der die amtliche englische Politik den Völkerbundgedanken behandelt. Und Lloyd George wird dieser besondern englischen Art nur gerecht, wenn er seinerseits erklärt, daß Deutschland das Eigentumsrecht an seinen Kolonien verwirkt habe. Daß die englische öffentliche Meinung in dieser selben typischen Denkform, die automatisch eine prästabilierte Gleichsetzung des neuen Weltrechts mit den Interessen des eignen Landes annimmt, dem Völkerbundgedanken gegenübersteht und dabei in durchaus ehrlicher Überzeugung für seine Verwirklichung tätig zu sein glaubt, gehört in das Gebiet der Psychologie des englischen cant.

Dementsprechend vollendet die Politik der englischen Bundesgenossen trotz Wilson, dessen aufrichtigste Absichten die deutsche Politik entgegen ihrer auf sie eingeschworenen Orientierung nicht wirksam — das heißt praktisch politisch unterstützt hat, das Schicksal des Völkerbundes. Auch dem größten Idealisten ist es mittlerweile klar geworden, daß die geplante Neuordnung der Welt zunächst die Sättigung der Sieger und dann die Fesselung Deutschlands durch die Normen einer Rechtsordnung, die den Alliierten den erpreßten Gewinn für alle Zeiten sichert, bringen wird. Kein Pathos kann diese Tatsachen verschleiern, und der amtliche Protest muß, auch wenn ihm die bestfundierten Einreden rechtskräftiger Vertragsbestimmungen zur Seite stehn, an ihnen ebenso zerbrechen, wie die Kundgebungen von Parteien und Vereinen, die an das Rechtsgefühl der Menschheit appellieren.

Der Skeptiker, dem die Entwicklung des Völkerbundsgedankens zur Phrase seit längerem evident schien, tröstete sich mit dem Gedanken, daß

diese Phrase immerhin arbeitsfähig sein würde, genau so, wie es im Wiener Kongreß die Phrase vom europäischen Gleichgewicht gewesen ist. Nur wurde er unlogisch, als er vergaß, daß die Pariser Konferenz für Verhandlungen deutscherseits wenig Raum lassen würde. Wenn Treitschke von der Wiener Zeit sagt, daß damals die abgespannte und abgehetzte diplomatische Welt allen den unfertigen neuen Ideen ängstlich aus dem Wege ging und es sich wieder wohl sein ließ bei jener bequemen Staatsauffassung des alten Jahrhunderts, und die Weisheit der Kabinette sich in einer kunstvoll abgewognen Verteilung der Länder und Leute erschöpfte, so scheint dies Urteil auch für die Ereignisse unsrer Tage nicht gerade unpassend. In dem Gemisch von Ratlosigkeit und nationalem Egoismus erscheint den angelsächsischen Staatsmännern die Lösung des Friedensproblems nach den Grundsätzen der alten Machtpolitik als der einzige Ausweg aus dem Labyrinth der widerstreitenden Meinungen, und so muß der Völkerbund dazu herhalten, die Ergebnisse dieser einseitig festgelegten Lösung für lange Zeit durch die Sanktion des neuzuschaffenden internationalen Rechts zu konsolidieren.

Der Völkerbund mußte in demselben Moment zur Phrase werden, als die Entente daran ging, die Grundlagen für den Zusammenschluß der Nationen willkürlich nach dem Recht des Siegers zusammenzuschneiden. Ein Rechtsinstitut, dessen Wirksamkeit so stark auf den organischen, möglichst freigewählten Interessen- und Stimmungsausgleich der Rechtsträger gestellt ist und das Bewußtsein des Rechts so stark zur Voraussetzung hat, kann nicht durch willkürliche Beschlüsse dekretiert werden, ohne den Keim des Zerfalls eingeimpft zu erhalten. Es rächt sich jetzt schwer die falsche Methodik, mit der der Völkerbundsgedanke bisher theoretisch behandelt und politisch propagiert wurde. Es heißt den organischen Bau des Ganzen verkennen, wenn man dem Völkerbund den Kopf setzt und dabei vergißt, daß die Glieder nur dann durch die Nervenstränge der internationalen Rechtsregeln zusammengehalten werden können, wenn sie in den Zusammenhang ihrer geographischen, ökonomischen und kulturellen Gemeinsamkeiten gebracht werden. In dem Gedanken, sofort das sichtbare Ganze zu schaffen, ehe der neue Alltag den Elan der Idee abschwächte, ist das Ziel überspannt worden. Der antizipatorische Genuß des errechneten Erfolges hat den kritischen Verstand fast ausschließlich auf die Verfassung des Völkerbundes gerichtet und seinen, nur durch das Wachstum erreichbaren, organischen Aufbau vernachlässigen lassen. So hat denn das profunde Bemühen, mit dem die verfassungsrechtliche Seite des Völkerbundes nach allen Richtungen hin erschöpft wurde, durchaus wertvolle Ergebnisse gebracht. Aber die in ihren Vorarbeiten durch eine falsche Methodik – falsch für den P o l i t i k e r, nicht für die legislatori-

schen Konstruktionen des Juristen – vernachlässigte Organisation des lebendigen Unterbaus bleibt nunmehr den einseitig verfügten Dekreten der Pariser Friedenskonferenz überlassen.

Wenn man es also bei der bisherigen Behandlung des Völkerbundproblems verabsäumt hat, auch nur agitatorisch für diejenigen Staaten, die ihrer geographischen Lage nach im engsten Konnex miteinander stehen, den freigewählten politischen, ökonomischen und kulturellen Interessenausgleich unter Beseitigung historisch bedingter Stimmungsgegensätze vorzubereiten und ihm durch den Kitt der unerzwungenen freiwilligen Verständigung den stärksten Zusammenhalt zu geben, so ist damit, abgesehen von der Sünde gegen die elementarsten Regeln des Aufbaus der Geist der neuen Institution bereits im Anfang ihrer Schöpfung verletzt worden. Denn die Sanktionierung der durch die Kriegsentscheidung militärisch erzwungnen Verständigungen schafft negative Kräfte, die abgesehen von den alltäglichen Erschwerungen der zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen auch die Objektivität bei der Stimmabgabe im Schiedsverfahren gefährden.

Hinzu kommt noch ein anderes. Und das ist die gesteigerte Abhängigkeit, in die eine derartige, allein durch internationale Rechtsregeln gebundne Anarchie die europäischen Mächte – und zwar alle – zu England und Amerika bringen muß, die in sich geeint ihre Interessen von der gleichen freien Machtposition aus vergleichen können, wobei eine gewisse Parallelität der Interessen die Gefahren einer Konfliktkrisis ausschließt. Es wäre gefährlich, diesen Ausblick auf die starken Willensbindungen der Mächte zweiten und dritten Ranges mit der großen Geste auf den neuen Geist abzutun, von dem man annimmt, daß er als treibende Kraft der kommenden Epoche die Schöpfungen des Kriegsabschlusses gerecht und sinnvoll korrigieren wird, soweit sie sich als ungesund erweisen. Wer selbst heute noch an ausreichende Korrekturen durch eine Entwicklung glaubt, die der Optimist unter dem Gesichtswinkel der eignen von der Idee diktierten Opferbereitschaft sieht, sollte mißtrauisch werden bei der Überlegung, daß das Übergewicht zweier Mächte in überlegner Position so lange zum Mißbrauch dieses Übergewichts herausfordern muß, als die Organisation der Welt im Prinzip und auch räumlich (Ostasien und Rußland) nur oberflächlich durchgeführt ist. Dieses Mißtrauen ist mittlerweile nach der Bekanntgabe des Pariser Völkerbundentwurfs mit der Wilsonschen Introduktion allgemein geworden. Einen treffenden Ausdruck gibt ihm die japanische Presse, wenn sie in ihrer skeptischen Beurteilung des Pariser Entwurfs sagt, daß der Völkerbund wohl hinreichend geeignet sei, die schwachen Nationen zurechtzuweisen und ihnen jedes beliebige Schicksal aufzuzwingen; wo aber bliebe die Gewalt, die England und Amerika für Verletzungen der Völkerbundssatzungen zur Verantwortung ziehen könne?

Mit der Stabilierung des englisch-amerikanischen — speziell des englischen — Übergewichts ist in der Tat die Bankerotterklärung der reinen Völkerbundsidee gegeben.

Es ist nicht zweifelhaft, daß der Völkerbund seine wahre Begriffsverwirklichung nur dann finden kann, wenn als seine sinnwidrigsten Hindernisse die Attribute der Machtpolitik beseitigt werden, das heißt jedes militärische Übergewicht genau so, wie die englische Vorherrschaft zur See; wenn ferner die Welt, soweit ihre Nutznießung auf Grund gewaltsam geschaffner Rechtsmonopole einzelnen Völkern unverhältnismäßige Profite schafft, im Sinne einer relativen Gleichberechtigung neu verteilt wird; wenn insbesondere der Kolonialbesitz mit dem Ziel der höchsten kulturellen und wirtschaftlichen Pflege im Interesse des Wiederaufbaus der erschöpften Volkswirtschaften und im Interesse der Eingebornen eine Revision der alten Besitztitel erfährt, wenn die Neuorganisation der Weltwirtschaft in ihren andern Bedingtheiten (Verkehr, Zoll, internationales Arbeiterrecht usw.) alle Monopolisierungsmöglichkeiten ausschließt oder ausgleicht, und wenn als fundamentalste Voraussetzung der Verwirklichung die im Ethos des Völkerbundgedankens ebenso wie in der politischen Zweckmäßigkeit begründete Forderung einer freigewählten Verständigung der ihrer ganzen Lage nach besonders aufeinander angewiesenen Nationen erfüllt wird; wenn also die Verwirklichung des Völkerbundgedankens ungefähr in der Richtung der von der internationalen Sozialistenkonferenz in Bern formulierten Ansichten gesucht wird.

Die Behauptung erscheint nicht unberechtigt, daß Deutschland auf der Höhe seiner militärischen Erfolge im Frühjahr des vergangnen Jahres auf Grund der damals möglichen kontinentalen Verständigung den Völkerbund in seiner sinngemäßen Organisation hätte schaffen, zum mindesten aber seine Fundamente hätte legen können, wenn die deutsche Politik damals nach einer Idee und nicht nach brutalen Zweckmäßigkeitsinstinkten gehandelt hätte. Mit klugen und weitherzigen Konzessionen wäre die Einigung der europäischen Mächte möglich gewesen und mit ihr hätte eine Position geschaffen werden können, die — gestützt von dem annähernd gleichlaufenden Interesse ihrer Träger — im wohlverstandensten Interesse des Völkerbundes das englische Übergewicht, wenn auch nicht gleich, so doch im Lauf der eingeleiteten Entwicklung abgeschliffen hätte. Auf diesem Wege wäre das englische Weltmonopol politisch und wirtschaftlich einer allmählichen Zersetzung ausgeliefert worden und hätte durch den Zwang der realpolitischen Situation seine Einordnung in den Konzern der übrigen Völker vornehmen müssen. Daß England vorläufig gar nicht daran denkt, sich freiwillig einer derartigen Entwicklung zu unterwerfen, erweist seine heutige Stellung zu dem maritimen Abrüstungsproblem und zu der Rückgabe der deutschen Kolonien.

Wenn auch mit dem Widerstand gegen die Abrüstung zur See der Völkerbundgedanke in seinem Kern getroffen wird, so muß doch die oberflächliche Auffassung zurückgewiesen werden, daß England nur um der Macht willen die Symbole der Macht nicht preisgeben will. Die englische Politik handelt hier nicht aus Perfidie, sondern nach durchaus nüchternen und klaren Berechnungen. Sie ist zu kritisch, um sich allein nach den Forderungen einer Idee zu orientieren, deren Verwirklichungsmöglichkeiten durchaus unsicher sind, sie variiert vielmehr die Idee nach den Realitäten, mit denen sie in Zukunft rechnen zu müssen glaubt. Und nur die Kenntnis dieser Realitäten kann die englische Haltung zum Völkerbund verständlich machen, ebenso wie die Position, die England im Völkerbund anstrebt.

Einen hinreichenden Einblick in die durchaus verständlichen Motive der englischen Politik gibt allein schon die Beurteilung der ostasiatischen Entwicklung mit ihren möglichen Rückwirkungen auf Indien und auch Australien, und auf die englischen Interessen in China. Nur eine banal materialistische Auffassung wird die Triebkräfte der ostasiatischen Entwicklung in ökonomischen und rein machtpolitischen Motivationen erschöpft sehen und die lebendigen Kräfte unbeachtet lassen, die aus der Kulturidee und dem nationalen Ethos der ostasiatischen Völker geboren, über den wirtschaftlichen Prosperitätsdrang hinaus expansiv wirksam sind. Mit den unerprobten Satzungen eines neuen Rechtsinstituts sind solche Kräfte nicht einzuschnüren, am allerwenigsten, wenn bei ihren Trägern die dispositionellen Hintergründe für die Unterstützung dieses Rechtsinstituts von den ähnlichen nüchternen, wenn nicht machiavellistischen Erwägungen gebildet werden, wie sie der englischen Politik zugesprochen werden müssen. Die englische Politik kann — ebensowenig wie die amerikanische — diese Kräfte ignorieren und an den Tatsachen vorübergehen, daß die japanische Position während des Krieges eine ungeheure Stärkung erfahren hat, die sich irgendwann politisch und ökonomisch mit den englischen Interessen wird auseinandersetzen müssen. Der Kriegsausgang hat nun England — und mit ihm Amerika — für diese Auseinandersetzung alle Mittel an die Hand gegeben, um sie in durchaus überlegener Stellung vornehmen zu können. Die russische und die deutsche Bündnisfähigkeit ist Japan, dem Exponenten der ostasiatischen Entwicklung, für lange Zeit vernichtet, nicht nur im Sinne der alten Bündnis- und Machtpolitik — sie sei hier zu den Atavismen aus einer vergangnen Zeit gerechnet — sondern auch im Sinne einer rein ökonomischen Teilhaberschaft, die Annäherungen und Gemeinsamkeiten schaffen könnte, die die englischen Interessen beschneiden müßten. Japan ist isoliert, und seine Isolierung wird im Völkerbund englisch-amerikanischer Provenienz vollendet. Japan wird sich bei der Ent-

wicklung, die sich in Ostasien in größtem Maßstab vorbereitet, im Völkerbund einer englisch-amerikanischen Majorität gegenübersehen, die, an sich durch die englisch-amerikanischen Stimmen und die Stimmen der englischen Dominions bereits vorhanden, durch die Stimmen der europäischen Mächte gegen kleine Beteiligungskonzessionen oder Zugeständnisse andrer Art beliebig verstärkt werden könnte. Die Zerstörung des deutschen Ostasienhandels und die Ausweisung der Deutschen aus China zeigt, in welcher Weise England die Möglichkeiten solcher Konzessionen vorbereitet hat. Die Gebundenheit der europäischen Mächte an die englisch-amerikanischen Konzessionen wird gesteigert durch die enormen Abhängigkeiten, die der europäische Wirtschaftsruin mit sich bringt. Diese müssen durch das politische Übergewicht der angelsächsischen Mächte im Völkerbund den nur formal pazifierten aber nicht wahrhaft versöhnten und damit zu keinerlei einheitlicher Aktion fähigen Völkern Europas fühlbarer und kostspieliger werden. England, das in der gewesenen Epoche kriegerischer Machtpolitik die europäischen Mächte je nach Bedarf in die Bündniskombinationen seiner jeweiligen weltpolitischen Bedürfnisse einspannen konnte, wird denselben anarchischen Zustand Europas in der kommenden pazifistischen Epoche ausnutzen können, in der nach den Gesetzen des Völkerbundes die Stimmabgabe zu entscheiden hat. Der Völkerbund, so wie er jetzt aussieht, wird Europa bändigen und sein angelsächsischer Areopag wird die kleinen Streitigkeiten mit kostenlosem Wohlwollen und in geschicktem Spiel schlichten. England hat so die europäischen Sorgen hinter sich und die Hände frei für die großen Aufgaben der ostasiatischen Entwicklung. Damit beginnt endgültig die neue Epoche, die das Schwergewicht der weltpolitischen Probleme nach Ostasien und dem Stillen Ozean verlegt. Diese Epoche wird aller Voraussicht nach im Zeichen des Pazifismus stehen, denn Japan wird der angelsächsischen Überlegenheit militärisch und maritim nicht gewachsen sein. Die bisherige Pariser Behandlung des Völkerbundproblems läßt zudem mit reichlicher Sicherheit erwarten, daß auch die Machtmittel des Völkerbundes in der Hand Englands und Amerikas konzentriert werden. Das Gegenspiel England kontra Wilson in der Frage der Meeresfreiheit tritt durch das amerikanische Flottenprogramm — Amerika hätte andre Druckmittel — in eine andre Beleuchtung, als die der gegenseitigen Bedrohung. In diesem Sinne ist auch die Äußerung des amerikanischen Marinestaatssekretärs Daniels nicht uninteressant: „Es wäre eine Schande, wenn Amerika auch nur einen Augenblick glaubte, daß es zur Weltpolizei eine geringere Anzahl Schiffe beisteuern könnte, als die der größten Seemacht ist.“ Wenn Präsident Wilson bei seiner Befürwortung des Flottenbauprogramms die mit seiner Annahme geschaffene Stütze für seine Abrüstungsforderungen in der Friedenskonferenz betont,

so ist den englisch-amerikanischen Staatsmännern der aus solchen Äußerungen entstehende Anschein eines englisch-amerikanischen Gegensatzes nicht unlieb, der den einigermaßen gleichgerichteten Aufmarsch gegen die Sphinx im Osten leidlich verschleiert. Die Tatsache einer Divergenz der englischen und amerikanischen Politik in ihren grundlegenden Orientierungen kann aus den zitierten Äußerungen ebensowenig hergeleitet werden, wie aus Meinungsverschiedenheiten der englischen und amerikanischen Presse. Über diese internen Meinungsverschiedenheiten hinaus zeigen die großen Linien der englisch-amerikanischen Politik die geniale Konzeption einer angelsächsischen Weltorganisation, die nach Ansicht ihrer Urheber einmal die ethischen Forderungen des Pazifismus im Völkerbund erfüllt und dann die politisch-praktischen Gruppierungen für die kommenden Aufgaben der Weltpolitik verwirklicht sieht. Es kann als sicher gelten, daß die angelsächsische Mentalität bei der ihr eigenen Denkform in solcher Konzeption ehrlich und überzeugt die Interessen der Menschheit zu sichern glaubt. Die aus dieser Konzeption geborne Politik ist in dem Glauben an die angelsächsische Mission als Treuhänder der Menschheit — speziell auch der weißen Rasse — ideell verankert, und die machiavellistischen Vertreter dieser Politik sind zu geschickt, um deren große ethische Auswirkungen durch irgendwelche Deutlichkeiten abzuschwächen. Es ist anzunehmen, daß auch dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von der Höhe dieser Politik, die er aus den reinen Motivationen des Pazifisten heraus mitmacht, die Fragen Europas sekundär erscheinen müssen. Er wird im Interesse der Verwirklichung dieser Politik seine Rücksichtnahme gegen Deutschland von keiner Sentimentalität diktieren lassen, sondern sie in den Grenzen halten, die ihm der mit dem Grundprinzip seiner Politik noch irgendwie zu vereinbarende Widerspruch der siegreichen europäischen Nationen zieht.

Aus allen diesen Dingen resultiert die englische politische Stellung zum Völkerbund, und resultiert die Methodik, mit der England das Problem behandelt. Diese Methodik kann durchaus folgerichtig mit der Organisation der Spitze beginnen, denn England will im Verein mit Amerika selbst die Spitze des Völkerbundes bilden. Die Methodik der europäischen Staaten mußte den umgekehrten Weg gehen, wenn sie ihre eignen Interessen sicherstellen und den wahren Inhalt der Völkerbundsidee retten wollten, der durch jede Vormacht einzelner Teilhaber und die damit gegebenen Möglichkeiten ihrer Ausnutzung illusorisch gemacht wird. Die Strenge des Prinzips läuft hier parallel mit dem praktisch politischen Interesse Europas. Abgesehen von den inneren Reibungen, die der kryptoanarchische Zustand Europas mit sich bringen muß, ist eins sicher: Europa wird an der kommenden weltpolitischen Entwicklung nur indirekt durch

die Vermittlung der angelsächsischen Mächte teilnehmen. Es muß gesagt werden, daß dieses praktisch-politische Interesse Europas durchaus nicht nur ein nacktes Geschäftsinteresse ist, sondern daß es kulturelle Werte einschließt, die in einer subjektiven Wertsteigerung der verantwortlichen nationalen Arbeit und in dem erhöhten Bewußtsein einer nach den Grenzen des Könnens selbstbestimmten und nach der nationalen Leistung gewerteten Teilnahme an dem Schicksal der neuen Epoche begriffen liegen. Es mag beruhigend sein, als englisch-amerikanische Wirtschaftsfiliale einen leidlichen Aufbau der deutschen Wirtschaft garantiert zu sehen und in dem langsamen Abbüßen der Niederlage alles übrige der kommenden Entwicklung zu überlassen. Aber eins ist sicher, daß dieser politische Quietismus, der in Klagen und Anklagen seine einzigen Emotionen findet, die Gefahr der Verewigung in sich trägt, wenn er vergißt, daß jetzt das Schicksal der Welt für lange Zeit entschieden wird, und er weiterhin vergißt, daß nur die bewußte Willenskonzentration der ganzen Nation auf die erreichbaren Ziele einer lebendigen Zukunft, die in dem Sumpf des Zusammenbruchs und in der Öde der Verbitterung erstarrten nationalen Energien — die hier politisch-kulturell begriffen werden — neu beleben kann.

Es bleibt die Frage zu untersuchen, ob die deutsche Politik die nötige Bewegungsfreiheit hat, diese Lage zu ändern, oder ob sie gezwungen ist, den mit einer rein dialektischen Verteidigung ihrer Rechte verbrämten Anschluß an die beiden führenden Mächte der Entente beizubehalten und damit den großangelegten Plan dieser Mächte wirksam zu unterstützen. Hierbei wäre auch zu untersuchen, ob und inwieweit die wirtschaftliche Abhängigkeit von den angelsächsischen Mächten Deutschland zwingt, seine Politik nach den Entwicklungsinteressen dieser Mächte zu orientieren. Diese einseitige Bindung wäre nur dann notwendig und zu verantworten, wenn die angelsächsische Führung der Weltgeschäfte als Dauerzustand dem deutschen Selbstbestimmungsrecht den genügenden Spielraum läßt oder die voll begriffenen Menschheitsinteressen wahrhaft zu vertreten geeignet ist. Die Fragen sind, an den Begriffen des Völkerbundgedankens gemessen, nicht zu bejahen. Wenn auch die angelsächsische Vorherrschaft sich jetzt erfüllt und Deutschlands Interesse jede gegen diese Mächte gerichtete Politik verbietet, so darf daraus nicht der Verzicht auf diejenigen Mittel hergeleitet werden, die in der kommenden Epoche der Weltorganisation geeignet sind, das angelsächsische Übergewicht auszugleichen und damit den Völkerbund seiner wahren Bestimmung entgegenzuführen. Nur die kann ihn in dem politischen Wollen der Nationen fest verankern.

Der Reichsminister Graf Brockdorff-Rantzau hat in seiner Programmrede vor der Nationalversammlung den für diesen Zweck geeigneten Weg

angedeutet, als er bei der Erwähnung der französischen, polnischen, tschechischen und dänischen Aspirationen betonte, daß die Auseinandersetzungen mit diesen Nationen die Haßatmosphäre zu beseitigen haben, um, wie er es bei der polnischen Angelegenheit hervorhob, noch vor Beginn der Friedensverhandlungen der reineren Luft gegenseitigen Verständnisses Platz zu machen. Er hat der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß „an unserer Nordgrenze ein Vorbild geschaffen wird, wie in freier Verständigung, in redlichem Ausgleich langjähriger Völkerzwist zu aufrichtiger Völkerversöhnung geführt wird." Er hat bei der Besprechung der tschecho-slowakischen Ansprüche betont, daß „das neue Deutschland am Gedeihen des aufstrebenden Nachbarn ein gleiches vitales Interesse hat, wie dieser an Deutschlands wirtschaftlicher Gesundheit." Und er wird wissen, daß gerade dieser Gesichtspunkt auch für die Regelung der andern nachbarlichen Beziehungen nutzbar gemacht werden kann. Er hat die Bereitschaft des neuen Deutschlands ausgesprochen, unter bestimmten Kautelen eine Verständigung mit Rußland anzustreben, und er hat schließlich auf die große internationale Bedeutung derjenigen Kräfte verwiesen, die in dem mächtig gesteigerten Wachstum der sozialistischen Willensenergien überall lebendig geworden sind. Mit all diesen Dingen hat der Graf Brockdorff die Elemente erwähnt, mit denen *nicht nur* vom *Standpunkt der deutschen Politik* die Fundamente der geplanten Völkerorganisation haltbar zu errichten sind. Diese Elemente sind — wenn man sie über ihre dialektische Eignung hinaus nach dem Kern ihrer politisch-praktischen Wirksamkeiten bezeichnet — erstens die nachbarliche Verständigung als Mittel zur Beseitigung des anarchischen Zustands Europas und als Anfangsstadium der kontinentalen Einigung, zweitens die Auseinandersetzung mit dem bolschewistischen Rußland und drittens der Sozialismus als Hilfsmittel der kontinentalen und darüber hinaus der *universalen Verständigung*, wobei die wertvollen Wechselbeziehungen zwischen innerpolitischer Konsolidierung und außenpolitischer Wirkungsmöglichkeit eine besondere Beachtung verdienen. Die volle Ausnutzung der diesen Elementen eigenen Kräfte kann die deutsche Position für die Zukunft ganz erheblich stärken und die Wege ebnen für Korrekturen der durch den Friedensschluß zunächst vollendeten Tatsachen.

In einer konsequenten Verfolgung seiner Politik hat der Graf Brockdorff diese Elemente aus den Forderungen des Wilsonprogramms deduziert, und die Voraussetzungen der nachbarlichen Verständigung durchaus dem Rahmen dieses Programms entnommen. Er hat aber den Willen zur Verständigung aus dem *Zwang* des Programms gefolgert und ihm damit die agitatorische Kraft des bewußten freien Entschlusses genommen, der allein mit allen seinen beweiskräftigen materiellen und ethischen Be-

gründungen die lebendigen Energien schaffen kann, die „den Gegner überzeugen, daß es sein eignes Interesse ist, auf unsere Absichten einzugehen." Die Überzeugungskraft des deutschen Verständigungswillens mußte so naturgemäß geschwächt werden, und als Folge war der verstärkte Drang der feindlichen Nachbarvölker nach Sicherungen und der aus diesem Drang resultierende einheitliche Aufmarsch gegen Deutschland mit gleichfalls stärkerer Betonung tatsächlicher oder erfundener Rechtsansprüche verständlich. Das Vertrauen, daß die angelsächsischen Mächte demgegenüber die deutschen Rechte schützen würden, hat sich bisher nur insoweit gerechtfertigt, als flagrante Rechtsbrüche des Wilsonfriedens diesen Mächten im Interesse ihres Programms unerwünscht sind.

Es kann nicht bestritten werden, daß sich diese der deutschen Politik durchaus unerwünschten Folgen nur dann hätten vermeiden lassen, wenn die freigewählte Verständigung in den Vordergrund gestellt worden wäre, mit dem engeren Ziel einer vorteilhaften Position für die Friedensverhandlungen und dem weiteren Ziel einer Konsolidierung Europas für den Völkerbund und seine sinngemäße Verwirklichung. Es ist unvermeidlich, daß eine diktierte Verständigung Mißstimmungen hinterlassen muß, die von vornherein die nachbarlichen Beziehungen in eine allen ihren Trägern schädliche Atmosphäre bringen, und es wird gut sein, wenn die deutsche Politik unabhängig von den Resultaten der Friedenskonferenz diese Mißstimmungen zu beseitigen sucht. Und weil der Friedensschluß bei der großen Kompliziertheit der Einzelprobleme nur Resultate schaffen wird, die sich erst in längerer Entwicklung festigen können, ist der Verständigungsinitiative auch nach dem Friedensschluß ein nicht unbeträchtlicher Spielraum gelassen.

Das Schwergewicht der Verständigung liegt in dem Verhältnis zu Frankreich, denn die Einigung mit Frankreich muß im höchsten Maße das Verhältnis zu den Polen und Tschechen beeinflussen und muß ihre Rückwirkungen auch auf Deutschösterreich haben, sowohl in seinem Verhältnis zu dem Deutschen Reich, als auch zu seinen slawischen Nachbarn.

Maßgebend für eine Beurteilung der Verständigungsaussichten sind die momentane französische Politik und ihre Motive einerseits und andrerseits die zukünftigen Gemeinsamkeiten der deutsch-französischen Interessen, sowie die Mittel der deutschen Politik, der Erkenntnis einer etwaigen Interessensolidarität politisch praktische Wirksamkeiten zu geben.

Wenn diejenige Richtung, die in der deutschen öffentlichen Meinung einer Einigung mit Frankreich im Interesse eines kontinentalen Zusammenschlusses das Wort redet, die Meinung vertritt, daß einmal die ganze Schwere des Ententedruckes durchaus nicht auf das französische Konto

allein zu setzen ist, und daß zweitens die Aggressivitäten der französischen Politik als Rückwirkungen auf die angelsächsische Orientierung der deutschen Politik zurückzuführen sind, so kann dieser Meinung aus den folgenden Erwägungen recht gegeben werden:

Frankreich macht sich über den Wilsonschen Völkerbund keinerlei Illusionen. Es erwartet von ihm durchaus mit Recht die Stabilierung des englisch-amerikanischen Übergewichts. Seine Opposition gegen diesen Völkerbund entspringt der Einsicht in die greifbaren Folgen, die das angelsächsische Übergewicht einmal an sich und dann durch die der angelsächsischen Politik möglichen kontinentaleuropäischen Kombinationen für die französische Überseepolitik und die mit ihr kommunizierende wirtschaftliche Restaurationspolitik haben muß. Die Gründe für die französische Opposition gegen den Wilsonschen Völkerbund sind mutatis mutandis dieselben wie die der japanischen Opposition. Wenn in ihrer Äußerung die japanische Haltung kühl und reserviert ist und die französische überhitzt, so geben nicht die bekannten nationalen Temperamentsunterschiede die hinreichende Erklärung, sondern die in der beiderseitigen Position begründeten Unterschiede, die materiell und zeitlich nach dem Grade ihrer Unmittelbarkeit die französischen Einsprüche dringender machen. Frankreich weiß, daß auch seine politischen und ökonomischen Abhängigkeiten wachsen, je sicherer die politische Anarchie Europas der angelsächsischen Politik die Möglichkeiten einer ihr erwünschten Mehrheitsbildung im Völkerbund garantiert. Die französische Politik sucht daher durchaus folgerichtig die Ausnutzung des Sieges in der größtmöglichsten Stärkung ihrer kontinentaleuropäischen Position. Sie unterstützt demnach die großpolnischen, tschecho-slowakischen, serbischen und rumänischen Ansprüche und gibt dadurch den an sich dort vorhandenen Sympathien eine fest fundierte Grundlage. Mit diesen bewußt antideutschen Unterstützungen gehen die direkten Ziele parallel, die Frankreich im Friedensschluß Deutschland gegenüber durchzusetzen beabsichtigt, und die seit der deutschen Waffenstillstandsbitte an Wilson mit allen Variationen rabulistischer Begründungen verfochten worden sind. Frankreich will den Ruin und die Knebelung Deutschlands, weil es in dem deutschen Wiederaufbau unter Anlehnung an England und Amerika eine Stärkung des Übergewichts dieser Mächte sieht, und weil es das Maß der hieraus resultierenden Abhängigkeiten der eignen Politik auf ein Minimum reduzieren will. Von diesem Gesichtspunkt gesehen erhält jede einzelne französische Forderung ihre verständliche und logische Begründung. So hat beispielsweise die Forderung nach der nackten Annexion Elsaß-Lothringens, nach dem Saarrevier und nach der pénétration pacifique der linksrheinischen Gebiete — abgesehen von den rein politischen Zwecken — ihre positive Zielsetzung darin, daß die materielle Basis der französischen Wirtschaft

über die Befriedigung der Schadenersatzansprüche hinaus gehoben und damit das Maß ihrer Abhängigkeiten verringert werden soll; und ihre negative darin, daß der deutschen Wirtschaftsbasis für den Wiederaufbau und einen eventuell verstärkten wirtschaftlichen Konnex mit den angelsächsischen Mächten wertvolle Kraftquellen verschlossen werden sollen. Der Franzose weiß, daß eine erholte deutsche Wirtschaft bei einer Belassung ihrer an sich stärkeren Basis und ihrer überlegenen Volkskraft in dem angelsächsischen Konzern einen größeren Einfluß gewinnen muß, als der französischen Politik lieb sein kann.

Es war und ist naiv, die Gründe für die französischen Forderungen auf den stark überhitzten Revancherausch und seine vielstufigen Äußerungen zurückzuführen und zu übersehen, mit welcher Geschicklichkeit die französische Politik auf der Klaviatur aller dieser Stimmungen zu spielen weiß. Für die deutsche Politik wäre es auch für die Zukunft verhängnisvoll, wenn sie diese Ansicht auch nur teilweise akzeptierte und mit einer grundlegenden Verkennung der durchaus realen und konsequenten politischen Motive Frankreichs auch die Fähigkeit der wirksamsten Abwehr verlieren würde. Die liegt nicht in dialektischen Auseinandersetzungen auf der Basis des Wilsonprogramms und nicht in der Hoffnung auf die in ihrem Ausmaß durchaus unberechenbare angelsächsische Unterstützung. England und Amerika haben bisher französische Ansprüche nur insoweit zurückgewiesen, als sie eklatante Rechtsverletzungen — der Rechtsbegriff wird außerdem neu konstituiert — enthielten, und soweit sie geeignet schienen, durch eine Überspannung der französischen Position in Europa die materiellen Grundlagen des angelsächsischen Völkerbundes zu verschieben. Daß mit einer von derartigen Erwägungen diktierten Unterstützung die deutschen Interessen in eine untergeordnete Sphäre gerückt werden, liegt auf der Hand.

Die wirksamste Abwehr wird auch in Zukunft in einer Politik zu finden sein, die mit überzeugenden Argumenten Frankreich zu einer vernünftigen Verständigung zu bringen sucht. Eine solche Verständigungsaktion hat den Gedanken in den Vordergrund zu stellen, daß eine direkte Übereinkunft, die aus dem lebendigsten Willen nach einer endgültigen Beilegung jahrhundertealten Streits geboren ist, der Liquidation des Krieges mit allen ihren Einzelabmachungen die stärkste Garantie für eine dauerhafte Haltbarkeit gibt: den Ergebnissen des Friedensschlusses wird die Gefahr der von irgendwelchen Revanchegefühlen oder sonstigen Mißstimmungen hergeleiteten gewaltsamen Korrekturversuche genommen. Die politisch, ökonomisch und kulturell schädlichen negativen Kräfte werden damit positiv gerichtet. Dies dient dem französischen Interesse in gleicher Weise, wie dem gesamteuropäischen, und darüber hinaus der universalen Verständigung.

Die Verständigung war und ist zu basieren auf die Gemeinsamkeiten der deutsch-französischen Interessen. Diese Gemeinsamkeiten leiten sich her aus den natürlichen Folgen der geographischen Lage, aus den Forderungen des Wiederaufbaus, der erst dann für beide Teile die stärkste Produktivität erfahren kann, wenn ihm durch einen Ausgleich nach großen Gesichtspunkten die passiven Elemente der ökonomischen Scheelsucht und des gegenseitigen Mißtrauens genommen werden, ferner aus den beiderseitigen Abhängigkeiten von der Struktur des Weltmarktes und aus dem beiderseitigen Interesse einer gleichberechtigten aktiven Teilnahme an den zukünftigen Aufgaben der Weltpolitik und damit aus demselben Interesse und derselben Verantwortlichkeit für die rechtmäßige Einhaltung der Völkerbundsbestimmungen.

Es war ein schwerer Fehler, daß die deutsche Politik nicht schon zu den Zeiten vor und während der letzten deutschen Offensive den Versuch eines Ausgleichs unternommen hat, und daß sie es verabsäumt hat, noch nach dem Zusammenbruch diesen Ausgleich zu propagieren. Diese Unterlassung zeigt, daß die Revolutionsregierung ohne einen aus ihren besonderen Kräften gebornen schöpferischen Gedanken die seelenlose Verlegenheitspolitik des bankerotten Regimes fortgesetzt hat. Die Praxis eines solchen Ausgleichs hatte ein weites Feld. Nach dem Zusammenbruch hätte die selbstverständliche Anerkennung der berechtigten territorialen Ansprüche Frankreichs durch das freiwillige Angebot einer Schleifung der Rheinfestungen, der „Entmilitarisierung" der linksrheinischen Gebiete und durch die selbstbeschlossene Festlegung der deutschen Wehrmacht auf das Minimum der notwendigen Polizeitruppen ergänzt werden müssen. Hätte Deutschland auch in der Abrüstungsfrage ohne Rücksicht auf das Tun und Lassen anderer mit der streng logischen Durchführung der Völkerbundsidee Ernst gemacht, so hätte das einen aussichtsreichen Anfang für die Entspannung bringen können. Die moralischen Werte einer solchen Handlungsweise waren für die besonderen Wege, die zu der deutsch-französischen Einigung hätten führen können, unentbehrlich. Der territoriale Ausgleich mit der militärpolitischen Entspannung hätte durch einen ökonomischen Ausgleich ergänzt werden müssen. Praktische Vorschläge für den Wiederaufbau Nordfrankreichs und Belgiens — wie sie in der Presse häufig erwähnt sind — und für die Befriedigung der sonstigen französischen Schadenersatzansprüche, sowie Angebote einer Versorgung der französischen Wirtschaft mit Rohstoffen unter vorteilhaften Bedingungen mit detaillierten Vorschlägen für die Gegenseitigkeit und außerdem eine Abrede über den Austausch industrieller Fabrikate — man denke hierbei auch an Schiffbau und Schiffahrt — hätten vorhandene Interessengemeinschaften deutlich gemacht, die für beide Teile große materielle Vorteile haben.

Die Darlegung solcher Interessengemeinschaften wird auch zukünftigen Verständigungsaktionen zugrunde gelegt werden müssen. Frankreich wird die Folgen des Krieges an der schweren Schädigung seiner Volkskraft und dem katastrophalen Stand seiner Finanzen sehr bald zu spüren bekommen. Der Rausch des Sieges beginnt jetzt bereits zu verfliegen und einer etwas nüchterneren Auffassung Platz zu machen, die den geeigneten Boden für den Ausgleich abgeben wird. Der leitende Gedanke, der den Willen zur Verständigung beseelt, wird seinen Ursprung nehmen müssen aus der Überzeugung, daß mit dem Buchstabenglauben einer Rechtsfindung, die sich auf die rein mechanisch rezipierte Quelle des Wilsonschen Programms stützt, die Berge eines tiefgewurzelten, historisch traditionierten Mißtrauens nicht zu versetzen sind. Nur der radikale Bruch mit den unseligen Traditionen der jahrhundertealten Feindschaft öffnet den Weg zur Verständigung. Auch in Frankreich sind Kräfte latent, die in dieser Richtung zum Durchbruch drängen.

Die ersten Ansätze einer solchen Verständigung hat die Berner Sozialistenkonferenz gebracht. Sie hat erwiesen, daß für deren Fortsetzung auf der breiten Basis einer in allen Einzelheiten gut durchdachten Konzeption in erster Linie die lebendigen Kräfte der Revolution nutzbar zu machen sind. Kurt Eisner ist tot. Im Gleichschritt eines gebändigten Programms wäre der Kern seiner richtigen Idee und Methode nicht durch dilettierenden Übereifer verschüttet worden.

Nur eins ist mit aller Deutlichkeit hervorzuheben: die Einigung mit Frankreich und die parallel laufenden Verständigungsaktionen mit Polen, Tschechen, Dänen usw. als Anfang einer europäischen Einigung haben keine aggressive Tendenz gegen die angelsächsischen Mächte. Sie dienen allein der nicht nur im deutschen Interesse gelegenen sinngemäßen Verwirklichung der Völkerbundsidee und sollen kein künstliches Gebilde schaffen, das im Sinne einer antiquierten Bündnispolitik seinen Ursprung einer machtpolitischen Gleichgewichtskombination verdankt. Die europäische Einigung wird allerdings ein Gleichgewicht zur Folge haben, das aber durchaus im Sinne der Völkerbundsidee die gefährlichen Ungleichheiten in der Völkerorganisation ausbalanciert und damit zum Nutzen der Gesamtheit die Gefahren eines allzu einseitigen Übergewichts beseitigt. In ihrer vorbehaltlosen Durchführung bleibt die Einigung der europäischen Völker das, als was sie gedacht ist: die folgerichtige Anwendung eines übergeordneten Prinzips auf die nächstliegenden Aufgaben der praktischen Politik. Die großen aus ihr automatisch sich entwickelnden Folgen erweisen den besondern Wert der Aktion. Mit der Feststellung, daß mit ihr das Wilsonsche Programm die wirksamste Unterstützung durch die politische Praxis erfährt, entfallen die Bedenken, die in der unbegründeten Furcht

einer Brüskierung der angelsächsischen Mächte und den damit verbundenen Gefahren einer Nahrungsmittel- und Rohstoffsperre summiert sind. Mit dem französischen Sozialismus als Bundesgenossen, dem durch die Einzelheiten und den Geist eines deutschen Verständigungsplans starke Agitationsmittel an die Hand gegeben würden, ließe sich ein tatsächlicher und moralischer Druck auf die Regierung und die Öffentlichkeit Frankreichs ausüben, der eine Ablehnung unwahrscheinlich macht. Zudem wird die zukünftige Entwicklung dafür sorgen, daß Frankreich der Wert einer Verständigung größer erscheint, als der einer gewaltsam etablierten Vormachtstellung in Europa, die, abgesehen von der schweren Schädigung der gesamteuropäischen Interessen, die Keime des Verfalls in sich tragen würde.

In dem Komplex der nachbarlichen Verständigungsprobleme verdient die russische Angelegenheit eine besondere Beachtung.

Die letzte Zeit hat wohl auch den gläubigsten Bekennern der Ententeallmacht bewiesen, daß diese den Bolschewismus mit militärischen Gewaltmitteln nicht aus der Welt schaffen kann. Abgesehen von den großen technischen Schwierigkeiten, den enormen Kosten und der Infektionsgefahr würden die Regierungen der Entente für großangelegte militärische Operationen gegen Rußland bei ihren Völkern kaum eine ausreichende Gefolgschaft finden. Der Grund liegt einmal in der auch bei dem Sieger deutlich wahrnehmbaren physischen und moralischen Erschöpfung durch den Krieg und dann in dem internationalen Wachstum der bolschewistischen Strömungen, für die die Erschöpfungserscheinungen in Verbindung mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Demobilmachung den geeigneten Boden abgeben. Diese Strömungen — differenziert nach den nationalen und wirtschaftlichen Sonderheiten der einzelnen Länder — verstärken zum mindesten die Widerstände gegen jede antibolschewistische Gewaltpolitik, wenn sie nicht vereinzelt die Neigung zeigen, aktiv bolschewistisch tätig zu werden. In den Rahmen des großen internationalen Reaktionsprozesses gegen den Krieg und seine hochkapitalistische Zwangswirtschaft gestellt, werden diese Strömungen in ihren Quellen durchaus verständlich und läßt sich Intensität und Tempo ihrer Entwicklung annähernd berechnen.

Aus all dem resultiert die zunehmende Angst der Ententeregierungen vor dem Bolschewismus und die Gebundenheit ihrer Entschlüsse Rußland gegenüber. Da mittlerweile die Lösung des russischen Problems dringend geworden ist, sucht die Entente den Weg der Verhandlung mit möglichst vorteilhafter Rollenverteilung unter gleichzeitiger politischer, wirtschaftlicher und militärtechnischer Unterstützung der antibolschewistischen russischen Randstaaten. Dieses Isolierverfahren, mit dem die Entente den Bolschewismus aus der Welt zu schaffen hofft, wird von einem politischen Programm beherrscht, das über die Beseitigung einer akuten Gefahr hinaus

den führenden Ententestaaten, also in erster Linie England und Amerika, die tätigste Anteilnahme an dem kommenden Wiederaufbau Rußlands sichern und eine intimere deutsch-russische Annäherung möglichst verhindern soll. Es entspricht durchaus den Richtlinien eines solchen Programms, wenn — wie es öffentlich von den deutschen Delegierten in den Waffenstillstandsverhandlungen betont worden ist — von der deutschen sozialistischen Regierung der Kampf gegen den Bolschewismus verlangt wurde, während die imperialistischen Regierungen der Entente sich nur durch eine weitgehende Befriedigung der großpolnischen Ansprüche an diesem Kampf beteiligen und im übrigen den Weg der Verhandlung suchen. Die Entente will die Liquidation der russischen Angelegenheiten möglichst unter Ausschluß Deutschlands vornehmen, obwohl Deutschland hierfür die größere Eignung hat. Bei dieser Sachlage berührt es eigentümlich die zwecklose Bedientenhaftigkeit feststellen zu müssen, mit der das amtliche Deutschland der Entente gegenüber die Bereitwilligkeit zur Bekämpfung des Bolschewismus betont hat.

Der Bolschewismus in Rußland hat in der letzten Zeit fraglos eine Stärkung erfahren. Die Ausbreitung in den Ostseeprovinzen und die Änderung der innerpolitischen Lage in der Ukraine sind starke Stützen. Andererseits weiß die bolschewistische Regierung, daß ihre Rolle ausgespielt ist, wenn es ihr nicht gelingt, entweder auf dem Wege über Deutschland die Weltrevolution in Gang zu bringen, oder, falls sich das als aussichtslos herausstellen sollte, die Einigung mit den andern sozialistischen Richtungen unter Annäherung an das Bürgertum zu finden. Bei der Mentalität der russischen Bolschewisten wird die Entscheidung für die letztere Alternative nur im äußersten Notfalle getroffen werden. Zunächst ist und bleibt Deutschland als erste Etappe der Weltrevolution die Hoffnung der Bolschewisten. Das Schicksal des Bolschewismus ist damit in ausschlaggebender Weise in die Hände Deutschlands gelegt, und hier liegt die Stärke Deutschlands Rußland und der Entente gegenüber. Deutschland wird gut tun, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß es die Stärke dieser Position in seinem dringendsten Augenblicksinteresse, aber auch mit Rücksicht auf die späteren deutsch-russischen Beziehungen behält. Das geht nur, wenn es innerlich frei bleibt und dem Bolschewismus nicht verfällt. Daß dies nur möglich ist, wenn die innerpolitischen Verhältnisse sich schnellstens konsolidieren, ist selbstverständlich.

Hierzu wird es nötig sein, daß innerhalb der sozialistischen Parteien eine reinliche Scheidung zwischen den Vertretern des utopischen, rationalen Sozialismus und denen des realistischen, historischen Sozialismus vorgenommen wird. Wenn es der Wissenschaft längst klar war, daß nach allen geschichtlichen Erfahrungen und nach den Gesetzen ökonomischer

Wandlungsprozesse keine Revolution ein neues Wirtschaftssystem fertigstellen kann, so hat die innere Entwicklung des bolschewistischen Rußland diesem Theorem die praktische Bestätigung gebracht. Lenin und Trotzki selbst haben durch ihre Maßnahmen und ihre Äußerungen in der letzten Zeit hinreichend bewiesen, daß sie mit ihrer Wirtschaftspolitik Bankerott gemacht haben und mit rigorosen Mitteln die Rückkehr zur evolutionären Wirtschaftsumgestaltung vornehmen mußten. Diese Erfahrungen hätten den Anhängern des evolutionären Sozialismus eine wesentliche Stärkung im Kampf um die Seele der Arbeiterschaft bringen müssen, wenn sie eine planmäßige agitatorische Ausnutzung erfahren hätten. Die Revolutionsregierung hat es leider wenig verstanden, der Mentalität ihrer Anhänger den überlegenen Schwung zu geben. So wurde sie von den höchst aktiven Minoritäten in eine unglückliche Defensive gedrängt, die sie zu Maßnahmen zwang, die immer zu spät kamen und, um überhaupt noch wirken zu können, über das Ziel der ursprünglichen Absichten hinausgehen mußten. Der katastrophale Zustand wurde noch verstärkt durch das taktische Spiel der sozialistischen Parteien, das in dieser Form vermieden worden wäre, wenn rechtzeitige Maßnahmen der Regierung den Anlaß gegeben hätten, den Kampf sachlicher zu führen.

Das einzige, was jetzt vor der Katastrophe rettet, ist die Sammlung der Arbeiterschaft unter einer Parole, die im Zeichen des evolutionären Sozialismus klar und deutlich ausspricht, was möglich und was Utopie ist. Mit dem Möglichen muß radikal Ernst gemacht werden. Nur so können der Opposition, deren ideelle Basis nicht unterschätzt werden darf, die gefährlichsten Waffen genommen werden. Eine Regierung, die staatsmännisch handelt, wird dann einen großen Teil der treibenden Kräfte aus der Opposition heraus zu positiver Tätigkeit bringen können und müssen und damit ihre Energien einfangen und bändigen, statt sie zu störenden Gegenaktionen zu zwingen.

Nur so ist die innerpolitische Basis herzustellen, von der aus die Außenpolitik die russischen Angelegenheiten angreifen kann, ohne daß sie Gefahr läuft, Deutschland in das bolschewistische Fahrwasser zu bringen. In solcher Position wird Deutschland Rußland gegenüber der Stärkere sein, und zu seinem eigensten Vorteil die Vermittlung zwischen Rußland und der Entente übernehmen können. Die Entente wird nicht mehr in der Lage sein, die Angst Deutschlands vor dem Bolschewismus für seine eigenen Zwecke auszunutzen. Rußland wird die bolschewistische Weltrevolution aufgeben und sich innerpolitisch einigen müssen, und hieraus ergeben sich die Anknüpfungspunkte für die deutsch-russische Einigung. Die Weltrevolution wird den friedlichen Weg der Entwicklung gehen auf der Basis des sozialistischen Gedankens, den jede Nation auf ihre Art zu

verarbeiten hat. Auf diesem Wege ist der große Ausgleich zu schaffen, der alle Probleme des Weltkrieges ihrer Lösung im Sinne einer universalen Völkerverständigung zuführt. Die besondere Unterstreichung gerade dieses Ziels bei einer Propaganda an die russische Adresse wird verhindern können, daß das Mißtrauen der Entente in irgendeiner Weise wach werden könnte. Durch den dauernden Appell an die sozialistischen Parteien des Auslandes könnten diejenigen Hilfskräfte besonders mobil gemacht werden, auf deren Unterstützung Deutschland für die nächsten Jahre in erster Linie angewiesen sein wird.

Es ist seltsam, daß eine sozialistische Regierung, wie sie Deutschland doch hat, es bisher so wenig verstanden hat, die ihrer Besonderheit innewohnenden Energien außenpolitisch wirksam zu machen. Ein Verzicht auf die bolschewistischen Agitationsmethoden hätte den Verzicht auf eine planmäßige und praktisch tätige Beeinflussung der sozialistischen Parteien des Auslandes nicht einschließen dürfen. Wenn die Revolution eine radikale Abkehr vom Imperialismus, Nationalismus, Militarismus und Kapitalismus, kurz all den Elementen, denen die Neigung zu kriegerischer Auslösung immanent ist, gebracht hat, so hat sie damit die tatsächlichen Grundlagen und den stärksten Willen für eine dauernde Verständigung der Völker geschaffen.

Die Außenpolitik der deutschen Republik hat bisher von diesen positiven Kräften der Revolution wenig Gebrauch gemacht. Sie hat es vorgezogen, in der korrekten Verhandlungsmethode alten Stils mit etwas mehr oder weniger Protest die Wünsche der Ententeregierungen entgegenzunehmen. Sie hat es vergessen, daß mit einer seelenlosen Adoption fremder Ideen, die den Eindruck einer erzwungenen Verlegenheitspolitik machen muß, Haß, Mißtrauen und Zweifel nur schwer zu beseitigen sind. Der Gedanke, der dem bankerotten Regime die einzige Rettung schien, und die Methoden sind dieselben geblieben. Es ist kein Wort gesprochen worden, mit dem sich die Welt und derjenige Teil der Menschheit, der das Neue wirklich will, hätte auseinandersetzen können. Keine lebendige Energie, kein eigener Wille, kein neues Ziel ist in dem neuen Deutschland wach geworden. So konnte den Gewalttaten der Entente nicht diejenige Sprache entgegengesetzt werden, die schonungslos offen die Sünden der Vergangenheit betont, aber ebenso schonungslos die Mittel nennt, mit denen der Gewalt und den Rechtsbeugungen entgegengearbeitet wird.

Der Sozialismus nach dem Weltkriege

von Wilhelm Jansson

Die Februarkonferenzen der internationalen Sozialisten und Gewerkschaftler in Bern haben nach viereinhalbjähriger Unterbrechung durch den Weltkrieg doch aufs neue den internationalen Charakter der sozialistischen Bewegung bestätigt. So heftig auch die nationalen Gegensätze sich in dem furchterlichsten aller Kriege austobten und so verschlossen die Bahn zu der Völkergemeinschaft einer glücklicheren Zukunft uns allen schien, Bern eröffnete doch wieder einen Ausblick. Denn obgleich der Weltkrieg erwiesen hat, daß die nationale Gemeinschaft das Primäre im Völkerleben darstellt die Tatsache, daß die Sozialisten und Arbeitervertreter, noch bevor die Waffen niedergelegt sind, sich zu gemeinsamen freien Beratungen zusammenfanden, bürgt doch dafür, daß die internationale Idee kein Phantom geworden ist.

Freilich dürfen wir ihre Kraft nicht überschätzen. Das Christentum schien einst ihre Verwirklichung näher zu bringen, als es die Brüderlichkeit aller Menschen verkündete. Und scheiterte! Im literarischen Kosmopolitismus lebte die Idee, künstlerisch verarbeitet und vertieft, wieder auf, im bürgerlichen Pazifizismus fand sie Verkünder, auch dann, als die Mordwerkzeuge einer vertierten Menschheit die Blüte der europäischen Jugend hinschlachteten, und sie reichte doch nie aus, auch nur ein einziges Menschenleben zu retten. Darf der Sozialismus für sich beanspruchen, mehr leisten zu können?

Bern konnte darauf noch keine schlüssige Antwort geben. Wie die Brandung noch lange ihr Getöse vernehmen läßt, nachdem der sie erzeugende Sturm sich gelegt hat, so übertoste auch in Bern der Wellenschlag des Krieges zeitweilig die Stimme der menschlichen Vernunft. Nationale Gegensätze platzten heftig aufeinander, kleinliche Parteiinteressen verdunkelten die großen weltpolitischen Probleme, die zur Beratung gestellt waren. Wir sollten Fragen des Völkerbundes lösen helfen, sollten diesen selbst von der höheren Warte des „völkerbefreienden Sozialismus" aus betrachten und den durcheinander gewürfelten Völkern den Weg des Aufstiegs zu sonnigeren Höhen zeigen. Aber wir bemühten uns tagelang um den Nachweis, daß jeder von uns in den hinter uns liegenden Kriegsjahren richtig und der andere unrichtig gehandelt hat. Und es war gewiß kein erhebender Augenblick, als der Altmeister eines fossilen „marxistischen" Sophismus, Karl Kautsky, den deutschen Mehrheitssozialisten in Bern ein Fegefeuer anzuzünden suchte, um daran die Parteisuppe der deutschen Unabhängigen zu wärmen. Oder wenn Renaudel und Thomas das gleiche

Feuer mit den gröbsten Kloben speisten, um die Richtigkeit ihrer Haltung und die Unrichtigkeit der Politik Longuets und Mistrals, die im französischen Proletariat den Sieg davontrugen, zu beweisen. Und einen fast komischen Beigeschmack hatte es, als der tapfere Vertreter Ungarlands als Zeuge auftrat, sich dreimal vor den deutschen Mehrheitlern bekreuzigte, vor die Brust schlug und sprach: „Ich danke dir, Herrgott, daß ich nicht bin wie jene Sünder; aber nun sorge du, Kongreß, dafür, daß ich meine Territorien wiederkriege!" Solche menschlichen und Parteischwächen waren in Bern leider zu viel zu beobachten, und Kurt Eisner mußte mit seinem Wahrheitsfanatismus geradezu in diesem Milieu versöhnend wirken. Von unseren Anklägern, ich spreche als deutscher Mehrheitsvertreter, war er der einzige, der keine engeren Parteiinteressen kannte, der nur die Wahrheit suchen und verkünden wollte und dabei übersah, daß alle Wahrheiten nur relative Begriffe sind.

In der Tat hat Bern für den Sozialismus als Weltanschauung keine zugkräftige Parole auszugeben vermocht. Auch das politische Ergebnis erschöpfte sich in zwei Resolutionen über Völkerbund und Selbstbestimmungsrecht der Völker, die nichts Neues bringen. Der geistige Tiefstand der meisten Debatten auf der Sozialistenkonferenz wirkte noch weniger erhebend. Nur ein einzigesmal vermochte ein Redner, der Engländer Mac Donald, die Debatte auf ein Niveau zu heben, das erlösend wirken mußte: als er das Problem Demokratie oder Diktatur, Sozialismus oder bolschewistische Anarchie in der Tiefe packte und in einer Rede, die edelste Kunst war, analysierte. Sozialismus und Diktatur waren für ihn unvereinbare Begriffe; Sozialismus, das ist eine gesellschaftliche Ordnung, die allen Bürgern das Höchstmaß an Freiheit und Glück eröffnen müsse und niemanden unterdrücken dürfe. Sozialismus sei das auf dem Mehrheitswillen des Volkes begründete Gesellschaftssystem und somit von der Demokratie unzertrennlich. Die Diktatur steht dazu im unlösbaren Gegensatz als das System, durch das sich eine Minderheit an der Macht erhält und ihren Willen durchsetzt. Die Sozialisten müßten über ihre Ziele und Methoden klar sehen und keine Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer demokratischen Richtung aufkommen lassen.

Diese Rede bildete den Höhepunkt der Sozialistenkonferenz; sie führte unwillkürlich die Erinnerung zurück an jene besten Tage der zweiten Internationale, als Jaurès und Bebel die Gedanken des internationalen Sozialismus verdolmetschten und für ihn warben. Diesmal stand an ihrer Stelle ein Mann der englischen Arbeiterklasse, der im nationalistischen Taumel des Krieges der Idee der Internationale sein Amt als Vorsitzender der englischen Arbeiterpartei und sein Mandat zum Parlament geopfert hatte. War das ein Zufall oder gab es einen Fingerzeig für die Zukunft?

Bevor wir an die Beantwortung dieser Frage herantreten, die zugleich das Problem des Weltsozialismus aufrollt, müssen wir untersuchen, wie die Führung des internationalen Sozialismus den Händen der Deutschen entgleiten konnte. Denn bis zum Ausbruch des Weltkrieges hatten sie unzweifelhaft die Führung. Deutsche waren es, die dem unklaren Kommunismus der vormärzlichen Zeit die Wege zu einer kraftvollen sozialdemokratischen Bewegung wiesen, die den Kampf zwischen Sozialismus und Anarchismus in der ersten Internationale zugunsten der sozialistisch-demokratischen Idee siegreich zu Ende führten; Deutsche waren es, die den Sozialismus der Utopie zu einem wissenschaftlichen System umgestalteten und zugleich der Arbeiterklasse eigene politische Ziele gaben. Deutsche waren es, die durch die These: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!, die internationale politische Aktion der Arbeiterklasse begründeten. Und die bekannte Resolution des Genfer Kongresses (1866) der Internationalen Arbeiterassoziation, die den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter die Weisung gab, als Brennpunkt der Klassenbestrebungen des Proletariats zu dienen, war von deutschen Geistesarbeitern verfaßt. In der deutschen Sozialdemokratie und in den deutschen Gewerkschaften lebte die Idee der Internationale besonders stark, hier wurde die internationale Solidarität stärker gepflegt als in den anderen Zweigen der Internationale. Das deutsche Urteil war auf ihren Tagungen, wenn nicht maßgebend, so doch in der Regel richtunggebend, und die meisten ihrer Beschlüsse atmeten deutschen Geist.

Das war ihre Stärke und Schwäche zugleich. Ihre Stärke, weil Wissenschaft und Arbeit nirgends in der Welt so eng miteinander verflochten waren, als in dem rapide sich entwickelnden Wirtschaftsleben des Deutschland des letzten Jahrhunderts. Ihre Schwäche, weil die realpolitischen Möglichkeiten der industriellen Arbeiterklasse nur noch im halbasiatischen Rußland so eingeengt waren wie in dem Deutschland der Polizei und der Bürokratie des Halbabsolutismus. Die doktrinäre Versteinerung der sozialistischen Wissenschaft, die zeitweilig zu einer Verknöcherung der sozialistischen Praxis zu führen drohte, konnte deshalb nirgends besser gedeihen als hier, wo die Arbeiterklasse von der praktischen Mitarbeit und Verantwortung in der Politik ausgeschaltet war. Der opferreiche und mit größter Intensität geführte Kampf der deutschen Sozialdemokratie gegen den Obrigkeitsstaat fand die Bewunderung der erwachenden Arbeiter draußen in der Welt, und sie wurde zum Vorbild der Arbeiterbewegung aller unentwickelten Länder, mit deren Hilfe sie auch die internationalen Kongresse beherrschte. In Amsterdam siegte Bebel über Jaurès, die Dresdener Resolution, die spezifisch deutschen rückständigen politischen Verhältnissen entsprungen war, wurde zum Leitstern der politischen Aktion auch für solche

Länder erhoben, wo eine größere Elastizität, wie in Frankreich, England, Holland, Skandinavien, unbedingt geboten war.

Die Deutschen hatten, ausgeschaltet im eigenen Lande, das Hauptgewicht in die Internationale zu legen gesucht. Sie waren die eifrigsten Verfechter der Internationale geworden, und jene Hypothese, die Liebknecht, der Sohn, und Rosa Luxemburg 1914/15 an die Spitze der Spartakusbriefe stellten, wonach die Internationale und nicht die Nation das Primäre sei, war im Grunde nur die Konsequenz der deutschen Parteimehrheitslehre unter Bebels Führung. Aber damit hatten die Deutschen vielleicht unbewußt Verpflichtungen moralischer Art übernommen und Hoffnungen erweckt, die sie im Ernstfalle nicht erfüllen konnten.

Die zweite Internationale hatte neben der sozialistischen Propaganda, die sie meisterhaft führte, sich vor eine einzige große politische Aufgabe gestellt gesehen: Die Verhinderung des Krieges. Sie war 1889 ins Leben getreten, als die damalige große Kriegsgefahr noch ihre Schatten warf. Es folgte das Wettrüsten der europäischen Großmächte, das von der Sozialdemokratie in allen Ländern des Kontinents scharf bekämpft wurde. Und jeder internationale Kongreß beriet aufs neue über die Mittel, die den gesteigerten Rüstungen und ihrer vorausgesehenen Explosion entgegengesetzt werden könnten. Aber man fand in Wirklichkeit keine. Hervé wollte in Stuttgart (1907) den Generalstreik der Arbeitermassen für den Kriegsfall bereithalten, wurde aber von Bebel und Jaurès gleich scharf abgeschüttelt. Man hatte zur Bekämpfung der Kriegsfurie nichts als die Kundgebungen in Versammlungen und Presse und begnügte sich schließlich in Kopenhagen (1910) damit, die Demonstrationstaktik mit der Formulierung der Aufgaben der Sozialdemokratie zur schnellen Beendigung eines ausgebrochenen Krieges zu ergänzen.

Das war im Grunde eine Bankerotterklärung. Denn war erst der Krieg ausgebrochen, mußte die Aktionskraft der Internationale gelähmt sein. Nach der Mobilisierung ihrer Anhänger unter dem Kriegs- und Belagerungszustand war die Aktionsfähigkeit der Sozialdemokratie abhängig von der Bewegungsfreiheit, die ihr die Regierungen und die Generalstäbler beließen — und die war, wie der Weltkrieg letzten Endes bewiesen hat, überall minimal. Das konnte man schon in Kopenhagen wissen, und die Resolution war daher nur ein Verlegenheitsprodukt. Daß die zweite Internationale selbst diese Resolution mit großer Begeisterung aufnehmen konnte, bewies wohl, daß sie jenen Glauben besaß, der nach Bebel Berge versetzen kann, aber es zeugt nicht von ihrer Fähigkeit, die politischen Realitäten einzuschätzen. Indem man sich dem Glauben hingab, im Ernstfalle das Richtige und Entscheidende zu treffen, hatte man an politischer Realität nicht mehr geleistet als die imperialistischen Regie-

rungen, die das Mittel des Bluffs zur Vermeidung des Krieges glaubten anwenden zu können und in diesem sumpfigen Fahrwasser so weit hinaustrieben, bis es kein Zurück mehr gab.

Die Führerrolle bei der sozialistischen Blufftaktik fiel, wie die Dinge lagen, den Deutschen zu. Bebel hatte einst darauf gebaut, daß aus Furcht vor der Revolution keine Regierung die Kriegserklärung wagen würde. Er übersah, daß Regierungen gerade aus Furcht vor der Revolution es zum Kriege treiben konnten. Es ist hier nicht zu untersuchen, ob und wo dieser Fall 1914 vorlag. Sondern es sollen nur die falschen Prämissen angedeutet werden, weil diese infolge der internationalen Führerstellung der Deutschen diesen wesentlich zur Last fallen. In der Tat hatte die außerdeutsche Sozialdemokratie nicht minder als die feindlichen Regierungen die Revolution als Antwort der deutschen Sozialdemokratie auf die Kriegserklärungen erwartet. Die einen erhofften davon die Unmöglichmachung des Krieges, die andern die deutsche Niederlage und den Sieg ihrer imperialistischen Machtansprüche.

Aber hieraus resultiert die Tragik der deutschen Sozialdemokratie, die sie von ihrer Führerstellung herabstürzte. Die geographische Lage ihres Landes, die Tatsache der anstürmenden Massenheere der ganzen Welt zwangen sie zur Stellungnahme für ihr Land und Volk. Sie wurde kriegführende Partei, wider Willen und ohne eigene Schuld, durch die Verhältnisse dazu gezwungen. Sie hatte nichts getan, was nicht auch die andern taten, die ihre Länder gegen die feindliche Invasion verteidigt hatten. Aber diese Tatsache wurde nicht gewürdigt, weil an der Spitze Deutschlands die obrigkeitsstaatliche Kaste stand, die in der ganzen Welt als Hort der Reaktion verhaßt war, und das Eintreten der Sozialdemokratie für ihre Nation mit einem Eintreten für das halbabsolutistische Regime verwechselt wurde. Man hatte von den Deutschen die Revolution gegen diese Machthaber erwartet und wurde getäuscht, weil die Internationale die Realitäten falsch eingeschätzt und die Wirklichkeit vor lauter Unwirklichkeiten nicht gesehen hatte.

Und deshalb mußten wir in Bern die Anklagen wegen der deutschen Kriegführung über uns ergehen lassen. Die ganze Barbarei des Krieges wurde uns zur Last gelegt und über die Barbareien der andern schwieg man sich aus. In der Tat mußten einzelne Etappen der deutschen Kriegführung ausreichen, um den Haß der Welt auch auf uns abzulenken. Der U-Bootkrieg gegen die Neutralen, der Frieden von Brest-Litowsk mit seiner scheinheiligen Proklamation des Selbstbestimmungsrechts der Randvölker zu annexionistischen Zwecken, und last not least Belgien, mit allen Ungeheuerlichkeiten des Säbelregiments im Kriege, wurden von kleinen Leuten mit großem eigenen Schuldkonto der deutschen Sozial-

demokratie in die Schuhe geschoben. Daß die deutschen Unabhängigen, deren Wortführer als einstige Führer der Mehrheitsrichtung in der deutschen Sozialdemokratie und der Internationale den falschen Schein von ehedem und die politisch unmöglichen Erwartungen hervorgerufen hatten, sich an der Hetze beteiligten, wie man „Haltet den Dieb" ruft, wirkte nur komisch, nicht tragisch, und konnte schließlich als unterhaltendes Moment angesprochen werden.

Die politische Führung der internationalen Sozialdemokratie lag in Bern in den Händen der Engländer. Das frankophile Blatt des Herrn Branting setzte unmutig hinzu: „und der deutschen Mehrheitssozialisten." Das letztere ist insofern richtig, als alle Versuche der einstigen französischen Mehrheit, uns gebrandmarkt und hinausgeworfen zu sehen, mit einer schweren Niederlage endeten. Aber die wirkliche Führung war zum ersten Male in der Internationale auf die Engländer übergegangen, und sie lag in guten Händen. Gleich Macdonald hatte Henderson, der Präsident der Konferenz, der Internationale zwei Opfer gebracht: sein Ministerportefeuille und sein Parlamentsmandat. Das lebhafte Temperament des Schotten wurde durch die eiserne Ruhe dieses Mannes wirksam ergänzt. Der eine trieb mit Feuereifer an, um alle mitzuziehen auf steilem Wege; der andere saß bereits oben auf dem Berge wie einer, der Zeit hat zu warten, bis alle nachkommen. So hat auch die englische Arbeiterklasse die Zeit abgewartet, bis sie die internationale Führung übernehmen konnte.

Und dieser Tag scheint jetzt gekommen. Die Aufgabe der Deutschen war die Propaganda des Sozialismus und ihre wissenschaftliche Fundamentierung. Die Aufgabe der Engländer ist es, bei der praktischen Verwirklichung des Sozialismus mit an der Spitze zu marschieren. Die Zeit der Diskussion ist beendet, der Tag der Tat hereingebrochen.

Zwei Faktoren sind von entscheidender Bedeutung für diese Übernahme der Führung durch die Engländer. Sie haben den Krieg gewonnen und beherrschen mit ihrer amerikanischen Schwesternation die Welt. Während Deutschland im Kriege zusammenbrach und von dem Willen der andern zunächst abhängig wurde, steht die anglosächsische Welt als Siegerin da.

Aber der britische Zweig dieser anglosächsischen Welt ist nicht mehr das England von ehedem, das England des Manchestertums und der verknöcherten industriellen Methoden. Mit einer zuvor für unmöglich gehaltenen Elastizität hat England im Kriege die alten Methoden abgestreift, seine ganze Wirtschaftsordnung der gesellschaftlichen Kontrolle unterstellt, die Profitmacherei begrenzt, in die Verhältnisse zwischen Kapital und Arbeit mit rauher Hand eingegriffen und das einst geheiligte „freie Spiel der Kräfte" über Bord geworfen. Es hat die Eisenbahnen in staatliche

Verwaltung genommen, die Bergwerksproduktion und die Schiffahrt dem Kriegsamt untergeordnet, und überhaupt die Staatswirtschaft in einer Weise durchgeführt, wie wir es in Deutschland nicht vermocht haben. Das alles tat der englische Imperialismus, um den Krieg zu gewinnen.

Diese Umwälzung ist zu einem guten Teile auf Kosten der englischen Arbeiter vollführt worden. In jahrzehntelangen schweren Kämpfen hatte der Trades-Unionismus die englischen Arbeitsbedingungen wenigstens der qualifizierten Arbeiter zu den erträglichsten der Welt zu gestalten gewußt. Die gewerkschaftlichen Arbeitsregeln wurden in der ganzen Industrie peinlich genau durchgeführt, die Demokratie im Arbeitsverhältnis gesichert. Die Industriellen haben, sicher mit Unrecht, diesen gewerkschaftlichen Arbeitsbedingungen die Schuld an dem relativen Rückgang der englischen Industriegeltung auf dem Weltmarkte aufzubürden gesucht und somit die Arbeiter verantwortlich machen wollen für das, was in Wirklichkeit dem konservativen Zug des englischen Volkscharakters zuzuschreiben war. Die gewerkschaftlichen Arbeitsbedingungen hatten den Zweck, die Arbeiter vor maßloser Ausbeutung durch das Kapital zu schützen, doppelt notwendig in einem Lande, wo die kapitalistische Ausbeutung jene grauenhaften Zustände herbeigeführt hatte, die in zahlreichen Berichten englischer Gewerbeinspektoren nachzulesen sind, und wo die Manchesterdoktrin die Staatsgewalt die Durchführung des Arbeiterschutzes vernachlässigen ließ.

Durch wesentliche Teile dieser Arbeitsbedingungen hat die Kriegswirtschaft zwecks Erhöhung der Produktion einen dicken Strich gezogen. Die Männerarbeit wurde, wie in Deutschland, in großer Ausdehnung durch Frauenarbeit ersetzt. Die alte Ordnung geriet ins Schwanken. Nun der Krieg zu Ende ist, wünschen die Kapitalisten ihre Freiheit und die Arbeiter ihre Rechte wieder. Aber die Arbeiter wollen heute mehr als damals. Sie sind mit über fünf Millionen Gewerkschaftsmitgliedern organisatorisch gestärkt aus dem Kriege hervorgegangen und die Bedeutung und Unentbehrlichkeit ihrer Klasse für das Staatsganze ist ihnen durch den Krieg in ganz anderer Weise zum Bewußtsein gekommen als zuvor. Die Bergarbeiter streiken nicht mehr um den Lohn nur, sie fordern den Sechsstundentag bei Arbeiten unter Tage und die Sozialisierung der Bergwerke. Und sie verbünden sich mit den Eisenbahnern und den Transportarbeitern, die ihnen die Solidarität der Arbeiterinteressen bekunden, um dieses Ziel zu erreichen.

So wird der gewerkschaftliche Kampf zu einem Kampf um den Sozialismus. Er muß dazu werden, weil es für England infolge der Umwälzungen des Krieges ein Zurück zu der alten Wirtschaftsordnung des freien Spiels der Kräfte ebensowenig geben kann, wie in Deutschland

ein Zurück zu der Herrschaft der Schwerindustrie. Auch England hat seine Kriegskosten zu zahlen, seine Kriegswunden zu heilen. Auch England hat seine Kriegskrüppel und seine gesundheitlich schwer geschädigten Soldaten, die aus dem Felde heimkehren. Alle Probleme, die der Krieg den meisten Ländern hinterließ, beschäftigen auch England. Die unteren Volksklassen befinden sich in Gärung und die Gewerkschaften sind die gegebenen Stellen, wo sich dieser Gärungsprozeß konzentriert, weil die englischen Arbeiter in ganz anderer Weise als die deutschen gewohnt sind, ihr kollektives Handeln in ihre Gewerkschaften zu verlegen, durch die sie ihren Einfluß im öffentlichen Leben ausüben. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß sie auch bei der von ihnen heute angestrebten sozialen Umgestaltung Englands die Gewerkschaften zum Träger dieser Bewegung machen werden. Das Beispiel, das die Bergarbeiter bereits gegeben haben, dürfte die Norm werden.

Aber das gibt den Engländern die Gewähr, daß ihre soziale Neuorientierung in geordneten Bahnen verlaufen und die Anarchie meiden wird. Gewerkschaftliche Arbeit ist organisierte Arbeit, nicht Chaos, wie wir es in Deutschland unter Anlehnung an das russische Beispiel erlebt haben. Sie werden auf diesem Wege ihren Sozialisierungsbestrebungen eine stabilere Grundlage zu geben vermögen als wir, die wir durch das Rätesystem Desorganisation in das Wirtschaftsleben hineintragen und die Arbeitsdisziplin beseitigen lassen. Freilich haben die Engländer den großen Vorzug, daß sie ein altes demokratisches Staatswesen in sozialistischem Sinne zu beeinflussen haben, während bei uns erst die politische Umgestaltung eines halbfeudalen Landes stattfindet, was ohne Erschütterungen nicht vor sich gehen kann.

Der Übergang der englischen Arbeiter zur sozialistischen Aktion muß die größte Bedeutung für den Sozialismus als Weltwirtschaftssystem erlangen. Gerade wenn man sich vollständig klar ist darüber, daß der Sozialismus als Wirtschaftssystem weit größere Schwierigkeiten zu überwinden haben wird als der Sozialismus als Weltanschauung, wird man die Bedeutung der englischen Vorgänge um so höher einzuschätzen geneigt sein. Eine sozialistische Entwicklung in England, der industriellen und kommerziellen Hochburg des Liberalismus auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, kann nicht ohne kräftige Rückwirkungen auf die übrige Welt bleiben. Insbesondere darf man solche Rückwirkung auf die amerikanische Arbeiterwelt erwarten, die dem Sozialismus bisher gleichgültig gegenüberstand. Aber diese Gleichgültigkeit galt weniger dem sozialistischen Wirtschaftsprinzip als der sozialdemokratischen Parteibewegung, die auch in England wenig Interesse bei den Arbeitern fand. Es ist jedoch ein großer Irrtum, den Sozialismus als Wirtschaftssystem

mit der sozialdemokratischen Parteibewegung zu identifizieren. Die englische Arbeiterklasse hat bis zum Kriegsausbruch in ihren Genossenschaften und ihren Trades Unions mehr wirtschaftlichen Sozialismus verwirklicht, als die deutsche Sozialdemokratie mit ihrer großen Parteiorganisation und dem durch die Dresdener Resolution ergänzten Erfurter Programm.

Diese Begriffstrennung zwischen dem sozialistischen Wirtschaftsprinzipe und der politischen sozialdemokratischen Parteibewegung ist für die Beurteilung der Zukunftsmöglichkeiten des Sozialismus unumgänglich. Die parteipolitische Sozialdemokratie hat die Arbeiterklasse zur selbständigen politischen Aktion auf dem Boden der sozialistischen Weltanschauung aufgerufen und organisiert. Der wirtschaftliche Sozialismus ist aber nicht Sache einer einzigen Partei, sondern des Volkes und letzten Endes der Völker und daher abhängig von ihren sozialen Bedürfnissen und ihrer wirtschaftlichen Struktur. Je mehr die Völker durch den Krieg proletarisiert wurden und je größer ihr Regenerationsbedürfnis, je mehr werden sie auch genötigt, die Neugestaltung ihrer gesellschaftlichen Ordnung diesen Bedürfnissen anzupassen. Die Arbeiterklasse muß und wird bei dieser sozialen Revolution die Avantgarde sein, weil ihre Klasseninteressen die Beseitigung der kapitalistischen Ausbeutung erheischen, aber sie kann nur dann siegreich sein, wenn der Sozialismus das System gesellschaftlicher Ordnung darstellt, das die Volksgemeinschaft aus tiefstem Elend und ihre Kultur vor der Vernichtung zu retten vermag.

Und in dieser Situation befinden sich alle kriegführenden europäischen Völker jetzt nach Beendigung des Weltkrieges. Die Blüte der Nationen wurde auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Europas begraben, Millionen kehren als Invaliden und Krüppel heim und die Volksgesundheit ist in allen Ländern geschwächt und aufs äußerste gefährdet. Die Warenvorräte sind aufgezehrt, aber es fehlt den Völkern die Kraft, die Produktion in der früheren Intensität bis auf weiteres aufzunehmen. Und vollends sind sie außerstande, das frühere Produktionssystem mit seiner Geringschätzung des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter wieder in vollem Umfange zur Geltung zu bringen. Hierzu kommt, daß die Verarmung der Völker die Überantwortung des Verfügungsrechts über den Arbeitsertrag an einzelne Volksschichten ausschließt. Die europäischen Staaten jedenfalls sind nicht imstande, ihre Lasten ohne Exploitierung des Arbeitsertrags zu decken. Die Einziehung des Arbeitsertrages im Steuerwege würde aber von selbst das kapitalistische Wirtschaftssystem lahmlegen, indem sie den kapitalistischen Unternehmungsgeist in solche Länder bannen würde, die am Kriege nicht oder weniger beteiligt waren und daher die gleiche Steuerschraube entbehren können. Es bleibt daher nur der Weg der Sozialisierung der wichtigsten Produktionszweige

übrig, wie sie im Programm der deutschen Revolutionsregierung und der englischen Bergleute vorgesehen ist.

Auf die Formen, in denen die Sozialisierung durchgeführt wird, kommt es dabei weniger an. Jedes Volk wird anknüpfen müssen an die Einrichtungen, die es bereits hat. Man wird staatliche, kommunale und genossenschaftliche Sozialisierungsformen zur Anwendung bringen, vielleicht werden auch „gemischt-wirtschaftliche" Betriebsformen für den Übergang in einzelnen Produktionszweigen nötig sein. Aber das Prinzip wird überall unverkennbar sein: das Wirtschaftsleben für und durch die Volksgemeinschaft zu organisieren und ihr seine Erträge zuzuführen.

Die Berner Sozialistenkonferenz hat für diese Probleme gar keine Zeit aufgebracht, die heute wichtiger sind als die Schuldfragen der Vergangenheit, mit denen man sich tagelang beschäftigte. Sie bestätigte damit nur, daß die politische Sozialdemokratie wohl eine Partei der Propaganda, aber nicht die Partei des Sozialismus ist, von deren Existenz er abhängig wäre.

Was in Bern für den Weltsozialismus geleistet wurde, steht auf dem Verdienstkonto der Gewerkschaften, deren Vertreter aus vierzehn Ländern sich dort zur Beratung der sozialen Reformen zum Schutze der Volksgesundheit zusammenfanden. Hier wurde ein Programm entworfen, dessen Durchführung dem sozialistischen Wirtschaftssystem eine internationale Grundlage geben wird. Die Sozialistenkonferenz begnügte sich damit, sich diesem Programm anzuschließen, dessen Inhalt wir hier kurz skizzieren wollen.

Die Gewerkschaftskonferenz nahm den Schutz der heranwachsenden Generation zum Ausgangspunkt ihrer Forderungen. Die Schutzgrenze für die Erwerbsarbeit der Kinder soll international auf fünfzehn Jahre festgesetzt werden, bis zu welchem Alter in allen Ländern eine auf die spätere Berufsbildung eingestellte Schulerziehung der Kinder durchzuführen ist. Der Unterricht muß unentgeltlich und das höhere Schulwesen den Begabten ohne Rücksicht auf ihre materiellen Existenzbedingungen offen sein. Es folgt der Schutz der Jugendlichen im Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren, deren Beschäftigung des Nachts, in gesundheitsgefährlichen Industrien und in Bergwerken unter Tage zu verbieten ist. Auch für ihre berufliche Fortbildung durch obligatorische Gewerbeschulen ist zu sorgen. Dieser Schutz der Kinder und Jugendlichen soll die Heranziehung einer körperlich gekräftigten und beruflich tüchtigen Generation gewährleisten und somit die Regeneration der Völker nach den gesundheitlichen Verwüstungen des Krieges sicherstellen. Dem gleichen Zwecke dient der Arbeiterinnenschutz, der die Gesundheit der Mütter fördern soll. Die gleichen Arbeitsverbote wie für die Jugendlichen sollen

auch für sie gelten; außerdem ist der Samstagnachmittag für ihre häuslichen Aufgaben freizugeben und ihre gewerbliche Beschäftigung vier Wochen vor und sechs Wochen nach der Niederkunft zu untersagen; eine Mutterschaftsversicherung ist zu ihrer materiellen Sicherstellung durchzuführen.

Zum Schutze aller Arbeiter fordert das Gewerkschaftsprogramm das Verbot der Nachtarbeit für alle Betriebsarten, die nicht ihrer Art nach auf die Nachtarbeit angewiesen sind. Die tägliche Arbeitszeit ist auf acht Stunden täglich zu beschränken und der freie Samstagnachmittag anzustreben. Die Berufshygiene und die Unfallverhütung sind in den Bereich der internationalen Gesetzgebung zu ziehen und entschieden auszubauen. Die soziale Versicherung gegen Krankheit, Berufsunfälle, Invalidität, Alter, Arbeitslosigkeit sowie die Witwen- und Waisenversicherung ist in allen Ländern durchzuführen. Die Heimarbeiter sind in der Arbeitsgesetzgebung den andern Arbeitern gleichzustellen, so daß alle Arbeiterschutzgesetze sinngemäß auf die Heimindustrie angewendet werden müssen. Außerdem ist eine ärztliche Inspektion der Heimarbeiter sowie Wohnungskontrolle und Anzeige ansteckender Krankheiten in Heimarbeiterwohnungen anzuordnen und ein Arbeitsverbot für Wohnungen durchzuführen, aus denen ansteckende Krankheiten gemeldet werden. Die Heimarbeit ist vollständig zu verbieten, erstens zum Schutze der Arbeiter und ihrer Familien bei Arbeiten, die besonders gesundheitsgefährdend sind, und zweitens zum Schutze der Konsumenten für die Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Da die Heimarbeiter schwer organisierbar sind, fordert das Gewerkschaftsprogramm Lohnämter, aus Unternehmern und Arbeitern paritätisch zusammengesetzt, mit der Aufgabe, bindende Minimallöhne festzusetzen. Die Lohnsätze sind in jedem Arbeitsraume auszuhängen. Lohnämter sollen ferner für alle solche Berufszweige eingerichtet werden, in denen die Arbeiter nicht die Kraft haben, einen zur Führung eines sittlichen Lebenswandels ausreichenden Arbeitslohn durch die Selbsthilfe der Organisation zu erringen.

Der internationale Charakter des künftigen Arbeitsrechtes wird insbesondere dadurch gekennzeichnet, daß die internationale Freizügigkeit der Arbeiter sichergestellt und ein freies Koalitionsrecht in allen Ländern durchgeführt wird. Generelle Ein- und Auswanderungsverbote sind daher zu untersagen; Ausnahmen sind nur zulässig, insoweit ein Staat bei großer Arbeitslosigkeit und bei Seuchen die Einwanderung zeitweilig beschränken muß, oder wenn ein Staat zum Schutze seiner Volkskultur und zur Durchführung des Arbeiterschutzes sich genötigt sieht, gewisse Mindestkenntnisse der Einwanderer im Lesen und Schreiben ihrer eigenen Muttersprache zu fordern. Daß die Gewerkschaften die Gleichstellung der fremden Arbeiter mit den einheimischen in allen Fragen des Arbeitsrechts

fordern, ist untrennbar von dem Geiste eines internationalen Arbeitsrechtes.

Weitere Forderungen beziehen sich auf die internationale Organisation der Arbeitsvermittelung, die angebahnt werden soll durch den Aufbau und den Austausch der Arbeitsmarktstatistik in allen Ländern. Ferner soll die Gewerbeaufsicht unter Heranziehung der Gewerkschaften und der Anstellung von Aufsichtsbeamten aus den Reihen der Arbeiter ausgebaut werden.

Gänzlich neue Wege wollen die Gewerkschaften zur Fortentwicklung der internationalen Arbeitsgesetzgebung einschlagen. Gewitzigt durch die Erfahrung, daß die Regierungsbürokratie nach jahrzehntelanger Rederei sich als unfähig erwiesen hat, einen internationalen Arbeiterschutz zu schaffen, fordern die Gewerkschaften jetzt ein internationales Arbeitsamt und ein alljährlich tagendes internationales Arbeitsparlament, die zu gleichen Teilen aus Vertretern der Staaten und der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter zusammengesetzt werden sollen. Stuart Bunning als Vertreter des englischen Gewerkschaftskongresses ging in Bern noch weiter, indem er die volle Ausschließung der Bürokratie forderte und das Arbeitsparlament nur aus Vertretern der Arbeitgeber und der Gewerkschaften zusammensetzen wollte. Als Vorsitzender der Kommission wies ich auf die Unmöglichkeit hin, die Staatsgewalt vollständig von diesen Aufgaben auszuschließen, wenn man zu praktischen Ergebnissen kommen wolle. Es müsse Sache der Arbeiter jeden Landes sein, ihre Regierungen so zu gestalten oder zu beeinflussen, daß die Staatsvertreter nicht länger ein Hindernis der Fortentwickelung des Arbeiterschutzes bleiben. Auch können die Regierungen sachkundige Arbeitgeber mit ihrer Vertretung betrauen. Die Engländer akzeptierten schließlich diese Auffassung und die Forderung wurde in obiger Form einstimmig angenommen.

In einer Proklamation an die Arbeiter aller Länder stellte die Gewerkschaftskonferenz fest, daß sie den internationalen Aufbau des Arbeiterschutzes vom Standpunkte des Sozialismus fordert, von dem der Schutz der Arbeiter wie der Völker nicht zu trennen ist. Damit wurde die frühere Argumentierung wenn nicht beseitigt, so doch auf eine etwas eingeengte Wertschätzung zurückgesetzt, wonach der internationale Arbeiterschutz nur den Zweck des Ausgleiches kapitalistischer Konkurrenzmöglichkeiten auf dem Weltmarkte erreichen wolle. Auch dieser Zweck muß im Interesse der Arbeiter wie der Länder mit einem höher entwickelten Arbeiterschutz erreicht werden. Aber es kommt in erster Linie darauf an, den Arbeiterschutz als das zu erkennen und zu propagieren, was er ist: Der wesentliche Bestandteil eines sozialen Wirtschaftssystems. Es kann international nicht dekretiert werden, welche Wirtschaftsordnung, ob eine

kapitalistische oder sozialistische, die Völker sich geben sollen. Aber es kann durch internationale Gesetze festgestellt werden, welches Mindestmaß an Schutz und Rechten die Wirtschaft jeden Volkes den arbeitenden Klassen sichern muß, und indem man an diese Gesetze den sozialistischen Maßstab legt, wird die Fortentwicklung der Weltwirtschaft zum Sozialismus wesentlich gefördert. Die Vereinheitlichung des Arbeiterschutzes auf der Grundlage der Gewerkschaftsforderungen bedeutet auch eine gewisse Vereinheitlichung der Arbeitsbedingungen in der Welt und leistet dadurch der Weltorganisation der Arbeit, als das sich der Sozialismus präsentiert, die besten Dienste. Vor allem wird das internationale Arbeitsparlament die organisierten Arbeiter aller Länder zur gemeinsamen internationalen Aktion anspornen, die in weit höherem Maße als bisher realpolitische Bedeutung für den Weltsozialismus erlangen wird.

Die Frage, wieviel von diesen Forderungen beim Friedensschluß sich wird verwirklichen lassen, ist freilich vom größten Interesse. Die deutsche Regierung hat bereits durch den Grafen Rantzau ihren Anschluß an ein ziemlich weitgehendes internationales Arbeiterschutzprogramm verkünden lassen, das in einigen Punkten hinter dem neuen Berner Programm allerdings zurückbleibt. Die Gewerkschaften werden sich dabei nicht beruhigen und sie haben begründete Hoffnung, daß die Regierung ihre Forderungen beim Friedensschluß unterstützen wird. Die Ententestaatsmänner wiederum haben eine Sonderkommission mit der Ausarbeitung des Arbeiterschutzprogramms für den Völkerbund betraut und in diese Kommission namhafte Arbeiterführer berufen. Der Artikel 20 der entworfenen Völkerbundsverfassung läßt bereits erkennen, daß auch auf Ententeseite das Verständnis für die Notwendigkeit einer ernsten Förderung des Arbeiterschutzes unter dem Zwange der Verhältnisse gereift ist. Dieser Artikel gibt den Rahmen für die künftige Arbeitsgesetzgebung im Völkerbund her und erklärt es für die Pflicht der vertragschließenden Staaten, korrekte und humane Arbeitsbedingungen sicherzustellen sowohl in ihren eigenen Ländern als in allen Ländern, zu denen sie wirtschaftliche Beziehungen unterhalten. Diesem Zwecke soll ein internationales Arbeitsbüro innerhalb der Organisation des Völkerbundes dienen.

Die in Aussicht gestellte Beeinflussung aller Staaten, zu denen die Mächte wirtschaftliche Beziehungen unterhalten, ist äußerst wichtig, weil das bisherige Schneckentempo des internationalen Arbeiterschutzes auf den Widerstand einzelner Staaten gegen die internationalen Abmachungen zurückzuführen ist. Wenn die Autorität eines werdenden Völkerbundes durch entschiedene Zwangsmaßnahmen unterstützt wird, so kann das nur zu begrüßen sein.

Jedenfalls läßt sich im Rahmen dieses Artikels 20 ein möglichst weit-

gehendes Maß internationalen Arbeitsrechts verwirklichen, das zu den wichtigsten Imponderabilien eines sozialistischen Weltwirtschaftssystems gehört. Die enorme Stärkung, welche die wirtschaftliche Arbeiterbewegung in den meisten Ländern inzwischen erfahren hat, dürfte dafür bürgen, daß der nötige Druck auf die Regierungen aller Länder zur Verwirklichung der gewerkschaftlichen Forderungen ausgeübt wird.

Unsere Hoffnungen auf eine schnelle Entwicklung eines sozialistischen Weltwirtschaftssystems stützen sich also nicht so sehr auf die politischen sozialistischen Parteigruppierungen als vielmehr auf die Tatsache, daß die kriegführenden europäischen Länder die wirtschaftlichen und sozialen Probleme, die ihnen der Krieg zuwies, im Rahmen der alten Wirtschaftsordnung nicht werden lösen können. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei die gründliche Umwertung aller Werte, die im Mutterlande der alten Wirtschaftsordnung, England, während des Krieges stattgefunden hat, sowie die entschiedene wirtschaftssozialistische Haltung der großen englischen Gewerkschaftsverbände. Für Deutschland ist der Sozialismus die gegebene Form der künftigen Wirtschaft, weil die Finanzbedürfnisse von Reich, Staat und Gemeinde die Triebfeder der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Profitmacherei, ertöten muß. Aber im großen und ganzen wird die Wirkung der gleichen Bedürfnisse auch in anderen kriegführenden Ländern eine ähnliche sein, und wenn der Sozialismus in den beiden bisher größten europäischen Industriestaaten, England und Deutschland, marschiert, so muß die Rückwirkung auf die übrige Welt sich früher oder später einstellen.

Für die Internationalisierung des Sozialismus wird die von den internationalen Gewerkschaften angestrebte Arbeitsgesetzgebung, deren Notwendigkeit auch von den führenden Staatsmännern anerkannt wird, entscheidende Bedeutung erlangen. Je mehr die Arbeitsbedingungen der großen Industriestaaten in ihren Grundzügen zusammengefaßt werden, und je größer der Einfluß, den die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft aller Länder gemeinsam auf diese Arbeitsgesetzgebung ausübt, je mehr wird die Bahn auch für den sozialistisch organisierten Warenaustausch im zwischenstaatlichen Verkehr geebnet.

Es ist wahrscheinlich, daß auch die in der ganzen Welt eingetretene Geldentwertung einer Neugestaltung des Warenaustausches im sozialistischen Sinne förderlich sein wird. Im Kriege ist ja bereits ein die sozialistische Idee tangierendes Prinzip zur Anwendung gelangt, indem man nicht Ware gegen Goldgeld, sondern Ware gegen Ware tauschte und den Geldbegriff nur für die Wertfixierung benutzte. Es ist wohl zum mindesten nicht unmöglich, daß dieses System sich mehr und mehr einbürgern könnte: jedenfalls dürfte es für eine gewisse Übergangszeit

unentbehrlich bleiben. Ein sozialistisch organisierter Wirtschaftsverkehr der Völker würde aber den Sozialismus in der Weltwirtschaft erheblich stärken, weil er die Beseitigung der Weltmarktanarchie und dadurch der Weltmarktkrisen im Gefolge hätte.

Auf Grund all dieser Momente erwarten wir einen relativ schnellen Vormarsch des Weltsozialismus, sobald der Frieden eingekehrt und die Völker Zeit zur Neugestaltung ihrer Verhältnisse finden. Und dieser Weltsozialismus wird nicht Ideologie und nicht Parteibewegung sein, sondern ein System der Weltwirtschaft, das aus den Ruinen der alten Gesellschaft emporblühen und dem einmal kommenden Bunde der Völker das neue Völkerrecht und das Glück künftiger Geschlechter verbürgen wird.

In dieser Entwicklung wird Deutschland wieder große Aufgaben finden. Die in Angriff genommene Durchführung des Sozialismus in Deutschland wird das Interesse der Welt erwecken und uns die Sympathien nicht nur der Arbeitermassen draußen, sondern auch all jener anderen Schichten, die für eine Weltordnung der Vernunft kämpfen, eintragen.

Abbau der Sozialwelt

von Robert Müller

Inmitten des Höchstsozialismus dieser Zeit vollzieht sich bereits ein Sozialabbau mit geistigen Methoden. Der Vorgang darf nicht mit dem gewöhnlichen Anarchismus verwechselt werden. Der Anarchismus ist nur eine Polemik und setzt als solche seinen Gegenstand, die sozialisierte Welt, voraus. Der uns beschäftigende geistige Prozeß aber, der nicht politisch, sondern aktivistisch in Erscheinung tritt, stellt eine Revolutionierung dar, die nicht innerhalb unserer wesentlich auf der Familie und den häuslichen Tugenden, darum im Deutschtum gipfelnden Kultur vor sich geht, sondern eine, die ein Weltbild vorzaubert, das zu dieser technischen Kultur exzentrisch abläuft. Der Ausdruck „vorzaubern" ist hier notwendigerweise gebraucht und soll ohne Farbe verstanden werden. Denn der Inhalt dieser Welt ist nur mit gedanklicher Phantasie faßbar, es gehört eine gewisse Verwegenheit und Kraft dazu, in dieser Ideenwelt nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten. Dort sind die Dinge wie auf den Bildern unserer zeitlichen Maler ihrer Schwere und Undurchdringlichkeit entbunden.

Wir pflegen unser Wissen um die Entwicklung des Menschheitsgeschlechtes auf die Vorgänge während einiger Jahrtausende zu gründen. Das, glauben wir, denn so werden wir's gelehrt, sei die wirkliche und erschöpfende Geschichte des Menschen. Unserer und jeder Kultur, weil jede eine technoide ist, entsprechend, rastrieren wir das menschliche Kopfinnere in ein Gitter von Jahreszahlen, dessen stärkste Lineaturen Schlachten und Blutbäder, und dessen nächst starke Handelsverträge und Grenzverschiebungen sind. Damit, sobald es in zwölf Riesenbände der Ypsilonschen Weltgeschichte ausgedehnt und detailliert ist, begänne ein Leuchten die Erdbegebenheit Mensch zu umgeben. Es braucht heute nicht mehr so notwendig wie vor kurzem festgestellt werden, daß dieser klassische Geschichtsbetrieb wie eine Parodie auf die Wirklichkeit erscheint. *Weltgeschichte*, wo sie sich voll entfaltete, wäre eine *Geschichte der menschlichen Seele*. Die Menschheit aber ragt in Vergangenheit und Zukunft weit über den kleinen Ploetz hinaus, und zwar nicht an Jahreszahlen, sondern an Ereignishaftigkeit. Weltgeschichte zu treiben, die ja nur von den Etappen einer technoiden Kultursammlung erzählt, ist heute unzureichend; man muß *Weltengeschichte* erforschen, und zwar nicht aus Akten und rebus gestis, nicht aus Archiven und nicht aus Museen, nicht aus den natürlichen Residuen gewesener Zeiten in gegenwärtigen Räumen wie die Archäologie und die Völkerkunde; sondern durch *das reine und freie Denken*.

Ohne jede Kenntnis und Beweisnotdurft sinnt der Denkende die ganze

Logik eines Zustandes aus, der einmal, lange vor der Weltgeschichte und vermutlich knapp vor der Kultur überhaupt gewesen sein muß: der des absoluten und vegetativen Menschen. Dieser Mensch war vorkulturlich und anatechnoid. Die Wissenschaft wird, weil sie es nicht beweisen kann, sein Paradies leugnen: aber das Denken stellt es als das gewesene Selbstverständliche wieder her. Der vegetative Mensch war ohne Familie, er war Egoist. Im Augenblicke, da er familiär wurde, wurde er auch evolutionär und technoid, er war gehalten, sein Brot im Schweiße seines Angesichtes zu säen. Es begann die Weltgeschichte des Menschen, jene Skala der Kulturen, die in der technischsten, schweißigsten und sozialisiertesten, auf den häuslichen Tugenden am rüstigsten aufgebauten aller Kulturen gipfelt, der modernen deutschpreußischen Kultur. Aber diese Weltgeschichte des kulturlichen Menschen ist für den Denkenden nur das Mittelstück aus einer realeren und vollständigeren Weltengeschichte. So wirklich das von der Wissenschaft als unbeweisbar verloren gegebene Paradies der Vergangenheit für den Denker der Struktur des Denkens nach auf jeden Fall bestanden hat, so wirklich besteht auch das für die Wissenschaft und für die pessimistische Verzweiflung fragliche Paradies einer Zukunft, der nachkulturlich vegetative Mensch. Sie bestehen beide und auf jeden Fall, weil sie sonst nicht gedacht werden könnten. Aber gibt nicht ihre Existenz überhaupt einen Hintergrund des Idealzustandes, von dem aus erst gewertet und verzweifelt werden kann? Unbeweisbar, weil zur Beweistechnik und Wissenschaft exzentrisch, bestehen vegetative Vergangenheit und Zukunft des Menschen nach einem kultivierten Interregnum, in dem das Regnum galt.

Das Paradies herrscht in unserer Ahnung von der Herkunft und dem Hingang des Menschengeschlechtes. Nur seine Triebkraft vermag jene kleinen Revolutionen hervorzurufen, die es allemal auf die Erde herabzubringen hoffen. Das Paradies allein inspiriert die beamteten Menschheitsapostel, läßt sie zur Tat erschauern vor der glänzenden Macht zukünftiger Existenzen. Aber das Paradies, das während der Kultur jene Reformen zeitigte, die man Revolutionen nennt, hat nur eine Revolution gehabt, nämlich die, als Welt zur Kultur, als der vegetative zum kulturlichen Menschen wurde; und wird erst eine wieder haben, wenn aus dem kulturlichen der nachkulturliche, der wieder vegetative Mensch wird. Das Paradies liegt nicht innerhalb der Kultur, es ist weder der theokratische Staat und die Ordnungshierarchie der Tugendhaftesten und Soldatischesten, noch der Sozialismus marxistischer oder leninistischer Berechnung. In grauer Nachzeit blickt ein Sonnenleben, das vegetative Dasein im Geiste, und ähnelt Gewesenem, dem vegetativen Dasein in den Sinnen.

Für eine reale Weltgeschichte ergeben sich folgende drei Welten und ihre Revolutionen: 1. Der vegetative Sinnenmensch. 2. Der Kulturmensch,

aufgebaut auf Familie und häuslichen Tugenden. Hierbei mußte der Mensch im Deutschen gipfeln und stürzen. Im Deutschen hat die Kultur ihren höchsten Schein erzielt. Aus dem Deutschen heraus muß zuerst der Abbau erfolgen. In ihm konzentrierte Hybris der Um- und Mitwelt muß die Erlösung schaffen. Die Erlösung kommt: 3. im vegetativen Geistmenschen.

Diese Revolution zum Dritten bedeutet eine Vernichtung des gesamten heutigen Daseins und unserer liebsten Werte. In diesem Dasein stehen nur die großen und ewigen Monologe. Geister sind einsam. Nicht mehr die Wärme des Familiären und der kleinen geselligen Bindungen fesseln. Der Tag hat kein Vorrecht mehr, die Betonungen entfallen, die geistige Existenz vollzieht sich in freier Vegetation der Elemente und der Traum ist nicht mehr vom Dasein abgeschnürt. Unser heutiges Leben füllt nur den wachen Tag aus und spielt sich in diesen Beziehungen von Geschäft, Vertrag, Politik, Theater, Lyrik und organisierter Erotik (Ehe, Prostitution) ab. Während wir schlafen, sind wir nicht. Die Hälfte des Lebens verschlafen wir und sind nicht. Sind wir wirklich nicht? Wo der Geist vegetativ ist, ist er stets.

Die Ideen, die in dieser Abhandlung ausgesprochen werden, sind neu, und es braucht, wie oben gesagt wurde, geistige Verwegenheit und Kraft, um unter ihrem Mangel an jedwedem Druck nicht den Atem zu verlieren. Denn dieses Druckes entbehren sie, weil Kenntnis und Beweis nicht an sie geheftet sind. Aber nicht mit Kenntnis und Beweis, sondern nur aus dem reinen Denken wird die Seelengeschichte des Menschen erfaßt. Was hier geäußert wird, ist unerbittlich logisch, ohne, wie an einer kosmischen Rechenmaschine, belegbar zu sein. Und doch kann ich auch Beweise anführen, nämlich die Ideen vieler anderer energischer Gehirne aus dieser Zeit. Unser Weltbild geht aus der Literatur hervor. Um verständlich zu machen, was der vegetative Zeitmensch ist und will, kann ich auf Schriftsteller verweisen, ganz besonders auf Paul Adler, in dessen Gehirnromanen „Nämlich" und „Die Zauberflöte", schönsten und vollendetsten Schöpfungen des gegenwärtigen letzten Weltbildes, die hier als Logik und im Zusammenhang geäußerten Ideen als Bildhaftigkeiten wiederkehren.

Charakteristisch ist zum Beispiel aus den Adlerschen Büchern dieser unerhört einsame und abgedriftete Selbstmensch, der in „Nämlich" zu seiner Mutter noch etwa sagt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Für den Geistigen sind alle Bande dieser sozialen Welt zerfallen. Man hat es wohl mit lieblosen, kalten, egoistischen Anachoreten zu tun? So würde man vom Sozialismus aus urteilen, von innerhalb dieser technoiden Kultur aus, für die auch noch die menschlichste Beziehung Technik ist, immer irgendwie chambre séparée. Aber die Beziehungen zwischen den je einsamen Ichs der vegetativen Welt sind nicht soziale. In der Sozialwelt herrscht Gegnerschaft, wo nicht Freundschaft herrscht. Aber in der vegetativen Welt herrscht,

obwohl keine Freundschaft, so doch auch keine Gegnerschaft. Eine viel kürzere und intimere Brücke führt zwischen den Geistern durch Hingabe an das Menschentum und an die vegetativen Prozesse, eine absolute Erotik an Stelle der sozialen und organisierten Erotik. „Liebe durch Egoismus" ist das Gesetz des Paradieses. Von allen Revolutionären hat es der mutterkalte Nazarener, in dessen innerem Auge solche Zukunft warm war, am feurigsten gedacht.

Ältere Kulturen, wie die der Inder und sogenannte „wilde" Kulturen, zeigen noch Erinnerungen an den vegetativen Menschen. Unsere heutige Kultur, dem Scheitel der Sozialisierung nahe, birgt schon in sich die Peripetie, die zum Abstieg in das Vegetative führt. Die endgültige Revolution ist in Spürnähe gerückt, der Umsturz aller Tafeln, die heute gelten, ist zwischen Zeilen lesbar. Der Mensch trennt sich, um frei zu werden, von seinen liebsten Gewohnheiten, dem Tag.

Erfassen wir einmal ganz, was uns bevorsteht: nichts Schwereres, aber auch nichts Leichteres, aber jedenfalls das gleich Verantwortliche, das dem Philister widerfährt, wenn er etwa ein Buch von Paul Adler vor sich findet, das er jetzt verstehen soll. Er muß sich aller Überlieferungen aus seinen Tagkonstruktionen begeben, auf alle Gemütlichkeit, Einrichtung, auf Besitz und Sicherheit verzichten. Er muß in sein nacktes denkendes Ich und sein vegetatives Menschentum zurückkehren. Alle Niveaus sind ihm entzogen, er durchfällt alle möglichen Räume im Nu, koexistiert von seinem Ichkern aus in Randwelten und hat so verzichten gelernt, daß ihm nur noch die eine Erschwernis bleibt, seine alte gemütliche Kulturwelt koordiniert zu andern aufrecht erhalten zu müssen. Könnte er sie, die so lange superordiniert war, einfach leugnen, es wäre ihm leichter. So aber begegnet er sie immer wieder in ihren Elementen, soweit sie damit von ihm Teil ist. In gänzlich freier Vegetation seiner Seele, im menschlichen Keimen, entfalten sich alle seine möglichen Welten ineinander, durcheinander, aneinander. Fest steht nur eigenst Schwere und Mut, die gewisse Schwermut des Seins.

Dieser Philister vor einem Buche Paul Adlers sind wir vor dem Buche der Wirklichkeit. Wir müssen aufs Bequeme des Geistigen verzichten, dann lesen wir uns selbst aus der Natur. So allein möchten wir jene Eigenart des heutigen Künstlers verstanden wissen, die unter dem Verlegerworte „Expressionismus" zusammengefaßt wurde. Der Expressionismus ist keine Technik, keine „Kunst für Kunst", kein Formalismus, obwohl alle die Bildungen des Alltags in ihm verbraucht sind, die Höchsttechnik und Tektonik, des Stuart Webbs' Spurenlesegenie und Kombinationsvermögen ebenso wie die relativistische Wissenschaft. Der Expressionismus ist somit keine geistige Opposition gegen den Materialismus, denn er beherbergt ihn selbst als Baustein, als Welt in seinem Weltenbild. Er ist die Überlebensgröße zu diesem heutigen Leben.

Was geht also vor? Welche furchtbare und grundlegende Revolution kündigt sich an? Die Bilder unserer Maler und die Romane unserer Schriftsteller sind keine Fiktionen, keine Stoffverquellungen, wie die Arglosen unter den klügeren Kritikern glauben. Nicht gerade diese Bilder und Romane, aber ihnen entsprechend wird der Mensch auch einmal leben. Auch diesmal nimmt die Kunst nur Daseinsformen voraus. Etwas anderes ist überhaupt niemals hinter irgendeiner Kunst zu suchen gewesen.

Ich gewärtige, daß die geistig beschäftigungslose Mitwelt diese Anschauungen als den Gipfel des vom Modernismus bisher Geleisteten bezeichnen wird. Aber ich bin meiner Sache sicher. Ich sehe die zukünftige Entwicklung der menschlichen Seele – und einzig und allein darum dreht sich unser scheinbar unerforschliches Treiben – voraus und wünsche nur, daß ich es Allen ebenso klar und in sich gelagert zum Verständnis bringen könnte. Der Hauptakt wird zuerst einmal darin bestehen, daß man unsere armseligen vier Jahrtausende menschlicher Kultur verleugnet und sämtliche bisher verfaßten Weltgeschichten in den Ofen steckt. Die schönen Jahreszahlen kann man unternehmenden Äffchen als Turnapparat in den Zwinger stellen. Dieser ganze viertausendjährige Schwindel und Lügenbetrieb ist zu Ende. Der Darwinismus kommt auch in den Zwinger, woher er abstammt, Affenphilosophie, Kraxelweisheit, wer besser und höher kraxelt. Der Mensch wird nicht historisch erkannt und biologisch auch nur, soweit Leben ein mehr oder weniger Walten der Welt unter Welten ist.

Die Zukunft ist, um darzustellen, was oben nur verfochten wurde, eine vielweltliche und der Mensch wird in Welten zugleich leben, nicht allein in der des Tages und der Kultur. Auf unsere heutige Weise versäumt er sich ja nahezu zur Hälfte. Da wird angenommen, daß er nur im Wachen wirklich sei; aber die Kontinuität dieser seiner wertvolleren und brauchbareren Existenz ist unterbrochen. Ist es wahr, daß wir uns im Traum von dieser vereinbarten richtigeren Welt emanzipieren? Warum ist das Leben ein solches Stückwerk? Es ist widersinnig, daß die Welt in dieser Form richtig sein könnte. Viel denkrichtiger ist es, anzuerkennen, daß die Tagentfaltung überhaupt falsch oder so unvollkommen ist, daß sie sich von der Traumentfaltung jäh und unelastisch absondert. Wenn überhaupt die Kultur bestehen bleiben soll, dann muß sie sich so verflüchtigen, relativisieren, daß sie mit dem Traumdasein den Zusammenhang findet. Aber schon die Aussicht auf eine solche Entwicklung läßt alle Maßstäbe von heute sofort verdorren.

Die Koordination von Traum und Kultur setzt keinerlei Überwelten voraus, die in den Tag hineinragen, sie hat nichts mit Gespenstersehen oder Tischklopfen oder Materialisationen Verstorbener zu tun, sondern bedeutet nur den vollendeten geistigen F u n k t i o n a l i s m u s.

Wirklichkeit heißt nicht, daß, sondern inwiefern etwas besteht. Gesetzmäßig-

keiten sind nebeneinander denkbar. Jede Welt ist auf Grund gewisser Voraussetzungen da. Ist das Eine, so ist das Andere. Aber ohne einander sind beide nicht. Nichts existiert absolut, auch nicht das Tagkulturleben. Ähnliche Sätze enthält die neue wissenschaftliche Lehre von Einstein und Arrhenius. Nicht nur die Romane der Expressionisten, auch der Wissenschafts-Relativismus zeigt einen vegetativen Menschen an, den in vielen Welten Lebenden und Möglichen.

Man wird einwenden, daß die Traumexistenz den Menschen isoliere, sein Verkehr sei unbeweisbar. Er ist vom Tag aus unbeweisbar, im Traum beweist ihn die Evidenz. Der, mit dem wir im Traum Beziehung haben, weiß im Tag vielleicht davon nichts. Denn diese Beziehungen sind tangential zu Raum und Zeit, sie verlaufen in Räumen, die außerhalb Raum und Zeit des Tages Platz genug haben und mit diesen nie strittig sind. Wenn der dreidimensionale Raum eine unendliche Kugel und die Zeit ein unendliches Schwellen dieser unendlichen Kugel ist, so sind ebensowohl Räume als Vorgänge überhalb dieser denkbar, darin zu jenen tangentiale Ereignisse gelegt werden können, wie etwa eine senkrecht gestürzte Kurve auf zwei Punkte in einer Fläche. Sie kommt nie in der Fläche selbst vor. Die Akte des Traumlebens gehen tangential zu Tag-Raum und -Zeit vor sich. Nur die Identität des Personellen in allen Welten bleibt gewahrt, die Welten sind beliebig, aber sie dürften nicht so willkürlich sein, wie die Tag-Kultur.

Es ist schwer, sich von den alten Vorstellungen zu trennen. Der Versuch wurde erst einmal gemacht. Die christliche Religion verlangte die Trennung von jedem „Menschlichen", um zum Menschen zu kommen. Erst die Autoren von heute heben die Festgefügtheit der Ordnung von Jahrtausenden wieder auf und restituieren den freien Geist. In gewissem Sinne ist dieses Wollen unserer gleichzeitigen sozialen Bewegung entgegen; aber nur scheinbar. Denn der Sozialismus ist nichts als die ungeschickte Tagspiegelung der absoluten Liebe zum Dasein in Welten-Koordinationen. Und diese wird wieder erst praktisch in die Nähe gerückt, wenn wir inzwischen mit dem Ausbau des Technischen und Sozialen soweit gediehen sind, daß die allgemeine Geistigkeit und damit die Voraussetzung zum Leben in Welten gegeben ist.

Der Abbau der Sozialwelt ist kein Generalstreik, und wir können dafür weder von der Polizei noch von den Bolschewisten belangt werden. Der Abbau wird schrittweise mit der Vervollkommnung der einmal erschauten Typen und Erlebnisakte durchgeführt werden. Je höher wir uns sozialisieren, desto näher kommen wir dem Punkte, wo wir unsern Sozialismus verlieren und zu Egoisten werden müssen, die den Nebenmenschen nicht durch Mitleid, sondern durch Lebens- und Selbsterkenntnis begreifen und — erlösen. Der Mensch ist Samen und wird wieder Schoß!

Walt Whitman

von Hermann Bahr

Väterlich stammt Walt Whitman von englischen Quäkern, mütterlich aus Holland. Die Sekte der Quäker läßt keine Kirche, läßt selbst die Heilige Schrift nicht gelten, ihr ist die Wahrheit nirgends als auf dem eigenen Seelengrund, unser „inneres Licht" muß uns leuchten; so nennen sie sich auch gern „Kinder des Lichts". George Fox, ihr Stifter, war 1672 nach Amerika gekommen und Walt fand als Kind Erinnerungen an den starkgläubigen Mann im Volk noch überall lebendig; in ihrer Luft wuchs er auf, selber ein solches „Kind des Lichts".

Die Whitmans brachten sich als Farmer oder Handwerker fort. Walts Vater wird als ein gewaltig großer Mann geschildert, von stiller schweigsamer Art, in sich gekehrt und friedfertig, aber wenn er doch einmal gereizt und aufgestört wurde, von unbändig ausbrechender Wildheit; Neigung dazu scheint er auf den Sohn vererbt zu haben, der übrigens sonst mehr nach der Mutter geriet, einer einfachen Frau, die kaum ordentlich lesen und schreiben konnte, doch eine wunderbare, fast magische Macht über Menschen besaß.

Der kleine Walt war der Reihe nach Gassenbub, Schuljunge, Schreiber, Laufbursch bei einem Arzt, Setzerjunge, dann aber auf einmal selber schon Schulgehilfe, gleich darauf Herausgeber einer Landzeitung, zugleich aber auch in eigener Person ihr Kolporteur, im Sommer Landarbeiter, dann wieder Zimmermann wie sein Vater, eine Zeit auch Baupolier, für Arbeiterhäuser tätig, aber zwischen allen diesen Berufen immer wieder gern einmal feiernd, lungernd, streichend, am Meeresstrand, im Waldesdickicht oder auch in der noch viel tieferen Einsamkeit der großen Städte; denn Arbeitslust und Abenteuersucht, gelassener Verstand und treibendes Verlangen, Stetigkeit und Beweglichkeit, Eifer und Faulheit, Leidenschaft und eine gewisse Schwere mischen sich seltsam in dem noch lange Zeit mit sich selber unbekannten Jüngling, den vielleicht nur ein immer schon leise mahnendes Vorgefühl seiner höheren Sendung davor bewahrt hat, einfach ein betriebsamer Volksredner und erfolgreicher Journalist zu werden. Wir hören, daß er ein heißhungriger Leser war, der in den Bibliotheken von New York wahllos alles durcheinander verschlang, ebenso ein beredsamer Gast öffentlicher Versammlungen, ja bald eine Art Stadtfigur, durch seine Freundschaft mit den Omnibuskutschern stadtbekannt, denen er, hoch oben, auf ihrem Kutschsitz gern aus Homer oder Julius Cäsar vordeklamierte, mit gewaltiger, den brausenden Straßenlärm an Gebrüll überbietender Stimme. Er blieb über die Jahre hinaus ganz jung und

behielt auch als Mann noch was von einem Kind, wozu nun aber seine Bedächtigkeit, Gelassenheit, äußere und innere Behäbigkeit wieder nicht recht stimmte. Er war ein langsamer Mensch, innerlich und äußerlich schweren Schritts, ja fast plump, und alles an ihm von solchem Gewicht, so massiv und breit, daß man ihn mit einem Elefanten verglichen hat. Bei großer Sinnlichkeit war er von der größten Reinheit, immer freudig, niemals lüstern; er trank gern, betrank sich nie und war, auch ohne zu trinken, immer in einer gelinden Trunkenheit. Freundschaft mit Männern war ihm ein Bedürfnis, Frauen mied er nicht, aber man hatte das Gefühl, daß für ihn die Frau sich nicht wesentlich vom Manne unterschied.

Er dachte nicht daran, den Beruf des Dichters zu wählen. Auch gibt es eigentlich überhaupt nur ein einziges Gedicht von ihm: die „Grashalme" sind ja fortwährend dasselbe Gedicht, von dem ihm nur immer noch etwas auf der Zunge liegen bleibt, so daß er sich genötigt fühlt, es dann immer wieder noch einmal von vorne zu dichten; und bis ans Ende hat er es doch immer noch nicht ausgedichtet. Es ist zum erstenmal 1855 erschienen, damals von ihm selber mit eigener Hand gesetzt.

1862 wurde sein Bruder verwundet. Walt kam zu ihm in das Feldspital und machte nun den Krieg als Pfleger mit, oder eigentlich mehr als Tröster und, wie er selbst einmal sagt, „Missionar auf seine Art". Denn es zeigte sich, daß er eine wunderbare Kraft besaß, durch seine bloße Gegenwart zu helfen und zu heilen. Wenn der große langsame Mann im grauen Rock mit dem losen, weichen, die breite Brust öffnenden Hemdkragen, prangend von immer frisch schimmernder Wäsche, still ans Bett eines Kranken trat, war sein bloßer Blick, der Druck seiner starken Hand, das Wunder seiner Nähe schon Arzenei, er sprach nicht erst viel, er brachte höchstens Blumen mit, er saß da, er war bloß da, das war schmerzstillend und trostbringend genug. Walt hat damals seinen wahren Beruf entdeckt: Kamerad zu sein, Kamerad der ganzen Menschheit. Die „Grashalme" sind im Grund auch nichts als ein schriftliches Zeugnis davon.

Nach dem Krieg war er Schreiber im Departement des Innern zu Washington. Ein Ausbruch sittlicher Entrüstung, wie derlei gegen einsame Menschen stiller Art überall gelegentlich angezettelt wird, vertrieb ihn von diesem Posten. Durch Freunde bekam er einen anderen und wurde dann bald von der Brotarbeit ganz befreit. Seitdem für sich lebend ist er, gar nach seinem Schlaganfall (1873), allmählich fast eine mythische Gestalt geworden. Ins Abendrot seines Lebens strahlte schon die Morgenröte des Weltruhms herein. Er wurde sehr bewundert und geliebt, wenn die meisten auch nicht recht wußten, warum. Auch heute,

hundert Jahre nach seiner Geburt, siebenundzwanzig Jahre nach seinem Tod, wissen sie's eigentlich noch immer nicht. Er gleicht auch darin Goethe, daß er sehr berühmt, doch unerkannt geblieben ist.

Irgend etwas an ihm zog die Menschen mächtig an und es blieb ihnen unvergeßlich, sie konnten es sich aber nicht erklären. Und ihm selber scheint's mit ihm selbst auch nicht anders ergangen zu sein, er hat sich Tag für Tag staunend um sich selbst befragt, ohne je mit der Antwort ganz zufrieden zu sein. Ein Tagebuch dieser Fragen und dieser Antworten, das sind die „Grashalme". Hier ist einem sein eigenes Phänomen zum Problem geworden und er verbringt nun sein Leben damit, dieses Phänomen immer wieder umzuwenden, um endlich doch einmal irgendeinen Eingang in das Problem zu finden. So kann er mit Recht von den „Grashalmen" sagen: „Camerado, dies ist kein Buch! Wer dies berührt, berührt einen Menschen!" Es gibt vielleicht kein anderes Buch, das so ganz Mensch geblieben, wo so gar nichts von diesem Menschen erst zu Buch geworden ist, wo dieser Mensch so gar nichts von sich erst vorher abgestreift oder sich auch nur wenigstens ein bißchen dafür adjustiert hätte. Es ist kunstlos, es bringt eigentlich nur das Material für ein Kunstwerk, diesen Eindruck hat man immer wieder. Kein Buch, sondern ein lebendiger Mensch, dieser eine Mensch, der aber ganz und nackt! Und wer es liest, kann sich zuweilen des Gefühls nicht erwehren, damit doch eigentlich eine Indiskretion zu begehen. Das Ergebnis aber ist zuletzt, daß dieses Buch, das kein Buch ist, sondern die Berührung eines Menschen, dem Leser am Ende ganz ebenso geheimnisvoll unerklärlich und verschlossen bleibt, wie dieser magnetische Mensch Walt Whitman selber es zeitlebens seiner Umgebung blieb.

Als etwas in ihrer Art ganz Einziges, ohne jedes Beispiel, empfand man die „Grashalme" sogleich. Man erschrak vor ihrer „Formlosigkeit". Unter Form versteht der Leser, an etwas erinnert zu werden, was er schon einmal gelesen hat; zu solcher Erinnerung fehlte hier jeder Ansatz. Das war offenbar also doch überhaupt kein Gedicht, sondern eher Lokalreportage mit Visionen; man hatte das Gefühl, eine Zeitung zu lesen, deren Redakteur ein Psalmist wäre. (Lange Zeit verging, bis man sich erinnerte, daß auch Homer zuweilen ein Lokalreporter ist, daß in der „Edda" Strecken wie aus dem „New York Herald" sind.) Dazu kam noch, daß ja die „Grashalme" eigentlich überall immer wieder von vorne anfangen und daß sie eigentlich nirgends aufhören. Es schien wirklich die Formlosigkeit selbst, gleichsam zum gestaltenden Prinzip gemacht, ja sozusagen die Formlosigkeit in eigener Person. Und der Reiz lag eben darin, daß der Leser hier gewissermaßen die Vorbereitungen zum Dichten belauschen konnte, die nur freilich leider den Effekt dann doch immer

wieder schuldig blieben: das vom Dichter sich rein abhebende, zur eigenen Gestalt loslösende, fortan nicht mehr durch ihn, sondern für sich lebende Gedicht. Unerklärlich blieb dabei nur, wodurch ein so durchaus ungestaltes Werk sich dann dennoch mit solcher Macht aufdrang: wer je von Whitman auch nur ein paar Zeilen gehört hat, erkennt ihn fortan beim ersten Vers wieder, seine Stimme hat einen unvergeßlichen Klang. Und wenn man ihn mit gutem Grund formlos nennt, so hat man ebensoviel Recht zu sagen, daß vielleicht gar kein anderer Dichter seit Shakespeare so viel echte Form hat, daß jeder Satz, ja jedes Wort seines Gedichtes ganz von ihm durchdrungen ist, daß er sich seine höchst persönliche Sprache selber erschaffen hat (und oft aus dem gemeinsten Material). Nur ist Form da kein Überzug, kein bereites Futteral, in das nun jedermann seine fertigen Gedanken oder Empfindungen stecken kann, sondern sie bringt sich erst selbst hervor, sie wächst aus seinem Innern mit dem Gedanken, mit der Empfindung zugleich auf, seine Form ist Haut. Und er hätte sie nicht ändern können, so wenig als die Farben seiner Augen. Man merkt auch oft genug sein eigenes Erstaunen über sie. Die „Grashalme" sind überhaupt im Grunde nichts als die wachsende Verwunderung eines Menschen über sich selbst, der täglich in sich wieder noch eine neue Überraschung entdeckt, der täglich für sich selber von neuem aufgeht und dann den ganzen Tag damit verbringt, seinem Sonnenaufgang nachzujauchzen.

Ein ungeheures Selbstgefühl ist es, von dem aus er immer beginnt. „One's-Self I sing, a simple separate person," verkündigt gleich der erste Vers der „Grashalme". Einen „Chanter of personality" nennt er sich, zur Mitteilung seiner Selbstherrlichkeit drängt's ihn. Ganz physisch empfindet er sie zunächst: I find no sweeter fat than sticks to my own bones (Song of myself 20). „Ich bin, wie ich bin. Wenn's niemand auf der ganzen Welt bemerkt, so sitz ich zufrieden da. Und wenn's die ganze Welt bemerkt, so sitz ich zufrieden da." Selbstverkündigung, Selbstverherrlichung, Selbstbeglückung! Und er kann auch da leicht zufrieden sitzen, denn in sich sitzt er im Zentrum der Welt: To me the converging objects of the universe perpetually flow. Alle Strahlen des Weltalls strömen ihm zu, strömen auf ihn, strömen in ihn ein, bis er, überströmt, selbst überströmend, ausruft: „Walt Whitman, ein Kosmos!" Und er selber, sogleich, vergilt's ihnen: er selber strahlt der Welt flutend die seine zurück. So wird er aber gewahr, daß er zur Selbstentfaltung doch irgend etwas außer sich braucht, einen Gegensatz, ein Unselbst, von dem er sich abheben, an dem er sich darstellen kann: das macht ihn schöpferisch. Damit er selber ein Besonderer sein kann, a single separate person, muß ein anderer da sein, der anders ist; je mehr andere sind, und je mehr sie anders sind, desto reiner tritt an ihnen, tritt durch

sie sein eigenes Selbst hervor: aus seinem Drang zur Selbstdarstellung kommt er zur Anerkennung der übrigen Welt, der Kosmos Whitman braucht einen zweiten Kosmos außer sich, um seinen eigenen daran zu zeigen, aus Selbstsucht kommt seine Liebe! Das Wunder, das er in sich fühlt, fühlt er nun an aller Kreatur, seine Selbstverherrlichung wird ihm zur Weltverherrlichung. Und nicht etwa Verherrlichung des Ganzen da draußen in irgendeinem monistischen Dunst, sondern Verherrlichung jedes besonderen einzelnen Geschöpfes, wie gewaltig oder unscheinbar es auch sei, Grashalm oder Sternenlauf, fern oder nah, Freund oder Feind, gut oder schlecht – alle diese Begriffe schrumpfen weg vor seinem schallenden Ja zur ganzen Welt, und zur Summe nicht nur, nein auch zu jeder einzelnen der zahllosen Individuationen! I will not have a single person slightet or left away .... Pleas'd with the native and pleas'd with the foreign, pleas'd with the new and old .... The insignificant is as big to me as any .... In all people I see my self, none more and not one a barley – corn less, and the good or bad I say of myself I say of them. (Song of myself 19, 20, 30 and 33.) Aber wenn sein Ja keinen Unterschied macht, wenn er selbst das Böse anerkennt, wenn er sagt, daß zu seinem Mahl auch die Dirne, der Schmarotzer, der Dieb eingeladen sind, wenn er auch die Versagenden, die Lebensuntüchtigen zu sich ruft (Vivat to those who have failed! – Song of myself 18), wenn er sich geradezu den Sänger der Verworfenheit, the poet of wickedness nennt (Sang of myself 22), so hat das nichts von Lust am Bösen, von „Satanismus", von Baudelaire, es ist auch im Grunde gar nicht moralisch gemeint, sondern eher erkenntnistheoretisch: er schließt auch den Satan noch in die Schöpfung Gottes ein. „Alles ist wahr" überschreibt er ein Gedicht, das in die Beteuerung ausklingt: that all is truth without exception; and henceforth I will go celebrate anything, I see or am and sing and laugh and deny nothing. Alles ist wahr „in its place" (Song of myself 16). Denn alles, was an einer Stelle steht, ermöglicht es einem andern erst, an der Gegenstellung zu stehen, jedes hält irgendeinem andern das Gegengewicht und aus diesem Gewicht und Gegengewicht an seinem Ort erhält sich die Welt: alles ist wahr, denn alles ist eigentlich nur Replik, die Schöpfung ist ein unablässiges Antworten aller auf alle, der Chorgesang stockt, ja wankt, wenn auch nur eine Stimme darin den Einsatz verfehlt! Er tut aber gar nicht groß mit dieser Entdeckung, ihm ist's gar keine, denn jeder Augenschein zeigt es doch, jedermann weiß es eigentlich, wie ja, was wahr ist, stets jedermann weiß: These are really the thoughts of all men in all ages and lands, they are not original with me: If they are not yours so much as mine, they are nothing or next to nothing.

Sein eigenes Selbstgefühl nicht bloß für sich, sondern nun noch über sich hinaus auch für jedes andere Geschöpf zu haben, an den Anderen also das Andere nicht etwa bloß zu „tolerieren“, sondern sich des Anderen an den Anderen zu freuen aus Eigennutz, ja noch mehr: eben das Anders-sein der Anderen gerade zu fordern, weil man es für sich selber braucht, weil man, was man selber ist, doch erst dadurch, daß die Anderen anders sind, wird, weil man also doch allein an den Anderen erst zur eigenen Erfüllung kommt, dies hat, seit es Menschen gibt, irgendwie noch jeder erlebt, wenn es auch freilich den meisten stets unbewußt bleibt, und alle Denker, alle Dichter haben es irgendwie gefühlt, aus den ältesten Zeiten bis in unsere herab, da Beer-Hofmann seinen Jaákob dem feindlichen Bruder sagen läßt: „Gott braucht mich so – und anders dich! Nur weil du Edom bist – darf ich Jaákob sein!“ (Schließlich auch wieder nur eine Variante des ersten Briefes Petri: ὡς καλοὶ οἰκονόμοι ποικίλης χάριτος; im Regenbogen der Gnade Gottes erscheint jede Farbe doch erst an der anderen, sie brauchen einander jede für sich.) Aber dieses Ur-erlebnis der Menschheit, sich über die Zeiten hin immer wieder von Volk zu Volk erneuernd, erhält nun von Whitman noch seinen ganz persön-lichen Akzent, zunächst dadurch, daß er alles von den Sinnen aus erlebt, dann aber auch, weil es ihm nicht genügt, am Anderen erkennend teilzu-nehmen, weil er noch mehr will, nämlich selbst an seiner eigenen Person den Anderen erleben, weil ihm das Bedürfnis nach Selbstverwandlung eingeboren ist. Walts Erkenntnis beginnt immer als sinnliches Erlebnis, er denkt von den Augen und Ohren aus, er ist einer von den sinnlich übersinnlichen Freiern, die mit dem Phallus philosophieren, seiner Caritas geht Eros voraus, und wenn er einmal die seltsame Wendung amorous love gebraucht, so verrät er damit sein letztes Geheimnis: seine Weltliebe beruht darauf, daß er in alle Kreatur verliebt ist, sinnlich verliebt; wes-halb er auch von allen verkannt wurde, deren Verliebtheit im Sinnlichen stecken bleibt, während es aber seiner Sinnlichkeit eigen war, immer von selbst sogleich in Geistigkeit umzuschlagen. Und wie Sinnliches ihm immer sogleich zu Geist wird, so wandelt hinwieder Geist ihn immer sogleich auch sinnlich um: was er denkt, dazu wird er auch selbst und jede Teil-nahme seiner Seele macht sogleich auch sein Leib mit, er ist der geborene Schauspieler. Wenn er einen leiden sieht, leidet er nicht bloß mit, sondern er wird, mitleidend, selber zu dem, der leidet, er nimmt mit dem Leid gleich auch die Person des Leidenden an. I am the man, I suffer'd, I was there... do not ask the wounded person how he feels, I myself become the wounded person, My hurts turn livid upon me as I leen on a cane and observe. (Song of myself 33.) Es ist im Grunde nichts als das typische Schauspielererlebnis, nur aufs Elementare gebracht, in

den Urzustand des Dionysischen zurück, dann aber noch bis ins Kosmische gesteigert, in alles Geschaffene flutend, und alles Geschaffene von sich aus überflutend, aus eigener Umgestaltung alles, ja zuletzt selbst Ungestaltes noch gestaltend, unersättlich nach Masken bis zur ganzen nackten Wahrheit.

In der zunächst immer noch von seinen Sinnen erfaßten, dann freilich aber immer sogleich auch die Seele mit allen ihren Kräften alarmierenden, doch niemals jenen sinnlichen Beginn ganz verleugnenden Liebe sieht er „the base and finale too fer all metaphysics": er blickt auf alle Weisen, auf alle Heiligen der Vergangenheit zurück und der Urgrund all ihrer Weisheit und all ihrer Heiligung ist ihm the dear love of man for his comrade, the attraction of friend to friend. Liebend erfährt er nämlich, daß auch der Kamerad, auch der Andere, jeder Andere, jeder Mensch, und nicht bloß der Mensch, sondern jedes Geschöpf, Tier, Pflanze, Stein, Luft, Meer, Stern, alles, alles, ein ebensolches unerschöpfliches Wunder ist, wie er selbst; und er erfährt, daß alle Kreatur, die Möglichkeit zu jeder Kreatur in ihm enthalten ist. Wir können in seinen Gedichten das Erlebnis Schritt für Schritt belauschen: erst ist es rein sinnlich, er sieht alles, hört alles, saugt alles mit seinen Sinnen ein, aber indem er so mit seinen Sinnen teilnimmt an der Kreatur, indem er mitfühlt mit aller Kreatur, verwandelt er sich selbst in alle Kreatur, er wird selbst zum Anderen, er ist in solchen (Goethisch zu sprechen) Diastolen nicht mehr er selbst, nichts mehr von sich selbst, ist der Andere, ist alles Andere (fast komisch sind oft die langen Verzeichnisse von allem, was er dann ist!), er ist jetzt „nicht mehr eingeschlossen zwischen seinen Hut und seinen Schuhen", er dringt über sich ins Weltall hinaus, teilt sich an alles aus, tritt in alles ein, lebt alles mit und bringt davon die Gewißheit zu sich zurück, daß in dieser Fülle der Erscheinungen nicht zwei gleich sind, aber jede gut, jede gleich gut! Durch Mitleid also nicht bloß, sondern auch durch Mitfreude wissend, nämlich wissend, daß er selber ein „Kosmos" ist, aber nicht bloß er, sondern ebenso jeder Grashalm auch, und daß jeder solche Kosmos, jeder solche Grashalm, um das Wunder seiner Eigenheit ganz zu fühlen, selbst der Anderen Eigenheit und Einzigkeit braucht. Und dieses sein ureigenstes Erlebnis — daß er sich mit allem identifizieren, in alles verwandeln kann und so die ganze Menschheit, und noch Sonne, Mond und Sterne dazu schon in sich enthält, wie sie hinwieder ihn enthalten — sieht er als etwas durchaus Amerikanisches an, und für Amerikas Sendung: darin allen Anderen voraus zu sein und dahin durch sein Beispiel auch alle Anderen zu führen. All truths wait in all things, überall erwartet dich dieselbe Wahrheit, aus allem blickt dich Gott an! Dies hat nun aber nichts mit Pantheismus zu tun, und nicht bloß mit dem Wald- und Wiesenpantheismus unser monistischen Oberlehrer nicht,

sondern mit keiner Art von Selbstvergötterung, in der ja zuletzt immer das Selbst wie der Gott erlischt, während hier eben aus dem überschwellenden Hochgefühl der eigenen Individuation die Summe der sämtlichen überhaupt möglichen anderen Individuationen auch bejaht, ja gefordert und (wie Friedlaender das ausdrücken würde) zu jedem Gewicht das Gegengewicht gesucht, aber eben durch diesen „Gegensatzcharakter der Welt" doch auch ein Jenseits des „Weltkontrastes": der Schöpfer unabweislich wird. Und es hat ebensowenig mit Buddhismus zu tun, da doch auch der Buddhist jeder Art zuletzt zum Erlöschen Gottes mit dem erloschenen Selbst gelangt. Nicht die geschaffene Welt als Schein überwinden will Walt, sondern in allem Schein die lebendige Wahrheit erblicken: das Auge Gottes, um von diesem Anblick dann wieder getrost in sich selbst zurückzukehren, an sein Tagewerk im irdischen Leben. The thoughtful merge of myself and the outlet again nennt er es einmal, einfacher läßt sich das Geheimnis der mystischen Schau gar nicht sagen: merge, das ist Entselbstung, Überwindung des Unterschiedes, Untertauchen, ist, in der Mundart Friedlaenders, „der absolute Nullpunkt auf der Skala der Welt-Unterscheidung"; und outlet again, das ist die Systole nach der Diastole, das Einatmen nach dem Ausatmen, die Rückkehr ins Selbst, zur Tat, in die Welt, in die Verwandlungen, in den Unterschied, zur Spaltung in Ja und Nein, deren „Balance" allein ja Sinn und Trieb, Leid und Lust, Ernst und Spiel alles Lebens ist. Und in dieser seiner Rückkehr gerade, der Rückkehr aus der Tiefe an die Fläche, für die der Auftauchende ja dann erst eine ganz neue, nie gekannte Zärtlichkeit hat, hat er etwas von den großen Menschen der barocken Zeit, Bernini etwa, wenn der, jeden Morgen, vom allerheiligsten Sakrament weg wieder an seine Werkstatt trat, an das holde Farbenspiel des Traums im Irdischen zurück, den doch nur, wer schon drüben war, den erst der Wache richtig träumt.

Ganz wie zu sich selbst steht Whitman nun aber auch zu seiner Zeit, steht er zu seinem Volk, zu seinem Lande. The Modern man I sing! verkündet er gleich in seinem ersten Gedicht, voll Stolz auf seine Zeit, aber von ihr aus dann alle Zeiten, der Vergangenheit wie der Zukunft, mit derselben liebenden Ehrfurcht umfangend. I will not sing with reference to a day, but with reference to all days. Denn wie sein eigenes Selbst zur Entfaltung seiner Fülle den Gegensatz des Anderen braucht, so wird auch jede Zeit das, was ihr Wesen ist, doch erst am Wesen aller anderen Zeiten. Und wenn er sein Volk, wenn er sein Land über alles liebt, so lehrt ihn gerade diese Liebe nun auch jedes andere Volk und Land in seiner besonderen Eigenart lieben, ja diese Fremdart begehren, da doch alle diese Besonderheiten eben aneinander erst entstehen und eben anein-

ander nur sich erhalten können. Er ist ein Nationalist, aber aus Nationalismus gerade braucht er für seine Nation das Gegengewicht der anderen Nationen, an deren Anderssein allein der Selbstsinn der eigenen erst erscheinen kann. Und so wird er aus Nationalismus Kosmopolit, aber freilich nicht von der verwaschenen und alles verwischenden Art, sondern die gleiche Gültigkeit sämtlicher Besonderheiten und ihre Notwendigkeit füreinander anerkennend. Salut au monde! heißt das gewaltigste seiner Gedichte, wahrhaft ein Kuß der ganzen Welt, Beethovenisch instrumentiert. Da dehnt sich der Erdkreis in ihm, Within me latitude widens, longitude lengthens, in ihm sind Zonen, Meere, Wasserstürze, Wälder, Vulkane, Massen, er hört das All pulsen, er sucht die Weltkugel mit seinen Blicken ab, und da grüßt er alle Bewohner der Erde, wer es auch sei, der Reihe nach nennt er sie alle, von der Tochter oder dem Sohn Englands über den Tschechen, den Ungarn, den steirischen Bauer, den rheinischen Werkmann, die streifenden Juden, die Mekkapilger, Chinesen und Japaner bis zu den fernsten Inseln, zu wollhaarigen Horden, zu verachteten Tiermenschen hin, und allen, allen, allen ruft er zu:

Health to you! good will to you all, from me and America sent!
Each of us inevitable,
Each of us limitless — each of us with his or her right upon the earth,
Each of us allow'd the eternal purports of the earth,
Each of here as divinely as any is here.

Und kein Volk, wie weit hinten in der Menschheit es auch stehe, soll ausgeschlossen, denn für jedes wird auch einst seine Stunde gekommen sein! „Ich ziehe keinen den andern vor, ich sage kein Wort gegen euch dort hinten, auch ihr werdet zur rechten Zeit schon vorne, werdet an meiner Seite sein! . . . Mitfühlend ist mein Geist um die ganze Erde gereist, ich habe nach Genossen und Liebenden ausgeblickt und fand sie für mich überall bereit, irgendwas Göttliches muß mich mit ihnen ausgeglichen haben! . . . Salut au monde! Wohin Licht und Wärme dringt, dahin dring auch ich, wohin Vögel fliegen, flieg auch ich! Euch allen, in Amerikas Namen, streck ich senkrecht die Hand hoch, ich gebe das Zeichen, um hinter mir in Sicht zu bleiben für ewig, für alle Heimstätten von Menschen!"

Das ist die Demokratie, in der er die Sendung Amerikas fühlt, von der er sich the continent indissoluble, von der er sich the most splendid race the sun ever shone upon, von der er sich divine magnetic lands erhofft, aus der er inseparable cities with their arms about each others necks aufblühen sieht, die Demokratie, die er mit einer halb sinnlichen, halb kindlichen Zärtlichkeit ma femme! anspricht, die Demokratie, die für ihn nichts als Anwendung der Liebe, der lebenslänglichen Liebe von Kame-

raden, der mannhaften Liebe von Kameraden, nichts als Liebespraxis ist. (For You o Democracy, in Calamus.) Sie hat mit äußeren Formen und Einrichtungen nichts zu tun. I hear it was charged against me that I sought to destroy institutions, But really I am neither for nor against institutions . . . Only I will establish the institution of the dear love of comerades. Seine Demokratie besteht nicht in Gesetzen, sie kommt aus dem Herzen. Die Demokratie setzt eine bisher noch nicht sehr verbreitete Menschenart voraus, der Achtung vor jeder Kreatur, ja Teilnahme für sie, bis zur Selbstverwandlung in sie gesteigert, nicht ein Sittengebot, nicht eine „ideale Forderung", sondern ein ganz unmittelbares, von den Sinnen aus den ganzen Menschen durchgeistendes, beseelendes, gütigendes Erlebnis wäre! Seine Demokratie gibt durch ihn nur ein Urwort der Menschheit weiter, das niemals ganz verklungen, aber freilich von der Tat noch niemals erhört worden ist:

I speak the pass-word primeval, I give the sign of democracy. Seine Demokratie ist mehr Erotokratie.

Der Prinz

Novelle von Kasimir Edschmid

Als Rinn, großäugig, die Schenkel zart und bebend von Linien wie ein Hirschkalb, einsam aufgewachsen, heißerer Sonne hingegeben, verschwistert dem Laut eines großen Stromes, den ihr Blut nie vergaß, Vater und Heimat auch aus der Ferne inbrünstig liebend wie am ersten Tag, als sie auf Männer stieß, war es Saint-Loux. Er nahm die Sehnsucht von ihr, die sie dann größer übergoß. Er bedrängte sie lange und reizte sie jedesmal neu. Er war schlank, ein Franzose, das Gesicht von Pocken zerrissen, die Augen scharf von Klugheit. Er nahm sie hart und glühend wie ein römischer Ringer. Als er sich zu sehr an sie verstrickte, daß sie ihm stärker gegenüberstand, nahm sie einen anderen Mann. Doch zog sie es wieder zu Saint-Loux.

In Paris betrog sie ihn mit einem kleinen Dichter, der Bewegungen hatte wie ein Aal. Sie reiste mit ihm ab, hob Wechsel ab auf Quibek und hielt ihn aus. Nach einem halben Jahr schickte sie ihn fort. Sie reiste zu Saint-Loux. Nie war sie glücklicher. Sie blieben auf dem Lande. Saint-Loux wuchs jedesmal langsam. Durchbrach er die Kühle, die sie meisterte, vergaß er sich und sprach seine Geheimnisse aus. Dann kannte sie ihn, schaute ihm auf den Grund und wurde schlaff.

Die Hüften eines Winzers rief sie zu sich, der den Geruch der wollüstigen schwarzen Erde trug. Sie entführte ihn, entwurzelte ihn in die Normandie, bekam ihn langsam satt und fuhr nach Berlin. In einer peinlichen Sache setzte sie ihren Ruf aufs Spiel und rettete Saint-Loux, dessen Leben in vielen Strömungen stand. Es zog sie zu ihm. Sie vereinigte sich mit ihm.

Sie blieb, wenn sie ihr Dasein nach der Welt zu drehte, Dame. Ihr Vater, den sie liebte, war reich. In Paris wieder verließ sie den Franzosen. Ein feiner Künstler gab ihr Stunden der Melancholie und des Schmerzes. Die flammende Rede eines Schauspielers, sein ungestümes Werben gab ihr andere Richtung und Ersatz. Nach einem halben Jahr fuhr sie wieder zu Saint-Loux. Nie gelang es ihr rasch ihn zu verlassen. Nach Wochen von Kämpfen zog es sie von ihm. Ein Erkalten von ihm hielt sie von tausend Abtrieben entfernt.

Sie lebte drei Jahre mit ihm, lächelnd auf jede Versuchung nun, entschlossen weniger, mehr: nicht in der Lage, ihn zu verlassen. Sie zog, ihr Leben innig dem seinen verkettend, mit ihm, wo er lebte und kämpfte, denn er nahm nichts von ihr. Sie schweiften zusammen. Ein Auftrag sandte ihn nach Indien, wo er die Politik seiner Regierung wahrnahm. Ein wenig drin im Lande,

dem Fluß gegenüber, empfing er Botschaft, nahm er sein Geschäft wahr. Vier Monate, wie im Traum, lebte sie mit ihm, immer glücklicher an ihm. Denn er besaß Muskel und Hirn.

In einer Nacht wachte sie auf, sah einen Stern am Himmel, es war als schlüge ein Mondflügel gegen sie, sie erhob sich, besah das Haus, den Balkon, den Fluß und sah es schon nicht mehr.

In dieser Nacht verließ sie Saint-Loux wie ein Blitz, ohne daß etwas in ihr blieb von irgendeiner seiner Umschlingungen, die ihn in (wie sie glaubte) unsterblichen Nächten ihr verschmolzen. Sie kleidete sich an und ging hinaus. Von den mondhellen Blumen machte sie unterwegs einen Strauß. Träumerisch schritt sie durch die blonden Maisfelder. Als der Morgen kam, begann sie zu singen.

Zum erstenmal sah sie tausend Dinge genau. Das Gras erhielt Dasein. Grillen zogen Laute um sie, der Duft der Blüten erschauerte sie. Der geöffnete Himmel kam ihr nahe. Sie sah ihn wogen, daß es kein Ende nahm.

Sie hob die Arme in Bäume. Der Kern gepflückter Früchte schmolz ihr auf der Zunge und ein ungeheurer Trieb verband sie ungekannten Gefühlen in der summenden Weite.

Sie ging durch einen Tamarindenwald. Kupfern schoß Glanz eines Daches durch die Zweige. Sie lauerte kurz, dann machte sie einen Bogen. Gegen Abend kam sie an eine Wiese. Seitwärts ein großes Kloster. Die Ebene lag ganz voll Sonne. Menschen strömten nach ihm zusammen, gleich Tieren, geschart, alle trugen die Köpfe gesenkt. Rinys Nüstern dehnten sich ein wenig. Sie blieb sitzen.

Trupp auf Trupp, gelb gekleidet, immer die Nacken zum Boden gestellt, zogen hinein. Sie hatten Lederriemen um den Leib und Rosenkränze in den Händen. In den blauen Abendfarben leuchtete das Gold von hundert kleinen Türmen unsinnig. In ihrer Mitte stand eine Pyramide gleich einer umgestülpten Trompete. Schatten stürzte auf Schatten von oben über die Terrassen.

Als der Mond aufging, schlug er wie der Flügel eines Engels durch ihr Herz. Die Nacht schauerte noch von ferne, es war halb hell. Sie sah hinein und das Licht drang durch sie wie eine Säule. Dann fiel es auf die Pyramide, die nach oben sich aufschlug und breiter wurde in den Himmel hinein. Ihr Lächeln ging nicht nach ihrer vorgelebten Zeit, nun vor Wundern stehend, wurde sie sicher und groß und die lockende Stille verführte sie tief.

Sie wandte den Kopf.

Ein Mann kam auf sie zu, hielt und ging weiter.

Sie warf ihm einen Blick zu, den sein schräges Auge faßte, das ge-

wölbt lag unter den ungeschorenen Haaren. Die Kette hing um seinen Hals, er trug aus Seide das gelbe Kleid der anderen Priester.

Sein Blick zerschnitt ihr Gesicht, als er sie streifte. Aber ihr graues Auge hob sich ruhig gegen ihn.

Einen Augenblick zuckte der Fächer, mit dem seine Hand sich Wind zuschlug. Einen Augenblick streifte gelähmt sein Fuß. Dann trug sein Gang ihn weiter. Noch in der fallenden Dämmerung sah sie ihn ungenau eintreten durch ein Tor.

Noch aber war nicht ganz dunkel, als er zurückkam. Ihre Pupillen sahen ihn schon von weitem durch die Schatten. Sie lächelte.

Er zog sie an der Hand, flüsternd, hochmütig, hinein in das Kloster. Auf Treppen folgte sie seinem Schritt von Terrasse zu Terrasse. Viele Priester begegneten ihnen. Aber keiner sah auf, kein Ohr gab acht auf sie. Leise murmelnd, die Blicke gesenkt, gingen sie ihnen vorüber. Durch eine Allee des obersten Pyramidensockels erreichten sie den Gurt der Türme.

Der Führer öffnete die Türe an einem. Er zog sie hinein ..... über eine Treppe, sie stand in einem Zimmer, von allen Seiten voll Licht. Farbene Felle lagen darin, geschliffenes Glas hob die Wände. Aus porzellanenen Schalen wehte dünn das Rosenöl.

„Bin ich gefangen?" fragte Riny gleich.

„Nein," sagte er in einem Englisch, das sich auf seiner Zunge brach. Aufatmend sog sie das süße Licht des Abends aus den Fenstern:

„Warum sieht uns keiner?"

„Sie sind nicht blind. Sie dienen nur. Einer nur hebt für sie den Kopf."

„Du ..."

‚Ich."

Ihre Brüste bewegten sich. Sie atmete heftig in der betäubenden Luft.

Er bewegte sich von der Tür her auf sie zu. Sie sah die Augen eines tief erregten Mannes, dessen Gesicht die große Welle schwer nur hielt. Sie ließ das Auge weitergleiten. Durch die Fenster fuhr es auf die Landschaft. Sie sah den dunklen Schatten eines Waldes. Dahinter lag das Haus Saint-Loux.

Sie drehte sich um und gab sich in seinen Arm.

Seine Liebe war ohne die Begierde, die sich erschöpft in der Berührung der Haut. Aus seinen Händen drang ein Strom in ihren Geist. Sein Mund erhob den ihren in die Höhe wie sein Auge. Sein Leib verschmolz dem ihren mit so mächtigem Drange, als zwinge er die Vereinigung über das Berühren der Körper hinaus. Seine Worte, die sie um Liebe fragten, waren kurz und suchten wild in ihrem Blut. Ein Rausch überkam sie unter seinen Armen, sie sah sein Auge schwer über ihr verzückt.

Ihr erwachender Blick fiel auf die Spitze der obersten Pyramide. Die Sonne tanzte mit kleinen Flammen auf einem eisernen Ring, der um sie genietet war. An Seilen zwischen der Spitze und dem Gürtel hingen kleine Glocken und erzitterten zu Tausenden in der erfrischten Luft. Unten zogen die Rahaans aus den Toren.

Sie schloß die Augen wieder und die Träume der Nacht schaukelten über sie.

Nach zwei Stunden stand sie auf, unwillig über ihre Einsamkeit. Sie stieg die Treppe hinunter. Als sie den Turm verlassen hatte, nahten Menschen. Sie barg sich in einen Winkel. Weiter vorgehend, kam sie an die Allee. Sie war leer. Als sie zurückschaute, verwirrten sie die hundert Türme. Sie kannte den ihren nicht mehr.

Tränen traten ihr in die Augen. Sie bog aus der Allee und stieg hinab.

Überrascht trat sie in eine Halle mit Reihen von Säulen. Gesumm von Stimmen überfiel sie. Sie trat heraus aus dem Schatten und sah Hunderte Priester, die in dem Raume wogten wie Bienen. Sie sprang zurück, erschreckt, aber vor ihr standen drei andere, die eintraten. Erbleicht hielt sie.

Aber sie bogen um sie, ohne sie zu beachten. Da ergriff sie ein Schwindel, dies Gehen wie im Traum erschreckte sie. Niemand beachtete ihren Körper, sie schwankte. Ihr Blick fiel in einen Spiegel, das gab ihr die Sicherheit wieder, sie sah ihr wirkliches Gesicht.

Erregten Herzens, durch Hallen schleichend, traf sie den Abt. Er ging allein hin und her zwischen den Blumen, manchmal eine erhebend, hineinschauend in den Kelch und sie zurücksenkend in ihre Lage. Er schritt das kleine Stück hinunter, das von den Wänden der Pyramide eingeengt war und über der Gegend schwebte bis an den Rand. Eine Ruhe umgab diesen Ort, die kein Vogel, keine Fliege unterbrach.

Er blickte auf und sah sie, verstört noch in ihrem Gesicht. Mit drei Schritten ging er auf sie zu, die Arme ein wenig gebreitet. Tränen an allen Wimpern stürzte sie auf ihn wie ein Kind.

Als er den Garten verließ, folgte sie ihm willenlos.

Aus jedem seiner Blicke, in jeder Umarmung traf sie eine Macht, die eine Wolke um sie legte. Sie hing an ihm fest. Sie folgte seinem Schritt, seiner Bewegung. Nie verließ sie ihn. An jedem Morgen suchte sie ihn durch die Hallen, jeden Morgen fand sie ihn atemlos wie ein Wunder an einem anderen Ort. Sie schritt durch die Priester hin mit der nie endenden Bangnis. Wie von ausschweifendsten Abenteuern erreichte sie seinen Arm. Mit ihm schritt sie sicher durch die Menge, die ihrer nicht achtete.

Sie sah sie jeden Morgen das Kloster verlassen, hinaus zur Sammlung die Ebene betreten. Sie sah sie heimkehren, beladen am Abend. Bebend ging sie durch die Räume ihrer Andacht, die nie eine Frau betreten. Keiner hob das Auge nach ihr. Gelübde folgend in Gebeten sammelten sie ihre Seele, deren große zusammengefaßte Erhebung der Abt weitergab, Auge und Mund frei.

Aber ihr kam nie die Sehnsucht, die Terrassen zu verlassen. Ihr Blick lag ohne Lockung auf dem Horizont.

Monate hier lebend, änderte sich ihr Wesen um. Seinem Dasein, das dies alles in den Händen hielt, ganz und ohne Besinnung hingegeben, fraglos ausgeliefert, hatte sie nur Blick und Sinn für ihn. Stärker in jedem Schlaf erfuhr sie die Inbrunst, die er an sie hingab, dies ging über jeden Rausch, den sie erfahren.

Sie wohnte im Kreis der Türme. Wind kam ihr von allen Seiten. Sie kreiste um die Sonne, die täglich aus anderer Richtung auf sie traf. Im Wechsel der Monde sah sie andere Landschaft, andere Menschen, Feuer kamen und gingen an den Toren, die Krähen schwebten um andere ausgesetzte Beute. Ihr Blick nahm es ohne Teilnahme. Was sollte es ihr. Sie lebte nach innen, suchte den Abt und war glücklich, wenn sie ihn sah.

Nachts an seinem Herzen frug sie:

„Wenn jene mich sähen . . .“

„Sie tun es nicht.“

„Wenn jene mich sähen, würden sie mich erschlagen, . . .“

Er legte die Hand auf ihren Mund.

„. . . . . . . würden sie mich zerreißen aus Verzweiflung, über die Mauer werfen . .“

Er gab nicht gleich Antwort.

„Ja.“

Sie zitterte.

„Du würdest sie wehren.“

„Du weißt nicht, was jene verlören: den Glauben. Sie sind Jahre hindurch, Jahrzehnte gewandert, wortlos, ohne die Welt zu sehen. Sie haben geflucht früher. Nun weinten sie häufig, bis sie die Ruhe hatten.“

„Du würdest sie wehren . . . .“

Eine Falte umzog seinen Mund vor Weh:

„Ja.“

An seinem Lächeln erkannte sie: das war sein Tod.

„Ich will dich begleiten, wenn du das Kloster mit ihnen verlässest am Tage. Ich will immer bei dir sein.“

Er hob sie auf zu sich. Sein Gesicht neben ihr vermischte sich mit

einem schönen Rausch gleich einem Fieber mit ihrer Wange. Sie aber im Gefühl, wie viel er um sie spiele, zitterte klein und schwach in seinem Arm.

Noch Tränen in den Augen fand sie ihn am Morgen. Angeschmiegt an ihn, bat sie ihn um Kleider, an sein Versprechen ihn erinnernd. Keine andere Sehnsucht sprach in ihr, als bei ihm zu sein, mit ihm zu wandern, sich anzuschmiegen an seine Knie. Das war alles. Es ging nichts darüber.

In dieser Woche zog er nicht mit den Rahaans. An einem Feiertage gab er ihr die Kleidung: dünnes gewässertes chinesisches Seidenzeug, Sandalen und die Schere, mit der sie die Haare über den Schulterblättern schnitt.

Als sie bereit war, sah sie ihn zurückfahren. Er gab ihr einen Spiegel. Nun glich sie ihm ganz im Aussehn auch des Gesichts. Nur die Falten fehlten von den Nasenflügeln zu dem Munde, ihr Auge schwamm mehr in unbegrenztem Nebel, während seines hochmütig dunkel starrte. Es hatte den gleichen Ausdruck bei ihm, nur an ihr erhielt es ein düsteres Flammen. Er sah sie an voll Erregung.

Sie neigte sich und küßte ihm die Hände, doch er legte sein Gesicht in die Flächen ihrer Finger einen Augenblick.

An jedem dieser Tage ging der Abt mit einem anderen Trupp. Sie verließen das Kloster durch die Türe, die Pförtner, Laien warfen sich hin vor ihnen.

In die Dörfer eintretend gingen sie von Haus zu Haus. In den Städten vergaßen sie keine Tür. Die Augen gesenkt, in Büchsen aus Blech empfingen sie die Gaben: Früchte, Reis, getrocknete Fische. Sie warfen es in einen blauen Karren, der sie begleitete. Fremde Bettler erhielten an den Toren ihren Überschuß.

Sie hielt sich neben dem Abt, sie tat keinen Schritt ohne ihn, wenn sein Blick sie traf, errötete sie in ihrem von der Sonne kupfern gewordenen Gesicht.

Einmal sprang sie zurück. Sie sah Saint-Loux vorüberreiten. Seine Schenkel hielten straff den Bauch seiner Stute. Der Fechterkörper saß gelassen im Sattel. Nur sein Auge zeigte Trübung wie von Tränen. Seinem Pferde die Sporen gebend ritt er rasch vorüber. Freude überkam sie, ihn so wohl zu sehen. Aber schön schwand er aus ihr.

Das Gefühl ihres kleinen Lebens gegen das große des Abtes aber wuchs mit jedem Tag in ihr. Sie besah ihn des Nachts. Auch sein Körper war schön, er hatte junge Jahre noch, schwankend zwischen den Dreißig und der Nähe der Vierzig, seine Jugend war geschont. Daraus aber, aus dem, was er entsagte, quoll die Stärke seiner Seele auf sie,

daß sie vor Staunen oft sich selbst vergaß. Je mehr er aber in seinem Rausche auf sie vertraute, je ungestümer seine Inbrunst an ihr aufschlug, als suche sie durch ihren Leib erst die Verbindung mit einem größeren Blut als dem ihren, um so tiefer schwankte sie, seiner Liebe kaum würdig, es nicht ermessend, daß er sich so in sie ergoß.

Er aber hob sie immer höher, daß sie ihm mehr noch gleiche, hinter der er die Vervollkommnung seines Wesens suchte. Er brachte ihr, als er die Fahrten der Mönche nach den Festen nicht mehr teilte, sein Kleid und die ziselierte Kette. Sie solle mit ihnen gehen — — für ihn. Er gab ihr alles in die Hand.

Sie aber wollte ihn nicht verlassen, immer mehr gebunden an seine Gestalt. Sie sah seinen Mund an, seinen Fuß. Sie weinte. Sie wollte nicht getrennt davon sein.

Er senkte den Fächer, der seine Hand nicht verließ.

Sein Auge sah sie an mit der aufsaugenden Glut, die ihr Blut beherrschte. Er wollte, daß sie alles mit ihm teile, hineinwachse in seinen Geist und seine Ausübung, wie sie ihm ähnlich war am Körper.

Er zog sie an und brachte sie, unscheinbar gekleidet, selbst zum Tor. Das Gesumm der Mönche trieb in ihr Ohr. Sie kamen auf die Ebene, die sich ihr weiter wellte an diesem Tage wie je. Das Surren der Rosenkränze betäubte ihr Ohr, das stärker anwuchs, über die Ungewöhnlichkeit der Begleitung des Abtes waren die Rahaans verwirrt, sie sahen es nicht, aber sie spürten seine Gegenwart.

In großer Schleife zogen sie über die Gegend. Ihr wurde jede Sekunde zur Ungeduld. Langsam erst gegen Mittag genoß sie die Zeit. Stillglühenden Gesichtes vor Sehnsucht ging sie unter den anderen.

Bei ihm die Nacht, erschreckt davor, daß er sein Schicksal wie im Spiel auf sie setzte, frug sie:

„Wenn du irrtest."

Er sagte schlicht:

„Ich irre mich nicht."

Sein Gesicht war hochmütig vor Glauben.

Sie lag bleich neben ihm, bedrückt von seiner Sicherheit, die sich über sie legte so hoch, daß sie darunter verschwand. Der Mond spielte durch blaue Dämmerung um den Turm und deckte ihre Gesichter. Lange lag sie.

Dann sagte sie leis:

„Ich liebe dich."

Er sah ihr erschüttert in die Augen. Es wurde Morgen. Sie erhob sich.

„Wohin gehst du?" frug er.

Sie deutete auf die Ebene, auf alle Tore. Sie war aus Liebe stärker

als ihre Sehnsucht. Sie zwang es nieder, daß ihr Gefühl in seine Nähe sie band als schöne Erfüllung. Ihm sich preisgebend in seinem höheren Sinne ging sie für ihn hinaus nun Tag um Tag.

Nun zog die Landschaft sie an, die sie für ihn besuchte. Aus seinem Herzen dankte sie für Gaben, die überreich sie empfingen. Mit seinem Auge sah sie voll Hingabe wieder das Licht sich sanft zerteilen auf Büschen und Sand. Sie folgte im Wald dem Spiel der Sonnenkringel und hatte Freude daran. Ein Bach wogte vor ihren Schritten, sprudelnd mit weißen Wellen, die sich springend überspielten. Lange noch blieb ihr die Musik des leichten Wassers im Ohr.

Ihre Ärmel streiften über das feine Mehl der Blütenkätzchen. Durch ihre liebkosenden Hände zog sie die schweren Ährenkronen des Weizens. Sie bückte sich zu Blumen, die sie pflückte. Sie unterschied genau die Farben, blau . . . weiß . . . orange. Sie band sie zusammen und hatte Freude darüber im Herzen.

Des Nachts spielte eine Melodie an ihr Ohr. Sie lauschte lange. Dann kam es durch das wogende Gemach auf sie zu: das Wiegen des hellen Baches.

Die Musik aber stieg.

Sie lauschte lange: . . der Strom ihrer Jugend, dessen Geräusch ihr Blut nie vergaß.

Ihre Brauen spannten sich lang, sie sah Figuren, Geruch ihrer Heimat, aber die Liebe des Mannes umgab sie zu mächtig, als daß dies den Ring durchstieß. Es hatte keinen Sinn in der Bedeutung ihres Lebens, das gefüllt war.

Es schwand dahin, wohl begleitet von Tränen.

Aber die wuschen es nur ganz aus ihrer Seele dahin.

Sie empfand auch in höchstem Rausch die untrennbare Zugehörigkeit ihres Blutes zu ihrem Vater diese Nacht. Sie wußte, daß ihr Leben tief verwurzelt zu ihm gehöre. Aber an Saint-Loup dachte sie nicht.

Aber sie vermochte nicht, den Gestalten und Landschaften ihrer Jugend an das Herz zu fühlen. Sie sah sie, aber sie traten nicht auf sie zu, heischend und verlangend. Langsam spielte um sie wieder das Singen des Baches.

Auch es erlosch in dem Schlaf, der sie umfiel.

Aus den Armen des Abtes stieg sie in die Ebene. Aus der letzten Ecke des Waldes hob sich das rote Segment der Sonne. Langsam wie zum Singen ging sie hinein in das von süßem Licht angerührte Land.

Im Laufe der Wochen erreichte sie streifend eines Mittags eine Stadt, die dunstig zwei Tage weit vor einer Hügelkette hinter dem Kloster lag.

Das gescharte Volk brach vor ihr auseinander. Sie stand vor dem

Einzug eines Fürsten, der abgesprungen war und gerade auf einem Teppich stand, als sie vorüberzogen.

Der Fürst neigte sich weit zurück und hob die Hand über die Augen, gerührt vor der Schönheit des jungen Abtes. Er grüßte tief.

Sie blieb stehen und erbleichte. Sie stammelte ein wenig, dann aber legte sie rasch die Hand auf den Mund. Sie standen sich einen Augenblick gegenüber. Das weiche, wilde Auge des Fürsten flackerte schwer auf ihrem Gesicht.

Rasch bog sie zur Seite, mit einem Lockruf ihre Leute sammelnd. Ihr Gesicht war ohne Stille.

Sie kehrten zurück und überstiegen die Hügel. Sie sah das Kloster vor sich wie am ersten Tage in einen pfaublauen Abend mit hellem Golde hineinwachsend. Wieder stieg Terrasse deutlich abgezirkelt in Terrasse zum Aufbau der gegürteten Pyramide, die mit Alleen beschattet, vom Kreis der Türme funkelnd umdreht, fast unerträglich gleißend stand.

Aber es war, als erreichte sie den Bau nicht an diesem Tag. Abendliche Lichter wiesen ihr deutlich das Bild. Doch sie erreichte keine Nähe, immer blieben die Türme wie Striche im Horizont. Und als sie die Füße beeilten, überspannten sie dennoch nicht den Raum, der zwischen ihnen lag.

Solange Helligkeit den Abend noch sichtbar füllte, gingen sie darauf zu, aber der Bau, der wundervoll leuchtete, ging immer vor ihnen her, bewegt von den Strahlen der Luft.

Verzweifelt liefen sie mit keuchender Lunge.

Erst in der Nacht kamen sie an den Bau.

In der Nacht suchte in der Beleuchtung des Mondes sie des Abtes Gesicht. Er schlief und sie sah nicht die dumpfe Glut seines Auges. Aber sie fand ihn schön. Zufrieden erwachte sie am Morgen. Ihr Blick traf die Spitze der Pyramide. Die Drähte mit den Glocken, die wie Vogelschwärme daran hausten, klangen erregt in der frischen anziehenden Luft.

Als sie die Alleen hinunterschritt zu einem der Tore, brausten sie über ihr, mit einem geheimen Ton der Erregung, den sie nie hier vernahm. Der Boden roch, daß ihre Nüstern sich spannten, es war der schwere Duft der Erde nach Regen. Als sie hinaustrat in die Ebene, sah sie sie mit einem ganzen großen Blick. Ihr Auge faßte alles Einzelne zusammen und blieb an der Ferne hängen, an der die seidenweiche Luft als lange Bläue hing.

Sie führte ihren Weg oft nun nicht nach den Gaben. Menschen reizten sie, sie hatte Freude an unbekannter Gegend. Neue Städte mit ihrem Schwarm, der wechselte, berührend, vergaß sie in der Freude am Augenblick und der Entdeckung alles, was über und um sie war.

Eines Tages übersprang sie einen Bach, fiel auf das Knie, und als

sie den Boden schmerzhaft berührte, empfand sie Sehnsucht nach Saint-Loup. Ihr Blut schuf ihn ihr wieder, der die Sehnsucht zuerst von ihr nahm. Er stand in einem Busch, den Arm entblößt, wie fechtend. Sein Muskel tanzte. Die Augen in dem zerrissenen Gesicht funkelten vor Geist. Sein Mund war kühl gefaltet. So sah sie ihn wieder zum ersten Male, der wie ein Schicksalsrufer ihr seit jeher die Pausen ihres Daseins wies, der immer nur kam: nach Vollendetem.

Ein wilder Schmerz brach in ihr aus. Sie blieb eine Weile liegen. Hob stumpfe Augen und sah nur langsam die Erscheinung verschwinden und sich verändern in die Gestalt des Abtes. Tief erschrocken über sich ging sie durch das Tor.

Die Nacht ging das Sonnenjahr zu Ende um die Mitte des April. Sie wohnte schon zum zweiten Male über dem östlichen Tor.

Da schob eine Armee von Lichtern über die Ebene gegen das Kloster.

Die Nacht war sternlos. Riny beugte sich weit aus ihrem Fenster. Um die Mauer des Klosters brannten Holzstöße vor allen Toren.

Wie durch Nebel gespiegelt kam ein dunkler Zug aus dem Horizont herauf. Eine leichte Musik ging vor ihm her in der hellen Nacht, durch die Scheine irrten. Langsamer Gesang erstarb. Indische Gitarren und birmanische Harfen sangen. Über ihnen grollte das Rollen der Trommel und Gong. Plötzlich war die ganze Nacht wie Gold.

In das hellere Licht der Tore tauchten gespenstisch die ersten Gesichte.

Wagen rollten heran in breiter Linie, vor jedem vier Büffel gespannt, deren weiße Augen blänkerten in den Fackeln und Scheiterhaufen. Sie ebbten in Wellen heran, die wilden Nacken gebeugt, haltlos, verschwindend gegen die Mauer, immer neue Reihen aus dem Dunkel hinter sich in die Helligkeit nachreißend, es war kein Ende zu sehen des schwarzen Heeres und des Deichselgedröhns.

Da aber barst eine Lücke, Tiere schnaubten, ein Zelt entstand zauberhaft.

Fünf weiße Fahnen kamen angetragen und erstarrten in der Luft. Zwei Neger mit bunten Fahnen bewimpelt den Schaft bis zum Ende pflanzten sich davor. Mönche hinter ihnen fielen in zwei Reihen ins Knie, eine Gasse, die Köpfe zueinander.

In einer Scharlachweste und gespitztem Wollhut stand ein Geistlicher hinter ihnen, sein Kopf leckte noch nach dem Licht. Hinter Bedienten schritt ein Gouverneur, auf weißen seidenen Hosen die goldgestickte Weste von blauem Atlas.

Da hoben sich Speerträger, oben die Spitzen voll Gold, blutrote Troddeln rauschten fallend herab, ihre Füße standen im Gegenrhythmus der ganzen Bewegung, noch im Dunkeln halb befangen, eine Woge, die sich überstürzt. Aus ihren Schatten schon formten sich die Elefanten. Sie

türmten gewaltige Leiber in die Flammenscheine, die wie eine Meute auf ihre Flanken stürzten.

Es war eine Mauer. Aber ein Schrei durchbrach sie.

Ungeduldig drängte ein anderer Elefant vor. Mit poliertem Haken riß ein schlanker Prinz seinen Hals, über dem ein Diener einen goldenen Schirm hielt.

Noch einmal schrie er, da hielt der Elefant.

Von dunklem Samt sprang der Reiter, warf die Schuhe zur Seite, sprang, allein, vor bis zum Tor und warf sich aufs linke Knie.

Vor ihm standen eingebaut in die Mauer groß und gewachsen aus Stein zwei Bilder: Thasiamis, mit der Feder in der Hand aufschreibend Gutes und die Laster . . . . . neben ihm das kniende Weib Masumbera, deren hohle Hand, die Welt schaukelnd, sie schützt bis zum letzten Tag, wo sie sie aufhaut wie eine Frucht.

Kaum aber berührte des Prinzen Knie den Boden, schon fuhr es zurück.

Er verschwand.

Der Abt kam nicht die Nacht.

Über dem Singen der Weiber auf der Ebene um die brennenden Sandelhölzer rauschten Raketen über den Himmel, zogen tiefe goldene Furchen und zerstoben in großen traurigen Strähnen, die schön wie Haar auf die Dächer des Klosters sich senkten. Riny am Fenster die ganze Nacht, flog auf mit jeder, sank mit jeder zurück. Am Morgen war ihr Herz unruhig, sie öffnete das Fenster und hielt ihre Brust und den Kopf in den leise wehenden Wind.

Durch die Allee ging sie hinunter, unruhiger noch, weil sie den Abt nicht fand, der nie außer der Woche ihrer Schmerzen bei ihr fehlte.

Sie trat um die Ecke der Säulenhalle.

Da kam in dem Gang der Prinz auf sie zu.

Sein Auge berührte sie, es war schöner wie das jenes Fürsten, der sie streifend in einer Stadt anhielt vor Bewunderung. Es war süß und grausam wie eines Panthers. Er ging auf sie zu mit federndem Schritt, aber kurz vor ihr drehte er ab.

Sie lief drei Schritte und sah um den anderen Säulengang. Am Ende stand der Abt, die Arme geöffnet. Der Prinz ging auf ihn zu. Sie waren beide prächtig gekleidet und umarmten sich. Sie stand und sah, als die Säulen sie schon von ihr trennten.

Sie ging hinaus und sah in einen Spiegel, die Hände an den Brüsten.

Sie nickte sich zu.

Sie kam an den kleinen Garten, ein Vogel saß auf dem vorderen Busch. Er hielt den Schwanz aufgerichtet und sang fein und frisch. Sie beugte sich in den Hüften vor.

Ihr Mund spitzte sich.

Sie pfiff ihm zu. Der Vogel pfiff wieder. Die Sonne lag ganz jung auf dem Land. Sie hob den Arm, die Augen abschattend. Sie sah soweit hinaus, wie sie selten sah.

Ganz am Rand des Horizonts zogen sich zarte schwingende Linien Wolken, die nun von Gold anfingen zu glänzen, darüber stand kühl das Blau des Morgens. Das Land begann zu leben. Die Büsche hoben sich ein wenig in die Höhe. Der Sand erhob ein Gleißen. Der erstarrte Wald zog ein Flüstern durch die Blätter, die sich bewegten. Dörfer brannten Rauch in die belebende Luft.

Nun kam von den schwingenden Pflanzen aufgetragen der Duft des Landes langsam herauf gezogen.

Sie unterschied alle Blüten.

Der scharfe Geruch der Palmen, das Ölige der Schlingpflanzen und die befreiende Zartheit der weißen Dolden.

Sie hielt an, die Nüstern gespannt.

Wieder erhob sie den Mund und pfiff. Es wurde immer klarer. Helligkeit überschwemmte fürstlich den Raum. Die Sonne kam in den Garten.

Sie machte einen Schritt, dann folgte der andere Fuß. Sie ging hinauf zum Turm.

Dann kam sie zurück, ihre Fesseln sicher setzend.

Im Garten sah sie vorübergehend den Prinz und den Abt. Andächtig sich beugend sagte der Prinz:

„Dennoch hast du dich vertieft."

Der Abt saß, nicht aufstehend, lächelnd sagte er zurück: „Du bist jünger. Wie ich dein Alter hatte, da träumte ich, von Wachen und Hungern sehr vorbereitet, von einem Hügel aus. Ich sah Götter wie Bäume aus der Erde wachsen, unsichtbar dem wachenden Auge. Sie waren bald grün wie Laub, bald vom rotesten Gold. Ich habe nun das Unendliche wiedergesehen. Ich vergebe dir, aber du siehst es, wie ich mich erhöht."

Sie schritt vorüber, rasch, keine Silbe drang mehr an ihr Ohr.

Sie sah nicht viel um sich. Blumen lockten sie wieder, gelbe überall ausgesät. Es war die Wiese, auf der sie zum erstenmal das Kloster sah.

Sie ließ sich nieder, träumend.

Dann nahm sie das gelbe Kleid der Mönche und schob es in eine Grabenrinne, in einem seidenen Kleid stand sie da wie früher, flocht Perlen in ihr Haar, das nur zu den Schultern reichte. Eine Strähne fiel zwischen den Brauen ihr in die Stirn.

Sie ließ sich nieder, dem Augenblick verwebt in wundersamem Ver-

schmelzen. Kein Gedanke durchbrach ihr Hirn. Ihr Herz saugte sich voll der Landschaft. Sie hörte das Ticken des Geländes, den Jubel einer Amsel. Sie sah den Himmel über sich wogen, daß es kein Ende nahm.

Dann begann der Boden unter ihr zu schwingen wie eine Welle. Ein dunkler Fels warf Schatten über die Landschaft, türmte sich und nahm das Licht von ihr. Ein Elefant in großen Sprüngen durchschoß die Gegend und hielt bei ihr.

Sie sah nicht auf.

Sie sah das Ganze des Tages um sich fluten und schwang mit ihm in einem gleichen Strom. Die Ebene drang in sie ein, als ob sie sie besäße, und durchsüßte ihr Blut mit einem warmen Geborgensein. Ihre Seele ging auf. Sie wußte ihren Namen nicht mehr, nicht ihre Heimat, schon vergaß sie den letzten Tag. Ihre Augen, die größer wurden, erschauten zum ersten Male wieder die Welt.

Jede Blume um sie wuchs ein ungeheures Wunder in ihren Sinn. Eine Eidechse ließ sie die Hände schlagen vor Entzücken. Der große Himmel über ihr aber sog sie auf in sein Wogen wie einen kleinen Klang in sein unsterbliches Rauschen.

Als die Schatten über sie fielen, zogen ihre Brauen sich zusammen.

Der Prinz wartete eine Weile.

Dann kniete der Elefant, daß das Land unter ihm sich bewegte vom Aufschlag seines warmen Bauches.

Dann hob sich ihr Kopf, ihr Blick kam und riß ihn herunter.

Mit beiden Armen trug er sie in seinen Sattel, bewegt wie ein Panther, die heißen Augen wie Samt, schreiend.

Der Elefant stürmte gegen den Norden, das Kloster verlassend. Wind wühlte durch ihr Haar. Sie öffnete die Augen. Wie lag der Horizont mächtig und unsagbar vor ihr!

Nach zwei Stunden kamen sie zum Fluß.

Das Wasser war tief gefallen, sie sah die Ebene nicht mehr, zwei große Schlangen wälzten sich neben ihnen die Ufer, entgegenströmend mit gelben Wellen kam der Strom. Sie sah auf.

Vor der Kajüte verteilt lagen dreißig Ruderer, angestemmt die Muskeln im Fahren. Über ihnen standen an den Flanken Pfauenfedern, glänzend rund, und tibetanische Kuhschweife. Sie kam mit dem Auge an die Stange des Vorderteils, sie strich hinauf: ein großer goldener Knopf . . . . wie die Sonne. Dann glitt sie, ohne einzuhalten, in den Himmel, der über dem Flußbett hing, grenzenlos.

Ihr Gesicht färbte sich dunkler:

„Wie heißt du?"

„Thengo-Tikien."

Zu einer großen Katze die Glieder zusammengezogen lag er vor ihr: „Du?"

Ihr Nacken senkte sich nach rückwärts, ihr Auge nahm die Decke der Kajüte auf, geölt und voll Maserung:

„Germaine ...... Renée ...... Duse ......" riet er, der das Französische wundervoll beherrschte.

Sie schüttelte den Kopf:

„Nenne mich!"

„To," sagte er.

Sie lachte leis.

Er, der jede ihrer Bewegungen gierig einsog, berauschte sich langsam an ihrem Gesicht. Er badete darin, sie ließ es seinem bewundernden Blick, ohne Verwirrung. Seine Verehrung war zu deutlich, zu unbefangen, als daß sie ihr nicht gefiel als Frau.

Während er sie genoß mit den Blicken, sprach er ihr von Europa, von Gärten mit Musik und Sälen, sein Auge war nicht ganz sicher diese Zeit. Ein Boy servierte ihnen auf Porzellan und Silber gebackene Teeblätter. Unmerklich abschwenkend, kam er aufs Nahe, hob die Hand und zeigte die Landschaft, er redete von Büchern und Elfenbein, seine Finger prahlten, damit ihr Auge sich bestürze.

Sie gähnte und sah ihn an.

Einen Augenblick wurde seine Pupille hart. Dann wurde er weich, sein Tonfall kam zu ihr fragend, verehrend, aus großer Entfernung. Er sagte verwunderliche Dinge, damit sie ihn belehre. Spielend mit seiner Unkenntnis, gab er sich als Kind, den Mund umzogen, von unbefangenen Gefühlen.

Indem er sich so preisgab, hielt er dem Rätselhaften stand, das ihn an ihrem Gesicht verstörte.

Allein sie gab nicht nach.

Er sprach von seinen jesuitischen Erziehern, deren frappierende Wirkung er kannte. Ihre Seltsamkeiten ernst nehmend, wurde seine Lippe ganz kindlich. Seine Sprache schmollte, so spielend.

Sie folgte ihm mit einem Lächeln, das er eintrank.

Sie folgte ihm bis auf die Höhe dieser Kindlichkeit.

„To," sagte er schmeichelnd wie eine Katze und lehnte den Kopf an ihr Knie und rieb leicht die Wange daran.

Rasch zog sie das Bein zurück.

Er schnellte auf, getäuscht. Aber ihr unbefangenes Gesicht, das sie mit einem Ruck damenhaft unberührbar vor Sicherheit verwandelte, gab ihm die Erinnerung seiner europäischen Tage, seine Hand fiel zurück. Er lächelte unbefangen zu ihr.

Seine Haut aber spannte sich vor Erregung, er war von göttlicher Schönheit und hielt nur noch schwer.

Sie reizte ihn, daß er seine Haltung änderte, sie ließ die Augen nicht von ihm.

Am Mittag erreichten sie einen Platz, wo Stufen, in die Felswand gehauen, zeigten, daß Städte hier seien. Anhaltend, entstanden ihnen Bambushäuser in fliegender Eile. Ein Landschaftsgouverneur erschien, die Gegend bevölkerte sich. Über ihnen wölbte sich eine Ebene, auf deren Scheitel unbeweglich ein Schwarm Tauben hing.

Der Abend war noch weit. Sie nahmen, faul vom Liegen, junge Pferde und ritten. Je länger sie ritten, um so größer wurde die Geschwindigkeit der Tiere. Die Pferde warfen Mais und Gras auf mit dem Huf, eine kleine Wolke von Sand stand an jeden Fuß geheftet. Der Prinz wies ihr seinen Besitz, sein Finger stieß in die Gegend. Seine Stimme war deutend, erklärend, mit einfacher Würde.

Er kam ihr mit Gleichmut, und sie lächelte darüber.

Der Nagel seiner Hand glänzte. Dahinter standen Berge, die Rubin trugen und Kupfer. Die Fläche seiner Hand formte eine Quelle, die heiß lief, mit Nymphen, blond die Haare. Sie gab ihm freundlich das Ohr.

Die Luft, in die sie tauchten, löste alles um sie auf, so dicht ward ihre Strahlung.

In das Rot der unsichtbaren Sonne stieg ein blauer Dampf. Die Reiter hoben sich mit scharfen Rändern unwirklich aus der Landschaft.

Vor ihnen ballten sich Umrisse, der Luft seltsam verwoben, wie ein Kreis.

Die Hufe der Pferde waren in der weichen Wiese kaum hörbar. Kein Ton lag in der Luft.

Ein Tor schlug sich ihnen auf, dumpfer Schein von Metall darum, das zerrissen daran hing. Hinter dem Bogen lag weich im dunklen und goldgarbenen Raum eine Straße. Sie sahen keinen Menschen in der Einsamkeit der Gebäude. Es wogte eine samtene Luft, die sie fast faßten mit den Händen. Sie sprangen ab und banden die Gäule an Penaigobäume.

Ihr helles Wiehern scholl blendend wie etwas Helles in der weichen Verlassenheit hinter ihnen.

Die Fenster der Häuser glänzten wie Milch. Die glanzlose Sonne war lang verschwunden, aber die Dunkelheit war fast weiß von Licht durchflimmert, und Silber band sich jedem Winkel.

Riny bog in einen Garten, dessen Mauer eingestürzt lag, schon verwachsen, gegen die Straße. Der Panther glitt hinter ihr. In der Ruhe

sprang ihr Herz. Sie fühlte ihn im Rücken, ihr Puls erstickte sie in der Kehle, die Brust schnürte sich zusammen. Sie sah um.

Sein Kopf war in dem Licht sehr schmal, mit zarter Haut und gerafften wilden Brauen ..... erregend die Tönung der Lippen.

Sie nahm ihr Auge aus seinem und trat rasch in das Haus, ohne den Schritt zu beschleunigen. Zu einem Fenster des verfallenen Hauses sah sie heraus.

Er stand unten, geduckt. Sein Kopf sah heraus, seine Kehle gab etwas frei, einen Ton, dann sprang er nach.

Treppen vor sich aufgetürmt, schon überwunden, Säle, Keller, ein plattes Dach voll weißer Disteln ..... überall spürte sie seinen Atem, pochender Schläfe, nie fehlte ihr seine Gegenwart.

In einem Schatten duckend, sah sie seinen gespannten Schenkel, der ihn vorbeitrug.

Sie stieß einen leichten Ruf aus, der ihn anhielt, weich und dunkel sich verirrt weiter in den Gängen.

Durch das Fenster, den Kopf noch nach seinem Ansprung gewandt, ergriff sie einen Ast und schwang sich auf den Balkon.

Schon um die Biegung der Galerie, gerötet noch haltend das Herz, sah sie den Schwung, der den bronzenen Körper hinter ihr herüberwarf auf die Brüstung.

Von einer Schar Pilaster aufgehalten, verwirrte sich ihr alles. Verlassen, allein suchte sie den Ausweg. Je länger sie den Weg suchte, um so deutlicher suchte, rufend, sie nun ihn. Von Marmor zu Marmor sich windend, kam ihr aus dem Schatten sein Mund überall entgegen. Unter einem Bogen sah sie Sterne. Sie wand sich hindurch und trat durch ein zerfallenes Fenster auf eine Terrasse, darüber den Himmel.

Sofort spürte sie ihn in der vibrierenden Luft.

Sie wandte sich die Länge des Baus hinunter. Ohne daß ein Laut ging, fühlte sie ihn hinter sich.

Sie fieberte über die ganze Haut.

Sie lief die halbe Terrasse hinunter.

Dann faßten seine Hände ihre Schultern.

Mit gleitenden unentreißbaren Bewegungen riß er sie an sich, ihr Mund heiß und quellend bog sich an seinen, unter seinen Liebkosungen kam sie wieder zu sich. Sie waren sanft wie die der wilden Tiere.

Der Sand der Terrasse war warm von der Sonne noch wie am Meer.

Sie lehnte den Rücken gegen die Wand des Palastes, an der sich ihr Schatten groß und gelockert um sie formte. Er lag bäuchlings vor ihr, sein Gesicht zu ihrem erhoben, die Zähne frei, die Lippen befeuchtet. Seine Muskeln lebten alle, auch in der Ruhe war er gespannt. Sie sah auf ihn,

hingegeben dem Tiger. Seine Gewalt und Wildheit, das Knirschen seiner Zähne, die Glätte seines Körpers machten sie wanken mit den Lippen nach ihm. Ihr Kopf war müde, er blieb an die Mauer gelehnt, unsichtbar bebten nur die Lippen.

Wieder in einer Pause lag er vor ihr. Sein Blick badete immer noch in ihrem Gesicht und sog einen Rausch daraus, der langsam seine Züge überzog. Um seine Pupillen gingen im Wechsel die Gefühle, die Augen erstarrten in glasigem Email. Seine Lippen bewegten sich einige Male.

„Io."

Er wiederholte ihren Namen.

„Io . . . . . . ich liebe dein Gesicht."

Seine Stimme ward leis und singend:

„Es ist nackt," sagte er.

Sie legte die Hände unter den Nacken.

„Du hast es unverhüllt getragen. Nie sah ich Frauen, die so stolz waren in ihrer Schamlosigkeit." Die Stimme versagte ihm heiser.

„Io . . . . wenn andere Frauen ihr Gesicht preisgäben . . . . Io . . . . deines ist schön und hart. Hast du es durch viele Länder getragen. Viele haben es gesehen wohl an deinen Seen, in den Städten, wo du fuhrst — — Tausende Männer haben ihre Augen darauf gehabt . . . haben es beschmutzt. Haben Hunde es gesehen. Frauen haben wohl heiße Blicke darauf gehabt. Aber — ich liebe es."

Sein Blick flehte an ihr, er zog an jeder Falte ihres Gesichtes und ihre Augen stahl seine Glut in die seinen hinein.

Ihr Kopf stieß gegen die Wand hinter ihr. Sie empfand die Macht ihres Körpers ausgehen von sich eine Wolke voll Geruch. Noch war ihr Herz tief in der Gewalt seiner Umarmung, da stieg sie schon, ohne daß sie es wußte, weit über ihn, der sich wand vor ihr in Wollust.

Er hob sich auf, schnellend mit allen Sehnen. Lächelnd bog sie den Mund zur Seite. Sie sah den Tiger aufblitzen in seinen Augen, die grünlich aus dem Ring um die schwarze Pupille heraustraten. Sie roch seinen Körper, der duftete nach stürzendem Blut. Süß geschaukelt in der Gefahr seiner wilden Entfesselung reizte ihr Mund ihn, bis er als Kind an ihren Knien vergehend lag und sie, es schwer nur ertragend, den Mund hinüberbog an seinen und klein und schwach unter seinem von Leidenschaften überschwungenen Kopfe hing.

Ihr Lächeln, bald hingegeben im Vergehen, lenkte seinen Blick, der sie zerriß. Ihr erwachender Blick aus dem Taumel zog ihn zu sanften Worten, hinter denen, die Fesseln gespannt, das Raubtier stand.

Noch halb in der hellen, aber von Morgenscheinen dunkel versilberten Nacht trug er sie, mit der Kehle jauchzend, zu den Pferden.

Ihre Schatten fielen lang auf die Erde, die fast rot war. Sie erreichten die Schiffe, die Gäule ritten Kopf an Kopf, kein Zoll fehlte.

Der Morgen legte die weitaufgebrochene Landschaft vor sie. Mit Licht ausgefüllt leuchtete sie still von allen Seiten in sich selbst. Wind packte keiner ihr Haar und Gesicht. Sie lächelte blaß und verzückt, die Ringe sanft unter die Augen gezogen.

Die Welt stand eine Kuppel über sie dünn und zart wie aus Glas.

Der Rhythmus des Fahrens wiegte sie gut. Die Sonne kam bis zu ihr herab und senkte sich zwischen ihre Brüste, mit mildem Licht von hier aus das Licht ergießend über die Welt, die sie sah und die sich um sie bewegte, in der sie tausendfältig in der großen Ruhe war.

Am Ufer parierte ein Pferd gegen Mittag, die Vorderbeine stiegen in die Luft, ein Zaum bog das Maul in die Höhe. Sein roter Bauch strahlte auf. Thengos Augen zogen sich zur Seite. Ein Schwimmer holte die Nachricht und hob sie in das Boot. Sie mußten sich trennen, es war nur auf Stunden. Dennoch erbleichte er. Rinys Blick sah ihn tief bewegt, doch sie blieb kühl. Sie gab ihm die Hand, der er tausendfach sein baldiges Wiederkommen versicherte. Sie sagte nichts, auf was er lauerte.

Ruhig, unbefangen nahm sie Abschied von ihm, dessen Gesicht sich grausam zusammenzog. Seine Augen lagen auf ihr, solang als ihn sein kleines Boot zum Ufer fuhr.

Weiterfahrend verglitten sich die Dämme der Küsten in das Gelände. Vom Ufer aus sah sie auf das Gelände, das im halben Bogen des Horizonts mit Mais gefüllt war, und auf der Tiere still dahingingen bis an den Rand.

Gegen Abend tauchten sie in eine Bucht, Scho–Li–Rua, die Bai der gelben Boote. Das Wasser stand wie Glas. In einem hohen Bogen hoben sich Häuser mit kleinen Fahnen und senkten sich wieder über einem Hügel, die Fronten gegen den Fluß gelehnt. Hier nachteten sie.

Sie bewohnte das äußerste Bambushaus des Kreises, halb schon an der Bai. Keinen Augenblick empfand sie Ruhe. Schatten wogten draußen. Durch die Ritzen spürte sie, unsichtbar, den Glanz spähender Augen. Lautlos trug die Luft ein erregendes Geschehen, das ihr den Schlaf nahm.

Sie trat, aufstehend, zur Tür. Davor saßen zwei Wachen, hinter ihnen glitten Schatten weg in die Nacht. Sie ging hinein und legte sich von neuem. Lange konnte sie nicht schlafen, von der Hitze der Gegend und der Bewegung um sie gestört. Auch ihr Hirn versagte. Sie konnte nichts denken. Langsam fiel sie so in Halbschlummer hinein.

Halbnackt, auf seinem Schweiß noch den eines Pferdes wie Schnee,

stand Thengo vor ihr. Sie fuhr auf, noch konnte er nicht reden, als er sie küßte. Noch versagte sein Mund, als seine Lippen schon ihr Gesicht überwanderten.

„Du . . . ," flüsterte er keuchend. Seine Augen wurden lächelnd und klein vor ihr, als ob sie bäten . . . . . . „ich habe mich sehr geeilt."

Tagelang noch fahrend, hielten sie eine Nacht dann nicht an. Mit Windlichtern ruderten sie durch das Dunkel des immer mehr verengten Flusses hinauf. Mit dem Morgen hob sich Dunst von der Gegend und in dem noch wirren Ineinanderschieben des Nebels sah sie goldene Spitzen im schon manchmal erscheinenden Blau.

Ein Palankin hielt, wo sie landeten.

Er, den Schwanenhälse zierten, von zwei Löwen an der Spitze und am Ende gleich einem Flügel breitenden Vogel überbogen, die fürstliche Türmung gelb darüber gereckt, empfing sie aus dem Atlas des Inneren mit Moschusgeruch.

Rasch getragen sah sie durch die flatternden Falten des vorgeschlagenen Vorhangs, sanft gewiegt im Rhythmus der Laufenden, eine Stadt eine Hügelkette hinan gelegt und an ihren Fuß anspülend einen See.

Dann hielt sie in einem Garten und sah das Schloß mit Galerien, achtstöckig unter dem chinesischen goldenen Dach, das den obersten Erker überspielte.

Thengo-Tikien empfing sie im dritten Stock, er nahm gleich ihre Hand und führte sie durch die Zimmer. Als er neben ihr ging nun, war nichts mehr von der Würde des Armwinks an ihm, mit dem er vor einem Herzschlag noch die Diener hinausgeschickt. Stets Neues aufkramend, wies er ihr das Alte wieder. Er brachte ihr eifrig eine Tasse, an der sie vorbeiging. Kissen hob er ins Licht, daß die Lamaseide bleicher scheine. Vasen rückte er ihr zurecht. Seine Hände boten ihr, wühlend in kleinen gehäuften Dingen, von Tischen Silber und Dosen.

Sein Auge stahl jeden Ausdruck aus ihrem Gesicht. Mit ihr wurde er gleichgültig, sein Gesicht ward ausgelassen mit ihrem, verzückte sich wie sie.

Die Wände schienen blau herunter, mit in Seide gewebten Figuren durchzogen. Vor den Fenstern lag der Westen und der große See.

Sie wandte den Kopf zurück von den schönen geschwungenen Ufern, nahm seinen Kopf in die Hände, küßte mit langem Kuß seinen guten Mund.

Seinen Zahn spürend, gab sie sofort ihn aus dem Kuß.

Er zitterte vor ihrem gleichmütigen Lächeln. Sein Fuß trat auf, doch sofort wurde er sanft. Da warf sie sich in die Kissen, und nun fuhr die Flamme wieder ungehemmt über ihn.

Oft sah sie ihn nun, ohne daß er bei ihr war. Durch das Fenster auf den Hof schauend, erblickte sie ihn, der Soldaten vorbeiziehen ließ.

Das Laubgewinde des Fensters schnitt seine Figur in viele zarte Teile, in einem runden Loch schwebte der Kopf. Durch das Gitter einer Galerie sah sie ihn mit Gesandten verbindlich reden, Europäer verbeugten sich ihm, er verbeugte sich ihnen, das flüssige kalte Feuer seines Französisch schwirrte zu ihr herauf.

Sie verlor sein Gesicht nie aus den Augen über seine Haltung, die alles ausdrückte.

Sein Gesicht war gleichmütig, ihr war, sie hätte es nicht gekannt. Es war ohne Stolz und als hätte es nie gewußt um Demut. Haß und Freude wies es nie auf, nach innen gekehrt unter halb geschlossenen Lidern.

So beinahe noch kam er des Morgens zu ihr. Erwacht oben, wo er schlief, der Sonne am nächsten, empfing er die Masseure, nahm das Bad, während dem er las eine halbe Stunde, dann stieg er hinunter.

Er frühstückte mit Riny, die ihn in heller Matinee, die Arme nackt aus Tulpenärmeln fallend, empfing. Er griff nach Nüssen und Mandeln, schenkte Riny Milch ein und reichte ihr die Früchte. Immer stand sie täglich vor dem ihr unbekannten neuen Gesicht. Nur aus dem Eckschlitz des Auges kam manchmal ein Blick der Unbeherrschtheit. Aber mit einigem Lächeln legte sie sein Gesicht frei. Es schmolz hin unter ihrem Gesicht, das sich ihm zuneigte. Kindlich ihren Augen vertieft lag er, war er wunschlos, verehrend vor ihr in den Fellen. Sein Blick legte Andacht und gütige Stille auf sie. Ein großer Schmetterling summte in das noch sommerkühle Morgenzimmer, vor dem die Stille des weiten Sees sich breitete. Hin und wieder flüsterte er ein leises Wort, das ihr gut tat, hinauf, während ihre Augen ineinanderhingen in einer klaren Vereinigung.

Widerwillig ging er von ihr den Morgen, noch aus der geöffneten Tür ihr traurig winkend, zurückkehrend und sie noch einmal zärtlich küssend, sein Mund dann verzog sich schmollend. „Cheri," lächelte sie und zog ihn zärtlich an sich zurück, „bleib hier".

Aber dann ging er trotz ihrem Lächeln, diktierte, ließ sich umkleiden, empfing. Erst am Abend holte er sie, in die beruhigtere Landschaft mit den Pferden hinauszureiten.

Am Morgen des festlichen Tages bat sie ihn, eine Audienz sehen zu dürfen, aber er wich ihr aus, indem er sie vertröstete, es ging gegen sein Gefühl, daß eine Frau so sehr eindringe in all seine männlichen Dinge. Er sagte ihr keine Unwahrheit, aber er belog sie mit jeder Bewegung. Sie sah ihn an und ging an seinem zugeschlossenen Gesicht hinaus aus dem Zimmer, nahm ein Buch in dem anstoßenden und pfiff eine leicht wiegende Melodie.

Er stand in der Rampe des Vorhangs, die Augen grün auf sie gerichtet.

Sie sah nicht auf, empfand Angst, wie jedesmal, wenn das räuberische Tier in seinem Blute aufstand.

Aber sie kannte die Gewalt ihres Körpers. Sie gab nicht nach und spielte mit ihrer Furcht. Er kam langsam herein und machte sich zu schaffen an einer Falte des Teppichs. Zweimal ging er auf und ab am Zimmerrand.

Dann hingekniet neben ihr:

„Io . . .“

Sie streichelte ihn über den Kopf. Seine Knabenlippe schaute voll Unschuld zu ihr hinauf. Sie vergab. „Du bist schön,“ sagte sie, tief in seine Augen schauend. Er strahlte.

Am Mittag sah sie die Audienz, hinter einem großen Schirm aufgestellt. Die Zeremonie ging rasch vorüber. Als der Saal leer war, ging sie neben ihm durch den Saal.

Sie sah ihn von der Seite an, dann stieg sie auf einen Thron und fuhr mit der Hand über das Polster. Es stand auf einem springenden Jaguar aus Silber, der nach oben brüllte, wo, abschließend, die Flügelbreitung eines Vogels stand, aus dessen Schnabel ein Dolch herabfiel, schaukelnd im Gleichgewicht mit Rubin und Karfunkel. Er hielt ihre Hand sie zu stützen, sie fühlte, daß er unmerklich zog. Rasch sah sie in sein Gesicht. Es war verschlossen, ohne Ausdruck. Ihre Brauen zogen sich zusammen. Da kam langsam ein heller Schimmer in sein Auge.

Sie zogen im langsamen Trab durch die Gegend den Fluß entlang, dessen Schilf sacht aufrauschte. Ein Reiher hob sich in den Himmel in langen sicheren Zügen, die Luft war sehr klar, sie atmeten mit geweiteten Lungen und sahen sich froh an, wenn sie sprachen.

Gegen Abend bemalte der Horizont sich rot und die Luft bekam eine Dichte, die Dämmerung fiel mit Schwüle, ihre Haut wurde feucht unter den Kleidern, den Worten benahm die Luft die Sicherheit. Von fern im Bogen anreitend sah Riny die Lichter einer Niederlassung, zwei Meilen von der Stadt, die sie nicht kannte, deren Kerzen sich schön im Flusse spiegelten.

Sie frug darauf deutend, er murmelte einen gleichgültigen Namen. Sie sah die Lichter flimmern und erstaunte sich über das unbekannte Bild. Sie bat ihn durchzureiten, er schien es nicht zu hören, so lenkte sie die Pferde von selbst.

Er sah sie an mit einem unbeschreiblichen Blick. Seine Augen waren so voll Sehnsucht und leuchtend in der Schwüle, daß er nicht wagte, sie zu reizen, die ihn mit kühler Miene ansah. Er suchte sie abzubringen vom Wege, er hoffte, daß sie es vergäße, aber sie folgte seinem Pferd nicht, seines vielmehr schloß sich an das ihre dicht an.

Er konnte es nicht sagen.

Er hatte wenige Geheimnisse vor ihr, aber dies widerstand ihm. Er brachte seine Zunge nicht dazu. Doch gab er sich Haltung und folgte in Unabänderliches, führte es durch, schob den Turban ab und band im Reiten ein Tuch um die Stirne, dann stieg er ab und half ihr herunter und band die Tiere an einen Pfahl.

Zu Fuß gingen sie voran, alle Hütten waren erleuchtet, aus dem Stroh und dem Bambus glitzerten die Kerzen still und andächtig. Schatten bewegten sich in der Straße.

Riny blieb lächelnd den Finger an der Lippe an einem Fenster stehen und schlich sich an, spähte hinein und kam wortlos zurück. Er nahm ihren Arm. Aus den Fenstern schlichen stille lockende Rufe in die Nacht. Sie sah Frauen herausgelehnt in verschwommenen Umrissen, ihr Herz klopfte mit einem Male. Im Leuchten einer Laterne stand ein Weib mit bloßen Brüsten auf dem Dach eines Hauses und zog an einer Glocke, die zart und flüsternd hinausfloß in die Dunkelheit, die immer weicher sich um sie legte, beladen mit dem Geruch der Körper und der Duftigkeit der Blumen aus den Gärten.

Wortlos ging sie weiter, der Arm Thengos stützte sie und sie empfand mit Freude seine Haltung. Sie sah zu ihm auf. Sein Mund schwebte geschlossen in der Luft. Er führte sie bis an ein Haus, das im Schatten eines Gartens lag, ihre Hand immer streichend, die wärmer und feuchter wurde unter ihm. Sie drückte seinen Arm.

Er hob den Klopfer und schlug ihn gegen die Tür.

Zweimal gongte er durch die Dunkelheit, bis die Flügeltore aufgingen, zwei weiß gekleidete Frauen sie anstarrten. Er winkte ab. Fett kam ein Chinese, schickte sie weg, und schaute schielend von unten nach Thengos ziselierter Kette. Sein Bauch knickte ein und schwabbte über die Knie, sein Gesicht glänzte fett vor Ergebenheit, obwohl er nur den Rang, nicht den Fürsten erkannte.

Thengo gab ihm einen Wink mit dem Finger.

Eilfertig schob er die Gardinen weg und sie traten ein, Riny nahm Thengos Arm. Ein Zimmer sah sie mit einer Veranda in den Garten hinausgeschoben. Die Tür fiel zu. Eine zarte leise Stimme sang zu einer Harfe ein Lied und von der anderen Seite schwoll gedämpft ein erregtes Flüstern herein.

„Endlich" . . . . . Thengo umarmte sie, mit beiden Händen ihr Gesicht streichend, unfähig noch zu schweigen.

Den Ausschnitt des Fensters säumten Blumen nach dem Garten, ihr Kopf lag auf dem Binsendiwan und seufzte. Ihre Augen waren beide starr. Rot sank zu rotgeschweiftem Hügel. Sein Mund tastete über

ihren Leib, ihre Blicke lagen bei den Pflanzen, die golden in dem Nachtausschnitt standen, sie schmolz hin. Sie rief einmal seinen Namen. Er jubelte ihren dagegen. Dann lobte er ihren Körper, sein Mund hatte viele Vergleiche, die wild waren oder dufteten wie Blüten. Er war so angefüllt von verhaltener Sehnsucht, daß er sie nicht mehr sah, wie sie war. Blind hingegeben seiner Trunkenheit machte er sie zur Andacht, was ihn erfüllte, aufgetrieben noch durch den Reiz des abenteuerlichen Hauses, strömte zu ihr, er heiligte ihre Knie, er weinte über ihr Auge, seiner unbewußt koste er sie.

Nie besaß er sie so sehr.

Sie lag blaß auf dem Lager und gab ihm jedes ihrer Glieder mit einem hinströmenden Gefühl. Sie gab jeder Stelle ihres Körpers die Kraft, daß sie jeden Kuß aufnahm und erwiderte und stärkte.

Erschüttert von ihrem Geben lag er neben ihr und schon wieder verschmolzen seine Augen mit ihren in einem unzerreißbaren Zusammenhang.

Er kämpfte, sie in den Armen haltend, um den letzten Rest ihres Leibes mit allem seinem Gefühl, daß, über ihn gebeugt, sie sagte, was sie noch nie aus Furcht zum Wort gegeben:

„Tiger.“

Sein Auge färbte sich einen Augenblick zarter.

„Du wirst dich töten,“ sagte sie.

„Es ist besser als anders zu leben.“

Spät, als der Mond aufging und seine Lippe sich in seinem Licht beruhigte, streichelte sie ihn.

Aber dies beruhigte ihn nicht. Sein Gehirn empfand sie anders wie jede Frau, die er bisher gekannt, die in seinen Harems, ihn erwartend, ihm hingegeben lagen, ohne Widerstand. Er sah sie, erschöpft, in all ihrer Freiheit, in allem, was, sie ihm widerstehend aus ihrem Innersten, ihn fesselte und erhob. Nie sah er sie anders, als ihr Gesicht den anderen weisend. Ihn zerschlug der Gedanke, daß sie wie in seinen, in anderen Armen gelegen. Was er bei anderen Frauen natürlich nahm, ohne einen Gedanken, verwuchs sich ihm zu Bildern, die sein Erleben in Tiefen trugen, die ihn in allen Gliedern durchliefen. Sie lag, die Augen frei und sicher auf ihn geheftet.

Die fand ihn schön.

Allein er empfand die unsägliche Trennung von Geschlecht zu Geschlecht an ihr zum ersten Male und stand an dem Dunkel, das nicht sein Arm durchbrach, das sein Herz nicht bebend überbrückte.

Er küßte ihre Stirn und ihren Mund: „Nie sah ich Frauen wie dich .... To.“

Sie streichelte ihn wieder. Aber er ließ ihren Mund nicht.

Noch in der Nacht bog sich sein Auge zur Seite, seine Schläfe wurde braun, der Mund öffnete sich kurz.

Dann war er leblos.

Rinys Liebe brach in Weinen aus. Sie badete sein Gesicht mit dem ihren. „Thengo," rief sie, „wir gehen in den Garten, die Luft ist schlecht in dem Zimmer. Draußen stehen die Blumen und machen kühl."

Sie legt das Ohr an seine Brust und rieb die Schläfen.

Ihr Blick sah verwirrt auf seinem Schenkel einen Tiger tätowiert, den sie noch nie sah. Ihr feuchtes Gesicht lag an seiner Brust und schmeichelte. Ihre Wange, gedrückt, hob sich von einem Amulett aus metallischer Substanz in geblümtem Seidenzeug mit magischen Sentenzen. Sie legte es auf sein Herz, ihr Lächeln glaubte, daß es half. Ihr Mund kam wieder an sein Ohr, ihre Finger fuhren langsam zärtlich über seine Schläfe.

Nach Sekunden glomm Farbe wieder in seinen Mund, sie atmete tief auf, ein Schluchzen war ihr nahe.

Sein erwachender Blick traf Riny nicht mehr.

Sie stand auf der Veranda, als käme sie aus dem Garten, sie rief zu ihm durch die Blumen:

„Thengo . . . . . . Schläfer."

Ihr Arm wischte die Tränen aus den Augen, die in einem Regenbogen über den Kies fielen. Von der Nachtluft erfrischt, Blumengeruch noch im Haar, ganz hingegeben seiner Müdigkeit, schmiegte sie sich an ihn, er glaubte ihren Augen, die gut über ihm standen, er wache aus dem Schlaf.

Sie gingen hinaus später in den Garten und legten sich in Stühle, die auf dem Rasen standen, aus dem Hyazinthen herauswuchsen und sich mit dem Nachtduft vermischten. Es war ganz still geworden in dem Haus, auch die Harfe schwieg.

Sie hielt seine Hand auf ihrem Schenkel und wie er sie hielt so in der Stille ihres abgeebbten Blutes, überkam sie eine Zärtlichkeit zu ihm, die ihn ihr ganz verband. Kein Wort fiel in dieser Stunde.

Aber die Stunde lag noch in ihnen, als sie vor Morgen zu ihren Pferden gingen und hinausritten in die Dämmerung. Ihnen war alles vertraut, sie streichelten ihre Hengste, ließen sie laufen mit kurzem Steigbügel und losen Zügeln, sahen die purpurn mit goldnen Lasuren bemalten Satteltaschen an mit vertrauten Blicken und empfanden es innig, wenn in den Reifen ihre nackten Füße sich berührten.

Am Abend erfuhr sie, daß er den Mittag sie verlassen hatte für eine tagelange Reise. Er war vom Gefühl der Nacht noch so sehr voll Güte, daß er ihr den Abschied ersparte, indem er sich versagte, sie noch einmal zu sehen.

Sie lag aber gerührt von solcher Liebe die Tage, die vorüberschwebten

mit langsamen glücklichen Träumen, auf ihren Veranden und sah in die Luft. Sie sah sein Bild in jeder Straße, er schritt überall schön und still und das Funkeln seines Auges erlosch, sowie sie lächelnd seinen Namen sagte.

Sie wandte sich in den Garten, schnitt und goß an den Blumen und spielte stundenlang mit den Tauben, die samtzart in ihrer Hand lagen, sich mit warmen stillen Leibern an ihre Wange schmiegten.

Die letzte Nacht vor seiner Ankunft war die Luft so heiß in den Zimmern, daß sie im Freien schlief. Dünn bekleidet lag sie auf dem Balkon. Immer noch hüllte der Mond die Landschaft in eine Glocke von Silber.

Während sie lag in diesen Stunden, band sich das Land in dem Licht zu einer bernsteinenen Masse, die sich dem Himmel näherte mit jedem Atemzug. In dem harzigen Licht aber, in dem die Gegend immer tiefer sich senkte, umwölkten sich ihre Augen und in den Träumen, die sie überzogen, während sie wachte, erhoben sich Gesichte und verschanden wie hingeweht. Das Letzte kam, aus ihrem Herzen herausgeholt.

Ihr Vater sah sie an, sie winkte herzlich mit beiden Händen. „Was willst du?" frug sie. Doch er schwieg. Sie erschrak ein wenig, doch seine Farbe war braun und gesund und stolz. Sie zog ihr Gesicht zusammen zu Milde, die sie überströmte: „Du bist sehr fern," sagte sie. „Aber ich kann nicht mich an dich wenden eben. Habe ich recht Pa .....?" Er gab ihr keine Antwort. „Pa ..... ich weiß nichts von Euch. Euer Haus ist mir ferner wie etwas. Ich kann nicht zurückdenken an Euch. Aber ich weiß, daß ich Euch liebe." Da schien es ihr, sein Auge frage sie: .... warum .... Sie hob sich ein wenig und nun traten ihr Tränen wieder in das Gesicht: „Ich liebe Thengo," sagte sie und ihr Lächeln ward so gütig, daß auf seinem Gesicht ein Lächeln spielte, bis eine weiche Wolke ihn wegnahm aus dem harzenen Licht.

Dann kamen andere Träume.

Sie sah zwischen zwei rosa Wolken Saint-Loup, den Stundenzeiger ihres Lebens, aber er kam nicht fordernd, mit einem Degen, den er hielt in verschränkten Armen wie eine Bibel. Es schien ihr, er frage traurig in ihr Gesicht. Aber sie sagte kein Wort, nur ihr Gesicht nahm das an, was ihr Gefühl bewegte, und in seinem gütigen Glanze löste sich die Erscheinung sofort zu zartem Dampf. Langsam erst streiften sich die Bilder wieder von ihr und erst in den Stunden der fallenden Nacht wachte ihr Kopf aus dem Halbschlaf heraus.

Da öffneten sich die Lider ganz klar und hell.

Die gelbe Glocke des Mondes zerflatterte, sie sah Fackeln draußen durch graue schon rötlich angelaufene Dämpfe qualmen.

Sie trat rasch hinein.

Sie schlug eine breite Seide um den Bauch und färbte die Augenlider mit einem schmalen Strich einer seidigen Salbe. Sie goß Sandelholzpuder in den Ausschnitt ihrer Brust und ihn zerreibend, die Handflächen rosig davon, trat sie hinaus.

Die Sonne kam gerade mit frühem schönem Licht. Der See lag in ruhigen quecksilbernen Schatten.

Da aber lag unter den Rudern eine Flotte, vergoldet bis in die Knäufe der Masten. Hunderte Boote schäumten den See auf zu einem leichten Glanz und die Ruderer sangen, während sie die Schaufeln hoben, ein klares wiegendes Lied.

Sie hörte wie im Traum noch Elefanten von dem See herauf den Boden stampfen, ihre Gläser in den Räumen tanzten. An den Rahmen des Balkones gelehnt, schwach in den Knien, hörte sie ganz von ferne:

„To."

Sie machte eine kleine Bewegung, aber schon stand er vor ihr. Auch sein Gesicht war von Liebe so gut, daß es still vor ihr hing. Sie sprachen nicht. Die Sehnsucht glänzte nur von ihrem Mund, während sie still sich zu der Landschaft wandten, die sich morgendlich auftat. Sie saßen lange noch zusammen, überwältigt voneinander zu solcher Stille des Erlebens, und schauten hinaus, ohne sich zu sehen, bis ihre Augen lächelnd einander trafen und ihre Körper sich berührten.

Sie waren sanft in ihren Liebkosungen, ihre Körper vertauschten sich miteinander, ein jedes wollte das andere beglücken und für es leiden.

„Hattest du große Sehnsucht?"

„Ich habe hier alle Tage gesessen und gewartet."

„Und du . . . . hast du dich gesehnt?"

„Ich habe einen Feind nicht töten lassen, weil ich dich so sehr liebte, To . . . . ."

Als sie allein blieb, brach der Abend mählich an und eine angstvolle Ruhe überkam ihr Herz. Aber wie ein Trost kam die Landschaft über sie, die mit Hügeln sich nach dem Norden hin wellte.

Jede Erhebung trug eine Pagode, die sich rund erhob und dastand.

Immer unirdischer stieg das Licht, das Geringste verklärend. Überall schritten groß und still die Büffel über die aufgelegten Felder, die in schwarzer Seide glänzten, gegriffen von hellen Pflügen. Indigofelder wogten schwach aus der Ferne heran als kämen sie zu ihr wie eine schöne Herde. Der Fluß bog sich schlicht, in eine Falte der Gegend eingeknittert vorbei. In einem nahen Garten mit rotschäumenden Hecken saßen auf Palmen grüne Papageien und regten sich nicht. Über allem lag das Glänzen wie ein Atem.

Sie bog die Brust nach vorne und lauschte mit dem Ohr an ihrem Leib.

Der Segen der Gegend reifte auf sie herein mit einer Güte, daß sie still das Wunder in sich glaubte. Sie war von Liebe so sanft und klar, daß dies Gefühl, das ihr wie ein Traum in das Bewußtsein schwebte, sie ruhig machte und sicher vor Glauben. Noch nie war ihr der Gedanke, daß sie Kinder trüge, nah gewesen ihrem Herzen. Sie empfing es, das ihr ein Schmerz und unlieber Einfall nur gewesen, ängstend ihr weibliches Gefühl und ihre Freiheit, mit der Aufnahme der selbstverständlichen Güte, mit der die Welt um sie voll stand. Ihr Körper verfeinerte sich unter dem Glauben ihrer Segnung.

Denn aus der unerklärlichen Stille der auf dem See schon dunkelnden Fischerboote hörte sie das kleinste Geräusch. Sie unterschied jeden einzelnen Fischzug. Ja, sie war bei jedem einzelnen Tier, das die Angel dem See entriß. Bald konnte sie unterscheiden, welche Welle, von welchem Ufer kommend, den Strand unter ihr traf, und die Schatten einer fernen Abendwolke fielen wie ein Stoff auf ihr Gemüt.

Um sie wuchs die Welt aber unerklärlich in Schönheit.

Sie wurde größer, an der Stadt der gelben Boote wurde der Strom wie durchsichtige Haut. Viele Städte wuchsen aus der Ebene und glänzten.

Durch die Steinölquellen erhielt die Dämmerung vom See her einen Schein von Regenbogen, die sie ohne Pause überzitterten. Unter ihnen überall lagen die Klöster ganz in mattem Golde badend und in stillen Kreisen umschritten die Priester sie sacht.

Sie faltete die Hände: ihr Mund dankte hingegeben an die Klarheit, ihre Seele aber sog wie einen Atem die Güte ein, die ihre Liebe über dem Land empfand.

Wie eine Verkündigung nahm sie den Tag mit in die folgenden.

In Stille lebend war sie voll Erwartung. Nachts lauschte sie oft auf ihren Leib. Auch, als das Blut ihren Körper verließ, ließ sie nicht nach im Glauben, denn die Verheißung nahm sie nicht auf einen einzigen Tag.

Sie lebte wartend, sanft und schmelzend in der Erwartung. Ihr Gesicht glättete sich zu mondhafter Weiche. Ihre Glieder formten sich zu harmonischer Milde der Bewegung. Die Augenbrauen lagen fremd in ihrer wilden Biegung auf solch den Dingen ergeben hingewandtem Gesicht.

Sie neigte sich in allen Dingen vor Thengo. Sie sah keine Fehler an ihm, lächelnd verzieh sie und war nie voll Widerstand. Aber unter dem aufnehmenden Erfüllen ihrer Liebe einte sich nicht mehr das Bündel widerstrebender Gefühle, das sein Wesen ausmachte und das sie sonst im Gleichgewicht hielt.

Einmal, gereizt, hob sie drohend das Gesicht gegen ihn.

Er lächelte. Aber ihr Glaube, den sie unverbrüchlich gehalten, löste sich

langsam und schmerzlich seit diesem Augenblick. Wie ihre Hoffnung langsam nachließ, wichen die sanften mütterlichen Gefühle einer schmerzlichen Ruhe.

Sie entsagte. Aber sie war jeden Augenblick auf das Wunder bereit. Sie sah Monat um Monat ihr Erwarten eitel, aber die Sicherheit des Glaubens verließ sie auch in dem sichtbaren Versagen nicht.

Thengos Leben hielt sie in ihrer Hand, ihn reizend und gütig beruhigend. Sein wildes zersprühendes Leben bedurfte ihres Gleichgewichts. Aber ein Teil ihrer Seele war leer geworden im Warten und mit Hingeben an das Äußere trat sie, es zu füllen, aus ihrer Stille heraus zu Reiten und Fahrten. Sie spielte mit Hunden und befragte ihn um die Führung seiner Geschäfte.

Am Tage des zweiten Geburtstages Thengos fuhren sie in die Dämmerung auf den See mit wenigen Ruderern. Das Wasser war gefallen, Tausende Inseln streckten sich mit langen Armen aus der Flut, die, mit Steinöl überzogen, gleich schillernden großen Tieren sich über sie erhoben.

Der Mond hob sich langsam und groß.

Sie lagen still in der einhüllenden Kühle und rauchten wortlos in die Dämmerung.

Plötzlich ganz langsam begann Rinys Gesicht sich in Tränen zu lösen. Kleine Tropfen hingen wie eine Schnur an ihren langen Lidern, das Gesicht badete in einer Feuchtigkeit, die es erfüllte wie ein Mondschein.

Er sah sie nicht an, klopfenden Herzens. Seine Hand schlich nur herauf und preßte ihr Knie: ich bin da.

„Thengo . . . .“

Er hörte. Die blaue Dunkelheit um sie machte sie freier, die ihren Atem aufnahm ganz weit und ihre Worte schlürfte. Moskitos senkten sich auf sie nieder. Sie sogen heftig an den Zigaretten und scheuchten sie mit Rauch. Aber es war, als lägen sie in einer Säule, so dicht umwanden sie die Tiere. Die Ruderer hatten die Netze vergessen, Thengo sagte kein Wort zu ihnen, er schien ihr aufgelöst und gut.

Aber die süße Schwüle der Luft, die sein Druck zärtlich verstärkte, ließ ihr Gefühl ganz hinrinnen. Zum ersten Mal sprach sie Thengo von ihrer Sehnsucht. Sie sah ihn erbleichen. Nun begriff sie, daß sie ihn tief damit kränke, denn seine männliche Eitelkeit trug daran im Glauben, sie mäße ihm vielleicht die Schuld.

„Ich bin elend,“ sagte sie leise. „Ich kann nicht gebären.“

Sein Gesicht arbeitete.

„Nein, To,“ sagte er: „Ich trage die Schuld.“

Sie erschrak. Dann lächelte sie:

„Thengo . . . . du Tor . . . . mein Narr.“

Er schüttelte den Kopf.

„Tiger," sagte sie. Sein Blick strömte über durch die Luft auf sie mit einem wilden Jauchzen, das sich aus Liebe dämpfte zu einem berückenden schwärmerischen Band.

Sie blies den Rauch heftiger aus. Der Mond war noch groß und lag genau auf dem Spiegel des Wassers.

In den Schwärmen der Moskitos tauchten große grüne Fliegen auf, deren saugende Stiche kleine Hügel auf ihren Armen aufschwellen ließen, daß sie den Arm zum Mund führte, um es zu lindern. Thengo rief daß man rasch rudere.

Sie steckten Zweige an, indem sie zurückfuhren.

Er aber kam herüber und legte sich auf sie, daß er sie deckte mit seinem ganzen Körper, mit seinem die Stiche empfangend, sein Nacken war ganz gerötet.

Er küßte sie nicht. Sie lagen in einer stillen Vereinigung, wie geboren in dieser Lage, sie tauschten die Sehnsucht und den Schmerz ihrer Leben aus in einem Gefühl der großen Harmonie, die sie trug.

„To . . . . es ist meine Schuld," flüsterte er.

Sie lächelte ihm in das Gesicht hinauf: „Thengo . . . . . du Tor."

Sie landeten und gingen hinauf auf die Balkone. Ein Feuerwerk entzündete sich feierlich und getragen über dem See. In langen goldenen Schnüren hingen die Strähnen zersprühter Kugeln hinab in das Wasser, über dem der Mond noch rot sich ausbrach.

Sie speisten auf Rinys Balkon.

Die Gardinen der Front bewegten sich alle in dem lauen Wind, der den Abend köstlich trug. Es lag eine Ruhe des Gleichgewichtes in der Luft, daß es weiter nichts bedurfte wie da zu sein und sich zu sehen, den Atem zu spüren, nichts zu reden — — um glücklich zu sein.

Während sie speisten, hob Thengo mit einem raschen Schwung eine Kette schönster orientalischer Perlen um ihren gerade geneigten Hals. Müde und erregt küßte sie ihn zärtlich über den Tisch.

Dann stand sie auf, ihm Blumen im Garten zu schneiden. Er hob, als sie aufstand, sein Gesicht fragend, gestört, daß sie die wortlose Ruhe breche. Aber sie empfand so tiefe Zärtlichkeit, daß sie den Gegenstand suchte, sie ihm darzugeben.

Sie hob geheimnisvoll die Hand.

Ihr Finger fuhr zum Mund, die Lippen zogen sich zusammen rätselvoll und lächelnd. Sie sah sein Gesicht heiß werden, er nahm ihr die Hand herab und drückte seinen Mund auf den Ballen.

Sie lachte winkend schon und entlief.

Sie wollte allein sein. Wie vieles und welche Höhe sie mit ihm durch-

lebt, kam ihr, als sie in den Garten trat und beruhigter stand. Die weiche Luft umhüllte sie, sie gab sich dankbar hin. Sie schnitt einen Strauß barbarisch wilder Blumen. Ihr ganzer Arm lag voll davon und währenddem ging ihr Blut in einer Klarheit, die allen Dingen sich verband, mit jeder Zelle faßte sie jedes Ding der Welt.

Sie spürte die Güte, die von Thengos Wildheit ausging und in wunderbarer Wage die Leidenschaft seines Atems mit ihrer Seele verband. Das gab ihr Glück. Aber in tiefster Liebe stehend, empfand sie die innere Sicherheit weit über den Zustand des Glückes hinaus. Die tiefe innere Ruhe war aus der Kraft der Entsagung in sie eingedrungen. Der Schmerz in der Liebe und die Trauer hatten sich eingesogen in ihr Blut. Sie trug einen Besitz, der sie abschloß und vereinte. Sie war gewappnet gegen jedes Schicksal.

Und damit brach sie zum ersten Male den Ring von Saint-Loux und die mystische Kraft, mit der er ihr Leben umlagerte, mit dem sie zum ersten Male schlief, und die seither ihren Weg bestimmte, dessen Lauf sie zurückriß in das Abenteuer seiner Umarmung jedes Mal. Sie lächelte. Sein Bild schwand und verblaßte.

Aber in diesen Gefühlen der inneren Ruhe strömte Thengos Liebe auf sie zu. Sie war ihr ein Sinnbild. Ihr Herz war weit und klar wie nie. Ihr mildes Herz dachte nur an ihn, da es beruhigt war in sich selbst. Sie ging, fast eine Erscheinung, körperlos und doch glühend, hingegeben und verzichtend, großen Schwingungen der Erde im Pulsschlag hemmungslos vereinigt, durch die Dämmerung der Beete, hob die Arme nach den Büschen, seinen Namen sagend, bei jeder Blume, die sie für ihn schnitt.

Träume

von Arthur Holitscher

Der rote See

Du mußt mir aufmerksam zuhören und darfst mich nicht unterbrechen, auch wenn, was ich sage, ungereimt klingt und ich dir keine Erklärung gebe. Höre also: du kennst mein Zimmer. An seiner östlichen Wand zieht sich das Regal mit den tausend Büchern hin. An seiner westlichen hängt die große Karte der aufgerollten Erde. Die Tapete meines Zimmers ist rot, die Karte und die Rücken der Bücher sind bunt. Das Rot und das Bunt hat die Sonne gebleicht; es strömt viel Sonnenlicht in mein Zimmer herein, obzwar ich mein Fenster seit manchem Jahr sorgfältig verschlossen halte, wegen der Welt, die vor meinem Fenster liegt.

Die Farben auf der Erdkarte sind so verblichen, daß man die Länder kaum mehr nach den Völkern, die sie besitzen, unterscheiden kann. Ich glaube mich zu erinnern, daß Rosa einst Englisch war, Grün Russisch, Gelb Deutsch und Violett Französisch. Ich weiß nicht, wie es damit heutigentags steht. Sehr deutlich sieht man auf der Karte nur die von mir mit Tinte gezogenen Linien quer durch drei Weltteile, vier Meere, sie versinnbildlichen die Reisen, die ich gemacht habe, sie sind dem Trieb nachgezogen, der schweifend und bereit geblieben ist für das Leben.

Vor einer Woche habe ich, in einer Nacht, die Karte von der Wand genommen. An ihrer Stelle dehnt sich jetzt ein viereckiger tiefroter See vor meinen Augen.

Ich habe in dieser letzten Woche meines Lebens manche Stadt erblickt, manche Landschaft durchquert, auf manches Meer hinaus die Blicke senden dürfen. Zuweilen befiel mich dabei ein verführerisches Entzücken, es war jenem ähnlich, das ich empfunden habe, wenn ich auf hoher See ein unbekanntes, sagenhaft im Tiefsten nur geahntes Ufer aus dem Nebel auftauchen sah — den schneebedeckten Atlas an der Küste Afrikas, Cintra auf hohem Felsen Portugals, die Bischofsklippe in Cornwall, Mount Tamalpais in der Bai vor San Francisco. Aus Dankbarkeit spreche ich dir jetzt von diesem allen. Mag sein, daß ich es bald wieder vergesse. Die Erde ist ein Kerker geworden, in dem du dich und ich mich, in dem wir uns alle selbst gefesselt haben; leiser und leiser tönt das Pochen des Nachbarmenschen an der Wand, lauter und lauter tönt der Schall des eigenen Blutes in den Sinnen: sobald ich nur den Blick über den Horizont hebe, wie bin ich da frei geworden!

Duluth — Duluth kommt aus dem roten See auf mich zugeschwommen. Es ist ja nicht Duluth am Oberen See im Staat Minnesota —

ich sah dich nie, Duluth der Wirklichkeit. Ich entsinne mich, wenn ich wach bin, gerne der buntgewürfelten Wolljacken, die in deinen Webereien hergestellt werden und die die Schlittschuhläufer in Amerika tragen, wenn das Land in hartem Weiß erglänzt; viele sprühende Farbenflecke, Flicken, Raketen zischen dann in lustigen Schwüngen durcheinander über die weiten weißen Flächen. Duluth der Wirklichkeit, du bist eine Stadt mit hohen Häusern vor dem grauen Wasser, mit Magazinen, Getreidespeichern, Schiffswerften und Zugbrücken, unter denen die Schlammflut der Stadtkanäle heraus sich wälzt ins Wasser; du bist eine Stadt mit Zollkontoren, wie ich viele deinesgleichen sah. — Du bist ein tropischer Garten, tief nieder zu den Wellen verlaufend, in kleine abgezäunte Streifen wie das Banner der Staaten Amerikas geteilt, und hinter riesigen blauen, brombeerfarbigen, malvenfarbigen, schlohweißen und flammentulpenbunten Blumenhecken stehn wie die Sterne im Bannerfeld, zierlich und wohlgebildet, mit luftigen Veranden ausladend, deine lichten Holzvillen, Duluth, das mir erschienen ist! Mein Duluth!

Eben Orson kommt im dunklen Mantel durch die Allee geschritten. Er hat keinen Hut auf, Eben. Der Wind hat eine Strähne seines grauen Haars in die Höhe gehoben, die flattert ihm voran. Eben tritt in das Häuschen ein, verneigt sich tief vor den Bewohnern. „Willkommen, Eben, was führt dich zu uns, lege ab!" sagen die Bewohner. Eben stellt eine schwarze Holzkassette auf den großen gelben Tisch, um den die Bewohner zur Abendstunde ihr Mahl einzunehmen pflegen, öffnet den Deckel. „Die Passion ist durcheinander geraten," sagt Eben. Kein Wunder, der Wind weht auf zum Sturm. Und Eben breitet die Passion aus. Das Bild mit Simon ist das erste, das er auf den Tisch legt. Er legt es oben hin, ganz an den Rand, in die linke Ecke. „Simon von Kyrene! er half dem Herrn das Kreuz tragen," sagt der Patriarch und nickt in den Raum. Eben aber ist schlau. Er nimmt eine Karte aus der Kassette, zeigt sie auf, nach rechts, nach links, wie ein Zauberkünstler, legt sie dann neben die Simonkarte auf den Tisch. Auf ihr ist dargestellt, wie der Böse dem Herrn die Schätze der Welt zeigt. Und es weiset sich, daß Simon die boshaften Züge des Bösen trägt. Von der Seite blickt er den Herrn und Heiland schadenfroh an, während er ihm das schwere Kreuz, nur für einen Augenblick, abnimmt. Der Patriarch fegt die Karte vom Tisch. Eben legt weiter auf. Ein Dampfer schreit auf dem Wasser, brüllt, es ist Frühling, viele Menschen stehn auf dem Verdeck und singen. Ein Matrose geht von einem zum anderen und fordert die Ferngläser ab. Am helllichten Tage geht jemand mit einer Laterne durch die Häuserreihen, hinunter an den Strand, schwingt das Lichtstümpfchen im Kreise und der Dampfer hält auf den Winkenden zu, indem er seinen Kurs ändert. Duluth!

Einmal wirft der rote See den Namen Basia aus wie einen Fleck Salpeter, den die Zimmerwärme rasch aufbraucht. Da sehe ich mich eine Straße entlang gehen, die in Halbkreisform aus einem märkischen Sandhügel herausgekerbt ist. Es ist aber gar keine Straße, sondern eine ausgebuchtete Kulisse von gleichförmig gebauten, ein Stockwerk hohen Häusern, hinter deren gelblicher Front ungeheure Kiefern blauschwarz in die Höhe ragen. Die Fenster der Häuser sind allesamt mit eng vernieteten Panzerplatten zugeschlossen, darum auch hallen meine Schritte so hohl im Sande, als stiege ich über ein Gewölbe aus Ton. Am Ende des Halbkreises ein jäher Felsen, mit Kiefern bestanden; hinter ihm dehnt sich ein Rangierbahnhof, unzählige gleißende Schienenstränge eng beisammen, über die aus der Ferne soeben eine Stadt herangerollt kommt: ist das Bastia, Bahia? es ist Basia!

Als wär' ich Luft, rollt sie durch mich hindurch, da stehe ich plötzlich vor dem Rathaus, das aber das Theater ist, denn von der Säulenterrasse, die ihm vorgebaut ist, wehen statt des Theaterzettels kleine bunte Fähnlein in lustigen Büscheln herab. Und da die Stadt weiter und weiter rollt, finde ich mich vor dem Renaissanceportal eines Sandsteinpalastes. Es ist aus geschnitzten glasierten Kacheln und reicht bis zum dritten Stockwerk glänzend und himmelblau hinauf. Darüber ist der Renaissancebau ein Warenhaus aus Glas und Eisen. Drin im Hof unter den Laubengängen ist es kühl und still: ein Mensch kniet auf den Fliesen und hat seinen Kopf vor Demut ganz zwischen seine Knie begraben. Ich suche und suche die Madonna, finde nichts, dem die Demut des Beters gelten könnte — oben in dem Glaseisenkäfig schwirren, flattern, schießen unaufhörlich junge hellgekleidete Verkäuferinnen mit hochgekämmten blonden Frisuren an schwarzgekleideten jungen Verkäufern, die reglos und kerzengrad in korrekten Abständen aufgepflanzt stehn, vorüber, vorüber.

Der Beter im Hof hat sich ganz zum Knäuel verkrümmt. Ich suche und suche: was betet er an? es muß eine Madonna im Hofe versteckt sein, wie kommt sie her, warum sehe ich allein sie nicht? ich versuche mit Mühe, die Haltung des Beters nachzuahmen — vielleicht werde ich die Madonna jetzt erblicken können?

Wieviele Orte, welche verführerischen Landschaften werden aus dem roten See mir noch entgegenquellen, mich aufnehmen für köstliche Augenblicke des verklingenden Lebens? Stundenlang sitze ich an dem Gestade und meine Seele, die die Sehnsucht nach der Ferne dörrt, erquickt sich beim Untertauchen in der brennenden Flut.

In magischem Widerschein erstrahlt meine Bücherwand von dem tiefen, noch ungebleichten roten Licht. Meine tausend Bücher, unter denen keines

ist, das ich nicht vom ersten bis zum letzten Wort kenne, wie fremd und neu sind sie mir doch alle? Kaum erkenne ich ihre geliebten Einbände mehr, verwechsle ihre Titel . . . mir ist wahrhaftig, als habe ich vergessen, was in ihnen steht! Ich werde sie wieder lesen müssen; vielleicht habe ich sie nicht richtig gelesen, vielleicht wird mir ein neuer Sinn kund aus ihnen; ich muß mich beeilen, alle muß ich wieder lesen, eh die Sonne den roten See gebleicht hat, die Sonne, die von draußen noch immer in mein Zimmer scheint.

Sohoorson
Ein eingebildetes Erlebnis

Sohoorson geht — tastend — taumelnd — scheu durch finstere Korridore. Seine Hand rührt an einen kalten Glasknopf, er dreht ihn um, öffnet eine Tapetentüre — der Tausend! wer sitzt da drin in der engen, glühenden Kammer, mit einem rosenrot überlaufenen Folianten auf den Knien? Sohoorson selber! Ihm gegenüber der Dramaturg, ein schiefnackiger, brillenbeglaster Eremit, der die Knie ganz hoch hinauf auf den Sitz seines zwei Stockwerke hohen Rohrsessels gezogen und die mit großen Ringen geschmückten Finger um die Knie gefaltet hat, wie Reifen um ein Faß. Sohoorson schwitzt bittere Tränen durch alle Poren — o wie geschieht mir, ich kann das S nicht aussprechen — ich bin verloren! Zwei Augenpaare starren einen Augenblick lang auf Sohoorson, der die Tür entsetzt zuschlägt und wild sich durch die funkensprühende Finsternis des Korridors, eckauf, winkelab, rechts und links vorwärts tastet.

Mit einemmal weicht der Boden unter Sohoorsons Füßen; es liegt ein Teppich auf den Stufen — da ist der Zuschauerraum! Aus dem Kronleuchter fällt ein langer grauer Scheinwerferstrahl auf die Bühne. Unzählige Staubkörnchen wimmeln im Strahl, von Sohoorsons Sturz in dem muffigen Raum aufgewirbelt. Auch Motten, Spinnen, Falter, Wespen, Mücken, Fliegen schießen in dem Graulicht durcheinander. Der Strahl aber fixiert Salome, die bunt und mit entblößtem Oberkörper auf der Bühne steht und sich in den Hüften wiegt. Auf ihrer Brust die beiden edelsteingeschmückten runden Goldschildchen hüpfen und klirren im Licht. Salome wiegt und schüttelt sich. Ihre Augen sind in die Kulisse gerichtet, über ihre ungeschminkten Wangen stürzen Tränenbäche. Sohoorson tastet nach dem Manuskript, das er in seiner Achselhöhle preßt — erstaunt — Haare zu Berge — Salome spielt ja sein Stück, den Folianten!

Er läuft wild, springt, rennt in die Logen, ins Parkett, zur Galerie hinauf, gleitet den Schacht zum Kronleuchter hinunter, glatt wie ein Fisch — er hört, hört, überall hört er seine Worte, sieht er seine Gesten — das bin ja ich, ich! Sohoorson wirft sich auf den Boden nieder,

dankt Gott für die Gnade — da sieht er auf der Bühne um Salome einen Kreis von alten, breiten, braungekleideten jüdischen Matronen, in groben Scheitelperücken und mit steinernen Gesichtern hingekauert, die mit unhörbarem Lachen aus ihren weitgeöffneten zahnlosen Mäulern Sohoorson, den weinenden, übel aufgetakelten, mit Goldschildchen und Theaterschmuck rasselnden Sohoorson auslachen!

Jetzt klingelt es melodisch und lieblich zum Zwischenakt und das Publikum ergießt sich aus dem Zuschauerraum erlöst ins Vestibül, den „runden Turm" hinaus. Der Turm ist eigentlich um den runden Kerker herumgebaut, in den man von allen Seiten hineinblicken kann, weil in seine armdicke Steinmauer in Augenhöhe vergitterte Fenster gebrochen sind. Das Publikum bewegt sich in mittelalterlichen Gewändern, spitzenbesetzt, geschnürt, stöckelbeschuht, fächelt sich die Schönheitspflästerchen von den Wangen, die gepuderten Allongeperücken nicken, Galans und Preziösen kichern und grinsen in die Gitterfenster des runden Verlieses hinein.

Die Einrichtung des Kerkers ist einfach. Ein Frack hängt an der Wand unter der Totenmaske Voltaires. Neben einem Tonkrug hockt Sohoorson auf dem Ziegelboden, allen Augen sichtbar. Will denn dieser Zwischenakt kein Ende nehmen? sagt er sich gar mürrisch. Ein Ende! Ein Ende! Wie kam ich denn nur hier herein? fragt er sich wohl tausendmal. Es sind ja lauter vergitterte Fenster, keine Türe. Am Ende sind die dort draußen die Gefangenen, ich aber bin frei! Nein, das ist sicherlich nicht der Fall — spricht Sohoorsons tieferes Selbst. Du hast den beiden preziösen Dichtern ja damals von deiner Seele gesprochen — erinnere dich! und die beiden haben dich verhöhnt, der weichhändige, wohlriechende sowohl wie der vornehme, der Freund des Botschafters von Persien! erinnere dich gefälligst. Darum bist du es, der im Kerker sitzt und sie alle, die den Konsonanten S tadellos aussprechen können, dürfen dort draußen frei herumgehen. Wann war's doch, daß du „. . . meine Seele" sagtest, den beiden, die dich verhöhnten? Zwanzig Jahre sind um. Seit zwanzig Jahren ein Gefangener, bei Wasser, verfluchtem Wasser allein; aber es geschieht dir recht: so möge es jedem ergehen, der von seiner Seele spricht, noch dazu mit nicht einwandfreien Konsonanten! Sohoorson vergräbt den Kopf zwischen den Knien, umfaßt die Knie mit seinen Händen, zieht seine Hände stärker an, die Knie knacken, es tut weh! Sohoorson betet. Sein Schädel knackt. Da erinnert er sich stürmisch der Worte des Gebets . . .

Aber der Sturm wird still und dämpft sich nieder um den Turm. Die Menge ist verschwunden, sanft scheint das Licht herein, der graue Strahl, der die Tür aus der Kerkermauer bricht. Gut tat ich daran, von meiner

Seele zu sprechen — nichts habe ich zu bereuen! spricht Sohoorson — da ist er frei!

Am Fuße der kleinen geschwungenen Brücke, die zur Roseninsel führt, wer steht da, am Sonntagnachmittag im Sonnenschein? Sohoorson, die Gitarre am Band! An ihm vorbei drängt die fröhlich geputzte Menge der Lustwandelnden sich durch den Park. Er steht begeistert und verwegen aus, sein Gesicht ist rasiert und sein Hütchen schief über die Stirne gestülpt. Mit dem Blick zum Himmel hinauf steht er da, greift einen Akkord und singt:

„O ihr Menschen, liebe Menschen!"

So singt Sohoorson. Und die Leute bleiben stehn oder gehen auch weiter und sehen mit freundlichem Blick nach ihm zurück.

„Nicht mehr sing ich in der Oper!" singt Sohoorson, „sie gaben mir nur winzige Rollen zu singen in den großen Opern und die berühmten Sänger und Sängerinnen fühlten sich beleidigt, wenn ich in die wenigen Takte, die ich zu singen hatte, meine ganze Seele ausströmte. ‚Sohoorson ist anmaßend!' zischten sie in den Kanzleien. Jetzt sing' ich frei hier im Grünen, was mir beliebt!"

„Nicht mehr kleine Rollen singt Sohoorson!
Seine Seele singt Sohoorson allen!
Mögen sie höhnen! Ihnen zu gefallen
Singt Sohoorson: meine Seele!"

„Ihr guten Menschen — Almosen wird nicht entgegengenommen. Die Rosen werden euch süßer duften, geht ihr über die Brücke mit Sohoorsons Gesang im Ohr. Nicht mehr büß' ich, o nein, das Leben versüß' ich, mit allen Nachtigallen im Chor. Nicht mehr Gefängnis, des Lichtstrahls Verhängnis riß mich aus dunkeler Bühne empor!"

Sohoorson singt im Volkspark vor allen Menschen der Stadt. Irgendwo in der Welt steht Sohoorson und singt. Wie lauer Regen fällt Sohoorsons Gesang in die Herzen der Vorübergehenden. Die Saaten werden gut aufgehn, ihr Leute, dort, wohin Sohoorsons Regen gefallen ist!

„Muß es eine Trennung geben . . ."

(Tieck — Brahms, eine Altstimme)

Mein Lehrer faßt mich bei der Hand und führt mich hinunter auf die Straße, die im Sonnenschein daliegt. Herrlich, bald sind die Ferien da, das Salzkammergut, der Wald, die Berge, es ist ja Mai! Oben liegt das Schulbuch noch aufgeschlagen auf der kleinen, engen und harten Schulbank, die die Eltern mir haben zimmern lassen, aber die Straße hier um uns ist schon voll lauer Luft. „Lehrer, warum steigt dort

Rauch aus dem Schornstein, dort aus dem kleinen Haus mit dem grünen Tor? Es ist bald Sommer, warum heizen die Menschen dort immer noch?" Und der Lehrer bleibt stehn und zeigt, ohne meine Hand freizugeben, auf den bläulichen Rauch, der dort emporsteigt: „Sie heizen nicht ihre Stuben, ein Mensch, Kind, ist dort gestorben, in diesem Augenblick. Siehst du nicht, wie hell der Rauch emporsteigt – das ist die Seele eines Menschen!" Leicht und dünn fliegt der feine Rauch zum warmen lachenden Himmel empor, es ist die Seele des Gestorbenen, die die Erde verläßt, diese Erde. – – Mein Lehrer darf nicht lange bei uns im Hause bleiben; ich muß in härtere Schule kommen. In meinem Bette liege ich jetzt oft bei Nacht und es ist so still in meinem Zimmer, zu still, viel zu still! Es ist mir, als müsse die Decke des Zimmers auf meine Brust herab sich senken, als müsse die Brust zerbersten von einem übergroßen Gewicht. Und da schreie ich! Nicht! Die Decke drückt so! Nicht!

Dort steht die Schulbank, dort muß der Spiegel an der Wand hängen, nein, dort, über dem Waschtisch, und der Ofen – meine Füße liegen ja verkehrt, mein Kopf zum Fenster gekehrt – ich bin am Ende tot? nein, was denn: scheintot wohl? denn ich kann wohl schrein, aber es hört mich niemand? Wie Rauch steigt der Schrei durch die Dunkelheit vor mir auf, in geringe Höhe, zerteilt sich wie bunter Nebel trotz der Finsternis vor meinen brennenden Lidern – ich will meine Aufgaben gut lernen, nicht mehr Märchen lesen, ernst und fleißig sein, nur rette mich, rette mich, aus der Gruft, dem Grabe, vor dem Lebendigverscharrtsein, o lieber, lieber – o Gott!

Im schweren Ornat, die Brüder vom Orden, Gesang rollt über den Sarg weg, unter der mächtigen Wölbung, monoton. Sie senken, senken ihre Stirnen, wie weiße Blumenblätter, die zwischen den Tönen der Liturgie niederfallen auf mein schmucklos Gehäus. Langsam sinkt der Sarg zu Boden nieder, der Boden tut sich langsam auf. – Ich aber – ich protestiere! Hört ihr's! Protestiere! Meine Stimme rollt laut durch den Dom, obschon ich es ja bin, der hier unten liegt, wahr und wahrhaftig, und auf den die Flamme wartet. Ich protestiere! Lege Berufung ein! Meine Herren. Genossen. Freunde! Ein Irrtum hat sich eingeschlichen! Zu dieser Stunde habe ich es erfahren, wovon euch eine Ewigkeit trennt, euch, die Lebenden, von mir, dem Wissenden: ein Irrtum!

Auch ich, auch wir leiden noch Schmerz, auch uns dürft ihr noch einen letzten Schmerz ersparen. Denn wenn ihr jetzt die Hülle in Flammen verbrennt, brennt der letzte fliegende, festgehaltene, der letzte unabgespulte, noch nicht abgewickelte Rest meiner Seele – brennt, – o gönnet der

Seele die Zeit, die sie braucht, ihr Menschen, um sich in Ruhe vom Leib zu lösen. Sieben Tage nur, sieben Tage und sieben Nächte, nicht mehr! Ihr verbrennet ja die Naht, das Band, das die Erde sonst so leise, so linde, so reinlich zermorscht, durch die benedeite Verwesung — den Faden zwischen dem, was verdammt und was unsterblich ist, verbrennt ihn nicht, Genossen, Menschen, Brüder! Hebt den Sarg, eh' es zu spät! O hebt! Wir Toten fühlen! Ich Toter fühle, wie meine noch atmende Seele schon von fern versengt wird. Hebt mich doch. Ich will nicht. Hebt mich hinauf — so hebt doch! Hilfe!! —

Du darfst nicht folgen, sagte mir heute die Geliebte und es war Mondlicht um ihre Worte am hellen Tage. Du darfst mir nicht folgen, wie es deine Absicht ist. Auf Erden füreinander, dort aber, dorthin darf keiner dem andern folgen. Der vorausging, muß warten, und der zurückblieb, muß warten, bis Natur das Wiedersehn gewährt. Eigenwillig selbst den Weg sich brechen, bedeutet Trennung, lange Trennung, ewige vielleicht. Denn ich werde fortgehn, wenn mein Tagewerk getan sein wird. Aber dich, der du vom deinen dich fortschleichen, losbrechen, fortmorden willst, wird das Versäumte grenzenlos erwarten, dort wo ich ledig und selig weilen werde, rastend, erlöst! — Wie kannst du meine Rast stören wollen, atemlos anstürmend, herbei, von so vielem Mitgeschleppten bedrückt? Sehnsucht Erdenwort! Liebst du mich nicht mehr, da ich fort, fort bin von dir? Mit deinem Erdengefühl willst du es messen, was ich hier, was wir Verklärten empfinden? Fühlst du es denn nicht, daß ich bei dir blieb? Immer weiter nur stößt du mich von dir fort, wenn du mir nacheilst, jagest, stürmst. Du wirst bald wieder Abschied nehmen müssen! Zurück! O bleibe dort. Gottes ist die Macht. Er gab das starke Werkzeug nicht aus Gnade in die Hände der Erdgeborenen, damit sie sich gottähnlich fühlen mögen, sondern um sie zu versuchen! Er will, eh du ihn erblickest, dich würdig befunden haben der Liebe! —

Warte. Hoffe. Verweile.

Rundschau

Staatsbankrott?

von Erwin Steinitzer

Man hat neuerdings von der Möglichkeit gesprochen, daß das Deutsche Reich seine Schuldverbindlichkeiten verleugnen, die Zahlungen an seine Gläubiger einstellen oder kürzen könnte. Die Regierung beeilte sich, das Vorhandensein solcher Möglichkeit energisch zu bestreiten. Herr Südekum, der preußische Finanzminister, der nach einer Zeitungsnachricht im Weimarer Staatenausschuß den drohenden deutschen Staatsbankrott angekündigt haben sollte, ließ jene Nachricht für falsch erklären. Und der Verwalter der Reichsfinanzen, Herr Schiffer, wies, nachdem er das ungeheure Schwellen der Finanzlasten Deutschlands geschildert und die unendliche Schwierigkeit des Tragens und Verteilens dieser Lasten dargelegt hatte, das Auskunftsmittel der Schuldabschüttlung mit starker Geste von sich. Der Staatsbankrott wäre ein Rechtsbruch, die Lossagung von rechtsgültigen, feierlich verbrieften öffentlichen Verpflichtungen, „und wir wollen doch," so rief Herr Schiffer der Nationalversammlung und dem Publikum zu, „auf dem Boden des Rechtsstaates bleiben."

Es ist nötig, diese sehr ernste Gelegenheit völlig unpathetisch zu betrachten. Wir haben den Krieg verloren und sind politisch und wirtschaftlich kraft- und hilflos geworden. Was wir in Jahrzehnten auf (wie wir jetzt wissen) tönernen Grundlagen aufgebaut hatten, ist zertrümmert und die Erneuerung der Kräfte, die die Aufgabe der nächsten Generationen des deutschen Volkes ist, wird ein Werk voll Mühsal, Härte und Entbehrung sein. Was immer wir auf wirtschaftlichem Gebiete tun und lassen, kann in letzter Linie nur danach beurteilt werden, ob es jener Erneuerung nützt oder schadet, ob es dazu beiträgt, uns alle rascher aus der würgenden Enge zu lösen, unter der wir stöhnen, ob es die Befreiung unserer Kräfte und den Erfolg ihrer Anspannung fördert oder hemmt, ob es uns hilft, die Armut — nicht die Armut des Einzelnen, sondern die des Volkes — zu überwinden, die uns lähmt und uns auch moralisch und kulturell zu

Parias zu erniedrigen droht. Man soll den staatlichen Ehrenkodex, die Bindung, die aus verbrieften Verpflichtungen entsteht, gewiß auch in der Not des Niedergangs nicht vergessen. Aber gesetzt den Fall, die peinliche Achtung vor geltenden Rechtsansprüchen würde hoffnungslosen Ruin, ein Hinwegsetzen über sie gesicherten Wiederaufstieg der Volksgemeinschaft bedeuten, — welcher Staatsmann dürfte es wagen, die Zukunft seines Volkes dem verbrieften Rechtstitel zu opfern?

Auch wenn die Alternative nicht so schroff gestellt ist, kann die Entscheidung zweifelhaft sein. Nehmen wir an, wir hätten den Krieg nicht mit dem Gelde von Volksgenossen, sondern mit dem fremder Kapitalisten geführt. Die Unternehmer fremder, neutraler Länder hätten zu Wucherpreisen unseren Kriegsbedarf geliefert und uns gleichzeitig zu Wucherpreisen die nötigen Geldmittel vorgeschossen. Nun wären wir geschlagen und hätten doppelten Tribut zu tragen: den für die siegreichen Feinde und den für die neutralen Kapitalisten und Unternehmer, die aus unserem Kriege ihr Geschäft gemacht haben. Unter der zweifachen Last würden die Aussichten auf vergleichsweise rasche Erhöhung und Erstarkung unbarmherzig zerdrückt. Wir hätten aber die Möglichkeit, den einen Tribut, den an die neutralen Kriegslieferanten und Kapitalisten, abzuschütteln; die Feinde wären damit einverstanden, weil durch solche Abschüttelung eine für ihre eigenen Ansprüche lästige Hypothek auf unsern Nationalbesitz beseitigt würde. Dann müßten rein sachliche Erwägungen über den Nutzen und Schaden der Zahlungseinstellung für den künftigen Kredit- und Wirtschaftsverkehr und über das Gewicht dieser Wirkungen für die gesamte wirtschaftliche Entwicklung des Volkes die Entscheidung bestimmen.

Aber das ist nur ein theoretisches Exempel. Die Gläubiger des Deutschen Reichs sind zum weitaus überwiegenden Teile Deutsche, die in der Heimat leben. Gegen diese eigenen Staatsbürger hat das Reich viel weitergehende tatsächliche Rechte als gegen fremde. Es kann ihnen bei vollständiger formaler Aufrechterhaltung seiner Schuldverbindlichkeiten und Zahlungsverpflichtungen ihr Vermögen zum größten Teile oder ganz wegnehmen, kann durch Einkommen- und Rentensteuern den Zinsenbezug scharf treffen, ohne die Zinszahlung zu verweigern. Bei seinen eigenen Bürgern steht dem Reiche zur Entlastung von seinen Verbindlichkeiten neben dem Bankrott, der Schuldabschüttelung, noch der viel beweglichere direkte Eingriff in die Vermögens- und Einkommensverteilung zur Verfügung.

Dieser Macht, suverän in die Besitz- und Einkommensverteilung der eigenen Bürger einzugreifen, entspricht natürlich die Pflicht, von ihr nur nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohls Gebrauch zu machen. Das ist ein alter und völlig unbestrittener Grundsatz der Finanzwissenschaft. Und da nun das Reich, soweit es seinen eigenen

Angehörigen verschuldet ist, die Wahl hat zwischen Schuldverleugnung und unmittelbarer finanzpolitischer Beeinflussung und Veränderung des Besitz- und Einkommensstandes, muß jener Grundsatz der Gerechtigkeit, der Opfergleichheit und der Förderung des Gemeinwohls auch für die Frage des Staatsbankrotts entscheidende Bedeutung gewinnen. Das Reich darf den Staatsbankrott nicht wählen, wenn es durch andere Mittel der Entlastung die unvermeidlichen Opfer seiner Bürger gerechter und gleichmäßiger verteilen kann.

Theoretisch ließe sich vorstellen, daß auch der Staatsbankrott dem Gerechtigkeits- und Gleichmäßigkeitspostulat ausreichend Genüge leistete. Wenn nur Kriegsgewinne zur Zeichnung von Kriegsanleihen verwendet worden wären, von diesen aber die kleinen mit mäßigen, die größeren mit progressiv steigenden und schließlich nahe an das Ganze heranreichenden Bruchteilen, dann wäre die Wirkung der Annullierung der Kriegsschuld mit der einer gerechten Kriegsgewinnbesteuerung ziemlich identisch. Ähnlich könnte man sich in der Theorie eine Verteilung des Anleihebesitzstandes auf alle vorhandenen Vermögen denken, bei der die Zahlungseinstellung ungefähr zu demselben Ergebnisse führte, wie eine allgemeine, leidlich gerechte und gleichmäßige Vermögensabgabe. Aber die praktische Wirklichkeit hat mit solchen Konstruktionen nichts zu tun. Der Besitz an Anleihen, an Kriegsanleihen vor allem, ist zwar bekanntlich nicht auf bestimmte Erwerbsgruppen oder -schichten beschränkt, sondern recht weitläufig und allgemein verteilt; aber von einer auch nur annähernden generellen Regularität des Verhältnisses der Einzelanlagen zu Kriegsgewinngröße und Vermögenshöhe kann keine Rede sein. Der eine mag neunzig oder hundert Prozent eines kleinen, der andere fünf oder zehn Prozent eines großen Vermögens oder Vermögenszuwachses in Kriegsanleihe investiert haben; dieser mühsam erspartes Arbeitseinkommen vieler Jahre, jener leicht und rasch zusammengewucherten Kriegsgewinn. Für den einen wäre die Streichung des Kapitals- und Zinsanspruchs eine kaum fühlbare Belastung der Wirtschaftsrechnung des Augenblicks; für den andern die unersetzliche Einbuße einer knappen Altersrente.

Selbst die radikalsten Verfechter der Annullierung der Kriegsanleihen suchen nach gewissen Kautelen gegen die krasse Ungerechtigkeit und Ungleichmäßigkeit ihrer Wirkung. Man verlangt, daß die Anlage der „Minderbemittelten" oder „Bedürftigen" geschont werde, oder daß Kriegsanleihebesitz bis zu einer gewissen Höchstsumme — etwa zehn- oder zwanzigtausend Mark — von der Annullierung frei bleibe. Einer Anzahl kleiner Leute würde ja durch die Erfüllung dieser Forderungen ihr Anspruch gerettet. Aber die Unbilligkeit des ganzen Verfahrens würde durchaus nicht aus der Welt geschafft. Würde eine Höchstsumme des Kriegsanleihebesitzes

von, sagen wir, zehntausend Mark festgesetzt, bis zu der das Recht des Eigentümers geachtet wird, so wäre die Folge, daß der Millionär, der nur zehntausend Mark gezeichnet hat, sein Geld behielte, während der Kleinkapitalist, der sein Vermögen von zwanzig- oder fünfundzwanzigtausend Mark ganz in Kriegsanleihe angelegt hat, es verlöre. Die Schonung der Minderbemittelten oder Bedürftigen ist technisch schwer durchführbar; sie erfordert eine Aufnahme und Prüfung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse wie für die Besteuerung. Die Feststellung der Grenze der „Bedürftigkeit" wäre notwendig willkürlich; jenseits von ihr aber bliebe die ungerecht-ungleichmäßige Wirkung der Annullierung in voller Schärfe bestehen. Eine Witwe mit hundert- oder hundertfünfzigtausend Mark Vermögen würde kaum zu den Bedürftigen gezählt werden; sie könnte also unter Umständen ihren gesamten Besitz einbüßen, während ungleich reichere und leistungsfähigere Leute, die wenig Kriegsanleihe erworben haben, mit unbedeutendem Verluste davonkämen.

Man könnte — und müßte — versuchen, die Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten, die sich aus der mechanischen Schuldabschüttelung ergäben, durch ergänzende, *steuerliche* Maßnahmen zu korrigieren. Zu diesem Zwecke müßten trotz der grundsätzlichen Schuldannullierung nach den steuerlichen Prinzipien der Allgemeinheit und Opfergleichheit konstruierte Kriegsgewinn- und Vermögensabgaben eingeführt und es müßte die Anrechnung der Annullierungsverluste auf diese Abgaben gestattet werden. Damit käme man überall zu vom Billigkeitsstandpunkt befriedigenden Resultaten, wo der Kriegsanleihebesitz kleiner oder mindestens nicht größer wäre als die Steuer. Wo dagegen der Kriegsanleihebesitz und damit der Annullierungsverlust über die Abgabeschuldigkeit hinausginge, bliebe die Korrektur unvollkommen; ein den Ansprüchen der Gerechtigkeit genügendes Ergebnis ließe sich hier erst erzielen, wenn man sich dazu entschlösse, den die Steuerschuldigkeit übersteigenden Betrag des Annullierungsverlusts *zurückzuerstatten*. Täte man dies aber, dann wäre die ganze Annullierung völlig zwecklos; man würde mit ihr und der steuerlichen Korrektur *zusammen* in einem ganz überflüssig umständlichen Verfahren doch nur *genau* das zuwege bringen, was ohne weiteres mit der Besteuerung *allein* erreicht werden kann.

Nur in einem Falle würde die bisherige Beweisführung ihre Geltung und Schlüssigkeit verlieren, dann nämlich, wenn das Reich — abgesehen von kleinen Ersparnissen — *alle* Privatvermögen in vollem Umfange für sich in Anspruch nähme. Dann würde in der Tat die „Schonung der Bedürftigen" genügen; jenseits der Bedürftigkeitsgrenze könnte aus der Annullierung kein Unrecht und keine Ungleichmäßigkeit entstehen, weil ja doch *alles* weggenommen werden soll. Die Streichung des Anleihe-

anspruchs wäre nur ein Teil der allgemeinen und lückenlosen Vermögenskonfiskation. Indes — an solchen plötzlichen Sprung in den Endzielzustand des theoretischen Sozialismus denkt kein verantwortlicher Politiker und darf keiner denken; denn bei diesem Experimente könnte der ganze, schwer beschädigte Mechanismus der deutschen Volkswirtschaft vollends in Trümmer gehen. Trotz aller konfiskatorischen Abgaben, trotz Gemeinwirtschaft und Staatskontrolle wird das Privatvermögen vorderhand nur beschnitten, nicht negiert. Und da und solange dies der Fall ist, hat jeder Privatvermögensbesitzer unbedingten Anspruch darauf, daß nicht willkürlich, sondern nach objektiven Prinzipien der Gerechtigkeit und der Opfergleichheit entschieden wird, was ihm bleiben, was ihm genommen werden soll.

Das Privatvermögen bleibt grundsätzlich auch — ungeachtet aller Sozialisierungsversuche — in seiner volkswirtschaftlichen Funktion als Kapital erhalten. Auch das ist entscheidend für die Beurteilung der Annullierungsfrage; ja sogar in noch höherem Grade entscheidend als alles bis jetzt Dargelegte. Denn wenn man sich selbst über alle individuellen Ansprüche auf gleichmäßige und gerechte Behandlung hinwegsetzen wollte, so kann man doch nicht eine für das Ganze lebenswichtige volkswirtschaftliche Funktion zerstören oder lähmen, wenn man sie nicht sogleich zu ersetzen vermag.

Es gibt Kriegsanleihevermögen, die dauernd zu nichts weiter bestimmt sein sollen, als dazu, ihrem Besitzer einen verbrieften Rentenanspruch an das Reich zu sichern. Werden sie gestrichen, so ist das ein Unglück für den individuellen Besitzer; aber die volkswirtschaftliche Wirkung ist vergleichsweise gering. Sie besteht in der Hauptsache darin, daß die einzelne Person, um die es sich handelt, sofern sie dazu in der Lage ist, gezwungen wird, zu arbeiten und damit auf der einen Seite den Arbeitsmarkt belastet, auf der anderen am produktiven Schaffen der Gesamtheit beteiligt wird. Es gibt aber auch Kriegsanleihevermögen oder -vermögensanteile, die später in produktives Kapital verwandelt oder rückverwandelt werden sollen. Die wichtigsten unter ihnen sind die in Kriegsanleihe angelegten Betriebskapitalsreserven gewerblicher und auch landwirtschaftlicher Unternehmungen. Jedermann weiß, daß und wie die wirtschaftliche Kriegsentwicklung in sehr vielen Unternehmungen aller Art Betriebskapitalien „freigesetzt" hat. Diese Betriebskapitalien wurden zu einem erheblichen Teil vorübergehend in Kriegsanleihe investiert; dabei bestand von vornherein die Absicht, sie nach dem Kriege wieder „flüssig zu machen" und ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen. Die Rückverwandlung in flüssiges Betriebskapital konnte erfolgen durch Verschiebung der Kriegsanleihefinanzierung im Inlande mit Hilfe inzwischen neu akkumulierter

Kapitalien (unmittelbar durch Verkauf an andere, heimische Kapitalisten oder mittelbar durch Vorschüsse von Kreditinstituten, bei denen sich jene Rücklagen sammeln), ferner durch Abstoßen von Kriegsanleihe ins Ausland, endlich, soweit beides nicht ausreichte, durch öffentliche Beleihung der Anleihestücke oder öffentlichen Rückkauf derselben unter Benutzung des staatlichen Geldschöpfungsrechts. In jedem Falle war aber natürlich die Voraussetzung, daß die Kriegsanleihe gültig und in der Verfügungsgewalt ihrer Besitzer blieb.

Würde nun die Kriegsanleihe annulliert, so fielen damit auch jene Betriebskapitalsreserven (und damit in vielen Fällen zunächst die Möglichkeit, die Betriebe weiterzuführen und neuzubeleben) einfach fort. Etwa von außen zugeführten Ersatzkapitalien stünde kein entsprechender Eigenbesitz des Unternehmers mehr gegenüber. Das wäre an sich volkswirtschaftlich durchaus erträglich, wenn die Ersatzkapitalien schnell und ausreichend genug beschafft würden und die Fortführung des Betriebes durch die Veränderung der Eigentumsverhältnisse nicht litte. Aber wie könnte der Kapitalersatz erfolgen? Einmal durch das Einspringen anderer, heimischer Kapitalisten mit freiem Kapital – direkt oder auf dem Umwege über Kreditinstitute. Solche Ausfüllung der durch die Schuldabschüttlung entstandenen, breiten Betriebskapitalslücken würde aber nach einer Niederlage, wie wir sie zu tragen haben nach oder vielmehr in einer sozialen Revolution und nach einem Staatsbankrott, der Millionen inländischer Vermögensbesitzer träfe, nur sehr langsam und sehr ungleichmäßig vor sich gehen; aller Wahrscheinlichkeit nach könnten bloß recht wenige Betriebe rechtzeitig von ihr Nutzen ziehen. Es bliebe dann weiter die Ausfüllung durch öffentliche Vorschüsse; das durch Annullierung zerstörte Betriebskapital müßte vom Reiche wieder ganz oder teilweise vorgestreckt werden. Bei weitherzigster Durchführung, zu der es tatsächlich kaum kommen könnte, liefe das darauf hinaus, daß statt der gültigen, die annullierten Kriegsanleihen staatlich bevorschußt würden; der Unterschied läge darin, daß der frühere Eigentümer der Kriegsanleihen seinen Kapital- und Zinsanspruch verlöre, den des Staates aber befriedigen müßte. Das wäre wirtschaftlich möglich, vom Billigkeitsstandpunkt aber unerträglich, wenn dem Konkurrenten sein nicht in Kriegsanleihe angelegtes Betriebskapital nicht auch weggenommen würde. – Endlich könnte der Ersatz des annullierten Betriebskapitals durch ausländisches Kapital erfolgen. Diese dritte Möglichkeit würde praktisch wahrscheinlich die allergrößte Bedeutung gewinnen, weil sie sich rascher und in viel größerem Umfange verwirklichte als die beiden anderen. Auf das Einspringen inländischer Kapitalisten ist, wie gesagt, unter den gegebenen Verhältnissen nur in geringem Umfange und in sehr langsamem Tempo zu rechnen.

Der Betriebskapitalersatz durch staatliche Vorschüsse würde, wenn er sich nicht auf der technisch einfachen Grundlage der Beleihung gültiger Wertpapiere vollziehen kann, vermutlich durch Widerstände, Reibungen, bürokratische Schwerfälligkeit sehr stark gehemmt. Das ausländische Kapital aber würde die Invasionsgelegenheit ergreifen und sich in den besten, deutschen Unternehmungen unter günstigen Bedingungen (die ihm aus der Not heraus schließlich zugestanden würden) festzusetzen suchen. Die dem Auslande minder begehrenswert erscheinenden Unternehmungen aber blieben auf die inländische Hilfe angewiesen oder gingen, soweit diese versagte, zugrunde.

Das wären die Folgen der Konfiskation der Betriebskapitalien durch Kriegsanleiheannullierung. Genau die nämlichen Wirkungen werden übrigens natürlich in den Betrieben eintreten, wo die Arbeiter durch übertriebene Lohnforderungen die Betriebskapitalien rasch aufzehren. Auch diese Betriebe werden dem ausländischen Kapital verfallen, wenn sie nicht rechtzeitig durch Staatssubventionen gerettet werden, — oder sie werden zusammenbrechen.

Sicherlich wird es auch bei voller Aufrechterhaltung der Kriegsanleihen weit schwieriger sein, sie flüssig zu machen, als man früher, unter anderen Voraussetzungen angenommen hat. Die öffentliche Beleihung wird — trotz aller valutarischen Bedenken — in größerem Umfange eintreten und aushelfen müssen. Immerhin wird aber die Aufrechterhaltung und ihre erneute Bekräftigung eine vergleichsweise feste Kreditbasis schaffen und die Verwertung im In- und auch im Auslande bis zu einem gewissen Grade ermöglichen.

Auch durch die Kriegsgewinn- und Vermögensabgaben werden natürlich Betriebskapitalien in einigem Umfange erfaßt werden. Aber dieser Umfang wird kleiner sein, namentlich bei alten, nicht im Kriege erworbenen, sondern durch ihn bloß freigesetzten Betriebskapitalien. Und außerdem lassen sich bei der Besteuerung die Gefahren für die Erhaltung und Fortführung der Betriebe durch bewegliche und erleichternde Vorschriften über Art und Tempo der Steuerentrichtung abschwächen oder beseitigen.

Eine Zufallsbibliothek

von Oskar Loerke

Vor mir liegen mehr als sechzig neuerschienene Bücher und Büchlein, die ich in den jüngstvergangenen Monaten gelesen habe. Denke ich an eines von ihnen zurück, so stellen sich die übrigen herum, ich bin gezwungen, sie alle anzusehen, — nein, bald ist es eine Gruppe von zehn, bald eine von zehn andern, bald sind es fünfzig, und die meisten unter diesen gehören nun gar nicht mehr zu der frischen Zufallsbibliothek. Suche ich die Richtung von Bewegungen festzustellen, so werde ich unter dem eben Vorliegenden oft Beispiele von matter Beweiskraft wählen müssen. Und um Bewegungen handelt es sich nur, nicht um Entwicklungen. Über eine Entwicklung sagen sechs einander fremde Persönlichkeiten mehr als ebensoviel vervetterte. Dabei legt die Literatur immer mehr Treibhäuser für Entwicklungen an. Die Geschichte des Schrifttums sucht sich in die Geschichte der einzelnen Verlage aufzulösen. Es gibt eine Reihe von kleinen Bibliotheken, die aus den Dichtersleuten hier das talentvolle Herz, dort die talentvolle Lunge, hier den kräftigen Zeigefinger, dort das feine Ohr ausschneiden und aus alledem einen neuen Stammvater Adam zu bilden suchen. Neben verdienstlichen Sammlungen wie dem „Jüngsten Tag" des Verlages Kurt Wolff, Leipzig, dem „Roten Hahn" des Aktionsverlages und der schön gedruckten und schön gebundenen „Neuen Reihe" des Roland-Verlages, München, gibt es nicht wenige andere nach dem Prinzip: wäre ein rundes Werk ernüchternd, so ist eine Probe interessant aufstachelnd. Gern überlassene Proben anerkannter Berühmtheiten geben den problematischen Anfängern die symbolische Tiefe. Solche Traktatbibliotheken sind wie Grotten mit einem guten Echo; wer eine Stimme hat, kann das Echo versuchen, eine Viertelstunde lang, — in dieser Zeit wird die Kehle nicht heiser. Der Rufer und die Grotte fördern ihren Ruhm gegenseitig. — Wie kommt ein Fortschritt zustande? Will man ein schlechtes Gemälde durch ein gutes ersetzen, so muß man das erste von der Wand nehmen und das zweite hinhängen, nicht aus beiden Stellen ausschneiden und eine allmähliche Mosaikverbesserung vollziehen.

Bleiben also Bewegungen. Heute sind drei von besonderer Fülle wahrnehmbar. Es gibt eine Literatur, die nicht Literatur sein will, sondern unter Ausnutzung literarischer Energien oder in Feindschaft gegen sie die alte Lebensstruktur zertrümmert und eine neue verkündet, eine zweite, die durch neuen Geist die Welt und also auch die Kunst erneuern möchte, eine dritte, die an das Gedeihen der Gattung durch Individualfortschritt

glaubt. (Manche Bücher sind dokumentarisch für mehrere dieser Richtungen.) Lasen wir es vor hundert Jahren nicht auch so? Aber wenn früher sehnsüchtige und verklärte Augen die Ziele suchten, sind ihnen heute drohende Fäuste entgegengeschüttelt.

Zwischen Jan von Leyden und La Bruyère.

Der Friede von morgen, der alle Kriege seit je in seinen Sieg verschlingen wird, und der Krieg von gestern, der alle Friedenszeiten vor ihm mit seinem Stachel vergiftet: Himmel und Hölle; in der Kluft dazwischen arme, schreiende Menschenstimmen.

Die ersten wesentlichen Bücher gegen den Krieg sind die stärksten geblieben, „Das Feuer" von Henri Barbusse, deutsch bei Rascher in Zürich, und „Der Mensch ist gut" von Leonhard Frank, ebenfalls bei Rascher. Aber ist das „Feuer" ein Buch wider den Krieg? Verlockt nicht die Wahrheit und Kraft des Bildes, seine Klage anzuhören mit der Genugtuung, daß sie nun endlich in der Welt sei? Löst sich das Grauen und die Erbitterung nicht in ein schmerzlich abenteuerndes Staunen? Gibt es dagegen nicht viele Menschen, die den Clausewitz mit ohnmächtiger Verzweiflung lasen, weil eine solche Betrachtungsweise des Krieges überhaupt auf Erden erwuchs? Und versenkte sich ihr Zorn nicht ins Seelenfundament, wenn ihr enger Geist für die unduldsame Empfindung gegen den „Philosophen" verantwortlich gemacht wurde? – Jedoch Franks Buch? Viele werden mit dem Dichter empfunden haben: lieber tot als Soldat! allein sie lebten uniformiert weiter und nährten sich an dem Rausche, daß einer mit solcher Leidenschaft und Sprachgewalt zu sagen verstand, was zu hören ihnen nötiger war als Speise und Trank. Und nun muß der Dichter es erleben, daß als Kämpfer für die Revolution mancher willkommen und geehrt ist, der sich längst entleibt haben müßte! (Der Kellner zerbrach selbst das Kindergewehr!) Nun muß Frank es erleben, daß viele umfallen und sagen, der Abscheu vor der Gewalt gelte nicht unbedingt, der jetzt endlich heilige Zweck weihe die Mittel! Aber gerade die unerbittlich rasende Konsequenz erhob Franks Buch über alle anderen.

Andreas Latzko hat dieses Konsequente nicht. Nicht das Kriegerische, nur der Völkerkrieg ist ihm ein Irrsinn, weil es zwischen Völkern einen Gegensatz nicht geben kann, der den Totschlag herausfordert. In ihm schreit die bespiene und zertretene Ehre des unentrinnbar zum Mörder dressierten Menschen auf, und er setzt dem Kriegsgericht ein „Friedensgericht" (Rascher, Zürich) entgegen; die Richter von einst sind hier die Gerichteten, und die vormals Gerichteten die Richter. Wo die ungeheure Qual und Scham der Wehrlosen und Verachteten aufbegehrt, glühen

Latzkos Novellen auf, während die vorbereitenden Schilderungen bürgerlicher Schicksale und der Lebenselegie im Schlachtfeld an der Konvention einer angejahrten Erzählungsform erkalten: es geht Latzko ja nicht um die Kunst, wie auch Franks adlige Kraft ungeachtete Dienste tun mußte.

Selbst Lyriker können, den Schrei im Herzen, nicht singen. Zwei junge Franzosen, P. J. Jouve in seinem Buche „Ihr seid Menschen" und Marcel Martinet in dem Bande „Die Tage des Fluches" (beide, von Felix Beran verdeutscht, in den Europäischen Büchern des Verlags Max Rascher, Zürich) hämmern keine Strophen, bauen der Seele keine Häuser, sondern schöpfen, das Geschöpfte schnell weiterschenkend, aus dem „Ozean der Trauer". Sie stellen sich in den Schatten Walt Whitmans und sind geschützt genug. An der Wirkung ihrer Worte wird ihre Absicht klar: die französischen Polizisten, vielleicht auch die deutschen, nehmen es ihnen übel, daß sie Grenzpfähle ausreißen. Wenn die Zeitungen Frankreichs oder irgendeines anderen Landes Frankreich schreiben, sind sie nicht mit gemeint. Sie gehören dem Lande zu, in dem Frankreich nur eine Provinz ist. Dieses Land hat viele Bewohner, und man kann nicht verlangen, daß es lauter Fürsten seien. In Deutschland haben es einige Dichter aus der natürlichen Einfalt und Dringlichkeit ihrer Äußerung zu größerer Selbständigkeit gebracht. So Karl Otten. Seine „Thronerhebung des Herzens" (Verlag der Aktion, Berlin-Wilmersdorf) steht mit ihrem Wechsel von Vers und Prosa, den Wiederholungen ganzer Wort- und Vorstellungsgruppen, dem rhythmischen An- und Abschwellen der Gefühlskomplexe wie unter einem fromm befolgten und doch unbelauschten Gesetz. „Man geht fort, . . . Sebastian auf Wanderschaft. Findet alles wieder von eigener Hand."

Das schönste mir vorliegende Zeugnis für das grenzenlose Land ist von Rabindranath Tagore („Nationalismus" und ein Sonderdruck daraus „Der Geist Japans" im Verlage Der neue Geist, Leipzig). Der Krieg als eine wenn auch ungeheuerliche Augenblickszuckung der Menschenverderbnis liegt fern am Horizont. Die Geschichten der Staaten sind nur kleine Kapitel in der einzigen wirklichen Geschichte, der des Menschen. Die Throne berührten in 5000 Jahren Tagores Heimatland Indien „so wenig wie die Wolken, die über sein Haupt hingingen". Es war glückhaft nationslos, denn die Nation ist „die organisierte Selbstsucht eines Volkes", der Nationalismus ist „eine furchtbare Epidemie", „ein dichter erstickender Nebel, der die Sonne selbst verdeckt". Er frißt den Menschen. Aber „der lebendige Organismus wächst nicht in seine Nahrung hinein, sondern seine Nahrung wächst in ihn hinein." Der einzige Nutzen des Nationalismus ist die Ordnung, also ein rein negatives Gut. Und im Patriotismus verehrt der Mensch mit allen Opfern einen Gott, „der sitt-

lich viel tiefer steht als er selbst. Dies hätte nie geschehen können, wenn der Gott so wirklich wäre, wie der Mensch selbst." Das Ziel, das der wachsende Baum erreicht, ist ferner als das Ziel des eilenden Eisenbahnzuges. Das herrlich ruhige und sichere politische Buch des Indiers ist dichterischer als die dithyrambische Politik der meisten seiner europäischen Kameraden.

Gleichwohl, aus der Sehnsucht der vielen Verkünder hebt sich für einen Augenblick, der Ahnung deutlicher und dem Bewußtsein näher, ein einiger Erdball, auf dem sich Gier und Wettbewerb nicht zausen, ein Erdball mit Reichtum und Armut ohne Gestank und Blutklebrigkeit, den Augen eines jeden seiner Bewohner ganz zu eigen.

Doch auch die Literatur dieses Hoffnungsreiches der befreiten Welt hat ihre Nationalisten und Chauvinisten. Ach, wie zahlreich sie sind! Ihr eitles Hirn betreibt die Prophetie als Mode. Sie fleddern die Zukunft aus wie einen Kadaver. Bei manchem ist die Liebe zur Menschheit das feindlichste Ding gegen den Menschen geworden. Die Güte als Abstraktum erschlägt den gütigen Bruder. Der gute Mensch vor dieser Gerichtsbarkeit ist nur ein partieller Mensch wie der bekämpfte böse; er ist zwischen Gespenstern aus der Vorzeit und Gespenstern aus der Zukunft ein Gespenst, weil er den einen knirschend, den anderen grinsend gehorcht. Zwischen dem Staate, den wir nicht mehr haben, und dem, den wir noch nicht haben, bleibt dem Staate, der wir sind, kein Atemraum. Der Glaube duldet den Gläubigen nicht mehr. Der pure Geist läßt dem Genie, das seinem Wesen nach niemals purer Geist ist, keine Arbeitsstatt. Revolutionärer Prophet zu sein, ist heutzutage vielen ein Vergnügen, wie es zu einer anderen Zeit die Begeisterung für das Silhouettenschneiden eins war.

Der Zufall rückt in ihre Nähe als willkürliches Gegenbeispiel einen reinlichen Denker, der, ohne auf bebendem Boden zu stehen und ohne an eine Änderung der Welt durch Revolutionen zu glauben, ein Revolutionär war, weil er ein Moralist war. Bei Georg Müller in München ist in zwei schönen Bänden eine neue vortreffliche Ausgabe der „Charaktere" von La Bruyère erschienen. Otto Flake hat sie besorgt. La Bruyère baut in der Verehrung, welche fruchtbar macht, auf die Alten, er hat seinem Werke den Theophrast vorausgesetzt, weil er nach dessen Methode die notwendige Änderung der Zeiten vollziehbar sah, die er materiell durch die Ordnung der Feudalität und des Absolutismus verbarrikadiert fühlte. Die Schärfe der Definition, als Beobachtung individualisiert, war die Waffe seiner Umwälzung, und schließlich ist jede Umwälzung Definition. Statt durch Schwelgen im Allgemeinen die Menschlichkeit zum Fragment des Menschentums zu verarmen, unternahm er es, in Fragmenten über den Menschen den Aufbau der Menschlichkeit durchzu-

führen. Sein Lächeln vor 230 Jahren war nicht weniger wehrhaft als die flammende Anklage von heute, sein windstiller Ernst wohl nicht weniger schmerzend als die Selbstzerfleischung der Lebenden. Jetzt ist man eitel darauf, als kein zünftiger Schriftsteller zu schreiben. Auch er war nicht zünftig und auch er war eitel, aber seine Eitelkeit ging darauf aus, nicht mehr und nicht weniger Geist zu haben als die Wahrheit. Er trieb das Handwerk um des praktischen Ideenerlöses willen. Er war sogar etwas überheblich, doch überhob er sich nicht, um der Mühsal zu entrinnen und müßig zu feiern, sondern um einen höheren Stand zu haben und das Zähe nachzuziehen. Natürlich ist er in manchem auch reaktionär, — nach 230 Jahren möge man urteilen, ob es die modernsten Heutigen in nichts waren. Aber La Bruyère läßt sich sagen, was er über sein Werk sagt: „Wenn man an diesen Charakteren keinen Gefallen findet, werde ich mich wundern, und wenn man Gefallen an ihnen findet, wird es ebenso sein."

Vom Ideengehalt des Stoffes

Der Schriftstellergruppe, die für ihre Gedanken eine noch nicht vorhandene Materie sucht, steht eine andere gegenüber, die im überkommenen Weltstoffe nach belebenden Ideen forscht.

Die am meisten Stoff verzehrende Kunstform ist der Roman. Da in unserer lyrischen Literaturepoche alle Beschreibung als geisttötend (oder weil die gegenwärtige Form von Geist sie tötet?) barsch verboten ist und kritische Subalterngendarmen das Ausreißen der Vetotafeln verhindern, so wird mit resigniertem oder befreitem Aufatmen behauptet, der Roman sterbe. Versuche, den Roman zu entstofflichen, brachten interessante, doch zwitterhafte Gebilde hervor. Man wagt es, Werke wie Stehrs „Heiligenhof", Wassermanns „Christian Wahnschaffe", Stuckens „Weiße Götter", um drei ganz verschiedene Typen zu nennen, in der jüngsten Generation gegen die Peripherie des Interesses zu weisen. Ich hörte es von jungen klugen, ernsthaft bemühten Künstlern. Sie eifern gegen alle Fahnen und Feldzeichen, verlassen aber die ihren nicht.

Die jüngsten Bestrebungen der Neuprägung haben einen Klang von Wahrheit und Freiheit in die Dichtung gebracht, der vor ihnen nicht da war. Sie zerstörten in ihrer Folgerichtigkeit zuweilen die Kunst. Vielleicht könnte eine neue Willigkeit zum Stoffe die Einfachheit erringen, die bisher zur Festigung dieser Errungenschaften fehlte. Suveränität schließt Treue nicht aus, und Treue ist nicht gleichbedeutend mit Biederkeit. Daß in der Konvention des Romans die Wirklichkeit häufig unkontrolliert passierte, bedeutet nicht, daß sie unkontrollierbar sei. Daß die Schilderungen langweilig, stumpf und philiströs waren, heißt nicht, daß sie es

sein müßten. Erfindung von Schicksalen und Figuren mit Schwindel und Zeitraub gleichzusetzen, heißt nicht Künste, sondern Kunst überhaupt verachten. Versuchte Naturgestaltung a priori höhnisch ablehnen, heißt Naturwiederholung a priori voraussetzen. Das Wesentliche aus dem Geistesbezirk nicht herauslassen, heißt letzten Endes unwesentlich werden.

Es ist aber wahr, die meisten neueren Romane enthalten Absterbendes, Stellen, die nur ausführlich und staffierend sind, Stellen, die sich lau bescheiden, deren Psychologie und sogar Leidenschaft etwas durch Abgenutztheit Träges, Idyllisches, Philiströses zeigen. Ich ziehe um der Klarheit willen in den Kreis des Stofflichen das hinein, was man den Gehalt nennt, insofern dieser die Formung zur Voraussetzung, nicht zum Zwecke hat. Von den größeren unkämpferischen Erzählungen vor mir – sie entstammen mehreren Ländern – bahnt keine künstlerisch neue Wege. Dennoch verdanke ich allen künstlerische Erregung, – und die erhebt sich aus ihrem Stoffe. „Erweckung" von Oskar Maurus Fontana (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig) wäre weniger als es ist, wenn das Buch nicht in der Landschaft der serbischen Volksseele und der serbischen Gebirge spielte, obgleich die Befreiung eines lebenslang machtsüchtigen und machttrunkenen Menschen zum lauteren „Schnee Gottes" und „Gras Gottes" hinreißend, zuweilen etwas gewaltsam hinreißend gegeben ist. Die Empörung gegen die gesellschaftliche Verrottung in dem geringen Entwicklungsroman „Joseph Solvaster" von Henri Guilbeaux (Edition de la revue „demain", Genf) bliebe ganz taub, wäre das belastende Material nicht wenigstens inventarisiert, die belastete Menschheit nicht wenigstens skizziert. In das „Massengrab" (Rascher, Zürich) Mazedonien zu schauen, das uns Albert Asséo, ein Journalist aus Saloniki, auftut, würde uns nicht so ergreifen, wenn er nicht den darin hausenden Spuk mitmalte, samt seiner Erde, seinem Himmel, seinen Erdbeben und Stürmen; sobald er die törichten und rachgierigen Politiker als die Totengräber anzuklagen beginnt, ist der Zwang seiner Stimme schwächer. Die dreieckige Ehegeschichte von Kakadu, Jamaika und Butterweg in Richard Huelsenbecks „Verwandlungen" (Roland-Verlag, München) wäre keineswegs so voll grotesker Drolerie, wenn nicht der Alltag des Spießers so gutwillig und unablässig Material zu gelassener Phantastik und wasserköpfiger Gesprächsweisheit lieferte. John Freemans „Michel" lebt von einer ungewöhnlich reichhaltigen Alltagswelt, die, zu Satire verdunstet, in das Gehirn eines Zuschauers wandert, welcher in Volksbüchern, älteren englischen Romanen und Wilhelm Raabe seine Ahnen zu haben scheint.

Sogar bei einem Buche, das seinen Inhalt durch romantische Gärung löst wie Heinrich Eduard Jacobs Roman „Der Zwanzigjährige" (Georg Müller, Verlag, München) ist das Material das Eigentliche.

Dieses Material ist nicht die Ereigniswelt, sondern die Stimmungswelt des Jünglings. Sie ist fester, dichter, spezifisch schwerer als ihre Legierungsformen im Abenteuer. Auch nicht die poetischen Mittel des Dichters erzeugen den Spannungszauber. Diese Mittel sind: assoziative Chronologie statt der pragmatischen; Weltgenuß im Selbstgenuß. Das Ordnungsprinzip ist auch äußerlich ablesbar. Jacob nennt seine Kapitel musikalische Sätze. (Übrigens, wer stiftet einen Preis für die Definition des Wortes musikalisch? Und was im besonderen heißt musikalisch in der Dichtung? Bald soll damit rhythmische Wirkungskraft ausgedrückt sein, bald gleitende, verschwebende rhythmische Schwäche; bald Fülle, bald einlullende Gleichmäßigkeit des Sprachklangs; bald nervöse Blässe des Visuellen, bald vertuschende Unschärfe des Psychologischen. Bald ist die Frage beantwortet, was das beseelte Ohr denke, bald, wie es denke, und bald, daß es denke. Sicher beginnt noch keine Kunst als Kunst bei irgendeinem der Begriffe, die ihr mit anderen gemeinsam sind.) Nur „musikalisch" darf man bei Jacob an Jean Paul oder sein Romantikergefolge denken, ohne daß er Schaden nähme. Man sieht sonst plötzlich, daß der Gegensatz zum Romantischen nicht das Klassische sei, sondern der Gegensatz zu beidem das Private. Das Schweifende wie das Gebändigte repräsentieren dort ein erstrebtes und erkämpftes, hier ein empfangenes und besiegeltes Menschenrecht, – was nicht nur historisch feststellbar ist. Doch soll damit nicht die Verantwortlichkeit vieler auf einen gewälzt werden. Ganz abgesehen von so gut erfundenen und durchgeführten Episoden wie etwa der von den Flamingos ist das ehrlich angesehene Thema „Der Zwanzigjährige" ein Fund: der Mensch an der Blutscheide, – von rückwärts treibt noch die Weisheit des kindischen Alters heran und mischt Faustisches mit Abstrusem, von vorne dämmert die späte Zeit, durchgoren vom Safte der zwanzig Jahre. Nur ist Jacob ein Chrysostomus mit verschobener Betonung. Der intelligentere Leser hat längst jede Nüance mit Sinn und Verstand begriffen, und Jacob bemüht sich immer noch. Selbst in dem kurzen Bande „Das Geschenk der schönen Erde" (Rolandverlag, München), einem Buche hingegebener, begütigender Naturandacht.

Fast nur Stoff sind die „Komödianten" des Holländers Louis Couperus (Romane der Völker, Georg Müller, München). Zur Zeit des Domitian kommt eine Schauspielertruppe nach Rom und tritt zur Feier der Megalesia auf. Dies die Handlung. Oder wäre an dieser Frucht das Fleisch der Kern? Der Dichter nämlich setzt die ganze damalige Welt zu den Mimen in Beziehung. Ihnen fällt geradezu aber auch alles auf, sie lernen die feinsten wie die finstersten und gemeinsten Leute des Reiches kennen, der Zufall verhilft ihnen dazu, die gesamten Kulturfragen ge-

wissenhaft durchzusprechen oder doch, geistreich vorgetragen, anzuhören, kurz, man kann auch hier wieder sagen: welch ein Glück hätte Theodor Mommsen gehabt, wenn er dieser Cäcilius oder Cäcilianus gewesen wäre! Ist es nicht die Übersetzung von Else Otten, so kann das Buch nichts Hervorragendes aufweisen. Wenn es nicht so unschuldig und ehrerbietig, so zärtlich und stolz jede Gelegenheit nutzte, einen reichen Wissensfundus auszubreiten, so könnte man es wohl, je nach Gemütsart, protzenhaft oder ungeschickt nennen. Trotzdem ist es als Ganzes künstlerisch gegenwärtig, nicht philologisch. Seine Menschen sind nicht so stark, daß ich sie glaube oder bezweifle, sondern nur, daß ich sie zu glauben oder zu bezweifeln geneigt bin, aber ihr Klima ist über Glaube oder Zweifel hinaus vorhanden. Ihre gelehrten Quellen sind im Quellenden verschwunden. Vielleicht würde ein Poet aus der domitianischen Ära all das nicht erwähnen, was Couperus bemerkt, aber gerade darum durfte es heute erzählt werden, darf es in 100 Jahren wieder erzählt werden. Der Roman hat also keine bleibende Gültigkeit, doch ist es nicht schon viel, daß er eine flüchtige hat? Unzählige moderne Bücher treten mit einem solchen Anspruch auf, daß die Frage nach ihrer voraussichtlichen Fortdauer über den Tod hinaus zwar nicht positiv beantwortet werden kann, aber die nach ihrem zeitlichen Werte gar nicht gestellt wird. Worin liegt der Wert dieses Couperanischen Inventariums, der größer ist als es der einer aktuellen Bestandsaufnahme wäre, gleiche Gaben vorausgesetzt? Hier hätten wir ein Bildnis, dort haben wir ein Gleichnis. Und erst geniale Versenkung in beiden Fällen würden Bildnis und Gleichnis einander nähern, bis sie sich deckten. In Couperus wirkte von vornherein zwanghaft eine künstlerische Voraussetzung: das Alltägliche nicht alltäglich zu finden. Der erneuende, schöpferische, erste Blick waltet, dessen Überraschungen den Ausdruck suchen, während nach modernerem Verfahren der Ausdruck die Überraschungen sucht.

Wege zu einer geistigen Kunst

Auch um diese Kunst bemüht sich erfolgreich nur die Praxis der Persönlichkeit. Die polemischen Theorien, die aufräumen sollen, sind anfechtbar.

Verworfen wird aller Realismus, weil er ungefähr das Gegenteil von Geistigkeit sei. Aber der Geist, gefühlsgeführt, arbeitete darin vielleicht ebenso stark wie unter irgendwelchen anderen Widerständen. Er ist in der Fleischlichkeit nur nicht nackt sichtbar und der jetzigen Generation darum nicht faßbar. Doch wird er, wenn er nun brutal enthüllt auftritt, einer späteren fühlbar sein?

Verworfen wird der Impressionismus: das Unverbindliche, Genießerische,

die Materie nicht Greifende, den Geist nicht Beweisende. Im Impressionismus überwältigt die Materie nicht den Geist, der Geist nicht die Materie. – Am Ende ist auch das Täuschung, weil im impressionistisch Vollkommenen die Illusion des vollständigen Ergreifens durch eine scheinbar flüchtige Bemühung den Einsatz gleich starker Künstlerkraft fordern kann wie das tatsächliche Ergreifen. Aber diese Kraft von gestern ist heute ebenfalls nicht mehr nachzurechnen, und es bleibt dem spät Nachschauenden das leere farbige Kleid in Händen.

Verworfen wird auch schon der Expressionismus. Der Dualismus der Welt ist in ihm nur näher an den Doktor Faustus herangezogen. Das auszudrückende Subjekt wird hier zum Objekt. Die Erscheinung reißt das Stück Gehirn, in dem sie wurzelte, mit hinaus und steht damit bespritzt da. Die Sinnesorgane verarbeiten mit ihrer Nahrung zugleich sich selbst. Ludwig Bäumer zum Beispiel, dem ich für das Heft „Das jüngste Gericht" Dank schulde, treibt den Ausdruckswillen zu einer solchen Intensität, daß Rhythmen und Reime nur noch als Abstraktionen, ohne ihren Inhalt, wahrgenommen werden können. Ist Expressionismus nicht ein grausamerer Naturalismus, Realismus, Impressionismus – unter Ausschluß der Gebiete und milderen Methoden früherer Generationen? Wie immer, so werden auch von ihm für spätere Geschlechter die Werke übrigbleiben, die Erfüllungen ihrer zeitlichen Forderungen und etwas mehr waren. Ein sofortiger Gewinn ist die früheren, bequemeren Meistern befremdliche unausgesetzte Wachsamkeit.

Gegen die Außenwelt gerichtet erscheint sie als der Kampf gegen das Bürgerliche, genauer: gegen das Spießbürgerliche, Schale, Unerregte, Hausbackene, Unangefochtene, Wagnislose, Satte, nach einer Zukunft Unsehnsüchtige. Voraussetzung dafür ist aber eine gleichsam bürgerliche Anschauung dieser unbürgerlichen Zukunft: oder es tummelt sich doch nur der Spießer, vermummt als Kodexrevolutionar, Dogmenquerulant, papierener Heiland; der Sancho Pansa als Anarchist und Nihilist; der platonische Idylliker des Bolschewismus, der gleichsam eine Wasserflasche mit vorgepapptem Giftschild ist.

Persönlichkeiten schlichten das Gestrüpp auf ihre Weise.

Kurt Heynicke („Gottes Geigen", Roland-Verlag) wird vielleicht eine, wenn er über das Ungefähr und die Verzärtelung in einem Teile seiner Verse hinwegkommt. Er hört etwas wie nahes Meer an allem Festen und Gegründeten in seinem Geiste. Noch faßt er nicht den ganzen kosmischen Klang, sondern den Laut, mit dem die zurücksinkenden Schaumkämme vergären, aber auch der verändert schon das Feste: Schmerz, Wunsch und Liebe. Sie beginnen zu wissen, daß sie im Grenzenlosen sind und entäußern sich der privaten Selbstsucht.

Alfred Wolfensteins Erzählungen „Der Lebendige" (Roland-Verlag) sind artistisch nur, soweit das Artistische menschlich ist. Innen und Außen sind ihm durch keine Schranke getrennt, das Lyrische und Epische durch keine grundsätzliche Forderung geschieden, — die Grenze des Geistes fällt mit dem Horizont zusammen. Seine Zukunftskunde („Die Nackten", Kurt Wolff, Verlag) ist nichts als das Funktionelle seines Aufbaus, sein Glaube die Glut des Beweises, seine Begeisterung der Lebenspuls des Gewissens.

Vor Monaten habe ich hier kritisch ausgesprochen, daß die ästhetischen und ethischen Gesetze in Johannes R. Bechers Hirnwelt auch gleichnisweise Umgestaltungen nicht bewirken könnten, wie es ihr Ziel sei. Im Eindruck der jüngsten Bücher Bechers „Das neue Gedicht", einer starken Auswahl aus seinem bisherigen Schaffen, und „Gedichte für ein Volk" (beide im Insel-Verlag, Leipzig) überwiegt das Positive den Zweifel. Wie dicht angefüllt ist dieser Traumhimmel mit wilden, sanften, sonderbaren und schönen Dingen! Die Entfernungen bis zu seinem Zenit und Nadir sind weiter als bei den meisten jetzt Lebenden. Dabei ist dieser Raum kein gewaltiges Museum mit nur ausgestellten, nur aufbewahrten, nur zu bewundernden oder zu verabscheuenden Stücken. Eine einheitliche Wachstumsluft brachte sie alle hervor, deren Stürme oder Windstillen ihre Manifestationen sind wie das Wachsende selbst. Ein ästhetischer Optimismus ist ihre Temperatur. Daher brauchen keine sentimentalen Flügel oder antisentimentalen Flugmaschinen die Verbindung zu und zwischen ihnen herzustellen. Wort-Schwärme, nach Whitmans Lehre taktisch, nach Bechers Temperament syntaktisch, verfügen sich zu „tönender Figur".

Alfred Lemm, der Jungverstorbene, sucht in seinen zwei Novellenbänden „Mord" (Roland-Verlag) mit der Natur ihren Geist zu entfesseln. Er verzichtete dabei nicht auf die Wirklichkeit, er beugte sie seinen Zielen zu und beugte so die Wahrheit. Der Weg über die Natürlichkeit führt nicht zur Natur. Er wäre vielleicht einen anderen gegangen, doch der Tod hat seine Kraft intensiver Darstellung vorschnell zerbrochen.

Für Carl Sternheim ist die moderne Zivilisation eine ungeheure Metapher, die mit ihrer Weitschweifigkeit und ihrem erschlaffenden und verniedlichenden Truge vom Wesenhaften ablenkt. Ein Sumpfwasser mit blumigen Oberflächen gegen die freie Sonne. Sternheim fängt sich Krebse und Quappen aus diesem Pfuhle, isoliert sie im Aquarium und beobachtet ihre Lebensweise. Die Novellen in seiner „Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn" (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig) geben die Resultate. Über Grundsätze und Willen seiner Arbeit erfährt man Vortreffliches aus seinen Aufsätzen, die unter dem Titel „Prosa" im Verlage der Aktion erschienen sind. Er richtet dort ruhig, manchmal märz-kalt und märzenstreng besonnt, den Kopf einem Gipfel entgegen; während die

Hände mit gelassener Niedertracht packen, was ihm zuwiderläuft. Doch vergißt er über seinem revolutionären Aufräumen nicht, daß die Kunst durch Darstellung zu urteilen und zu verurteilen hat. Über Flaubert heißt es einmal: „Durch künstlerisches Kombinationswunder wird der banalste Liebeshandel zu einem menschlichen Gipfel, und der riesige nationale Freiheitskampf, Revolution eines auf der Höhe seiner Entwicklung stehenden Volkes, aus ehernen Gesetzen, die man wie die der Schöpfung nicht einsieht, eine allerbanalste und verächtlichste Farce." In Sternheims eigenen Novellen bringt der künstlerische Trieb nicht durch ein Verfahren sachlicher Komposition das Urteil über seine Figuren hervor, sondern auf dem Umwege über den Humor, der freilich auch ein kompositorisches Prinzip ist. Sternheims Lustigkeit ist Lust, nicht Belustigung: ist die Freude, zu treffen, abzukürzen, durch Drastik sachlich zu sein. Das ursprünglich Groteske ist ihm das bürgerliche Leben, nicht die Person, die es lebt und schließlich daran grotesk wird. So sind seine Novellen eigentlich kleine Romane mit Verwicklungen aus Entwicklung. Im schlichten Nacheinander des Erlebens geben sie das Beieinander des Lebens. Die Individualchronik ist die Achse der Zeitchronik. Er dröselt die Verbindungsfäden, die aus dem Mittelpunkt der einzelnen Charaktere in die Peripherie des durch viele Jahrhunderte gesponnenen, verstaubten Netzes laufen, auseinander, sachlich, ohne Weinen, ohne Grinsen. Die Sprache schmückt sich nicht, sie weist wenig Eigenschaftswörter auf, ja, die Hauptwörter erscheinen oft ohne Artikel. Sie läßt die Vorstellungen in der grammatisch nicht üblichen Reihenfolge erscheinen, die sie für die unbefangene Wahrnehmung haben. Ihr abseitiger Ernst bringt manchmal aus tugendhaften Nöten ein häßliches Lauten und Stolpern hervor. Die Gaukler und Gauner unter Sternheims Nachfolgern stelzen feierlich und mit wohlstudierten Stirnfalten hinterher. Sie gehören in Sternheims Chronik, denn der Bürger ist, nach Moritz Heimanns witzig scharfer und wahrer Erklärung, der Mensch, der sich durch nichts epatieren läßt. Wo aber stehen in den Werken der Nutznießer Sternheims Stellen, wie sie in der „Chronik aus des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn" vorkommen, die die Frage nach dem Wie und Warum vergessen lassen? Ein sterbendes Weib etwa will aus einer Gehirnvision heraus ihrem Manne zu Willen sein, wälzt sich zusammenbrechend nach seinem Lager hinüber und ist von der Wirklichkeit des eintretenden Mannes dann enttäuscht. Oder wie Yvette, die so reich, kalt und klug ist, daß sie alles in der Welt als Beute raffen kann, erlebt, daß ein Dichter sich ihr entzieht und von „Eseln und Nachtigallen" singt! Wie er dann doch ihre Beute wird! — Sternheim ist ein Repräsentant unserer Zeit, weiter vorn als jene, die am weitesten vorausgelaufen sind.

Neue Zeitschriften

von Alfred Döblin

Der stark angeödete Fürst von Wied begann die Arbeit für seinen Beruf als Albanierhäuptling in vorbildlicher Weise: er schaffte sich einen Sekretär an, ließ sich die Hauptsachen aus Geschichte und Geographie ausziehen, alsdann nach Erledigung des Kulturhistorischen organisierte er die Armee, indem er seinen Schneider anklingelte und mit dem die Uniformen festlegte, und zwar für die einzelnen Chargen nach einem modernen Plan, derart, daß nicht die Uniform vom General zum Gemeinen glanzloser wurde, sondern vom Gemeinen zum General glanzvoller; die Fahne ließ sich durch eingeschriebenen Brief vom Berliner Heroldsamt erledigen; die herbeigerufene Fürstin bekam den Auftrag, Landesmutter mit Luisenorden zu werden. Und so empfing er die Deputation und gab ihr sein Programm, das sie zwar nicht lesen konnte, aber aus dem sie Kragen und Stulpen schnitt, da das Papier schön fest war.

Wie macht man eine Revolution? Die Frage war überraschend schnell beantwortet. Wie wir morgens runter kamen, war die Revolution schon vorbei. Wir hatten extra gebeten, uns zu wecken, wenn Revolution ist. Aber nach der Revolution. Wenn es regnet, nimmt man einen Schirm. Und wenn es Revolution gibt, was soll man da machen. Eben war man noch empört oder vergnügt und jetzt ist gleich Revolution. Das Beste: man sieht, was die anderen machen. Es steht auch in den Zeitungen.

Das komischste Ereignis, das mir nach dem Krieg unter die Finger gekommen ist, war eine Wahlversammlung bei, ich weiß nicht welchen, Sozialisten. Da stieg Ende November der Bezirksbonze, ich glaube, er ist jetzt Nationalabgeordneter, aufs Podium, freundlich nuselnd von der Fluchwürdigkeit des alten Regimes, und die Revolution: so was wird gar nicht gemacht, so was wird überhaupt geboren, und dann ist es da; da gibt's nichts dran zu tippen. Zum Schluß lud er zu seiner Partei ein, die würde es schon machen. Man gab uns Zettelchen in die Hand. Ein Fräulein sagte, drüben in dem andern Saal seien die anderen Sozialisten, pah, da gehen wir nicht hin, „wünscht einer noch das Wort?" „Zur Deckung der Unkosten." Ich zahlte nichts. Ich war schon auf meine Unkosten gekommen.

Ein Mythos, eine Zeitungsphrase: in Deutschland sei eine Revolution ausgebrochen. Ein paar Meutereien, die alte Obrigkeit drückte sich. Im Horror vacui machte die Untrigkeit neue Behörden.

Es ist nicht so einfach, man muß sich daran gewöhnen. Revolution ist keine Kleinigkeit. Es soll zugegeben werden, die Demokratie ist noch

jung. Also Radiotelegramm: Gruß an alle, alle, alle: Demokratie auch in der Literatur geltend, Recht zu schreiben unangetastet und neu garantiert, neu gewährt das Recht zu denken und sogar zu schweigen. „Demokraten, Kämpfer, Brüder!"

Der Fortschritt über das neunzehnte Jahrhundert hinaus ist unverkennlich. Man denke, zu Goethes Zeiten: gerade wenn Gedanken fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Jetzt ein Wort? Eine Zeitschrift, zwei Zeitschriften, ein ganzes Dutzend Zeitschriften.

Rededelirien. Alle Menschen haben Ansichten, bisher hatte bloß Ludendorf eine, die anderen mußten sich damit begnügen, Hochverräter zu sein. Überall stehen Menschen, kleben Plakate an, drücken sich Aufrufe in die Hand, die der andere befolgen soll. Der Unterschied vom Krieg? Während des Krieges sah man eine Herde, jetzt sieht man die Hammel.

Wenn Robert Prechtl seine Zeitschrift „Der Spiegel" nennt, so ist das noch nicht ausreichend, er muß sich auch einen Spiegel anschaffen. Wenn es ein intelligenter Spiegel ist, würde er überhaupt gar nicht reagieren, wenn Herr Prechtl hineinsehe, er würde gar nichts anzeigen, das wäre unnatürlich aber gerecht. Es steht in dieser Zeitschrift alles in üppigster Blüte: Moral, Phrasen, Pathos, Schwindel, Patriotismus, das meiste vom Herausgeber geschrieben. Einmal, eine ganze Broschüre lang redet er gegen „das Verbrechen des Streiks", nämlich der sei eine Erpressung im sozialen Staat; nachher kommt heraus, daß wir noch keinen sozialen Staat haben, denn die „Sozialisierung kommt am Ende"; aber — Erpressung bleibt es doch. Er läßt es sich eben nicht nehmen. Er weiß übrigens ein famoses Mittel gegen die verfluchten Streiks: man erklärt einfach lebenswichtige Betriebe zu öffentlichen Schutzbetrieben; die dortigen Tarife haben Gesetzeskraft. Also wer dann noch nicht zufrieden ist, ist ein Verbrecher, fliegt ins Kittchen. Fertig. „Besinnen wir uns," heißt ein Aufsatz in diesen „Beiträgen zur sittlichen und künstlerischen Kultur", er fängt an „Besinnen wir uns. Schwer ist des Schicksals Hand auf uns gefallen. Unsagbar schwer dünkt es uns. Gebeugt ist unser Haupt fast bis zur Erde. Zum Zerreißen gespannt sind unsere Nerven. In Dunkel gehüllt ist unser Denken. Eli, eli, lama, asabtani, ächzt es in uns auf." Ist schon genug? In Dunkel gehüllt ist unser Denken: „unser," sagt er, „unser".

Ohne besondere Ansprüche treten zwei politische Zeitschriften auf, die eigentlich mehr den Charakter erweiterter Zeitungen haben. Diese vorweggenommen. „Die Erde", politische und kulturpolitische Monatsschrift, in Breslau von Walter Rilla herausgegeben, etwa dreißig Seiten lange saubere Hefte. Linie unabhängige Sozialdemokratie, anständige Beiträge, nichts Besonderes, weder im Guten noch im Bösen.

Die Gegenseite. „Der Einzelne", Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft, Kunst. Umschlagsvignette Friedrich der Große mit dem Degen in der Hand, ein grüner Zettel ist vorgeklebt „für den kategorischen Imperativ der Pflicht". Die innere Umschlagseite bringt sofort einen Aufruf, aber vom Detachement Oven unter den bekannten Bedingungen an Kavalleristen, Artilleristen, Minenwerfer, und wir sind schon im Bild. Und wir wissen auch sofort, wenn ein Oberst hier über die deutsche Wehrmacht schreibt, daß er eine allgemeine Dienstpflicht bis zum fünfzigsten Lebensjahr im Auge hat, daneben Hilfsdienst für die Mindertauglichen, Wehrsteuer für die ganz Untauglichen, natürlich auch Jugendschulung. Im übrigen wie der Unabhängige unpersönlich, Parteitrott, trotz des dicketuenden Vorspruchs des Herausgebers Albert Zimmermann: „Als ein Einzelner beginne ich diese Blätter und als ein Suchender".

Was nun eine große Zahl neuer Zeitschriften anlangt, so bin ich der Meinung, daß die Staatseisenbahnen vom Reiche übernommen werden müssen. Unser Eisenbahnwesen liegt sehr im Argen, in einer der Allgemeinheit bis jetzt unbekannten Weise. Es ist mir zweifelhaft, ob die Bahn von Berlin noch nach Dresden fährt, mit Bayern, Hessen klappt es gar nicht, Hannover scheint zum Ausland zu gehören. Sogar innerhalb einer Stadt funktioniert der Verkehr nicht. Ich kann alle diese Vorgänge beweisen. Die Vorgänge haben in der Literatur zu schweren Mißständen geführt. Jeder Verlag, der etwas auf sich hält, ist genötigt für seine Bekannten eine besondere Zeitschrift herauszugeben, um sie auf dem Laufenden zu erhalten. Der Geltungsbereich einer Zeitschrift kann, wenn die Not nicht nachläßt, bis auf ein, zwei Häuserblocks eingeschränkt werden. Es ist begreiflich, daß sie alle dieselbe Zeitschrift schreiben. Sie hat verschiedene Namen, die ich unten aufzählen werde. Auch die Umschlagseiten sind verschieden, ebenso das Format.

Im Widerspruch zu dieser Verkehrsnot steht die Reisewut der Autoren. Es hat sich eine Gesellschaft von Autoren gebildet, die anscheinend bereits über Flugzeuge verfügt, die imstande ist, die Verlegenheit der Verleger geschickt auszunutzen. Überall, wo sich ein Verlag seiner Pflicht gegen den umliegenden Häuserblock bewußt wird, tauchen diese Autoren auf. Es ist eine Normalserie; der Herausgeber hat nur nötig, ein Vorwort auf die neue Zeit, die Revolution, neue Kunst, neuen Geist zu schreiben. Und es gelingt ihnen überall. Die Gesellschaft nennt sich nicht Wandervogel, sondern Wandermogel. Ihr gehören gute Autoren, ich glaube ich auch, an.

Ich teile nur beiläufig mit, daß einige das Gerücht verbreiten, der ganze Spektakel ginge von den Verlegern aus: es säßen da und dort Leute, die nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen, und da erbarmten sich der Herausgeber, Autoren, Drucker, Setzer. Es wird also

diese Zeitschriftenbrut auf die Borniertheit einiger Geldleute geschoben, Journallose ex pecunia et dementia. Eine flache Vermutung, da es bornierte Verleger nicht gibt und Autoren sich niemals ihrer Verleger erbarmen.

Sollte es, pardon, nicht besser sein, die Verleger verständigen sich, tun sich irgendwie zusammen, oder irgendein Zahlungsfähiger macht es im Großen: ein paar hervorragende monumentale Organe zu gründen und sie billig vertreiben?

Aufmachung und äußere Details einiger der neuen übrigens oft recht guten Zeitschriften.

„1918“ und „1919“, Neue Blätter für Kunst und Dichtung, Verlag Richter, Dresden. Herausgeber Zehder, große Quarthefte, geschmackloser Umschlag mit mächtiger Jahreszahl, etwa zwanzig Seiten Text, gute ganzseitige Graphik, Gedichte, kleine Erzählungen, kurze orientierende und reflektierende Essays.

„Der Weg“, München, Herausgeber Walter Blume, kleines Heft, gelbes Papier, sechs bis acht Seiten Text, Graphik, Gedichte, Glossen, kleine Essays.

„Süddeutsche Freiheit“, Zeitung für das neue Deutschland, München, Schriftleitung Gustav Klingelhöfer, einfaches großes Zeitungsblatt, Vorderseite einer Nummer stilisierter Mannskopf mit Umschrift: Verantwortet Euer Werk vor Gott und den Menschen; Aufsätze, tritt für Pädagogisches ein.

„Die neue Schaubühne“, Monatshefte für Bühne und Drama, sieht aus etwa wie die ehemalige Schaubühne von Jakobsohn, Schriftleiter derselbe Zehder von 1918–19, derselbe Verlag, kleine Aufsätze über Theater und Drama wesentlich, szenische Gedichte, Glossen, Kritiken, Photographien von Szenenbildern.

„Das Hohe Ufer“, eine Zeitschrift, Herausgeber Hans Kaiser, Hannover, kleine Hefte, etwa dreißig Seiten Text, keine Reproduktion, Gedichte, Essays, Bücherkritiken, Hannoversche Interna.

„Der Anbruch“, Herausgeber Otto Schneider, Wien, Vertrieb Müller, München, mächtiges Doppelblatt, Titelseite Linoleumschnitt „Vertreibung aus dem Paradies“, kleine Zeichnungen, Gedichte, Essays, Skizzen, Kritisches.

„Neue Erde“, Halbmonatsschrift, Dreiländerverlag, München, Herausgeber Burschell, großes Quartformat, etwa zwanzig Seiten Text, vorzügliche Reproduktionen, sehr bemerkenswerte Aufsätze, Gedichte, Skizzen.

„Der Willensmensch“, Zeit- und Streitschrift, Monatsschrift, Herausgeber nicht genannt, auf dem blauen Deckel ein nackter Jüngling, Blitze über ihm, reißt sich die Jacke auf, kleine bürgerliche Männer behorchen,

bekriechen ihn, Aufsätze ethischer Art, sehr gewöhnlicher Stil, platte Gedanken, hat mit Nietzsche nichts zu tun.

„Der Einzige", Herausgeber Anselm Ruest und Mynona, Druck Paul Knorr, Wilmersdorf, Heft von großem Oktavformat, kein besonderes Titelblatt, zirka 12 Seiten Text, sehr besondere polemische Aufsätze, sehr besondere Grotesken und Gedichte.

„Die Tribüne", hessische radikale Blätter, Herausgeber C. Mierendorf, Verlag „Dachstube", Darmstadt, kleines Heft, Glanzpapier, zirka 8 Seiten Text, ethische Aufsätze, Gedichte, Graphik.

— Das große Wort, die große Mode heute ist die Menschlichkeit. Sie wird überall neu entdeckt. Alle Stimmen besingen sie. Während des Krieges besinne ich mich diesen Ton wenig gehört zu haben, besonders aber in den Gedichten von Ehrenstein, Aufsätzen und Gedichten von Rubiner. In der „Neuen Erde", die ein ganz vorzügliches Niveau hat, wird einmal erklärt: „Fremd sind die Menschen geworden, fremd den Dichtern, dem Künder ihres wahren Seins. Sie tragen die Maske der Gleichgültigkeit, die Maske der Bourgeoisie, die Maske der Unlebendigkeit, die Maske des Berufes, die Maske der Unmenschlichkeit, die Maske des Nationalismus, die Maske der Abhängigkeit, die Maske der Sexualität." Ernst Weiß glaubt („der Weg"), daß diese Höllenwelt gerettet werden kann nur durch Gottes Kuß, seine Kameradschaft, durch sein Nebeneinander, Ineinander im beschwingten Schweben der unendlichen Zeit. Sie dringen alle auf eine Internationale des menschlichen Geistes, auf einen Bund menschlicher Gesinnung. Der moralische Ton dominiert in der Literatur, er ist von außen hineingekommen, aber er wird stark festgehalten. Sie wollen alle die dritte Revolution, die der Gesinnung nach der sehr plötzlichen politischen und weniger politischen sozialen.

In der „Erhebung", einem Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung, herausgegeben von Wolfenstein bei S. Fischer — das dicke Buch orientiert mit seinen Teilen: Gedichte, Dramen, umfangreichen Aufsätzen ästhetischer, ethischer und religiöser Art, seinen Aufrufen und Wertungen sehr gründlich, — sagt der Herausgeber: „Das Neue bedeutet das Reine. Mit keinem geringeren Preis ist das Neue zu erfüllen als mit der Revolutionierung des Menschen selbst, des einzelnen Menschen. — Das Nahen der neuen Zeit kündet sich in der neuen Kunst an." Man bemerke: das Nahen; wir haben sie noch nicht, Revolution wird gefordert, soll in Bewegung gesetzt werden. Burschell redet in diesem Chor von der Einfalt des Herzens: „Wir wissen auch, wofür wir leben sollten. Daß die Erde erst einmal ihr Feuer hüte, Kern und das Süße des Planetenbluts, daß sie Menschen, Menschenbrüder zeuge gleichen Bluts und gleichen Feuers, daß die inneren angeschauten Herzen gnädigen Lüften atmend sich öffnen."

Eine auf tätigen Geist gerichtete, jedoch nicht stark ethisch betonte Bewegung gab es in der Literatur schon länger: der Aktivismus um Hiller. Der Aktivist, auch in der „Erhebung" vertreten, wird den meisten der sich jetzt Produzierenden nicht gefallen, erstens wegen jenes moralischen Minus, dann wegen des intellektuellen Plus, und schließlich er ist eben zu bestimmt, auf konkrete Ziele lokalisiert, wie es sich bei der Aktivität versteht. 1930 sollen nach aktivistischer Ansicht die Geistigen (man achte die Geistigen, nicht die Ethischen) die reale Macht besitzen, um Kriege zu verhindern, und zwar: es gibt alsdann die Gesellschaft der Nationen, das durch völkerrechtliche Verträge zu bestimmende Vollzugsorgan dieser Gesellschaft, es gibt einen Erdballstaat. Schuld an allem Unglück nämlich sind nicht die Staaten, sondern die mangelhafte Verstaatung der Individuen; im übrigen betreibt der Aktivist die gerechte Verteilung der Lasten, gerechte Zuweisung des Arbeitsertrages. Da sind wir aus der Humanität in die Politik und Ökonomie gerutscht, aber er lehnt trotzdem die Sozialdemokratie ab (oder lehnte?) als Klassenpartei, nicht Menschheitspartei.

Menschheitspartei: das wünschen sie heimlich alle; dies Paradoxon. Da haben wir etwas leise Tragisches an unseren Humanisten.

Und Gustav Landauer spricht in der „Erhebung" die Dichter an, er macht ihnen menschliche Erschütterung zur Pflicht, treibt sie zum seelischen Erdbeben an, aber er warnt sie – und wohl überhaupt die Geistigen, vor allem darüber Hinausgehenden, besonders vor dem „unsäglich öden Traum des Patentsozialismus, den die Philister und strohtrockenen Systematiker träumen". So las man am 18. Oktober, – jetzt hat Landauer im Münchener „Sovjet" neben dem Mühsam der blutroten Zeitschrift „Kain" auf der äußersten Linken gekämpft. Den ganzen Jammer unserer Intellektualität enthüllt diese Notiz; Landauer ist nicht der Jüngste. Sie pendeln und schwanken in der Luft. „Wen soll man wählen?" da war schon das Unheil; „am liebsten gar nicht." Die Linke lockt gewaltig, zieht viele an, in ihr ist der Boden noch am losesten und begierigsten nach dem Samen. Der Humanist ist kein Parteimensch, schon weil eine Partei von Haus aus ungerecht ist, aber er liebt die Menschlichkeit, auch wenn sie in einer Partei steckt. Es gibt viele Wege: man darf sich nur nicht an den Weg verlieren. Die Gerechtigkeit läßt ihn in vielen Dingen und Parteien etwas Gutes sehen, er vermag ihren Widerspruch nicht anzuerkennen, es widert ihn an, da zu kämpfen, wo er aufklären und anleiten möchte. Er möchte auch nicht müßig stehen. Wahrscheinlich tut er nicht gut, sich an eine Partei zu verkaufen und ihren Haß mit seiner Kohle zu befeuern, aber er versäumt es nicht und es ist seine Aufgabe, da zu erscheinen, und überall da zu erscheinen, wo er sein Podium findet, und wenn es auch in einem Parteilokal ist. Aber er wird überall tragische Fallstricke finden.

Mögen diese Humanitätswellen noch stärker und ehrlicher werden und den Dichter, Künstler und ihr Werk ausfüllen und damit die Menschen: es ließ bisher in der Tat sehr daran fehlen. Keine Rückblicke. Und die Herren Dichter und Künstler werden sehr vor ihren eigenen Türen zu kehren haben.

Intensiv geht eine sehr kluge Zeitschrift „Der Einzige" auf das Menschliche und zwar das Moralische los. Der Antipode des Erdballstaatlers. Sein Leitsatz: „Alle Freiheit wesentlich aus Selbstbefreiung." Er nimmt sich die Lüge vor, zerlegt die Phrasen; will keine politische, keine soziale, sondern egoistische Tat. Das Dogma vom heiligen Staat: „Athen unter Tyrannen, Athen aristokratisch, Athen demokratisch: macht es einen Unterschied, daß Athen von Blut trieft?" „Der Wille der Mehrheit gibt die letzte Entscheidung: so viel Worte so viel Lügen. Als ob mit der Volksmacht irgendwelche unumstößliche Gewähr gegeben wäre, daß dieselbige Macht nicht wieder für das Unrecht gehandhabt würde." (Flotter Stil, gut polemisch, mir etwas zu literarisch.) Und der „Einzige" erklärt den jetzigen Führern: „Noch aber herrscht beim Volk die Lüge und da wagt es ein Staatsmann, dasselbe unveränderte, ungeläuterte, noch ganz vom Taumel besessene Volk zu neuer Kratie aufzustacheln. — Eine Revolution ist ein Narrenspiel, dazu dienend die Kulissen ein wenig zu verschieben." Wer kann zweifeln, daß hier etwas Richtiges gesagt wird. Die dritte Revolution kann nicht an einem Tage gemacht werden wie die erste, die politische, oder in Monaten und Jahren wie die zweite, die wirtschaftliche. Der Mensch wird nicht und nie umgestürzt werden können, Remeduren, Umwandlungen, Aufklärungen, Umstellung sind aber erfahrungsmäßig möglich, man muß den Menschen nur Gelegenheit geben oder gar Veranlassung, sich in dem gewünschten Sinne zu verändern und sich zu befreien; bisher hat man ihnen nur viel Gelegenheit zum Gegenteil gegeben, das getadelte Resultat ist nicht auffällig. Kein Grund zur Verzweiflung: auch Plato war nicht verzweifelt, nicht einmal Plato, als er einen Züchter, einen Philosophen an die Spitze seines Königreiches stellte.

Schmerzhafte Randbemerkung: neben der Ethik gibt es auch Biologie. Wie sieht alles von da aus, Krieg, Revolution, Friede? Was nämlich Chingisthan anlangt und den Menschen als Tierart.

Die uralte Weisheit bringt der „Einzige" sehr mutig und stolz, daß sein Zukunftsideal sich stündlich realisiert und daß er durch sein Handeln die eigentliche Revolution vorbereite. Ich weise nachdrücklich auf diese kleine Wochenschrift hin, sie gehört zu den ganz wenigen neuen, die ein eigenes Gesicht haben.

In der Richtung des „Einzigen" bewegt sich Martin Buber, der in der schönen „Neuen Erde" einen Ausschnitt aus einer Broschüre veröffentlicht. Er ist auch Gegner des Staates, — man hat nicht umsonst Nietzsche erlebt, Nietzsche ist durch diesen Krieg nicht widerlegt, er hat

wirklich nicht Ludendorff gelehrt, — auch er will Remedur von unten herauf vom Einzelnen, der aber nicht der Einzige bleiben soll. Ein kameradschaftlicher menschlich freier Zusammenschluß baut die natürliche Urzelle alles Zusammenlebens, die kleine Gemeinde; da also ist anzufangen. Ein konkreter guter Gedanke, mehr als das Atom des „Einzigen". Es ist das, was Fürst Krapotkin schon lange wußte und lehrte, was er von den Schweizer Uhrmachern im Jurabund gelernt hat, im politischen Jargon: Syndikalismus, Anarchismus. Ach ja: es ist aber schon so viel gelehrt worden, in den Bibliotheken steht alles. Hinausgehen, meine Herren, leben, wachsen, zum Wachsen bringen, es bleibt ja alles in Zeitschriften unter uns, die es bloß — binden lassen.

— Der Humanismus in Einzeläußerungen. Die Preßfreiheit wurde uns oft als die wichtigste Errungenschaft der Revolution angepriesen. Ich habe schon immer gefunden, daß zuviel Preßfreiheit besteht. Es wäre mir sympathisch, die Revolution hätte verstanden Lügenmäuler zu stopfen. Und was die Propaganda bei den Massen anlangt: die Masse ist wie ein Kind das Opfer dessen, der schön zu erzählen versteht; auf die Verführung dieser Minderjährigen steht keine Strafe. Der vergangene Krieg hat die Minderwertigkeit und Feigheit des größten Teils der Presse in schauderhafter Weise demonstriert. Jedes Kind weiß, daß es keine wirkliche Preßfreiheit gibt; der „Friede", eine neue Wiener Wochenschrift, — ich charakterisiere sie noch näher, — stellt fest, daß es in Wien möglich sei, daß zwar nicht theoretisch aber praktisch Moritz Benedikt ein Monopol im Zeitungswesen übe, denn: er „verfügt über die nötigen Maschinen, das Papier, den Nachrichtenapparat, das Geld," und was die Beeinflussung, Fälschung und Entstellung der gelieferten Arbeit anlangt —. Es beherrschen also nicht einmal diese schon sehr gesiebten „Geistigen Arbeiter" die Masse, sondern Moritz Benedikt. Die Humanitätsfreunde werden mit ihren Bemühungen immer kläglich neben diesem Mann stehen, sie werden sich aufzureiben haben im Kampf mit ihm. Der Humanist ruft zur Besinnung auf, zur Ruhe, zur Ablegung der Großsprecherei, aber an allen Mauern sind seine Konkurrenten sonderbare Gesellen, die zur Verteidigung der Kultur aufrufen, mecklenburgische Gesichter, die mir stark auf wucherische Butterpreise verdächtig sind, im übrigen dreht es sich um Pioniere, Flammenwerfer und ähnliche Kulturtätigkeit. Der Deutsche ist schon von Haus aus führungbedürftig; er ist stark versklavt, Gehorsam seine ernsteste Leidenschaft, man kann ihm alles nehmen, die Armee wegnehmen, dagegen bäumt sich seine ganze Sittlichkeit; mit Recht: was soll er machen, wenn es nichts zu gehorchen gibt im Volk der Dichter und Denker. Man kommt schwer an den Deutschen heran, er kommt an sich selbst schwer heran, seine Dichtungen und Denkungen sagen nichts über ihn aus, er weiß so wenig mit

sich anzufangen, daß er im Privatleben zu massenhafter Vereinsmeierei, im politischen zu dem sogenannten Parteileben gezwungen ist; diese burlesken Scheuklappen, die er sich anlegen läßt, seine Parteiideen; wegen solcher Vorteilchen und Idiosynkrasien bildet er seine Parteien, nicht unähnlich jenem Verein zur Pflege von Schoßhunden, dem Sonderbund für runde Knopflöcher, der Liga für Mahagonimöbel. Dieser versklavte Mensch nun wird ein Opfer – welcher Presse? Bei den Januarunruhen schrie man wegen der Pressefreiheit. Sie schimpfen; und fragen nicht einmal, was jedes junge Kind bei all und jedem fragt: warum machen sie das. Verbrecher: nun gut, damit sind wir noch nicht fertig, wenn wenigstens Liszt nicht vergeblich für die Kriminalistik gelebt haben soll. Daß die Presse eine reale enorme Macht ist, keine bloße Idee, keine bloße Freiheit, weiß zwar jeder Journalist, aber jetzt – sagt er es nicht. Das Opfer brüllt willenlos über seine, „seine" verletzte Presse. Daß der Zeitungsbau ein Zwinguri ist, steht nur in dieser Wiener, vom reinsten Geist erfüllten, gar nicht genug zu lobenden Wochenschrift „Der Friede", deren Lektüre wohltuend wie ein Bad ist. Daß dem Übel nur zu begegnen ist durch Wahrhaftigkeit und Reinheit der Gesinnung, durch Verstehen, durch Selbstbefreiung des Einzelnen, Arbeit von unten, das zu wissen ist zu viel verlangt von den Journalisten des – Benedikt, aber etwas sollten die Gesetzgeber wissen. Man gibt keine Freiheiten ohne sie zu begrenzen. Man bestraft Lügenmelder. Sehr viele Journalisten sind der Pressefreiheit unwürdig. Wenn man die Abhängigkeit von – Benedikt nicht beseitigen will oder kann, so gebe man wenigstens ein Pressegesetz, das die unwürdigen Schreiber zügelt, die würdigen vor – Benedikt schützt. Man erkenne, verstehe, man sehe erst die Splitter im eigenen Auge, bevor man die Balken in dem des anderen sieht. Die neue Menschlichkeit will weniger gelesen als befolgt sein.

Man muß begreifen, daß die Idee der proletarischen Diktatur einem verzweifelnden und entschlossenen Gedanken entspringt: der Bürger wird sich nicht verstehen mitzuarbeiten an der gerechten Gesellschaft, der Bürger denkt nur an seine Sondervorzüge. Im Grunde hatte dann das Bürgertum auf den Bolschewismus nicht mit den skandalösen Plakaten zu antworten, die selber einer Raubmörderphantasie entflossen zu sein scheinen, sondern mit den Gegenbeweisen. Bei der Französischen Revolution erschienen eines Tages die bevorzugten Gruppen und gaben ihre Rechte ab. Mir ist in den Programmen der bürgerlichen Parteien noch nicht etwas Ähnliches deutlich geworden. Ich sehe viel Verhüllungen, Theorien, aber ebensowenig wie man für den Krieg ein klares Bekenntnis der Dummheit, Schuld, Verführtheit, unbeschadet der der anderen, abgegeben hat,

ebensowenig wie man die Kriegsschuldigen bestraft hat, sondern sie läßt, nicht die befreiende Dringlichkeit eines Vorgehens begreift, ebensowenig das Geständnis der Bevorzugung, der Unleidlichkeit der bisherigen Zustände. Der Bolschewismus wächst nicht auf Hunger und Arbeitslosigkeit, sondern — auf einem obstinaten kurzsichtigen selbstsüchtigen Bürgertum. Und wenn das Bürgertum wachsen wird, um so wilder. Was soll denn bei diesen Klassen Demokratie bedeuten? Doch jetzt genau so Befestigung der Herrschaft wie Monarchie bei den Konservativen. Das scheint mir nicht schwer verständlich, das wissen auch sehr viele Bürger, aber man malt es an die Wand, daß der Bolschewismus die Kultur zerstört: ja will man riskieren, daß diese angeblich so verehrte Kultur wegen des wirtschaftlichen Plus und Plunders geopfert wird. Soll der Skeptiker den Zweifel an der Bestürzung über den Kulturverlust unterdrücken. Der „Friede" formuliert über dieses und anliegende Themen vorzüglich (Alfred Adler): „Der Geist des Sozialismus ist Ausbildung und Wirken des Gemeinschaftsgefühls". Diese Zeitschrift erörtert wirklich denkend auch den öfter so tumultuarisch gewünschten „Anschluß" Österreichs an Deutschland; ich bin für diesen Anschluß, wenn wir so ruhige Leute wie die des „Frieden" mitbekommen; mit dieser Zeitschrift ist uns Österreich nicht um Nasenlänge, sondern um die Länge eines ganzen wirklichen Kopfes voraus. (Adresse: Administration, Wien 1, Renngasse 13.)

Einiges mehr Ästhetisches aus diesen neuen Papieren. Man weiß, daß die Wirkung der Blockade in vieler Hinsicht deletär war; zu verhängnisvollen Wirkungen kam es auch in der Kunst. Ich verspreche mir nicht soviel von der Einfuhr als von der Ausfuhr. Wir haben eine Überproduktion an Pathos, Lyrismen und Entrüstung. In den afrikanischen Steppen und nördlich von Hindostan soll es noch wenig davon geben. Falls die Entente die Annahme für diese Gebiete verweigert, könnte daran gedacht werden, all die entrüsteten Pathetischen auf einen Platz zu treiben und zu fragen, was sie eigentlich wollen. Vielleicht lassen sie es dann.

Der Stil ist nicht immer so rein, wie es die Sache erfordert. Schwulst ist mit Ehrlichkeit schlecht vereinbar; oft findet man in diesen neuen Zeitschriften verkappte Jambenrhetorik und Phrasen von Schillerepigonen; dieses Neue ist nicht sehr neu. In der so guten „Neuen Erde" liest man folgenden Satz: „Die in der Weltbegegnung weit tief durchmessene Menschheitsexpression wird so zum Weg der Wege ausgespannt, neue Welt der Seele, Amulett und Grundsystem über Pflanzen und Staaten, eigenen Tod und furchtbar, endgültig fern vom heildrohenden Tod der Welt." Was soll solch Geschreibe? Der Laie wundert sich zwar, aber dem Kenner imponiert es nicht.

Einmal ruft unter vielen anderen auch Bruno Taut auf, er die Architekten; ex oriente lux, meint er und will, daß man östliche Architektur und Bauweise beachte. Machen Sie nur, Herr Taut, zeigen Sie fleißig, was Sie können und sind. Man überzeugt als Künstler nur durch Werke, zu deutsch Opera. Sie haben in allem zweifellos recht, Indien ist herrlich, Florenz mager, Assyrien roh, Ägypten mathematisch. Ich warte gespannt. Ich würde übrigens aus Berlin nicht nach Indien gehen. Es gibt eine Auffassung, daß Berliner am besten berlinisch sind und der Turban auf dem Kopfe eines Wilmersdorfers komisch wirkt. Aber ich kann mich auch irren. Ich weise nur auf Adolf Loos hin, der auch ein Architekt ist und zwar wie mir bekannt ein vorzüglicher, ja ganz ungewöhnlich guter, der bei der Herstellung von Häusern nicht von Kalkutta ausgeht ebensowenig wie von Kairo, Mykene und Florenz, sondern von den Leuten, die drin wohnen sollen, und von der Lage des Hauses, dem zur Verfügung gestellten Baumaterial. Zwei Standpunkte; ich weiß, welcher mir lieber ist, ich sage es aber nicht. Jedenfalls noch einmal: wir warten.

Ganz unberührt von der Zeit eine Halbmonatsschrift „Der Orchideengarten", phantastische Blätter, Herausgeber Strobl, Dreiländerverlag, München, Hefte von etwa 20 Seiten Text mit Erzählungen, wenig Gedichten, zahlreiche Graphik. Sie malt ein Titelblatt: da sitzen auf einem schwarzen Baum über einem rostroten Teich drei bürgerlich gutgekleidete Männer und angeln an ihren Schirmen und Stöcken mit den eigenen Köpfen. Der eine Herr hat seinen Zylinder an einen Ast gesteckt, der andere hockt mit angezogenen Beinen oben, der dritte hebt mit größter Vorsicht die Angelschnur an; die Schnur packt bei dem einen die schmerzhaftbeteiligte Nase; des andern Haar ist gefaßt, er verzieht nur den Mund; der letzte baumelt schief und leidend an seinem linken Ohr. Eine Schnurre, die sich recht gut macht. Die Sache ist übrigens noch älter als Wedekind, ich las wenigstens einmal, daß in den Jesuitenschulen des 16.–17. Jahrhunderts folgende These sehr beliebt war: „Durch welche Kraft vermochte Boetius sein vom König Theodosius abgeschlagenes Haupt, damit noch sprechend, in seinen Händen zur nächsten Kuche zu tragen?" Hinter der gemalten Schnurre des „Orchideengartens" amüsant und niedlich geschriebene; das Gruslige und die Parodie des Gruslìgen, erfreulich bündige Sachen. Die auf Eis gelegte Leichte, die beim Schmelzen des Eises im Wasserbett während des Wächtergelages lebendig wird, sich später als Religionsstifter der Wiedergeburt mit 80000 Mark Jahreseinkommen niederläßt. Es ist schon was, wenn mit dem Tod gespielt wird und wenn er ausgelacht wird.

Ganz extravagant die Züricher Zeitschrift „391", Druckerei Heuberger,

Zürich, Herausgeber nicht genannt. Auf rotem Zeitungspapier ein geheftetes Doppelblatt, französisch geschrieben, Gedichte, Aufruf, Zeichnungen, Notizen. Hauptnamen Tristan Tzara, Francis Picabia. Das ganz artistische Organ gehört ins Lager — ich weiß nicht, wahrscheinlich der Dadaisten. Die Zeichnungen sind Linien, Räder, mit Anklängen an Maschinelles, mit eingeschriebenen Namen, Worten wie Dada, 391, Guillaume Appollinaire, Sonne, Geographie. Die Gedichte vielfach assoziativ oder durch Stimmung verbundene Wortfolgen, die jedoch nicht das erreichen, was in Deutschland schon geleistet ist. Ein exklusives Blatt, das sich auf dem modernen Wege wesentlich des artistischen Fortschritts bewegt.

Im ganzen eine Reihe guter moderner propagierender und aufklärender Zeitschriften. Dann mit eigenem Gesicht der „Einzige", „Der Orchideengarten". Kompendiös, umfassend die „Erhebung". Zu beachten „391". Dann die Wiener Zeitschrift „Der Friede" und nochmal „Der Friede". —

Männlicher und weiblicher Eros?

von Grete Fantl

„Ist nicht die Frage aufwerfbar, wer wissender und stärker an Erkenntnis sei, der, der nahe den Dingen und heftig von ihnen erregt über ihr Wesen viel Falsches und einiges Leuchtend-Richtige zu sagen weiß, oder der, der weit von ihnen getrennt und unbestochen von ihrem Glanz sie einzureihen versteht in allgemeine Gesetze?"

Dieser Satz müßte als Motto dem Buche vorangehen, dem er entnommen ist (Blüher, „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft". Zweiter Band. Bei Eugen Diederichs, Jena 1919), denn er sagt konzentriert in einer Formel alles, was über dieses Buch zu sagen ist. Doch sagt er nicht nur einiges Leuchtend-Richtige, sondern eine Fülle Strahlend-Wahres. Man könnte dieses Buch geradezu als Revolutionserzieher preisen. Es ist kein flammender Protest gegen irgend etwas, es will kein Manifest sein und kein Dekret — aber es ist da und wirkt durch sein Dasein von innen dermaßen revolutionierend, greift unerbittlich an den tiefsten Kern im Menschen, wühlt ihn auf und zwingt ihn, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Es ist die stärkste Kampfansage an den Bürger, den es aus seiner Ruhe treibt, dem es seinen Lebensnerv durchschneidet, weil es ihm seine Ruhe raubt. Je mehr an den „heiligsten Gütern" des Bürgers gerüttelt wird, um so eher wird er begreifen, daß es auf alle Zeiten vorbei ist mit ihm, wenn er seine verlogene und überlebte Ideologie nicht einstellt, um sich eine neue, lebensfähigere zu schaffen, zu erkämpfen.

Das Blühersche Buch beschäftigt sich mit elementar wichtigen Fragen: Eros als gesellschaftsfördernder und -hindernder Faktor. In dem ersten Band seines Werkes versuchte Blüher aus den Gesetzen vom Eros zwei Formen der Gesellschaft herauszukristallisieren: die Familie und den Männerbund. Er tritt der materialistischen Auffassung deswegen so wirkungsvoll entgegen, weil er sie nicht mit irgendeiner idealistischen oder utopischen bekämpft, sondern wirklich ganz tief in den Menschen hinuntersteigt und da untersucht, was Antrieb und Leitmotiv menschlicher Handlungen ist. Er stellt Eros und Logos gegeneinander und entlarvt sie als die eigentlichen Triebfedern alles Geschehens. Nicht das Streben nach Geld und Macht, sondern der Geselligkeitszwang ist die Wurzel alles menschlichen Handelns.

Auch im zweiten Band seines Werkes verfolgt er mit köstlichem Mut diesen Trieb bei seiner Werte schaffenden Arbeit. Er hat so gründlich wie wohl kein zweiter mit allen Vorurteilen aufgeräumt, die gerade auf diesem Gebiet den meisten noch anhaften. Er scheut vor keiner Enthüllung zurück. Er weist nach, daß jene Institution, die wir heute Ehe nennen, auch bestehen würde, wenn alle Ehegesetze abgeschafft würden, und spricht dadurch mehr für die Berechtigung der Ehe, als alle moralischen Einstellungen es könnten. Trotzdem wendet er sich scharf gegen die Heiligung der Monogamie, weil diese die völlige Vernachlässigung aller anderen Liebesbeziehungen voraussetzt. Und gerade die anderen vom Eros getränkten Beziehungen haben die hohe, schöpferische, staaten- und gesellschaftsbildende Kraft. Weiter fordert Blüher die Erweckung des weiblichen Geschlechtes zum Menschentum. Es ist das Seltsame an Blüher, daß seine Einschätzung der Frau (mag sie richtig sein oder falsch) ihn zu der Erkenntnis führt, daß die Frau keinen Geist habe, und daß sie als Glied der Gemeinschaft dem Manne nicht ebenbürtig ist — aber daß sie als Mensch gerade um der Gemeinschaft willen ihm ganz gleich zu setzen ist, in jeder Beziehung. Und deswegen fordert er unter anderem für das Mädchen das „Recht der ersten Nacht".

Wie tief und vom reinsten Ethos geführt ist diese Forderung! Nicht der Mann hat dieses Recht, nein die Frau, das Mädchen. Um schöpferischer Mensch sein zu können, hat sie dieses Recht, hat die Gesellschaft die Pflicht, ihr nicht unlebendige Gesetze in den Weg zu stellen. Aber freilich muß diese Gesellschaft eine andere sein, als die heutige bürgerliche und, wenn wir es nicht schon längst gewußt hätten, dieses Buch würde es uns lehren, daß unsere heutige Gesellschaft das Recht aufs Dasein verwirkt hat. Denn sie hat keine Kraft mehr, wirklich sittliche Pflichten zu erfüllen. Wir müssen wieder neu geboren werden, um Sein und Schein, Wahres und Falsches nach inneren Gesetzen zu scheiden und nicht von äußeren Formeln diktieren zu lassen.

Aber wir müssen auch da wieder vorsichtig sein und dürfen Blüher nicht dorthin folgen, wo er Blendendes sagt und sich selber davon blenden läßt. Gewiß, wir werden überall eher dem geistigen Empörer den Vorzug geben, den seine schöpferische Eingebung im Tatsachenmaterial irreführt, der uns dafür aber ein großes Ziel weist und einen neuen Weg, als jenem anderen, der kühl, ruhig, objektiv und sachlich bleibt, sich zwar nie irrt, aber auch nie Eigenes findet, um uns in der Mitte zu treffen und aus dem Gleichgewicht zu bringen. Natürlich darf uns diese Erkenntnis den Wahrheitsgehalt einer Sache nicht verschleiern. Bei Blüher blendet uns zweierlei: der Mut und die Unerschrockenheit, mit der er die Dinge anfaßt, und der Eros der Sprache, der in harmonischer Anpassung an den Gegenstand mit seinem Rhythmus und Glanz hineinragt bis tief in die Erkenntnis und verführt, sich ungeprüft reiner Freude hinzugeben. Wir aber wollen uns das Recht nicht nehmen lassen, auch hier streng zu sein, wo es uns leicht als Pedanterie ausgelegt werden könnte.

Blüher denkt in Antithesen. Er ist trotz einer gewissen wissenschaftlichen Form ein mystisch und metaphysisch Verankerter. Und dennoch scheint er die tiefe Einheit nicht zu fühlen, die hinter allen Dingen wohnt und jede Dualität ad absurdum führt. Er erkennt nicht an, daß Typisierung letzlich nur Hilfsmittel, Verständigung sein kann, — nie der Materie innewohnendes Gesetz.

In seinem Vorwort sagt Blüher, daß die von ihm vertretene Soziologie bis an die Mächte vordringt, ohne die der Mensch nicht Mensch sein könnte und um derentwillen er erst reich oder arm ist. Eine Soziologie, die beim Wiederzusammensetzen durch schöpferischen Willen die große Menschheitsmitte nicht verfehlt, muß den Spuren von Eros und Logos, in die der Mensch verstrickt ist, bis zum Letzten und Dringendsten folgen, bis dahin, „wo es nicht mehr weiter geht".

Wir fragen nun, ob es denn wirklich nicht mehr weiter geht, und kommen dann allerdings zu etwas anderen Resultaten als Blüher.

Freilich, als Hilfsmittel beherrscht er die Typisierung meisterhaft, denn es ist fraglos richtig, daß die hier von Blüher gemachte Einteilung der Frauen in „Gattinnen" und „freie Frauen" dem Wirklichkeitsdurchschnitt am meisten entspricht und bei der Behandlung des empirischen Materials sich als äußerst fruchtbar erweist. Aber der Mensch ist ein spröder und unformbarer Begriff in den Händen des Mathematikers. Er läßt sich nach keiner Richtung hin weder messen, noch wägen, noch „einteilen". Wir sagen zwar mit Blüher, daß es, wie auch er behauptet, unter den Frauen „Gattinnen" und „freie Frauen" gibt. Aber wir gehen noch einen Schritt weiter und behaupten, daß sich diese Sonderung recht wohl innerhalb desselben Menschen vollziehen kann, daß es Frauen gibt, die zu ver-

schiedenen Zeiten ihres Lebens „Gattin" und dann wieder „freie Frau" sind, und daß wir nicht mehr bestimmen können, welches von beiden die Regel und welches die Ausnahme ist. Wir würden sogar, wenn wir nicht fürchteten, in denselben Fehler zu verfallen, kühn zu behaupten wagen, daß jede wirklich „freie Frau" auch wirklich „Gattin" ist, und umgekehrt, daß sich das nur auf verschiedene Perioden ihres Lebens bezieht.

Es gibt Frauen, deren tiefstes Gesetz Passivität ist und die aus physischer Trägheit vollkommen asexuell sind. Aber es gibt wieder andere, die von Eros verzehrt ebenfalls nicht zur Auswirkung ihrer Sexualität kommen; denn Liebe erschüttert und durchwühlt sie dermaßen, daß ihre Pulse nicht mehr schlagen, ihr Herz versagt und alles sich so sehr nach innen verlegt, daß die physische Kraft zur Sexualität einfach nicht mehr aufzubringen ist. Dann gibt es Frauen, die von Aktivität sprühen, die unbedingt den passiven Mann brauchen, um ihrer Aktivität das notwendige Betätigungsfeld zu sichern. Es gibt Laue und Gleichgültige, Starke und Schwache, die die Liebe um der Liebe und die die Liebe um des Mannes willen lieben. Solche, die erst erwachen müssen, um dann jedesmal von neuem unersättlich und unermüdlich zu sein, und solche, die immer voll Freude an die Liebe und den Geliebten denken und doch jedesmal einsehen müssen, daß ihre Phantasie ihnen ein Bild vorgespiegelt hat, das von keiner Wirklichkeit je erreicht werden kann. Es gibt romantische Frauen, die von der Seele her erobert werden wollen, und solche, die sich als Magd des Mannes fühlen und am liebsten auf Befehl gehorchen. Es gibt geistige Frauen und ungeistige. Die geistigen erleben den Eros durch Geist, das heißt nur der Mann, der ihnen geistig etwas bedeutet, kann ihrer Liebe Gegenstand sein. Sie können die letzte Verbindung mit einem Mann nur dann eingehen, wenn ein tiefes seelisches Erlebnis als Frucht dieser Verbindung winkt.

Wie will man da noch scheiden, wie will man teilen, wie sondern? Von dem einen Pol der Frau zum andern gibt es gar keine Verbindung. Es ist wirklich ein gewagter Sprung, zu behaupten, daß eine elegante, zarte, durchgeistigte Dame, sehr schön und Gegenstand der Verehrung ihrer ganzen Umgebung, die sich mit Philosophie und ästhetischen Dingen befaßt auf der einen Seite, und eine immer schmutzige Bauernmagd, die primitiv, von keinem Denken belastet, die Welt ganz anders sieht auf der andern Seite — daß zwischen diesen beiden etwas Gemeinsames „Weibliches" sein soll. Was ist dieses geheimnisvolle Gemeinsame, daß es die Kraft haben sollte, alle gemeinsamen Berührungspunkte der Magd mit dem Stallburschen zu übertönen und wirkungsvoller zu sein?

Und ebenso wie es zwischen Mann und Frau Klüfte und Abgründe gibt, die unüberbrückbar sind, genau so gibt es zwischen Mann und Frau

Angleichungen, die nur noch konstruierte Unterscheidungen zulassen. Ferner muß man bei allen sogenannten typischen Eigenschaften einer bestimmten Menschenklasse sorgsam scheiden zwischen dem, was wirklich typisch ist, und dem, was eine bestimmte Literatenhaftigkeit im Laufe der Zeit unter die Menschen gebracht hat. Eine unendliche Menge Menschen leben nicht im Leben, sondern im Roman. Sie haben bestimmte, fest umrissene Vorstellungen von dem, was richtig und falsch, schön und häßlich, gut und böse, wünschenswert und verabscheuungswürdig ist — aber all diese Begriffe sind nicht an der Wirklichkeit gemessen, sondern an der jeweiligen Literatur. Und das geht so weit, daß sie auch ihre wahrsten oder scheinbar wahrsten Empfindungen nur im Rahmen der „erlernten" statt erlebten Vorstellungen haben können. Mir sagte eine Frau einmal: „Sooft ich liebe, habe ich das unstillbare Verlangen, dem Manne meiner Liebe zu sagen: ich will deine Sache sein, deine Magd, dein Gegenstand. Sollte aber diesem Manne nur einmal einfallen, wirklich darnach zu handeln und mich als Magd zu nehmen, würde er bestimmt gleich meine Liebe verscherzt haben." Und so geht es vielen Frauen. Die Frau kann sich, irregeleitet durch Literatur, eine echte Liebe nur in der einen Form denken, und deshalb folgert der Mann, daß sie zutiefst auch wirklich so empfindet. Und wir finden auch im Blüher eine Menge Stellen, die das Produkt dieses Irrtums sind. Er sagt: „In der Mitte getroffen zu werden und einem Manne zu gehören, das ist es, was alle Frauen erstreben." Es gibt zweifellos Frauen, die es allein erstreben, den Mann zu beherrschen und den Mann sich hörig zu machen. Aber, wie gesagt, selbst unter den Frauen, die es sagen, daß sie einem Manne gehören wollen, braucht man es noch lange nicht allen zu glauben. Denn auch sie täuschen sich unendlich oft über das wahre Wesen ihres Wollens.

Aber ebenso wie es uns unmöglich erscheint, die Frauen als eine homogene, durch irgendein Gemeinsames verbundene Masse hinzustellen, ebenso bezweifeln wir das allen Männern anhaftende männliche Prinzip. Blüher spricht von dem Begriffe der Freiheit und sagt: „Das Wort ‚Freiheit' — wie klingt es dem Manne auch in seiner plebejerhaften Bedeutung noch verlockend und voller echter Süße! Und wie muß es auf die Frauen wirken, deren ‚Freiheit' ja gar nicht anders wirken kann als im versunkenen Bunde mit der Hörigkeit!" Man denke sich bloß einen Kegelklub und vergegenwärtige sich, wie hoch der Begriff der Freiheit bei den Spießern dort sein wird, und man versuche es in irgendeinen Einklang zu bringen mit den Worten Blühers. Man wird wohl unwillkürlich lachen müssen, wenn man sich vorstellt, was dort in jenem Kreis „Freiheit" bedeutet. Wir können auch beim besten Willen zwischen den Bourgeois und den Bohemien kein Verbindendes bringen, wodurch die

beiden auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen wären. Wir kommen hier an ein sehr schwieriges und kompliziertes Problem und streifen an Fragen, die nur im Metaphysischen zu beantworten sind. Jedenfalls sind wir überzeugt, daß weder „die Frauen“ noch „die Männer“ als solche jeweils etwas Verbindbares sind, noch daß es zwischen Männern und Frauen etwas ewig Gegensätzliches, unausrottbar Konträres gibt.

Wohl aber glauben wir, daß es bestimmte Männer und Frauen gibt (wie z. B. die Bohemiens), die nach ihrer ganzen geistigen und seelischen Struktur so sehr gebunden und ähnlich sind, als zwei Menschen nur überhaupt ähnlich sein können. Nicht Geschlecht noch Rasse noch Nationalität noch Beruf trennen die Menschen in endgültig gegensätzliche Lager, sondern eines, das viel tiefer noch im Blute sitzt als Rasse und Geschlecht: das aus der Tiefe bestimmte Temperament des revolutionären und konservativen Menschen. Das sind die beiden Elemente, die sich nie verbinden, die nie eine Einheit bilden können und die das Aufbauende und Schöpferische einer Gemeinschaft verkörpern.

Wir wagen es zu behaupten, daß diese Sonderung noch einen Schritt tiefer in den Menschen hinuntersteigt, daß sie wohl irgendwo eine Verbindung mit Logos und Eros haben kann und wohl auch hat, daß aber ihre Auswirkung sich in einer anderen Sphäre vollzieht. Und wir sehen auch von hier aus das Treiben und Wirken der gesellschafts- und staatenbildenden Kräfte: das Bewahrende und Schützende auf der einen Seite, und das Niederreißende und Neuaufbauende auf der anderen Seite: Tradition und Neuschöpfung.

Kehren wir wieder zu Blüher zurück, und wir werden in seinem Buche noch ein merkwürdiges Gesetz aufspüren können. Es ist das Gesetz der menschlichen Herrschsucht. Jeder Mensch, und sei er der geknechtetste, hat das Verlangen, über einen andern Menschen oder über irgend etwas anderes zu herrschen. Es muß sich nicht unbedingt um tatsächliche Herrschaft handeln; es genügt ein Überlegenheitsgefühl, ein Herabsehenkönnen. Und wenn der Einzelne von sich aus kein passendes Objekt der Unterordnung findet, dann stellt er sich als Glied einer Klasse, einer Rasse, eines Geschlechts, eines Berufs ein und er sieht in den Angehörigen der anderen Klassen, Rassen, des anderen Geschlechts oder Berufes etwas Minderwertiges und ist zufrieden, das Objekt einer gewissen Geringschätzung gefunden zu haben. Der Kaufmann und praktisch Tätige sieht mit Mitleid auf den „armen Idealisten“ herab, wenn er ihm als Künstler, Gelehrter, Literat oder ähnliches begegnet, und diese wiederum sprechen wegwerfend vom Materialisten, Börsenjobber usw. Wenn der Sozialismus weiter schreitet und die Gesellschaft den Arbeiter als gleichwertiges Glied des Ganzen ansehen muß, dann verkriecht sich der Wille zum

„Herabsehenkönnen" hinter eine verklausulierte Ideologie und der Mann findet als nächstes Objekt, woran er seine unbedingte Überlegenheit messen kann, die Frau. Blüher, der der Frau wirklich sehr gerecht wird, der ihre schöpferischen, lebenvertiefenden Eigenschaften, die Frau als Quelle von Lebensreichtum und Glanz recht wohl anerkennt, hat dennoch in sehr geschickter Weise verstanden, seinen Standpunkt mit dem Herrenstandpunkt des Herrschenwollens zu verbinden und der Frau vom Manne aus die Stelle in Staat und Gesellschaft anzuweisen.

Diese Einschätzung und Einordnung der Frau ist einseitig und unzulänglich vor der letzten wesentlichen Teilung in revolutionäre und konservative Menschen.

Wenn wir also im Grundsätzlichen nicht mit Blüher übereinstimmen können, wiederholen wir trotzdem, daß es im Rahmen seines Buches pedantisch ist, diese Feststellungen zu machen. Denn selbst Unrichtigkeiten können seinen Wert als Ganzes nicht beeinträchtigen und die innere Ergriffenheit nicht abschwächen, die nach der Lektüre dieses reinen und schönen Buches als Erlebnis zurückbleibt.

Anmerkungen

Der Untergang des Abendlandes

Unser Verhältnis zur Vergangenheit, zur Geschichte ist wie das eines zurückschauenden Gefahrenen zur Landschaft. Alles tritt immer weiter zurück, und die großen Umrisse, die vorher nicht sichtbar waren, treten hervor auf Kosten der Einzeldinge. Zuerst sieht man Bäume, später den Wald. Die großen Umrisse könnte man mit Stil bezeichnen. Die ägyptische Kunst war immer nur als Stil sichtbar. Heute ist es auch die ganze antike und die abendländische. Das Biographische, Anekdotische, Stoffliche tritt zurück. Das Organ für Stil ist in uns feiner geworden, einmal wegen dieses Weitergeschobenwerdens, dann weil wir innerhalb unserer Kulturentwicklung späte Menschen sind, also differenzierter, wissender, weiblicher, fühliger werden. Das Schwinden des Biographischen, Pragmatischen in der Darstellung der politischen Geschichte hinter „Ideen" oder irgendwelchen Geistestendenzen ist eine genau parallele Erscheinung. Einen großen Schritt weiter in dieser Richtung, der natürlich zu einem Relativismus führt, gegen den der Simmelsche etwa sich gläubig orthodox ausnimmt, bildet ein Vorkriegsbuch: Oswald Spengler, „Der Untergang des Abendlandes, Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte". (Erster Band, Wien und Leipzig 1918). Stilwollen oder besser Stilmüssen der verschiedenen Kulturkreise in Kunst, Religion, Philosophie, Staatenbildungen, Mathematik, Physik, Technik werden in strengster Zusammengehörigkeit als ebensoviele „Symbole" des jeweiligen Kulturgeistes betrachtet. Der Blick dafür ist überraschend. In dieser kurzen Anmerkung kann von der Masse frappanter Analogien zwischen Antike und der Zeit seit der Völkerwanderung (= „Abendland") nichts gegeben werden. Das Buch ist ein Unternehmen ersten Ranges. Untergang des Abendlandes soll besagen, daß die Kultur des Abendlandes endgültig in die Zivilisation übergeht, das heißt daß die abendländische Seele zum Intellekt wird, die Menschheit sich teilt in Großstädter und Provinzialen, daß große Kunst, Musik, Dichtung, Philosophie nicht mehr zu erwarten ist, sondern wie in der Spätantike werden Cäsaren (wie etwa Cecil Rhodes) das rein auf äußere Expansion gerichtete Endimperium gründen, während auf der anderen Seite sozialethische, messianische Intellektwallungen die Unterschichten von Osten her aufwühlen. Das zu sehen ist die Forderung unserer Zeit, theoretisch und praktisch. Die Diagnose ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, die Prognose ist eben eine Prognose.

Außerdem wäre noch zu sagen: Spengler legt umfängliche philosophische Fundamente und diese Fundamente sind Bergsonisch, ohne daß der Leser das erfährt. So zum Beispiel wird ganz mit Bergsonischen Gründen im Gegensatz zu Kant das Zeitproblem von dem Raumproblem getrennt und Kant mit großem Selbstgefühl vorgehalten, daß er die prinzipielle Verschiedenheit dieser beiden Probleme übersehen habe. Der Spenglersche Zeitbegriff ist Bergsons durée, wofür er Richtung, Werden usw. sagt. Die Manifesta-

tionen und Lebensformen der durée in den verschiedenen Kulturen sollen, offenbar in Analogie mit den Manifestationen des élan vital in der organischen Welt, eine Morphologie der Weltgeschichte beziehungsweise „Symbole" des schöpferischen Geistes darstellen. Sein Haus mußte er aber neben dieses Fundament stellen, es fehlt eine Verbindung zu seiner stilpsychologischen Betrachtung der menschlichen Geisteserzeugnisse. Diese, welche als riesenhafte Lebensläufe einen Gesamtkomplex höchst relativer und deterministischer Natur darstellen, konnten eben wegen ihrer Determiniertheit nicht aus Bergsons durée hergeleitet werden, die ja im menschlichen Geist ein Reich der Freiheit bildet. Diesen inneren Widerspruch zu verwischen, dient eine virtuose Synonymik der Begriffe, nichts wird mit dem bisherigen Namen genannt, etwaige Vorläufer mit dünkelhaften Grobheiten bedacht, getreu dem Ausspruch von Georg Brandes, „der Deutsche glaubt erst männlich zu sein, wenn er grob ist!" Das ist besonders zu bedauern, denn das Buch wird zweifellos im Ausland gelesen werden und menschlich nicht für uns einnehmen.

Manche schiefen und verschrobenen Urteile und Analogien rühren wohl auch daher, daß Spengler die Verschiedenheit der europäischen Nationen übersieht. Die Deutschen sind in Dichtung, bildender Kunst, Weltanschauung, politischer Geschichte nicht das bestimmende Zentralvolk Europas, sondern ein Fall für sich und bekanntlich ein schwieriger. Das „Faustische" ist für Frankreich, England, Italien nicht so wichtig wie für die Deutschen.

Aber wenn auch stellenweise auf Grund gut gesehener einzelner Anzeichen das Ganze gewaltsam in gewagte Konstruktionen gezwängt wird, die an Houston Stewart Chamberlain und Breysig gemahnen und zum Widerspruch reizen, das Buch regt an und schärft den Blick außerordentlich.

Franz Dornseiff

Die neuen Schlagworte

Der Krieg, als potenzierter Ungeist, bescherte uns neue Triumphe seines alten Mittels, um Barbarei und Leere zu verdecken: des Schlagworts. Alle blutigen Wirklichkeiten des Schützengrabens versuchte man durch die lärmenden Worte der militärischen Sieger zu überschreien. Der Ausgang zeigte, mit welchem Erfolg.

Diese Schlagworte waren ein Ende. Sie waren die Trümmer einiger einst glänzenden Ideale; die Schalen einer vermoderten Frucht; letzter, verhallender Ton. Das neue Zeitalter, in allen Instinkten und Begriffen der schroffe Gegensatz zum Vergangenen, aber fängt mit dem Schlagwort an. Statt die neue Gesinnung auszubauen und für sie zu werben, statt sie alle Bezirke des Lebens und des Geistes durchdringen zu lassen, um sie am Schluß auch in allgemeinen Worten ausdrücken zu können, beginnt man am Ende; mit dem Punkt, genauer: dem Ausrufungszeichen. Worte wie Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Brudertum! alle diese ekstatischen Schreie unserer geliebten neuen Humanität — wie können sie uns schädigen, wenn ihnen nicht feste Gedanken und praktische Taten vorangehen. Fangen wir von vorne an: mit dem Erlebnis und dem Denken; denen folgen die Taten und die Verwirklichung; erst dann kommt das Schlagwort. Wir lachten über jene Hinterweltler und Kriegsgewinnler, die ihre gut annexionistische Gesinnung täglich an Hindenburg telegraphierten. Heute werden die Beschwörungsformeln und Telegramme an Rolland und Barbusse gesandt, die wir herzlich verehren. Doch was sie melden, sind wieder Schlagworte, diesmal aber noch durch keine Taten gerechtfertigt.

Fangen wir wirklich von vorne an. Das Schlagwort wird uns noch früh genug ereilen.

Rudolf Kayser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Deutscher Neuaufbau und Bürgertum

von Erwin Steinitzer

Die Revolution, die aus dem Zusammenbruch geboren ward, hat die Willens- und Herrschaftsträger gestürzt, unter deren Führung das deutsche Volk der Niederlage und Demütigung verfiel und in härteste Not sank. Sie beseitigte die Monarchen, die leitenden Militärs, die Spitzen der Zivilbürokratie — also die repräsentativen Leiter und die wirklichen Geschäftsführer des bankrott gewordenen Staatsunternehmens. Aber sie blieb dabei nicht stehen (obwohl auch recht viele Arbeiterführer gewünscht hätten, daß sie dabei stehen bliebe), sondern stürzte gleich noch etwas anderes, was ungleich wichtiger war als ein paar Dutzend Fürsten, Generäle und Staatssekretäre, nämlich den bürgerlichen Einfluß im Staate. Aus dem Gesichtswinkel radikaler, proletarischer Opposition betrachtet, war ja das Bürgertum zweifellos in die Schuld der falschen Führung mitverstrickt. Der Staat, der in den Krieg hineingegangen war, aus dem er nicht mehr herauszufinden vermochte, war ein bürgerlicher Staat gewesen; wie er (bis zum Kriege) vornehmlich die bürgerlichen Interessen schützte und förderte, so stützten die, die ihn regierten, ihre Macht und ihre Politik vor allem auf die Zustimmung des Bürgertums. Das Proletariat stand (soweit es sich nicht, wie die christlich organisierten Arbeiter, in die Gefolgschaft bürgerlicher Richtungen ziehen ließ), während der ganzen Wilhelminischen Ära in prinzipiellem und betontem Gegensatze zum bürgerlichen Staate; man erinnert sich wohl noch, daß just in der letzten Zeit vor dem Ausbruche des Krieges die Spannung zwischen Staat und Sozialdemokratie, Staat und Gewerkschaften besonders stark und kritisch geworden war. Für die Staatsführung der Vorkriegszeit war in der Tat das Bürgertum verantwortlich; denn sie war auf seiner Duldung und Billigung begründet. Die Staatsführung während des Krieges jedoch war nicht in diesem Sinne bürgerlich; sie suchte von Anfang an die Zustimmung der Arbeitermassen, weil sie erkannte, daß ohne diese Zustimmung Krieg und innerer Staatszusammenhang nicht aufrechtzuerhalten waren. Sie suchte sie nicht so sehr mit Hilfe politischer Reformen (weil

sie sich aus alter Mentalität innerlich vorbehielt, ihre Machtbasis nach dem Kriege wieder auf die nichtproletarischen Schichten zu verengern) als durch eine Praxis der inneren Wirtschaftspolitik, die die Arbeiter materiell begünstigte, mehr begünstigte als breite bürgerliche Gruppen. Das Ergebnis dieser Taktik entsprach auch einigermaßen der Absicht; es wurde erreicht, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Arbeiterschaft sich mit dem Kriege „abfand", die Staats- und Kriegführung und ihre Träger duldete und durch sein Handeln positiv unterstützte. Nur eine Minderheit des Proletariats trat mit dem Fortschreiten des Krieges in grundsätzliche und offene Opposition gegen die Führung und die Führer des Staates. Eine solche Minoritätsopposition hat aber auch auf der bürgerlichen Seite nicht gefehlt; Bürgertum und Arbeiterschaft waren eben beide schon lange vor Kriegsschluß in ihrer Stellung zu Staat und Krieg gespalten in eine aktiv oder passiv zustimmende Mehrheit und eine kritisch-ablehnende Minderheit. Jene beiden Mehrheiten, die bürgerliche und die proletarische, trugen zusammen den Krieg; die bürgerliche Zustimmung allein hätte ihn nicht ein Jahr lang aufrechterhalten können — auch dann nicht, wenn die bürgerliche Klasse in ihrer staats- und kriegspolitischen Orientierung innerlich geschlossener gewesen wäre, als sie es tatsächlich war.

Wenn also Duldung und Zustimmung Mitschuld an falscher Führung bedeutet, dann trifft diese Mitschuld mindestens während des Krieges das Proletariat genau ebenso wie das Bürgertum; der Arbeiter, der unter dem Einfluß ständig steigender Löhne und anderer Bevorzugungen sich den Krieg gefallen und die Machthaber des Staates gewähren ließ, ist dann nicht weniger schuldig als der regierungsfromme Bürger. Es ist nicht überflüssig, das festzustellen, obwohl diese Feststellung natürlich keine praktische Bedeutung haben kann. Sie kann keine praktische Bedeutung haben, weil in der Revolution die Macht entscheidet und nicht das Plädoyer. Und sie kann keine haben, weil ja die Auflehnung der falsch Geführten gegen die unfähigen Führer über sich selbst hinausgewachsen ist zur Empörung der Besitzlosen gegen die Besitzenden, derer, die nichts haben als ihre Hände, gegen diejenigen, die in ihrer wirtschaftlichen Stellung durch Besitz, Bildung oder gesellschaftliche Beziehung aus der proletarischen Masse herausgehoben sind. Das Umschlagen der politischen in eine soziale Revolution hat die Streitfrage zwischen Bürgertum und Proletariat in eine ganz andere, umfassendere, elementarere Sphäre versetzt. Da aber doch an der Wiege der ganzen Umwälzung der Zusammenbruch steht, ist es gut, zu betonen, daß das Schuldkonto des Zusammenbruchs die bürgerlichen Schichten — als Ganzes — nicht schwerer belastet als das Proletariat als Ganzes. Die Mitschuld des Zustimmens und Geschehenlassens ist bei beiden gleich groß oder gleich gering, jedenfalls gleich. Anders als

durch Zustimmen und Geschehenlassen oder durch Ablehnen und Sichauflehnen können ja ganze Schichten ihren Einfluß auf die Führung nicht üben. Die positive Kritik, die positiven Ideen zu geben, liegt bei den Führern selbst. Und da mag nur in Parenthese bemerkt sein, daß die Ideenlosigkeit, die uns den Krieg verlieren ließ, sich auch in ziemlicher Gleichmäßigkeit auf bürgerliche und proletarische Führer verteilt hat.

Der Sturz des bürgerlichen Einflusses vollzog sich zunächst durch die Okkupation der Verwaltungskontrolle (und zum Teil der Exekutive selbst) seitens der Arbeiter- und Soldatenräte. Die anarchisch-zersplitterte — aber innerhalb ihres Machtbereichs absolute — Räteherrschaft der ersten Revolutionsmonate, die die bürgerlichen Behörden nur als Handlanger und Ausführungsorgane fortbestehen ließ (wie die bürgerlichen Staatssekretäre ja auch nur technische Gehilfen der das Proletariat vertretenden Volksbeauftragten waren), wurde dann bekanntlich durch eine demokratische Regierungsorganisation verdrängt. Demokratische, also ohne Ausschaltung des Bürgertums gewählte Parlamente übernahmen in Gemeinde, Staat und Reich die Überwachung des Regierens; und da in manchen von ihnen die bürgerlichen Abgeordneten den proletarischen die Wage hielten oder sie an Zahl sogar übertrafen, gelangte das Bürgertum auch wieder zu einer gewissen Mitbestimmung in Regierung und Verwaltung. An Stelle der rein proletarischen bildeten sich proletarisch-bürgerliche Koalitionsregierungen. Die völlige Ausschaltung des Bürgertums schien — äußerlich — in eine Zurückdrängung verwandelt; ein allerdings nicht mehr überwiegender Anteil an der öffentlichen Gewalt schien den bürgerlichen Schichten zurückgegeben.

Aber — und diese Tatsache ist grundlegend für das ganze Problem — jener äußeren Entwicklung entsprach keineswegs ein innerer Verzicht des Proletariats auf die Beseitigung des bürgerlichen Einflusses. Im Gegenteil, gerade in der demokratischen Ära der Revolution hat sich die Forderung der Ausschaltung des Bürgertums immer stärker in den Köpfen der Arbeiter festgesetzt. Das war auch nur natürlich; denn während der politische Ausgangspunkt der Umwälzung mehr und mehr aus dem Gesichtskreise schwand, erfüllte ihr wirtschaftlich-soziales Ziel immer ausschließlicher das Bewußtsein des Proletariats. In der ersten Zeit waren die Arbeiter noch am ehesten geneigt, die politischen Räte als Not- und Augenblickseinrichtung anzusehen. Die Arbeiterschaft zeigte sich damals bereit, die Regierungsform des Rätesystems der Form der Demokratie zu opfern; aber sie dachte nicht daran, damit auch die proletarische Vorherrschaft preiszugeben, eine politische Teilabdankung des Proletariats in Kauf zu nehmen. Sie willigte in die Demokratie, weil sie ohne weiteres glaubte, daß auch die Demokratie tatsächlich Sozialismus und Proletariatsregierung

bedeuten werde; sei es, daß (wie die sozialdemokratischen Führer versicherten) die Sozialisten von vornherein die parlamentarische Mehrheit erlangen würden, sei es, daß das Bürgertum, eingeschüchtert, kraftlos, schuldbewußt, es nicht wagen werde, das proletarische Herrschaftsrecht ernstlich zu bestreiten. Als dann das demokratische Ergebnis die Arbeiter enttäuschte, als die sozialistisch-bürgerliche Koalitionsregierung zögerte, eine positiv und gradlinig sozialistische Politik zu treiben und — sozialistisch gesehen — Wochen und Monate in Tatenlosigkeit verstreichen ließ, da begann — tragisch, aber mit innerer Notwendigkeit — die Abwendung rasch wachsender Gruppen des Proletariats von der Demokratie, da begann das Proletariat seinen Herrschaftsanspruch mit der offenen und ausdrücklichen Ausschaltung des Bürgertums, mit der politischen Form des Rätesystems, der Rätediktatur, zu verknüpfen.

Diese sich immer mehr steigernde Abneigung des Proletariats gegen das Wiedererstehen bürgerlicher Macht in der Demokratie ist heute, wie gesagt, die Grundtatsache, mit der sich das Bürgertum, mit der sich alle auseinanderzusetzen haben, die Staat und Wirtschaft erhalten und schließlich zu neuem Aufstieg führen wollen. Denn ohne einen wirklichen, geistigen Ausgleich dieser Spannung ist von Aufbauen keine Rede, ist selbst das Vermeiden völligen äußeren und inneren Zusammenbruchs kaum möglich. Es nützt dem Bürgertum nichts, daß es durch den demokratischen Parlamentarismus formal einen Teil seines in der Revolution verlorengegangenen Einflusses auf das Staatswesen zurückgewonnen hat; es nützt ihm nichts, weil die Demokratie selbst gar keine schöpferische Macht erlangen und behalten kann, solange sie von einem so unentbehrlichen und entscheidenden Element des Staats- und Wirtschaftslebens, wie es unter unseren Verhältnissen das Proletariat nun einmal ist, bekämpft und innerlich abgelehnt wird. Die sozialistisch-bürgerliche Demokratie hat sich nach dem Zerfall des alten Machtgebäudes eine Landsknechtsmiliz als Machtsurrogat geschaffen. Das war gewiß nützlich und notwendig; denn es war — und ist — das Mittel, diejenigen abzuwehren, die die radikale Ungeduld der Arbeiterschaft zur Aufrichtung staats- und wirtschaftszerstörender Herrschaftsformen mißbrauchen wollen. Aber mehr als abwehren, fernhalten, sich selbst — äußerlich — halten kann eine demokratische Regierung mit der bloßen Hilfe von Bajonetten so wenig wie irgendeine andere. Sie kann mit ihr nicht der Lähmung aller Aktivitäten Herr werden, die aus fortschreitender innerer Zerklüftung und Zersetzung folgt; sie kann keine ihr widerstrebende Massenkraft zu positivem Tun für das Ganze bringen, keine von negativem Lassen zum Schaden des Ganzen abhalten. Sie kann (sofern die Waffe selbst ihr nicht schließlich in den Händen zerbricht) sich allenfalls davor schützen,

gewaltsam von der Spitze des Staates herabgeschleudert zu werden; aber sie kann nicht verhüten, daß unter ihr Staat, Gesellschaft, Wirtschaft stagnieren und verfallen.

Man berufe sich nicht darauf, daß das Proletariat dem Staate auch in den Jahrzehnten vor dem Kriege innerlich ablehnend gegenüberstand und daß trotzdem Staat und Wirtschaft lebenskräftig blieben und sogar dauernd an Stärke und Reichtum gewannen. Denn einmal war damals jene Ablehnung (wenigstens in den weitesten proletarischen Kreisen) nicht aktuell revolutionär; sie war ein Groll für die Gegenwart und eine Hoffnung für die Zukunft. Der Großteil der Arbeiterschaft hielt den kapitalistischen Staat mit seiner festen Machtorganisation im Augenblick für zu stark, für unüberwindlich; er bekämpfte ihn grundsätzlich, glaubte aber nicht, daß er ihn heute oder morgen stürzen könne, und fand sich deshalb tatsächlich mit ihm ab. Er fand sich mit ihm ab: das heißt aber praktisch, er arbeitete in ihm, mit ihm und für ihn. Das ganze gewerkschaftlich-genossenschaftliche Werk der Hebung der Arbeiterklasse war — leider haben das die meisten Unternehmer wie die meisten Bürokraten nicht verstanden — Arbeit nicht nur im Gegenwartsstaate, sondern auch für ihn, war im Ergebnis Sicherung und Steigerung der Leistung und der Schaffensenergie des kapitalistischen Staats und der kapitalistischen Wirtschaft. Man wollte sich das nur gegenseitig nicht zugestehen, zum Teil, weil man es, wie gesagt, nicht verstand, und außerdem, weil man ja „prinzipiell" in Feindschaft lebte. Nach der vom Staate gesuchten Versöhnung in der ersten Kriegszeit haben es aber Minister und Arbeiterführer um die Wette (und ganz richtig) betont. Dann kam die Niederlage, und das Proletariat sah den Staat, den es für stark und unüberwindlich gehalten und dem es sich deshalb angepaßt und eingefügt hatte, zusammenbrechen wie einen vermorschten Stamm. Mühelos konnten Komitees von Arbeitern und Soldaten die öffentliche Gewalt an sich reißen; die Träger der alten Autorität waren weggefegt, verkrochen sich, unterwarfen sich ängstlich und beflissen dem erstbesten Arbeiterrat. Das Machtgefühl des Proletariats wuchs ins Riesenhafte, sein Staatsrespekt verschwand. Nun ward aus den Trümmern mühsam, so gut es eben ging, ein neuer Staat aufgebaut. Dieses neue, vorläufig etwas windschiefe Staatswesen ohne Tradition und wurzelhafte Kraft betrachtet das Proletariat ganz natürlicherweise nicht als Macht über sich, sondern als sein Werkzeug. Dem alten Staate, den es nicht so bald stürzen zu können meinte, gab es seine Mitwirkung, obwohl es ihm widerstrebte; vom neuen wird es das, was es als sein Recht ansieht, unmittelbar und unnachgiebig erzwingen wollen, weil es die Schwäche kennt, aus der er geboren wurde. Nach dem Zusammenbruch vom November 1918 hält die Arbeiterschaft

den Staat nicht mehr für so mächtig, daß sie, sich seinem Willen fügend, im Kapitalismus und mit dem Kapitalismus, unter der Bourgeoisie und für die Bourgeoisie weiterarbeiten zu müssen meinte.

Und noch eines. Die gefestigte Staats- und Wirtschaftssituation der Vorkriegszeit verlangte vom Arbeiter nur, daß er nicht revoltierte, daß er unter grollendem Sichabfinden mit der herrschenden Machtordnung nach Möglichkeit für sich und seine Klasse sorgte. Geschah das, dann gingen die Dinge glatt ihren Gang. Heute aber und in absehbarer Zukunft hängt Rettung und Neuaufbau davon ab, daß jede Gruppe und jeder Einzelne sich als verantwortlicher Mitschöpfer des Kommenden fühlt, daß individuelle und partikulare Hemmungslosigkeiten unterdrückt werden, daß unter planvollen Anspannungen, unter bewußten Opfern für das Individuum und die Gegenwart eine allgemeine Einstellung auf das Ganze und die Zukunft erfolgt. Wie will man das erreichen ohne innere Zustimmung, ohne Staatsbejahung, ohne einen Gleichklang aller lebenswichtigen Volksteile? Selbst wenn der deutsche Staat noch — wie früher — den Machtnimbus hätte, um passive Fügsamkeit des Proletariats zu erzwingen, könnte er damit die Aufgabe nicht lösen, die ihm heute gestellt ist.

Eine Entwicklung freilich ist denkbar, bei der die Massen dem Staate schließlich auch dann nicht mehr aktiv widerstreben würden, wenn er durchaus in die alten Bahnen zurücklenkte. Das ist die Entwicklung, die durch den Ruin und die Verzweiflung einer länger dauernden bolschewistischen Herrschaft hindurchginge. Nach den Hungermartern und der Massendezimierung einer solchen Ära würde auch das Proletariat jedem Diktator zulaufen, der ihm nur nackte Rettung und straffe Ordnung verspricht, — wie hart autoritär und bürgerlich er sein Regiment auch einrichten mag. Aber solche Entwicklung dürfen wir nicht wollen, darf am allerwenigsten das Bürgertum wollen. Denn ganz abgesehen davon, daß das Bürgertum in der bolschewistischen Durchgangsperiode das erste Opfer wäre, würde diese Periode die schöpferischen Volkskräfte zermürben und zerschlagen. Das Neuorganisieren des Staates wäre nachher nicht schwer; es wäre Sache energischen Herrschaftswillens einzelner Persönlichkeiten. Aber es gäbe zunächst kaum viel mehr zu organisieren als Resignation und Stagnation; Aufbau und Aufstieg wären mindestens auf längere Zeit hinausgeschoben. Das aber können wir nicht ertragen; dazu sind wir viel zu viel Menschen auf unserem engen Bodenraum.

Nein, — wir müssen die organisierte Kraft des Proletariats so rasch wie möglich — denn Zeitverlust ist Lebensgefahr — in Staat und Wirtschaft einbauen und wir müssen uns, damit wir das können, unverzüglich und ehrlich mit den Herrschaftsansprüchen des Proletariats auseinandersetzen. Auseinandersetzen, nicht ihnen unterwerfen! Die proletarische Allein-

herrschaft ist unmöglich, — nicht, weil sie eine Sünde wider die Demokratie wäre, die schließlich auch nur Mittel und nicht Selbstzweck ist, sondern weil Staat und Wirtschaft über ihr zugrunde gingen. Das Proletariat kann zunächst nur aus sich heraus das — politische und wirtschaftliche — Führerproblem nicht lösen. Zur Lösung dieses Problems bedürfen Staat und Wirtschaft, bedarf das Proletariat selbst in entscheidendem Umfange bürgerlicher Hilfe.

Das Bürgertum hat dem revolutionären Sturmangriff der Besitzlosen keine organisierte Eigenkraft, keine geistige Offensive entgegengestellt. Selbst von einer Defensive war kaum ernstlich zu sprechen. Man ließ Räte und Volksbeauftragte, ließ den plötzlichen Sturz der eigenen Herrschaft ruhig über sich ergehen, fügte sich und protestierte höchstens da und dort gegen einzelne Maßnahmen und Personen. Die Herstellung demokratisch-parlamentarischer Regierungsformen, die der Bürgerschaft äußerlich einen Teil ihres öffentlichen Einflusses zurückgab, ward nicht durch ihre Kraft erzwungen. Die Demokratie kam nicht durch das Bürgertum, sondern weil die alten parlamentarisch erzogenen Arbeiterführer selbst in ihr eine Sicherung gegen den sich überschlagenden Radikalismus zu finden hofften. Als sie dann da war, glaubte das Bürgertum (oder vielmehr seine politischen Führer) statt auf ihr weiterzubauen, sich in ihr verschanzen zu können und trieb damit das Proletariat von ihr weg. Genau wie jene Unternehmer, die sich früher zäh der Einsicht verschlossen hatten, daß die Gewerkschaften Organe der Gemeinschaftsarbeit im Kapitalismus seien, sich jetzt (wo ihnen keine schützende Staatsmacht mehr zur Seite stand) eben darum eifrig an sie anklammerten und dadurch halfen, ihnen die Arbeiter zu entfremden. Indem die Wortführer des Bürgertums, ohne mit schöpferischen Plänen für die neue Ordnung der Dinge hervorzutreten, fortschrittliche Formen und Methoden nur ergriffen, um mit ihnen möglichst die bürgerliche Stellung, den bürgerlichen Einfluß, wie er vor der Revolution bestand, zu konservieren, vertieften sie den Gegensatz zwischen sich und dem Proletariat, steigerten sie den proletarischen Radikalismus und damit am Ende — die eigene Ohnmacht.

Die Hilflosigkeit, mit der das Bürgertum sich von der Welle der proletarischen Revolution überspülen ließ und die Sterilität, die es im weiteren Verlaufe der revolutionären Entwicklung zeigte, wird nur durch die Tatsache verständlich, daß die innere Geschlossenheit der bürgerlichen Schichten, die schon früher stark gelockert und unterhöhlt war, im Kriege vollends gesprengt wurde. Sie war schon vorher gelockert, weil die kapitalistische Entwicklung die verschiedenen bürgerlichen Gruppen sehr ungleich begünstigte und ihnen die durch die Führung des kapitalistischen Großbürgertums und seiner technischen Helfer immer einseitiger materialisierten Lebens-

werte in höchst ungleichem Umfange zumaß. War der Kampf zwischen Groß- und Kleinunternehmertum mehr ein häuslicher Streit, den der gemeinsame Gegensatz gegen die fortschreitende Organisation des Proletariats milderte und teilweise verdeckte, so rührte das wirtschaftliche Zurückbleiben der wachsenden Masse der Privatangestelltenschaft und die Proletarisierung des öffentlichen Beamtentums schon an die Wurzeln der durch Tradition und Lebensform äußerlich aufrechterhaltenen Zusammengehörigkeit. Der Krieg hat dann das Bürgertum rapid partikularisiert und atomisiert. Schon das Kriegsschicksal des Unternehmers war durchaus zwiespältig; neben Unternehmungen, die rasch reich wurden, wuchsen, sich festigten, standen sehr viele andere, namentlich mittlere und kleinere, die zusammenschrumpften, entwurzelt wurden, zugrundegingen. Die Masse der Angestellten erhielt zunächst gar keinen, später nur geringen Anteil an der Einkommeninflation, weit geringeren als die begehrten Gruppen der Lohnarbeiter; sie radikalisierte sich deshalb zusehends, ward sich ihres sozialwirtschaftlichen Gegensatzes zum Unternehmertum, ihrer „Arbeitnehmerposition" stärker bewußt. (Ohne diese vorbereitende Radikalisierung wäre das tolle Ausschlagen der Angestelltenansprüche in der Revolutionszeit kaum möglich gewesen.) Zahllose Männer aus der Angestelltenschaft, den freien Berufen, dem Unternehmertum, wurden aus ihrer Lebenssphäre gerissen und in den militärischen oder den militarisierten Verwaltungsapparat hineingestellt. Wirtschaftlich beengt und seelisch bedrückt, oft vergewaltigt, lehnten sie sich hier innerlich immer stärker gegen die Macht auf, die sie knechtete; immer stärker auch deshalb, weil derweilen die Grundlagen ihrer bürgerlichen Existenz verfielen, weil ihnen nach dem Aufhören des Kriegszwangs Besitzlosigkeit, Unsicherheit, Neuanfangenmüssen in Aussicht stand. Das öffentliche Beamtentum verlor zu einem recht großen Teile seine Staatsgesinnung und Staatstreue und wurde korrupt. Es mußte korrupt werden; denn während man es (das schon vor dem Kriege fast proletarisierte) der Hungerpeitsche der Geldentwertung schutzlos auslieferte, wuchsen ringsumher die Möglichkeiten unredlichen Erwerbs ins Ungemessene. Während der Staat für den einen Zweck der Kriegführung den allerschärfsten Zwang übte und durchsetzte, schwand im wirtschaftlich-bürgerlichen Leben seine Macht, schwand vor allem seine Macht, Gerechtigkeit zu wahren und zu schützen, und der Glaube an diese Macht. Der individuelle und Gruppenegoismus sprang immer unbekümmerter über die Zwirnsfäden der staatlichen Gebote hinweg; je kühner, skrupelloser, eigensüchtiger die Selbsthilfe des Einzelnen und der Gruppen wurde, umso größer war sichtbarlich ihr Erfolg. Der anfangs so emphatisch gepredigte Gemeingeist wurde von atomisiertem Egoismus erschlagen. Kaum jemand, außer der militärischen Berufskaste, stützte sich

noch innerlich auf den Staat, fühlte sich mit ihm verwachsen; denn die, die emporgekommen waren, hatten dies meist erreicht, indem sie ihm „ein Schnippchen schlugen", indem sie ihren Privategoismus gegen ihn verwirklichten, und die vielen, die unter die Räder kamen, gaben ihm die Schuld.

So in sich zerrissen, zu einem Teil von Groll, zu einem andern von Skepsis gegen die herrschende Ordnung erfüllt, konnte das Bürgertum sich nicht als Phalanx vor den stürzenden Staat stellen . . Zwar waren natürlich innerhalb des Bürgertums beträchtliche wirtschaftliche Gruppeninteressen gegen die Umwälzung da; aber diese Gruppeninteressen entbehrten der Deckung durch eine starke allgemeinbürgerliche Solidarität. Bei vielen Angehörigen der bürgerlichen Klassen, die selbst besitzarm oder besitzlos geworden waren, verknüpfte sich der Besitzbegriff zu sehr mit der Vorstellung von Kriegsschieber- und Kriegsgewinnlertum, als daß sie sich zu positivem Kampfe für eine besitzschützende Staatsorganisation hätten aufraffen wollen. Die Angestellten, in ihrer überwiegenden Zahl besitzlos, gaben die ohnedies erschütterte Solidarität mit dem besitzenden Bürgertum ganz preis, als sie dessen Macht gebrochen sahen; da sie wirtschaftlich und gesellschaftlich eine Zwischenstellung einnahmen, konnten sie leicht die Front wechseln und sich, statt als Unterschicht der Bourgeoisie, als Oberschicht der arbeitenden Klasse konstituieren. Beim Beamtentum war durch die moralische Zersetzung der Kriegszeit (von der es selbst nicht freigeblieben war) die enge innere Verbundenheit mit dem bürgerlich-kapitalistischen Staate mindestens sehr geschwächt; es empfand keinen sittlichen Zwang, für einen Staat, unter dessen Fittichen am Ende in der Hauptsache nur Kriegswucherer und Schleichhändler gediehen waren, in die Bresche zu springen. Auch darauf, und nicht nur, wie man wohl gemeint hat, auf die jede eigene Überzeugung der Disziplin unterordnende Pflichttreue der Beamten ist die widerspruchslose Bereitwilligkeit zurückzuführen, mit der sich der bürokratische Apparat den neuen proletarischen Machthabern zur Verfügung gestellt hat. Diese moralische Abwendung war ja überhaupt das Entscheidende. Staat und Besitz waren im Kriege in einem bis dahin unerhörten Grade demoralisiert worden; und deshalb verloren sie im Augenblicke des Zusammenbruchs (innerlich schon vorher) alle Hilfstruppen bis auf diejenigen, die selbst noch Früchte jener Demoralisierung für sich zu retten hatten.

Der Besitz war also isoliert, diskreditiert und außerdem, von der Revolution ganz abgesehen, schon durch die Niederlage, durch den Zusammenbruch des Staates nach außen in ziemlich hoffnungsloser Lage. Im Augenblicke der Niederlage mußte der Besitz in gewisser Hinsicht und in gewissem Umfange sich selbst aufgeben — ganz gleichgültig, was innerpolitisch auf die Niederlage noch folgte. Denn es war klar, daß die Kosten

des Kriegsverlusts unter allen Umständen in erster Linie ihm aufgelastet werden mußten. Diese Wirkung der Niederlage war durch keine praktisch mögliche Staatsgestaltung zu verhüten; der Besitz konnte sich ihr nur entziehen, indem er (soweit er dazu imstande, das heißt soweit er flüssig oder flüssig zu machen war) aus dem Bereich des geschlagenen und verarmten Staates floh. Die folgerichtige Reaktion des Besitzes auf die Ereignisse vom Herbst 1918 war nicht der Versuch, den zusammenbrechenden Staat zu stützen, sondern der Versuch der Flucht. Der nicht festgelegte Besitz floh denn auch aus dem Gebiete des besiegten Staates – vor der Revolution ganz ebenso wie nach ihr. Die Revolution hat die Fluchttendenz vielleicht etwas verstärkt; geschaffen hat sie sie keineswegs. Sie hat, nebenbei bemerkt, auch ihre praktische Verwirklichung nicht erschwert. Denn diese Verwirklichung beruht auf der Übertölpelung des Staats, auf der Machtlosigkeit seiner Exekutive, auf der Korruption seiner Organe. Und der nachrevolutionäre Staat ist, trotz seines sozialistischen Anstrichs, nicht weniger leicht zu übertölpeln, nicht weniger machtlos, seine Organe sind nicht weniger korrupt als die des vorrevolutionären.

Indem der Besitz, soweit er dazu in der Lage ist, aus dem Lande flieht, bezeichnet und bestätigt er selbst den unvermeidlichen Sturz seiner Herrschaft. Dieser Sturz ist unvermeidlich, weil die Niederlage notwendigerweise zuerst vom Besitz bezahlt werden muß, weil ein großer Teil seiner früheren bürgerlichen Hilfstruppen den Herrschaftsanspruch des Besitzes nicht mehr zu stützen bereit ist, und weil ihm ein Proletariat gegenübersteht, das selbst zur Macht gelangt ist und an die Macht des besitzschützenden Staates nicht mehr glaubt.

Die Gründe der bürgerlichen Hilf- und Tatenlosigkeit gegenüber der Revolution der Besitzlosen liegen jetzt klar zutage. Die alte bürgerliche Solidarität, die in der willigen Unterordnung unter die materielle und (materialisiert) kulturelle Führung des besitzenden Großbürgertums wurzelte, war – durch Ansturm von außen und durch Zersetzung von innen – auseinandergefallen. Für eine neue Solidarität, eine neue Zusammenfassung der nichtproletarischen Schichten um einen anderen Mittelpunkt war nichts geschehen und hatte nichts geschehen können, weil der Krieg das Bürgertum partikularisiert und atomisiert hatte. So stand, gegen anspruchsvoll vorwärtsstürmende Geschlossenheit auf der proletarischen Seite, auf der bürgerlichen Zerrissenheit und Skepsis; und das Ergebnis konnte zunächst nicht anders sein als es war.

Zunächst. Diese für das Bürgertum so außerordentlich ungünstige Ausgangssituation der Revolution braucht sich nicht zu verewigen, darf sich nicht verewigen. Es kann, es muß wieder ein bürgerlicher Zusammenhang, ein bürgerlicher Gesamtanspruch entstehen. Keiner, der negativ oder

defensiv ist, das Vergangene wiederherstellen, verlorene Positionen retten will. Sondern einer, der in die Zukunft weist, der schöpferisch und aufbauend ist. Dieser Zusammenhang und Gesamtanspruch kann sich nicht auf das Besitzprivileg stützen, überhaupt auf kein Privileg und kein Sonderinteresse einzelner bürgerlicher Gruppen – das wäre äußerlich und innerlich aussichtslos – sondern nur auf etwas, was den bürgerlichen Schichten gemeinsam und was zugleich ein entscheidender Wert ist für das Bürgertum selbst und für die ganze Volksgemeinschaft. Dies Etwas, das der Mittelpunkt neuer bürgerlicher Solidarität und Geltung werden kann und werden soll, ist vorhanden: es ist die Unentbehrlichkeit des Bürgertums für die Lösung des Führerproblems, die besondere bürgerliche Legitimation und Qualifikation für die geistige Leitung des staatlichen und wirtschaftlichen Arbeitsprozesses.

Überhitzter proletarischer Radikalismus sucht diese bürgerliche Führungslegitimation zu bestreiten, den Arbeitern vorzuschmeicheln, daß sie auch ohne die bürgerliche Lenkungsleistung auskommen könnten. Aber dieser Versuch, der psychologisch verständlich ist, fällt sofort in sich zusammen, wenn die Sphäre leerer Agitation mit der positiv erhaltender oder aufbauender Arbeit vertauscht wird. Jedes Experiment, Verwaltung und Wirtschaft ohne bürgerliche Leitungsorgane zu erhalten und weiterzuentwickeln, muß (heute und in absehbarer Zukunft) unweigerlich mißlingen. Keine proletarische Diktatur vermag sich vor raschem Zusammenbruche zu schützen, wenn sie das Bürgertum aus seiner Führerfunktion ausschaltet. Jede wäre, wenn sie nicht in Chaos untergehen will, sehr bald gezwungen, die bürgerlichen Leitungsorgane wenn nicht offen, so doch heimlich – gewissermaßen im Schleichhandel – an ihre Plätze zurückkehren zu lassen und zurückzuholen. In den Petersburger Zentralbehörden sollen noch (oder wieder) die Beamten des alten zaristischen Regimes sitzen. Der russische Bolschewismus, der das Bürgertum des eigenen Landes mißhandelt und geschwächt hat, verlangt jetzt nach ausländischen Unternehmern und Betriebsleitern, also nach ausländischen bürgerlichen Führern der Wirtschaft. Und das ist nicht zufällig, sondern durchaus typisch; das Proletariat, das sein eigenes Bürgertum dezimiert, müßte schließlich in der Tat fremdes Bürgertum importieren, um das Führerproblem überhaupt lösen zu können.

Die besondere Führerqualifikation, die das Bürgertum auch dem Proletariat – wider dessen Willen – unentbehrlich macht, geht natürlich auf soziale Privilegien, in letzter Linie auf das Besitzprivileg zurück. Das Bildungs- und Ausbildungsprivileg, die gemeinsame bürgerliche Lebensform, der gesellschaftliche Zusammenhang, all die Faktoren also, die die Führerpositionen in Staat und Wirtschaft den bürgerlichen Schichten

vorbehalten, — sie haben in der kapitalistischen Ordnung der Dinge ihre Wurzel am Ende im Besitzprivileg. Nun ist diese bürgerliche Führerschicht da, muß da sein, muß ihre Funktionen weiter erfüllen, weil sie nicht ersetzt werden kann, weil sonst alles zugrunde ginge, — aber ihre Herkunft, die früher auch ihr Zusammenhalt war, wird ihr von außen bestritten, aus ihr selbst heraus bezweifelt, verleugnet, teilweise preisgegeben. Was hat sie zu tun?

Sie hat einmal ihren Daseins- und Führungsanspruch ganz bewußt und eindeutig statt auf Besitz auf Leistung zu stellen. Sie muß die Solidarität mit dem Besitz ohne Leistung klar und bestimmt abschütteln. Sie muß den Leistungslohn erhalten, aber selbst die Initiative zum Abbau der Besitzrente ergreifen. Sie muß den Unternehmer als Kapitalmonopolisten bekämpfen, auch vor seiner Depossedierung nicht zurückschrecken; aber sie muß ihn als Betriebsleiter, als technischen, organisatorischen, überhaupt als geistigen Führer anerkennen, stützen, muß für seine Führerfreiheit und seinen Führerlohn eintreten. Sie muß neue Wirtschaftsformen schaffen, durch die die Produktivität der Wirtschaft gesteigert und damit der Ertrag für alle erhöht wird, in denen die schöpferische Leistung frei wirken kann und ihr besonderes Entgelt findet, in denen aber der Mißbrauch und die Vergeudung von Volks- und Naturkräften, in denen jede Art Ausbeutung unterdrückt ist. Diese neuen Formen *können* nur diejenigen schaffen, die den alten Mechanismus kennen, weil sie selbst leitend in ihm tätig gewesen sind; und sie *müssen* sie schaffen — nicht von heute auf morgen, aber in der harten Arbeit der kommenden Jahre — weil sie sonst ihre Führerlegitimation verlören.

Die bürgerliche Führerschicht muß weiter dafür sorgen, daß auch die Wurzel ihrer ständigen Ergänzung und Erneuerung statt irgendwelcher sozialer Privilegien die Leistung wird. Diese Forderung ist sehr schwer zu erfüllen. Denn die Kompliziertheit unseres staatlichen und wirtschaftlichen Apparats ist nur von ganz besonders vorgebildeten, durch eine unmittelbar auf die Erlangung der Leitungsqualifikation ausgerichtete Berufslaufbahn geschulten Führern zu bewältigen. (Die Führer einfach aus der Masse nehmen und in sie wieder zurücktreten lassen, kann man nur unter ganz einfachen staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen.) Eine solche Führerschaft aber zeigt eine starke und natürliche Tendenz, sich besondere, äußere Lebensformen, einen besonderen gesellschaftlichen Zusammenhang und damit ein Standesprivileg zu schaffen und sich aus sich selbst zu ergänzen. Man darf auch kaum allzusehr auf die Kraft der Gegenwirkung rechnen, die dieser Neigung durch die Vereinheitlichung des Schulwesens und die öffentliche Förderung der begabten Kinder ersteht. Eine einigermaßen befriedigende Lösung des Problems wird nur möglich sein im Zusammen-

hange mit der dritten großen (und ganz besonders dringlichen) Aufgabe, die die bürgerliche Führerschicht in Angriff zu nehmen hat: der systematischen und organisierten Heranziehung des in der vergangenen Ära lediglich geführten Proletariats zur Mitbestimmung und Mitführung in Staat und Wirtschaft.

Die zwingende und drängende Notwendigkeit dieser Heranziehung habe ich bereits zu begründen versucht. So unmöglich es ist, dem Proletariat die Alleinherrschaft zu überlassen, so undenkbar ist es auch, sich über seinen Herrschaftsanspruch hinwegzusetzen. So wenig die schöpferischen Kräfte des Bürgertums hätten entfesselt werden können, wenn es nicht neben Führungsfreiheit für den Bereich der Wirtschaft, seinen Anteil an der Führung des Gemeinwesens erlangt hätte, so wenig wird man die positive Kraft der Arbeitermassen auszulösen und fruchtbar zu machen vermögen, wenn man ihr Begehren, aus Objekten zu Subjekten der Wirtschaft und des Staates zu werden, nicht erfüllt. Aus dem Sumpfe dieser Niederlage aber zieht uns keine Führerschicht, und leiste sie noch so viel, bloß mit ihrer eigenen Kraft, sondern nur die vereinte Anstrengung des ganzen Volkes. Wir haben also keine Wahl.

Das Proletariat hat bisher weder in der Verwaltung des Gemeinwesens noch in der Wirtschaft mitgeführt und mitentschieden; es muß also das Führen und Entscheiden erst lernen. Nicht schulmäßig natürlich, sondern durch das gleiche Mittel, durch das auch das Bürgertum das Regieren gelernt hat, nämlich durch die Selbstverwaltung. Während aber die Selbstverwaltung, in die das Bürgertum eingeschaltet wurde, politisch war, weil ja in der wirtschaftlichen Sphäre individualistische Freiheit herrschen, der Einzelne sich suverän bewegen sollte, wird die Selbstverwaltung, in die die Arbeiterschaft eintritt, sich auch und gerade auf das Gebiet der Wirtschaftsführung, der Produktion vor allem, erstrecken müssen. Denn hier in erster Linie fühlt sich der Arbeiter recht- und machtlos, hier will er durch eigene Entscheidung und Leitung vom Lohnempfänger zum Produzenten, zum aktiven Träger oder Mitträger des Wirtschaftsprozesses emporgehoben werden.

Ohne die bisherigen bürgerlichen Führer der Wirtschaft wäre eine solche Selbstverwaltung (und mit ihr die von ihr abhängigen Betriebe) zum Bankrott verurteilt; mit ihnen kann sie der Hebel zur Auslösung ganz neuer, produktiver Energien werden. Wenn die bürgerlichen Wirtschaftsleiter die Überlegenheit ihrer Führerqualifikation nicht zu autoritärer Herausforderung mißbrauchen, sondern ehrlich an die Aufgabe herangehen, die Vertreter der Arbeiter zum Verständnis der wirtschaftlichen und geschäftlichen Zusammenhänge, zu einer sachlichen und verantwortungsbewußten Beurteilung der Leitungsarbeit zu erziehen, dann wird die Gefahr, daß

jene Vertreter die Rolle des Elefanten im Porzellanladen spielen (eine Gefahr, gegen die sich übrigens unschwer Kautelen schaffen lassen) nicht allzugroß sein. Der Tätigkeitsspielraum der Betriebsleiter braucht durch das Zusammenwirken mit den Repräsentanten der Arbeitnehmerschaft nicht im geringsten geschmälert zu werden; denn das Wesen der Selbstverwaltung kann hier natürlich so wenig wie irgendwo sonst darin bestehen, daß den leitenden Persönlichkeiten in ihre Einzeldispositionen hineingeredet wird, sondern nur in der gemeinsamen Einigung über die gemeinsamen Interessen und die allgemeine und grundsätzliche Art ihrer Verwirklichung. Aus der Einigung geht eine Solidarität hervor, die ohne sie fehlt, aus der Solidarität ein Antrieb zur Leistungssteigerung bei allen Beteiligten. Es ist sogar sehr leicht möglich, daß die Einschaltung der Arbeiter in die Selbstverwaltung der Betriebe zu einer Überspannung der Solidarität führt, daß sie einem Betriebsegoismus und Betriebspartikularismus den Rücken stärkt, der mit dem Gesamtinteresse in Widerspruch gerät. Deshalb (und weil wir überhaupt eine Gemeinwirtschaft brauchen) darf die Selbstverwaltung nicht beim einzelnen Betriebe stehen bleiben, sondern muß über ihn hinausgreifen auf regionale Gruppen gleichartiger Betriebe, auf ganze Wirtschaftszweige, schließlich auf die gesamte, nationale Wirtschaft. Dieser ganze Aufbau muß, ebenso wie die Selbstverwaltung des Betriebs, gemeinsam von den bisherigen Führern und den bisher Geführten getragen werden, er soll das Proletariat einschalten, ohne die bürgerliche Führerschaft auszuschalten.

So wäre also, wird mancher erstaunt fragen, eine, ja mehr als das, die dringlichste Gegenwartsaufgabe des Bürgertums die Schaffung eines wirtschaftlichen Rätesystems? Sie ist es in der Tat. Es gibt keinen anderen Weg (außer denen, die durch die Trümmerhaufen der Proletariatsdiktatur führen), um die lebensgefährliche Spannung zwischen Proletariat und Staat, Proletariat und bürgerlicher Führerschicht zu beseitigen. Es gibt keinen anderen, um eben dieser bürgerlichen Führerschicht die Stellung in der Wirtschaft und im Staate zu erhalten, die ihr gewahrt werden kann und um ihret- und der Gesamtheit willen gewahrt werden muß. Es gibt auch kein anderes Mittel, um die Führerschicht vor der Isolierung zu schützen, in die sie über kurz oder lang abermals geraten muß, wenn sie sich nicht aus den Höchstleistenden des ganzen Volkes, sondern in der Hauptsache nur aus sich selbst erneuert und ergänzt. Die wirtschaftliche Selbstverwaltung wird ja zugleich der natürliche Ausleseapparat sein, durch den, nicht zufällig, sondern systematisch, die Angehörigen des Proletariats, die wirklich Führerqualitäten besitzen oder erwerben, in die Führerposition und in die Führerschicht einrücken.

Daß die wirtschaftliche Selbstverwaltung, sobald sie einmal von der

Basis bis zur Spitze durchgeführt und in Tätigkeit ist, auch einen ausschlaggebenden politischen Einfluß erlangen muß, versteht sich von selbst. Es ist ein merkwürdig müßiger Streit darüber entbrannt, ob man diesen Selbstverwaltungskörpern, diesen „Räten" und „Kammern der Arbeit" auch selbständige politische Rechte geben oder ob man die politischen Befugnisse ausschließlich den „demokratischen" Parlamenten, den aus allgemeinem, gleichem Wahlrecht hervorgehenden Volksvertretungen vorbehalten solle. Der Streit ist müßig, weil die wirtschaftliche Selbstverwaltung sich die Mitbestimmung aller Politik, die irgendwie mit der Wirtschaft zusammenhängt, einfach durch ihr eigenes Schwergewicht erzwingen wird. Oder glaubt man etwa, Beratungs- und Entscheidungsorgane, in denen alles vertreten ist, was die leitende sowohl wie die ausführende Arbeit im Wirtschaftsprozeß leistet, und die in ihrer Gesamtheit die ganze Wirtschaft umfassen, könnten durch formale Verfassungsbestimmungen daran gehindert werden, mit der Autorität, die ihnen ihre Funktion und ihr Rückhalt im schaffenden Volke gibt, in die wirtschaftliche Politik des Staates einzugreifen? (Übrigens mutet der bürgerliche Widerspruch gegen politische Rechte der wirtschaftlichen Selbstverwaltung etwas doktrinär an; denn in deren Organen ist der Einfluß der bürgerlichen Führerschicht wahrscheinlich zuverlässiger verankert als in demokratischen Parlamenten.)

Die Revolution hat die bürgerliche Macht im ersten Anlaufe gestürzt, aber sie hat das Bürgertum nicht besiegt. Das Bürgertum steht ganz fest, sein Platz im neuen Aufbau Deutschlands ist ihm ganz sicher, — wenn es nur erkennt, daß das deutsche Volk heute ein anderes ist als 1914, und daß seine eigene Führerstellung in diesem Volke anders sein muß als früher. Nicht schlechter, nicht niedriger! Mancherlei muß freilich geopfert werden: der Besitz, der sich nicht durch Leistung ausweist, das Recht auf Willkür, auf schranken- und rücksichtslosen Privategoismus, auf die Gebärde des Herrentums. Aber das Wertvollste bleibt, die Führerschaft in Wirtschaft und Staat, die von keiner anderen Schicht übernommen werden kann, weil keine andere zu führen vermag. Und diese Führerschaft wird, wenn das Bürgertum seine Sendung versteht, etwas Höheres sein als früher; denn sie wird nicht widerstrebende, innerlich grollende Massen hinter sich haben, sondern mit ihr selbst solidarisch verbundene, zustimmende und mitschaffende. Wird das Bürgertum seine Sendung verstehen? Wird es aufhören, sich steril und eigensinnig an den alleinseligmachenden demokratischen Parlamentarismus zu klammern, — ganz so, wie vor noch nicht allzulanger Zeit die preußischen Feudalen sich an das Dreiklassenrecht klammerten? Mit der Parole von gestern fällt man der Entwicklung ebensowenig in die Speichen, wie mit der von vorgestern. . . . .

***

Deutscher Neuaufbau und Arbeiterschaft

von Max Cohen

Im Flammenmeer des Weltkrieges ist in Deutschland die alte Zeit zusammengebrochen. Seine verzehrende Glut hat Raum geschaffen für das Emporkommen neuer Werte; neue Erkenntnis muß uns dazu verhelfen, das Haus der deutschen Menschheit wieder aufzubauen und ihm breitere und festere Grundlagen, als die alten waren, zu geben. Das hierfür nötige Umlernen ist durch die grundstürzenden Ereignisse des großen Kriegs außerordentlich erleichtert worden, und man sollte annehmen, daß es keiner politischen Richtung allzuschwer werden könnte, den alten Formelkram gründlich auszuräumen und den Parteiboden so umzuackern, daß er reiche, verheißungsvolle Frucht zu tragen vermag. Eine der notwendigsten Umstellungen, die alle politischen Parteien gleichermaßen gebrauchen, ist die Erkenntnis, daß ihre bisherige politische Tätigkeit viel zu sehr am Formalen gehaftet und viel zu wenig die Substanz beachtet hat, die doch den wirklichen Inhalt jeglicher Politik ausmacht.

Worin bestand ein Hauptteil des parteipolitischen Lebens vor dem Krieg? Einmal im Kampf der Parteien untereinander, ein andermal im Kampf gegen die Regierung. Und sowohl die Parteien, die nicht gegen die Regierung kämpften, sondern in einem leidlichen oder guten Verhältnis zu ihr standen, wie auch jene, die sie bekämpften, stritten im Grunde hauptsächlich um formal-politische Dinge, um parteipolitische Vorteile, die — im großen und ganzen — für die einen in der Erweiterung, für die anderen in der Einengung der Volksrechte bestanden. Man fühlte viel zu wenig, daß, genau genommen, jede Regierung der Exponent des Volkswillens war, daß Regierung und Volk eins waren und eins sein mußten, daß die Frage schon im Prinzip falsch gestellt wurde, wenn sie lautete: wer regiert, statt wie wird regiert und was wird geschaffen? Man erschöpfte sich zu sehr in der Forderung nach formalen demokratischen Einrichtungen, die gewiß nötig, ja unentbehrlich sind. Und es soll hier nicht etwa eine Lanze für den aufgeklärten Absolutismus gebrochen werden, der ja auch oft das Richtige zu tun verstand. Worauf es aber ankommt, ist dies: bei aller Notwendigkeit des Formalen in der Politik darf die Sache selbst nicht außer acht gelassen werden. Es ist mindestens ebenso wichtig, den klaren Inhalt, die Substanz des politischen Wollens und Willens festzustellen, wie die Durchsetzung der politischen Form, mit deren Hilfe der Inhalt errungen werden soll. Keins von beiden darf vernachlässigt werden, sonst sitzt man nachher mit seinen errungenen for-

malen Rechten da, ohne zu wissen, was man mit ihnen anfangen soll. Den Kampf um die Rechte hat die Sozialdemokratie jahrzehntelang ausgiebig gegen die Regierung geführt. Augenblicklich haben wir alle Rechte miteinander. Kein Mensch kann sie uns mehr nehmen, wenn wir sie zu gebrauchen verstehen und wissen, was wir mit ihrer Hilfe schaffen sollen. In der Tat, mit den errungenen politischen Rechten der Politik den richtigen Inhalt zu geben: das ist das Problem, das die deutsche Sozialdemokratie lösen muß, wenn sie nicht wieder aus der vorderen Reihe zurücktreten will. Daß die Politik der deutschen Gegenwart und Zukunft von echt sozialem Geist erfüllt sein muß, ist selbstverständlich. Der Sozialismus kann auch heute nicht mehr unter dem Gesichtswinkel von Parteigruppierungen betrachtet und vom Standpunkt parteipolitischer Vorteile aus gewertet werden. Er ist in so hohem Maße Sache des Volksganzen, der Erhaltung der Volksgemeinschaft geworden, daß ohne ihn, jedenfalls ohne den Willen zu ihm, ein Wiedererstehen aus der durch die Kriegsfolgen herbeigeführten großen Not kaum noch denkbar erscheint. Um so nötiger aber ist es, sich über den Inhalt dieses Sozialismus klar zu werden und scharf zu unterscheiden zwischen dem, was wirklicher Sozialismus ist, und was heute von allen Seiten als Sozialismus angepriesen wird.

Da ist besonders ein kurzer Blick ins Russenreich von Nutzen. Bei unserem östlichen Nachbarvolk ist der zum Typus des Absolutismus gewordene Zarismus vom Bolschewismus abgelöst worden, der sich zaristischer Mittel aufs beste zu bedienen versteht. Und es kann nicht geleugnet werden: der Bolschewismus hat eine merkwürdige, nicht nur in Rußland spürbare Macht über zahlreiche Geister gewonnen. Das liegt sicherlich nicht daran, daß er sich im ehemaligen Zarenreich bereits so lange an der Herrschaft erhält (viel länger, als alle Kenner es vorausgesagt haben), auch nicht allein daran, daß das den Krieg erlebende Geschlecht – vor allem die Kämpfer aus den Schützengräben – besonders in den besiegten Ländern in hohem Maße von der Kriegspsychose befallen, das heißt wirklich krank geworden ist. Die große Anziehungskraft des Bolschewismus liegt einmal in der Ganzheit seiner politisch-wirtschaftlichen Auffassung: er will alles Alte niederreißen und von Grund auf neu aufbauen; ein andermal aber auch darin, daß er vom Sozialismus die Idee der Arbeitsleistung, die Hebung der Produktion, die Gemeinschaftswirtschaft entnommen und auf seine Fahne geschrieben hat. Auch die Prediger der Bolschewiki haben verkündet, daß die Arbeit der Maßstab aller Dinge sein müsse. Daß der Bolschewismus praktisch diese Prinzipien nicht nur nicht verwirklicht, sondern buchstäblich zu Tode

geritten hat, spricht ja auch keineswegs gegen die Idee als solche, sondern nur gegen die falsche Anwendung vollkommen ungeeigneter Mittel. Und auch der Rätegedanke ist nicht, wie so oft geglaubt wird, bolschewistischen Ursprungs, wohl aber ist er aus russischer Erde erwachsen. Während der Revolution im Jahre 1905 entstanden, da es in Rußland legale Arbeiterorganisationen nicht gab, die Arbeiterräte als Vertrauensleute und Führer der Arbeiter in den einzelnen Betrieben. Da sich diese Arbeiterräte gut bewährt hatten, kehrten sie beim Ausbruch der Revolution von 1917 sofort wieder und bildeten die anerkannte Organisationsform der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki. Die Arbeiterräte haben vor der bolschewistischen Herrschaft niemals nach der Diktatur gestrebt. Erst von den Bolschewisten ist das Rätesystem in das von den Sozialrevolutionären und Menschewiki dauernd bekämpfte System der Rätediktatur verfälscht worden und hat dem wirklichen Sozialismus unendlichen moralischen und sachlichen Schaden zugefügt. Daraus müssen wir in Deutschland lernen und einsehen, daß eine blinde Nachahmung des russischen Verfahrens Deutschland vollends zugrunde richten und den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens auf unabsehbare Zeit hinaus vollkommen unmöglich machen würde.

Wie müssen wir in Deutschland unsere Politik einrichten, um das russische Chaos zu vermeiden und um der bereits vielerorts eingetretenen wirtschaftlichen Anarchie Herr zu werden? Vor allem muß eine einheitliche, richtunggebende und grundlegende Idee unsere Innen-, Außen- und Wirtschaftspolitik leiten; die Idee der Produktionspolitik, die der wahre und eigentliche Inhalt jeglicher Politik ist und bleiben muß. Die Produktion ist die beste und tiefste Quelle menschlicher und nationaler Kraft. Aus der Produktion heraus sind die wahren Gründe aller bisherigen Machtkämpfe entstanden, und es ist nötig einzusehen, weshalb bis heute eine Klasse über die andere Klasse, eine Nation über die andere zu herrschen bemüht war: damit die unterdrückte Klasse oder die unterdrückte Nation für die herrschende produziere. Karl Marx hat einmal in einem seiner Briefe die treffende Bemerkung gemacht: wer nicht begreift, daß eine Nation die andere auszubeuten vermöge, könne auch nicht begreifen, daß eine Klasse die andere ausbeute. In allen die Produktion betreffenden Fragen liegt bis zur Stunde die eigentliche Quelle jeglicher Ausbeutung, und die Haupttriebkraft dieser Ausbeutung müssen wir in der Tatsache suchen, daß für eine wahrhafte und umfassende Befriedigung aller die Konsumdecke zu kurz war und vorläufig auch zu kurz ist. Die Kämpfe, die aus der Ausbeutung einer Klasse oder einer Nation durch die andere entstehen, können nur bei unendlich gesteigerter Produk-

tion ein Ende finden.* Diese grundlegende Bedeutung der Produktion muß man sich vor allem klarmachen und zugleich begreifen, welchen außerordentlichen Wert sie schlechthin für das menschliche Leben ausmacht. Auch das Individuum ist, vom Gesichtspunkt der Gemeinschaft aus gesehen, nur dann ein höheres Wesen, wenn es schaffend seine Kräfte regt. Das knappe Schlagwort also ist berechtigt und wahr, wenn wir sagen: der Inhalt aller Politik muß Produktionspolitik sein. Unter dieser Fahne muß Deutschland seine Menschen sammeln.

Die beiden wichtigsten Gebiete der Innenpolitik sind die Wirtschaftspolitik (mit Sozialpolitik) und die Verfassung, und die Hauptfrage der Wirtschaftspolitik wiederum kann nur lauten: wie kann sich der Sozialismus durchsetzen, ohne daß die schweren Erschütterungen weiterdauern, die, durch den Krieg hervorgebracht, auch die jetzige Revolutionszeit fortwährend durchzucken?

Der Herausgeber der „Sozialistischen Monatshefte", Dr. Joseph Bloch, hat vor einigen Wochen ein Programm für die Sozialisierung (in der „Vossischen Zeitung") veröffentlicht, in dem er unter anderem folgende Grundsätze aufstellt:

„Die Wirtschaft ist eine Angelegenheit der Volksgemeinschaft. Sie ist daher unter dem Gesichtswinkel des Gemeininteresses zu betreiben, gleichviel ob die Produktion schon in den Händen der Gesamtheit, oder ob sie in den Händen privater Unternehmer liegt.

Der Arbeitsvertrag ist der individuellen Willkür zu entziehen, es darf nur noch den kollektiven Arbeitsvertrag geben. Das Arbeitsrecht muß unter Anerkennung der Arbeit als einer öffentlich rechtlichen Einrichtung gestaltet werden; es muß mit den Interessen der Produktion auch die der Produzenten wahren, für jede Arbeiterschicht die weitestgehende Sozialpolitik sichern, dabei aber die Bildung von Sonderinteressen verhindern,

---

* In den gesammelten Werken Strindbergs befindet sich unter den kleinen historischen Romanen eine Erzählung von der „Insel der Seligen". In ihr schildert Strindberg, wie bei den auf dieser Insel lebenden Menschen, die alles, was sie zum Leben brauchten, im Überfluß besaßen, keinerlei Klassengegensätze existierten. Das wurde späterhin anders, als die Insel der Seligen durch den Ausbruch des Vulkans unterging und die dem Unglück entronnenen Menschen unter Verhältnissen leben mußten, die keinerlei Überfluß kannten, sondern alle zu angestrengtester Arbeit zwangen, damit die Bedürfnisse des täglichen Lebens gedeckt werden konnten. Wie dann allmählich alle möglichen Gewerbe und Berufe und all die Klassen mit ihren Differenzierungen und Kämpfen entstanden: das stellt Strindberg so anschaulich dar, daß all denen, die eine gute, kurze literarische Schilderung der Abhängigkeit der Menschen von den Produktionsverhältnissen lesen wollen, die Erzählung des großen Künstlers angelegentlichst empfohlen sei.

vielmehr die Gesamtproduktion als das schlechthin Übergeordnete anerkennen."

Die erste Frage, die wir natürlich aufwerfen müssen, lautet: können wir die Produktion durch zweckentsprechende Maßnahmen derart steigern, daß bei der Verteilung der Güter auf den Einzelnen soviel entfällt, daß eine wahre menschliche, von Mißgunst untereinander freie Gemeinschaft hergestellt werden kann? Heute sind wir noch lange nicht so weit, und wollten wir augenblicklich nach der Methode verfahren, die eine russische Bolschewistengruppe einmal anwandte, indem sie große, besonders kostbare Spiegel in kleine Teile zerschnitt, damit jedes ihrer Mitglieder einen Teil erhielt, so wäre das vollkommen zwecklos. Man könnte in diesem Falle (und sehr viele andere liegen natürlich ebenso) die Notdurft des Einzelnen ruhig zugeben; allgemein angewendet aber würde nichts anderes dabei herauskommen, als beim Zerschneiden einer für alle unzureichenden Decke: es friert ein jeder, auch wenn man sie, um jedem wenigstens etwas zu geben, in noch so viele Teile zerschneidet. Zwar ist die möglichst gleichmäßige Verteilung der Güter ein Grundsatz des Sozialismus, und ich glaube, man hat sich in sozialistischen Kreisen nicht immer mit Recht über Eugen Richter lustig gemacht, wenn dieser an dem sozialistischen Verteilungsprinzip seinen Spott übte. Es ist schon so: Der Sozialismus bedeutet auch Verteilung, die freilich nur dann Sinn haben kann, wenn eine hochentwickelte Produktion vorhanden ist, die genügend Güter zur Verteilung herzustellen vermag.

Unter dem Gesichtswinkel der Produktionspolitik müssen wir ebenfalls Sozialpolitik betreiben. Sie darf nicht zur bloßen Charitas werden, sondern jedes kranke, zur Produktion aus irgendwelchen Gründen vorübergehend unfähige Glied der staatlichen Gemeinschaft muß geheilt werden, damit es wieder leistungsfähig zum Produzieren wird. Um hier kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: das soll nicht in der kalten Weise geschehen, die im Menschen nur eine Maschine sieht. Nein, das Gefühl der menschlichen Solidarität soll in allen Dingen richtunggebend sein, und nimmermehr darf für den Sozialismus der Mensch, der Selbstzweck ist, ein Mittel zum Zweck werden. Daß aber nur der schaffende Mensch seine Pflicht gegen sich und gegen die Gemeinschaft erfüllt, daß das Schaffen aller Menschen Ziel und Sehnsucht werde, daß innerlich-geistiges Glück wie materieller Wohlstand nur dem schaffenden Menschen als Einzelnem, wie allen zur Gemeinschaft Verbundenen zuteil werden kann: das zu begreifen ist nötig, wenn wir Sozialismus haben wollen.

Wenn man wirkliche Produktionspolitik treiben und zum Sozialismus gelangen will, so ist der staatliche Aufbau der deutschen Republik

von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die bisherigen Bundesstaaten mit dem sprichwörtlich gewordenen Jammer deutscher Kleinstaaterei sind für wahrhaft wirtschaftlichen Fortschritt der denkbar schlechteste Unterbau. Wir brauchen, wenn wir unsere Kräfte zusammenhalten und rationell verwenden wollen, den deutschen Einheitsstaat unter allen Umständen. Selbstverständlich mit kultureller Autonomie für die deutschen Stämme, die keineswegs mit den früheren Bundesstaaten schlechtweg identisch sind. Hier ist seit dem 9. November 1918 Außerordentliches versäumt worden. Als die Revolution gesiegt und den beiden sozialdemokratischen Parteien alle Macht gegeben hatte, war selbstverständlich auch der deutsche Einheitsstaat ohne weiteres da. Darüber konnte es gar keinen Zweifel geben. Die Herrschaft der deutschen Sozialdemokratie, die fünfzig Jahre lang den deutschen Partikularismus mit Hohn und Spott übergossen hatte, mußte den Einheitsstaat von selbst bringen. Um so erstaunlicher war es, daß gerade die Idee der einzelstaatlichen Gliederung allmählich wieder Boden gewann, und die Bundesstaaten, die zuerst alle in Deutschland aufgehen wollten, eine neue Kräftigung erfuhren. Die Schuld an dieser Rückwärtsentwicklung liegt an der endgültigen Besetzung der einzelstaatlichen Ministerien. Sie hätte, wenn diese sich von vornherein als Liquidations-Ministerien hätten fühlen sollen, von Anfang an nur kommissarisch erfolgen dürfen, bis die betreffenden Verwaltungen in die des Reichs überführt waren. Der Hauptfehler wurde dabei in Preußen gemacht. Hier war die Verwaltung der Ministerien durch Reichskommissare, die der entsprechenden Verwaltung des Reichs hätten unterstellt werden müssen, doppelt nötig; denn das preußische Vorbild war für die anderen Bundesstaaten natürlich maßgebend; wäre Preußen zum Reichsland geworden, so hätte der Partikularismus nirgendwo mehr Bestand haben können. Aber wenn auch hier kostbare Zeit verloren gegangen ist: es ist auch heute noch nicht zu spät das Versäumte nachzuholen. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten werden das unitarische Deutschland zustande bringen. Zu diesem Deutschland werden all diejenigen gehören, die zu ihm gehören wollen, nicht aber jene, die sich nur widerwillig als Deutsche bekennen. Die neue deutsche Republik kann nur Staatsbürger gebrauchen, die sich auch innerlich als Deutsche fühlen, die in freier Selbstbestimmung sich für die Zugehörigkeit zu Deutschland entscheiden. Wir wissen, daß dies für die Deutschen Österreichs zutrifft, und deshalb wird keine Macht der Welt es auf die Dauer verhindern können, daß Deutsch-Österreich sich mit Gesamt-Deutschland vereinigt. Und wir im Reich erwarten sehnsüchtig den Tag, der uns zusammenbringt. Die Vereinigung mit Österreich wird der wirtschaftlichen Entwicklung der Gesamtrepublik zugute kommen. Und die politische Parole für das neue Deutschland wird lauten

müssen: Zusammenfassung aller vorhandenen politischen und wirtschaftlichen Kräfte, aber kulturelle Differenzierung für die Stammesgemeinschaft.

Daß der Aufbau unserer Wirtschaft nicht leicht sein wird, wissen wir alle. Er wird die höchste Anforderung an jeden Einzelnen stellen und wahre Schöpferkraft von den zur Führung gelangten Männern erheischen. Denn das, was wir jetzt in Deutschland haben, kann man kaum noch Wirtschaftsleben nennen. Es ist ein müdes Weiterschleppen von Tag zu Tag, bei dem man nicht weiß, ob man die nächste Woche noch erleben wird. Diese in der Vorkriegszeit kraftstrotzende, von der Fülle der Güter überquellende deutsche Wirtschaft ist heute ein überall leck gewordenes Fahrzeug, in das immer neue Löcher geschlagen werden, durch die dauernd der wilde Strom eindringt, der das Schiff zum Sinken bringen muß, wenn es nicht gelingt, die Löcher alsbald zu verstopfen. Nicht alle sehen die Schwere der Gefahr, und mancher unterschätzt wohl gar die ungeheuere Katastrophe, die eintreten muß, wenn das mit Mühe und Not gerade noch über Wasser gehaltene Fahrzeug in die Tiefe versinken und ungezählte Menschen und den letzten Rest unserer wirtschaftlichen Werte mit sich reißen wird.

Woher soll da die Rettung kommen? Können die Räte sie bringen, an denen die deutsche Arbeiterschaft mit einer Zähigkeit hängt, die ihresgleichen sucht? In den Monaten, die seit dem Ausbruch der Revolution verflossen sind, haben die Räte eine ungeheuere Machtposition errungen. Sie sind bis zu einem gewissen Grade Inhalt und Mittel der ganzen Arbeiterbewegung geworden. Gewiß kann man von ihnen auch wie von einem Schlagwort reden, doch handelt es sich hier um ein Schlagwort, dessen gesunder Kern unverkennbar ist und auch von immer weiteren Schichten des deutschen Volks begriffen wird. Die Arbeiter sehen in den Räten ihre unmittelbare Vertretung, die sowohl in den Betrieben ihre speziellen Berufsinteressen wahrnehmen, als auch den Produktionsprozeß so gestalten sollen, daß wir zum Sozialismus gelangen. Es wäre überaus töricht, den von der gesamten deutschen Arbeiterschaft getragenen Rätegedanken nicht benutzen und vor der Tatsache die Augen verschließen zu wollen, daß die Produktion nur dann wieder in Gang gesetzt werden kann, wenn die Arbeiter zu Mitträgern der Produktion gemacht werden. Das kann aber, wie die Dinge sich entwickelt haben, nur durch die Räte geschehen. Es kommt daher vor allem darauf an, den Räten ein Tätigkeitsgebiet zu schaffen, das ihrem besonderen Charakter entspricht. Das würde am besten dadurch erreicht, wenn der vom zweiten Rätekongreß angenommene Antrag der sozialdemokratischen Mehrheitsfraktion, der Kammern der Arbeit fordert, so schnell wie möglich Gesetz wird, damit

auf diese Weise all die Kräfte gesammelt werden, die zur Wiedererweckung unseres Wirtschaftslebens unentbehrlich sind.

Die wichtigsten Punkte des Antrags sollen hier kurz erläutert werden. Dabei sei eine grundsätzliche Bemerkung vorausgeschickt. Ohne den ehrlichen Versuch, die deutsche Wirtschaft zu sozialisieren, das heißt, sie auf den Weg zur sozialistischen Wirtschaftsweise zu führen, wird Deutschland nicht mehr lebensfähig sein. Natürlich kann diese Sozialisierung nur ein organischer Umbildungsprozeß sein, der nicht von heute auf morgen zu verwirklichen ist, von dem auch niemand sagen kann, in welchem Umfang und welchem Tempo er durchgeführt werden kann. Die Hauptsache ist, daß ein Anfang gemacht wird, und daß die Arbeiter sehen: hier wird ein Unterbau geschaffen, der als Instrument der Sozialisierung brauchbar ist.

Zu diesem Zweck sollen für jedes Gewerbe (natürlich auch für die Landwirtschaft und die freien Berufe) Produktionsräte geschaffen werden, die aus den Vertretern (Räten) aller in dem Gewerbe tätigen Kategorien (einschließlich der Betriebsleiter) in paritätischer Zusammensetzung gebildet werden. Die Wahl der Vertreter für den Produktionsrat findet nach Betrieben, oder in den zu Berufsverbänden zusammengefaßten Betrieben statt. Der Produktionsrat des einzelnen Gewerbezweigs der Gemeinde wird mit dem Produktionsrat des gleichen Zweiges in Kreis, Provinz, Land und Reich zu einem Zentralproduktionsrat verbunden. Die Produktionsräte sind, da sie aus den in allen Berufsarten tätigen Personen, also aus wirklichen Sachverständigen bestehen, die einzig mögliche Instanz, die für die Hebung der Produktion (mit ihr muß jede wirkliche Sozialisierung beginnen) geeignete Vorschläge machen können. Die verschiedenen Produktionsräte bilden den natürlichen Unterbau für die Kammern der Arbeit, die in der kleinsten Wirtschaftseinheit: Gemeinde, respektive der zusammengelegten Großgemeinde, beginnen und überall neben den bisherigen, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Vertretungen, also in Gemeinde, Kreis, Provinz, Land und Reich bestehen sollen. Die Wahl in die Kammer der Arbeit erfolgt durch die verschiedenen Produktionsräte des betreffenden Territoriums, die die Delegierten für diese wählen. Die Kammern der Arbeit sollen aber völlig gleichberechtigt neben den anderen Volksvertretungen stehen. Mit dem Vertretersystem der Kammer der Arbeit wird ein anderer Querschnitt durch das deutsche Volk gezogen. Die Wahl zu diesem berufsständisch zusammengesetzten Parlament erfaßt das deutsche Volk in ganz anderen Schichtungen, und die Wahl findet unter ganz anderen Gesichtspunkten statt, als die Wahl zum allgemeinen Volksparlament.

Die entscheidenden Sätze dieses vom Rätekongreß angenommenen Vorschlags lauten wörtlich:

„Die Grundlage der sozialistischen Republik muß die sozialistische Demokratie sein. Die bürgerliche Demokratie wertet in ihrem Vertretersystem die Bevölkerung nach der bloßen Zahl. Die sozialistische Demokratie muß deren Ergänzung bringen, indem sie die Bevölkerung auf Grund ihrer Arbeitstätigkeit zu erfassen strebt.

Dies kann am besten durch die Schaffung von Kammern der Arbeit geschehen, zu denen alle arbeitleistenden Deutschen, nach Berufen gegliedert, wahlberechtigt sind.

Jedes Gesetz bedarf der Zustimmung beider Kammern, doch erhält ein Gesetz, das in drei aufeinander folgenden Jahren von der Volkskammer (Gemeindevertretung, Kreisausschuß, Provinzialvertretung, Landtag, Reichstag) unverändert angenommen wird, Gesetzeskraft. Jede der beiden Kammern hat das Recht, eine Volksabstimmung zu verlangen.

Der Kammer der Arbeit gehen in der Regel alle Gesetzentwürfe wirtschaftlichen Charakters (vor allem die Sozialisierungsgesetze) zuerst zu. Es liegt ihr ob, auf diesem Gebiet die Initiative zu ergreifen. Der Volkskammer gehen in der Regel die Gesetzentwürfe allgemein politischen und kulturellen Charakters zuerst zu. Die Zuteilung der Delegierten auf die einzelnen Berufe wird durch besonderes Gesetz geregelt."

Die vom Produktionsrat vorgeschlagenen Sozialisierungsmaßnahmen werden von der Kammer der Arbeit geprüft, damit festgestellt werden kann, welche Rückwirkungen auf andere Gewerbe sich ergeben, wenn das Sozialisierungsgesetz erlassen wird. Der Produktionsrat ist aber auch die Instanz, die ohne Rücksicht auf die Klasseninteressen der Unternehmer wie der Arbeiter nach rein sachlichen Gründen zu entscheiden vermag. Hier werden weder die Unternehmer noch die Arbeiter für sich allein Herr der Sache sein. Und wer da glaubt, daß die im Produktionsrat vertretenen Arbeiterräte nun darauf loswirtschaften würden, unterschätzt das Verantwortungsgefühl der Arbeiter, die Gelegenheit zu wirklicher Einsicht in die Produktionsbedingungen erhalten haben. Das kann alles im Produktionsrat geschehen, wo sowohl die technischen Voraussetzungen der Produktion, ihre Absatzbedingungen, wie auch all ihre vielfachen Verknüpfungen dargelegt werden können. Wenn man einmal annehmen wollte, daß die Produktionsleiter aus privatkapitalistischen Gründen eine bestimmte Sozialisierungsmaßnahme zu verhindern trachteten, so würde das kaum etwas nützen, da die Arbeiterräte als Mitbeteiligte vollen Einblick in den Gang der Dinge haben. Umgekehrt werden aber auch von den Arbeiterräten produktionstechnische Gründe, die etwa gegen Sozialisierungsmaßnahmen sprechen könnten, ebenso anerkannt werden, so daß die Produktionsräte

gleichermaßen einen Schutz sowohl gegen die eigennützige Verhinderung der Sozialisierung, wie gegen wilde Sozialisierungen und phantastischen Radikalismus sein werden. Und wenn irgendwo, so werden hier die Arbeiter den unschätzbaren und unersetzlichen Wert der Privat-Initiative im Unternehmen begreifen und würdigen lernen. Die Sozialisierung ist, das muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Man ist nicht deshalb Sozialist, weil man die Sozialisierung an sich will, sondern es kommt darauf an, was man mit ihr zu bezwecken sucht. Der Zweck aber kann nur lauten: Erhöhung und Intensivierung der Produktion; denn ohne sie kann die Gütererzeugung nicht so vermehrt werden, daß der wahre Sinn des Sozialismus zur Erfüllung kommt. Die Sozialisierungen müssen sich daher in die Anordnungen einfügen, die zur Entfesselung und Vermehrung der produktiven Kräfte nötig sind. In den bereits erwähnten Grundsätzen Blochs für die Sozialisierung ist noch ein Leitsatz vorhanden, der in diesem Zusammenhang erwähnt werden soll. Er lautet:

„Die Sozialisierung darf nicht Selbstzweck sein. Sie erfolgt zur Erhöhung der wirtschaftlichen Gesamtleistung und hat sich in das allgemeine System der Maßnahmen einzuordnen, die auf eine Erweiterung, Intensivierung und Rationalisierung der Produktion abzielen. Unter den Formen der Sozialisierung kommt die Verstaatlichung heute nur in wenigen, eng umgrenzten Fällen in Betracht. Ihre Voraussetzung bildet ein starker und sicher funktionierender Staatsorganismus, der heute nicht vorhanden ist, sondern erst geschaffen werden muß. Namentlich sind als Vorbedingung einer staatswirtschaftlichen Tätigkeit großen Stils erst besondere Organe der nationalen Produktivkräfte zu schaffen. Man wird daher auch aus diesem Grund bei der Staatsverfassung neben den Parlamenten des allgemeinen Wahlrechts auf die Bildung besonderer Produzentenkammern (Kammer der Arbeit) Bedacht nehmen müssen.

Die ersten Objekte der Sozialisierung bilden diejenigen Betriebe, die über das Land gehen und selber Voraussetzungen eines Fortgangs der nationalen Wirtschaft sind, ebenso wie sie umgekehrt zu deren Vereinheitlichung beitragen (Verkehrswesen, Wasserwirtschaft, Elektrizitätsversorgung usw.)."

Unter dieser Voraussetzung wird die Sozialisierung ein Mittel zur Produktionserhöhung. Wo sie das nicht ist, wirkt sie schädlich, und dann darf sie nicht vorgenommen werden. Die Arbeiter müssen und können daher über die Notwendigkeit von Sozialisierungsmaßnahmen nur vom Standpunkt des Produzenten entscheiden; eine Entscheidung vom reinen Klassenstandpunkt aus, der sich im Gegensatz zum Produzenten fühlt, ist hier schlechterdings unmöglich. Dabei werden übrigens auch die besonderen

Klasseninteressen der Arbeiter am besten gewahrt; denn eine richtige Verteilung der Güter (das muß man immer wiederholen) ist nur möglich, wenn sehr viel produziert wird. Nur also, wenn die getroffenen Maßnahmen wirklich zur Erhöhung der Produktion führen, hat die Arbeiterschaft als Klasse ein Interesse an ihnen. Die Aufhebung der Klassenunterschiede ist nur bei ungeheurer Steigerung der Produktion denkbar, denn nur diese ermöglicht sowohl die reichliche wie die gleichmäßige Verteilung, die ein wesentlicher Bestandteil der Vorgänge ist, die zum allmählichen Verschwinden der Klassenunterschiede führen werden.

Die Aufhebung der Klassen ist aber nicht von heute auf morgen erreichbar. Sie ist ein Entwicklungsprozeß, wie die Umbildung der Wirtschaft selber. Beide Dinge gehören eng zusammen und sind, genau genommen, nichts anderes, als verschiedene Seiten derselben Sache. Solange aber noch Klassen vorhanden sind, sind Organe zum Kampf für die Klasseninteressen unentbehrlich. Diese Kampforgane der Arbeiterklasse waren bisher die Gewerkschaften, die, das wird jeder Kenner der Verhältnisse bestätigen, dieser Aufgabe ausgezeichnet gerecht geworden sind. Aus kleinen Anfängen entstanden, haben sie immer größere Aufgaben in Angriff genommen und auch gelöst. Sie waren die eigentlichen Träger der Sozialpolitik wie des Tarifvertragwesens, ohne das eine Sicherung der Produktion auf längere Zeit hinaus nicht denkbar gewesen wäre. Dadurch haben die Gewerkschaften ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Erlangung qualifizierter Arbeit geschaffen, und zugleich dem jüngeren Nachwuchs die Möglichkeit der Einarbeit und Entfaltung gegeben. In der mit der Arbeit für die Tarifverträge zusammenhängenden Tätigkeit ist der Produktionsgedanke klar erkennbar, und er ist ebenfalls zutage getreten bei der im Oktober 1918 erfolgten Gründung der Arbeitsgemeinschaft, deren großen Zug niemand verkennen kann. Ihre Schaffung hat Arbeitgeber und Arbeitnehmer endgültig und deutlich als gleichberechtigte und aufeinander angewiesene Faktoren der nationalen Wirtschaft bestätigt.

Es wäre eigentlich eine durchaus richtige Entwicklung gewesen, wenn die Gewerkschaften auch das Organ der Arbeiter im Produktionsprozeß geworden wären. Wenn das nicht geschehen ist, so muß man den Grund dafür in einer gewissen Schwerfälligkeit des Mechanismus ihrer Organisationen suchen. Daher sind die Neubildungen der Arbeiterräte ohne sie, zum Teil sogar gegen sie, entstanden. Es ist nicht allzu verwunderlich, daß die Gewerkschaften, die sich (was bei großen Organisationen leicht der Fall ist) als Selbstzweck betrachteten, die überall auftauchenden Räte als eine Störung empfanden. Diese Auffassung ist aber falsch, und es wäre richtiger, wenn die Gewerkschaften versuchen würden, das Versäumte so schnell wie möglich nachzuholen und in engste Beziehungen mit den

Räten zu kommen versuchten. Dieses Zusammenkommen wird freilich außerordentlich erschwert, wenn man, wie das die Regierung mit ihren Vorschlägen zum § 34 der Reichsverfassung getan hat, in den Räten eine Konkurrenz-Organisation für die Gewerkschaften schafft. Denn die Zusammenfassung der Betriebsräte, die die speziellen Berufsinteressen der Arbeiter zu vertreten haben, in Bezirksarbeiterräte und in einen Reichsarbeiterrat, bedeutet nichts anderes, als die Schaffung einer neuen Organisation zur Vertretung der Klasseninteressen der Arbeiter. Das muß zu den schwersten Kämpfen zwischen Räten und Gewerkschaften führen, kann unter Umständen sogar die vollkommene Ausschaltung der letzteren zur Folge haben. Diese Regierungsvorschläge sind einfach unmöglich. Um wieviel besser hat hingegen der oben bereits erwähnte Antrag der sozialdemokratischen Mehrheitsfraktion diese beruflich-gewerkschaftlichen Fragen durchdacht. Er trennt zuerst (was die Regierungsvorschläge zwar auch tun) streng zwischen den Betriebsräten, die die Sonderinteressen der Arbeiter und den Arbeiterräten, die die Arbeiter in der Produktion selber zu vertreten haben. In dem sozialdemokratischen Fraktionsantrag wird indessen klar ausgesprochen, daß die Gewerkschaften die Vertreter der Berufsinteressen der Arbeiterschaft nach wie vor bleiben müssen, und daß die Betriebsräte die ausführenden Organe der Gewerkschaften in den Betrieben sein sollen. Es heißt da wörtlich:

„Die Gewerkschaften sind die Vertreter der Arbeiter eines jeden Berufs. Die ausführenden Organe der Gewerkschaften in den Betrieben sind die Betriebsräte. Sie haben die bisherigen und die erweiterten Aufgaben der Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenausschüsse zu erfüllen.

Die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen eines Gewerbe- oder Berufszweigs erfolgt von Organisation zu Organisation, also zwischen Gewerkschaft und Unternehmerverband.

Bilden die Arbeiterräte die Vertretung der Arbeiter für die Fragen der Produktion in den Produktionsräten, so sind die bisher errichteten Arbeitsgemeinschaften, in denen die Arbeitgeberverbände mit den Gewerkschaften zusammen arbeiten, Organe zur Regelung der Lohn- und Arbeiterverhältnisse sowie der übrigen Berufsfragen.

Die Produktionsräte sind die Vertreter der Produktion, die von den Arbeitern und Unternehmern gemeinsam getragen wird. Die Arbeiter werden hierbei durch die Arbeiterräte vertreten. Der Produktionsrat ist der Unterbau für die Sozialisierung."

Wie sehr die Gewerkschaften die durch die Regierung heraufbeschworene Gefahr erkannt haben, beweisen nicht nur die Äußerungen des Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften vom 8. März dieses Jahres, sondern auch die Beratungen, die Ende April auf der

Konferenz der Gewerkschaftsvorstände stattgefunden haben. Hier wie dort ist der unglückselige Regierungsvorschlag aufs schärfste bekämpft und abgelehnt worden, und es wäre am besten, wenn die Regierung nunmehr endgültig auf die Durchführung ihres Vorschlags verzichten und sich mit einem herzhaften Entschluß den vom Rätekongreß angenommenen Antrag zu eigen machen würde, dessen Hauptprinzip die Schaffung von zweiten Kammern, von Kammern der Arbeit, vorsieht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Kammer der Arbeit von links wie von rechts noch viel Widerspruch erfährt. Die einen sehen immer nur ihre Ähnlichkeit mit früheren berufsständischen Vertretungen und glauben, daß die Kammer der Arbeit daher unter allen Umständen reaktionär wirken müsse. Das ist ganz falsch. Es ist wahr, im früheren liberalen Staat haben berufsständische Vertretungen oft einen rückständigen Charakter gezeigt. Das beweist indes gar nichts für die Gegenwart. Der alte liberale Staat, den Ferdinand Lassalle so hübsch als Nachtwächterstaat verspottete, weil er keinen anderen Beruf habe, als seine Mitglieder im freien Spiel der Kräfte vor Schaden zu bewahren, existiert nicht mehr. Die Revolution hat aus ihm ein Staatswesen mit völlig anderen Grundlagen gemacht, das, sehr vorsichtig ausgedrückt, zu allermindest die Tendenz zum Sozialismus in sich trägt. Die wesentlichste Voraussetzung zur sozialistischen Entwicklung ist aber die Erhöhung der Produktivität der Arbeit, rationellste Wirtschaftsweise auf allen Gebieten. Wie kann da eine Kammer, die unter dem Gesichtswinkel der Arbeit, der Arbeitsleistung, gewählt ist, deren Aufgabe es gerade sein soll, alle Mittel anzuwenden, die den Ertrag der Arbeit vermehren, überhaupt reaktionär wirken? Das ist von vornherein unmöglich. Die Kammer der Arbeit wird vielmehr die Stätte sein, an der die Richtung, die der neue deutsche Staat infolge der revolutionären Umwälzung eingeschlagen hat, ihre größte Stärkung erfährt. Und nur sie wird genügend Autorität besitzen, wilde Experimente zu verhüten und (wie oben bereits dargelegt) dafür sorgen, daß bei allen wirtschaftlichen Neu- und Umorganisationen der Standpunkt größter Wirtschaftlichkeit befolgt wird.

Von einer Anzahl besonders doktrinärer Vertreter der Mehrheitssozialdemokratie wird gegen die Kammer der Arbeit, die das Zweikammersystem bringt, die Tatsache ins Feld geführt, daß nur das Einkammersystem dem bisherigen sozialdemokratischen Parteiprogramm entspräche und das erstere gegen die Grundsätze wahrer und reiner Demokratie verstieße. Der Verstoß gegen das Parteiprogramm sei zugegeben, aber das ist kein Vergehen, sondern ein notwendiger Verstoß; denn es ist nicht einzusehen, weshalb die Revolution, die die stärksten Staatseinrichtungen von Grund auf um-

gewälzt hat, nun gerade das sozialdemokratische Parteiprogramm in allen seinen Teilen unverändert bestehen lassen sollte. Man muß im Gegenteil hoffen, daß dieses Programm, das mancher Verbesserungen bedarf, aus der jetzigen revolutionären Epoche geläutert und gereinigt hervorgehen werde — das wird weder ihm selber noch der Partei zum Schaden gereichen. Und dann der Verstoß gegen die reine unverfälschte Demokratie! Ja, wieso denn, weshalb ist das Einkammersystem das einzige Vertretersystem für die Demokratie? Her mit den Beweisen, ich warte darauf! Nebenbei — doch nicht zuletzt — sei bemerkt, daß die Sozialdemokraten ja nicht nur Demokraten, sondern auch Sozialisten sind. Da kann also ein Vertretersystem, das den Sozialismus fördern soll, für sie nimmermehr ein Verstoß gegen ihr gesamtes politisches Glaubensbekenntnis, sondern viel eher seine Erfüllung sein, indem es das Demokratische durch das Sozialistische ergänzt. In Wirklichkeit ist aber auch das Zweikammersystem die Vertretungsform, die der vollen Demokratie am meisten entspricht, da neben der einen politischen Volkskammer, in deren Händen sonst alle Macht und Gewalt läge: Legislative, Exekutive, Verwaltung, keinerlei Instanz bestände, die sie irgendwie zu korrigieren vermöchte. Dieses Bedürfnis aber besteht, und es hat in allen modernen Demokratien, die wir kennen, zum Zweikammersystem geführt. Das Einkammersystem ist nur dort wirklich am Platze, wo an Stelle der zweiten Kammer eine andere Instanz, wie eine Monarchie, eine besonders geartete Regierung oder Bürokratie das unbedingt nötige Gegengewicht darstellt. Die letztgenannten Gegengewichte haben wir in Deutschland nun gerade erst beseitigt, wir müssen uns aber vor dem politischen Irrglauben hüten, als ob wir mit der einen Volkskammer, deren Allmacht viel zu groß wäre, wirklich politisch und wirtschaftlich fruchtbringende Arbeit leisten könnten. Das Einkammersystem kann gerade bei freiestem Wahlrecht zu schweren Mißhelligkeiten führen, die unter Umständen den ganzen Staatsmechanismus lahmzulegen vermöchten, und die geschichtlichen Erfahrungen zeigen uns auch, daß ein rein plebiszitäres System auf die Dauer entweder zur Anarchie oder zum Cäsarismus führt. Da wir beides nicht wollen, müssen wir ein Zweikammersystem schaffen, das freilich, der großen sozialen Umwälzung in Deutschland entsprechend, anders aufgebaut sein und auf grundsätzlich anderen Fundamenten ruhen muß, als in den westlichen bürgerlichen Demokratien; das aber ist bei dem hier vorgeschlagenen Zweikammersystem, wie aus den bereits gemachten Darlegungen hervorgeht, ja auch tatsächlich der Fall.

Aber auch die Liberalen, — deren Fußspuren treu zu folgen der Sozialdemokratie keineswegs ansteht — die sich jetzt gegen das Zweikammersystem wenden, haben, indem sie für das Staatenhaus eintraten, dem Zweikammersystem für das Reich selber zugestimmt. Statt den Ein-

heitsstaat schaffen zu helfen, oder wenigstens die wichtigsten Grundlagen herzustellen, die seinen baldigen Aufbau ermöglichen würden, haben sie in dem famosen Staatenhaus eine Einrichtung geschaffen, die, wenn sie bestehen bleibt, dem deutschen Partikularismus neues Leben einhauchen wird. Dieses Staatenhaus (oder wie man es später auch nennen mag) ist staatsrechtlich und politisch einfach ein Nonsens. Sachlich ist es der selig entschlafene Bundesrat und politisch wirkt es wie eine zweite Kammer. Der frühere Bundesrat aber hatte in der Tat seinen guten Sinn. In ihn sandten die im Gegensatz zum Volk und Parlament stehenden obrigkeitlichen Regierungen der Einzelstaaten ihre Vertreter, und er war das Vertretersystem dieser obrigkeitlichen Regierungsgewalten. Die Einzelstaaten aber stellten damals, als Teile des Reichs, selbständige Staatskörper mit den verschiedenartigsten Wahlrechten dar. Heute gehört das alles der Vergangenheit an. Das Wahlrecht im Reich wie in den einzelnen Ländern ist gleich, und es kann nirgendwo mehr eine im Gegensatz zu Volk und Parlament stehende Regierung geben. Was soll da noch das Staatenhaus? Diese zweite Reichskammer wäre lediglich ein verkleinerter Abklatsch der Nationalversammlung und des späteren Reichstags, auch wenn sie durch gar nicht empfehlenswerte künstliche Mittel (wie die Stimmbeschränkung bei Preußen) eine kleine Korrektur erführe. Eine zweite Kammer aber kann nur dadurch Wert, nur dann überhaupt politisch einen Sinn haben, wenn sie aus anderen Wurzeln stammt, nach anderen Gesichtspunkten gewählt wird, als die erste Kammer. Eine zweite Kammer aber wie das Staatenhaus nur um deswillen zuzulassen, weil man nicht die Kraft und den Willen hat, mit alten, schädlichen Vorurteilen aufzuräumen, muß bis zuletzt und aufs schärffste bekämpft werden. Durch eine solche Maßregel wird eine unaufhaltsame und notwendige politisch-wirtschaftliche Entwicklung nur aufgehalten, es werden Begriffe künstlich aufgepäppelt, die gar nicht existieren. Denn das hätte man sich nicht träumen lassen, daß nach der großen deutschen Revolution ein sozialdemokratischer Minister von der Notwendigkeit sprechen würde, die Selbständigkeit des anhaltischen Volkes aufrecht zu erhalten. Wirkliche politische Kindereien aber sind es, wenn man davon spricht, daß durch die Kammer der Arbeit ein Dreikammersystem geschaffen würde. Ach nein, das Staatenhaus wäre bei der Errichtung der Kammer der Arbeit erledigt. Diese Kammer würde die ohnedies stark unitarisch gerichtete Tendenz des deutschen Wirtschaftslebens derart verstärken, daß ein politisches Monstrum, wie das Staatenhaus, von selbst verschwinden müßte.

Mit dem auf diesen Blättern geschilderten Aufbau der sozialen Demokratie würde aber auch der gesunde Kern des Rätegedankens praktisch

verwertet und verwirklicht, sowie der unmittelbare Einfluß aller arbeitenden deutschen Menschen auf die Weiterentwicklung Deutschlands festgelegt werden. Bei diesem Aufbau tritt die ungeheure Wandlung klar zutage, die in der Stellung der deutschen Arbeiter vor sich gegangen ist: aus einem Objekt der Gesetzgebung sind sie zu ihrem entscheidenden Subjekt geworden. Nicht in erster Linie als Klasse, sondern als Arbeitende. Bei diesem wirklich sozialistischen Aufbau der deutschen Wirtschaft sind wir aber auch himmelweit von der russisch-bolschewistischen Verzerrung des Sozialismus entfernt. Hier ist kein Raum für eine reine Rätediktatur; dieser Aufbau kennt nicht den falschen und verwirrenden Ruf: alle Macht den Räten. Er ist gegen die Diktatur einer Minderheit gerichtet, die an und für sich falsch ist und den wichtigsten Gedanken unserer zukünftigen Wirtschaft, den Produktionsgedanken, erwürgen müßte. Wir brauchen, um leben zu können, die Kooperation aller Volkskräfte so dringend wie nur irgend etwas, und nur sie wird uns vor dem Untergang schützen können. Die reine Rätediktatur ist, wie die russischen Verhältnisse das täglich deutlicher zeigen, nichts weiter als die Sabotage der Produktion und damit auch die Sabotage des Sozialismus. Die Diktatur kann ohne Gewalt und Terror nicht auskommen, sie sind ihre natürlichen Mittel, die sie anwenden muß, wenn sie sich auf die Dauer behaupten will. Ich weiß, daß in Deutschland weder die linken Unabhängigen noch die Kommunisten die Gewaltanwendung wollen, sie haben sie stets zurückgewiesen, und wir dürfen ihnen glauben, daß es ihnen ernst damit ist, sie liegt ihrer ganzen Mentalität in der Tat fern. Auf dieses Wollen aber allein kommt es nicht an. Ist der erste Schritt zur reinen Rätediktatur einmal getan, so wird die Logik der Dinge von selbst zu umfassender Gewaltanwendung führen müssen, und der Kampf aller gegen alle wäre auch in Deutschland nicht mehr aufzuhalten. An seinem Ende aber steht nicht der Sozialismus, sondern das Chaos und die Gegenrevolution. Deshalb müssen wir die reine Rätediktatur zu verhindern suchen und ein System an ihre Stelle setzen, das dem Rätegedanken selbst weitgehend Rechnung trägt. Anders, als mit der Kammer der Arbeit, wird das heute nicht mehr möglich sein. Es ist schon reichlich spät geworden, und es muß schnell gehandelt werden, wenn der Damm noch halten soll. Das Allerverkehrteste aber wäre es, jetzt wieder mit einer neuen Halbheit zu kommen: das möge die Regierung nicht vergessen.

Der Judenstaat

von Rudolf Kayser

Die Völker brauchen Einrichtungen zum Schutze ihrer Angehörigen. Die reale und ideelische Einheit dieser Einrichtungen nennen wir Staat. Er ist eine Anstalt für Wohlfahrt und Recht der Allgemeinheit.

Statt dieser trockenen, doch sachlichen Aufgabe gab man dem Staat Göttlichkeit, Weihe, Allmacht. Verführt durch die Autorität jener, denen die Leitung im Staat zugefallen war, machte man ein nützliches Mittel der Gesellschaft zu ihrem Zweck. Da als oberster Wert die Macht in Geltung gekommen war, verlieh man ihr auch die oberste Würde: sei es, daß man die Kronen von Gott kommen ließ, sei es, daß man (hegelisch) im Staat den Geist verwirklicht glaubte. Man erfand die „ragione di stato“, bestimmt, den ewigen Bestand der Machtverhältnisse zu sichern.

Im neunzehnten Jahrhundert kamen an Stelle einzelner Personen oder Familien die europäischen Nationen zu größerer Geltung. Weil sie aber in der Bewunderung staatlicher Gewalt erzogen waren, meinten sie, das höchste Ziel ihres Daseins, der größte Triumph ihres Gesamtwillens sei der nationale Staat. In den edelsten Köpfen brannte dieser Glauben: nicht die Nation gilt es durch den Staat zu schützen, sondern alles, was an Körper und Seele, Leidenschaft und Gedanken vorhanden sei, müsse dem Staat dienen.

Aber Verzicht und Entgeistung ist es, wenn ein nützlich-feines Mittel zur Absolutheit gelangt, wenn Nation, dieses Bruchstück der Natur, seine edlen Kräfte nicht über sich hinaus auf geistige Zwecke richtet, sondern mit dem Staat gleichgesetzt wird. Die dies tun, dürfen nicht klagen, daß heute keine europäische Nation geistige Gemeinschaft habe, der Geist vielmehr in Einzelnen sich isoliere.

Doch noch gibt es die ethisch-religiöse Gemeinschaft der Juden. Wir spüren sie heute, in diesem Zeitalter staatlicher Triumphe, stärker denn je. Die jüdische Artung, bis dahin ängstlich verborgen oder umgebogen in schamlose Witzelei, erwacht wieder zu ihren Zwecken. Die jungen Juden vor allem erkennen ihr geistiges Ziel, das nicht in ihrer Nation besteht, zu dem die Nationalität sie aber führt. Es kommt nun darauf an, dies Ziel durch sichere Methoden zu erreichen. Quietistisch warten auf die Stunde des Messias, hilft uns nicht weiter. Wir müssen die jüdische Gemeinschaft verwirklichen, zu unserem und der Völker Heile.

Mit welchen Mitteln? Die Zionisten antworten: durch den Judenstaat. Aber ist es nicht gerade die Sünde der Staaten, die Gemeinschaften bedroht, erstickt, erdrosselt zu haben? Sind wir nicht froh, wenn sie trotz ihrer

gedeihen? Haben wir nicht endlich jenen weltfernen Traum ausgeträumt, daß der Staat mehr sein kann als eine nützliche Einrichtung, ein Zweckverband?

Man denke: welche Unterwerfung unter die Staatsgesinnung des modernen Europas ist es, Leid und Glück eines Stammes, seinen Wert und Sinn in der Gründung eines neuen, unter allen Beleuchtungen problematischen Staates sehen zu wollen. Ein Wort Tolstois über den Zionismus: „Er ist Knochen vom Knochen, Schweiß vom Schweiß des modernen Europäismus, sein verweichlichtes, schwaches Kind, das das Spiel der Älteren, die haltlose Kartenhäuser schaffen, sieht und nachäfft."

Das Buch „Der Judenstaat" von Theodor Herzl, das dieses Kind gebar, war sicher eine feine und tapfere Tat, doch in der Richtung und Gesinnung seines Jahrhunderts, das seine Armut an Ideen durch Technik und Nationalökonomie zu verdecken suchte. Es ist vielleicht das ehrlichste Buch dieses Wollens: das kluge Projekt eines Mannes, der eine unhaltbar scheinende Lage aufgeben will, ohne daß eine Idee ihm gebietet. Denn Herzl ist ungeistig; nicht aus einer Vorstellung jüdischer Werte, die es zu bewahren oder zu entfalten gilt, handelt er, sondern nur aus Zweifeln und Befürchtungen gegenüber der empirisch-aktuellen Lage. Er ist ein Gefolgsmann europäischer Realpolitik, ein nur mit dem Gegebenen Rechnender, den Situationen willig Folgender. Es fehlt ihm: die Fleischwerdung eines Ethos, die Besinnung auf ein Ziel, der Glaube an Gott.

Der Ausgangspunkt seiner Schrift ist der Antisemitismus. Herzl wählt gegen ihn nicht den kämpferischen Weg, sondern den schöpferischen, der zu seiner Rechtfertigung des geistigen Ziels bedarf. Dieses Ziel, für das die Judennot nur äußerer Anlaß, der Judenstaat selbst ein Mittel wäre, aber fehlt. Herzl sucht es zwar nachträglich, nicht aber der Sache, sondern nur der Lockkraft auf eine Masse zuliebe: „Niemand ist stark oder reich genug, um ein Volk von einem Wohnort nach einem andern zu versetzen. Das vermag nur eine Idee. Die Staatsidee hat wohl eine solche Gewalt." Diese Sünde gegen den Geist (erkannte er sie?) sucht er auf doppelte Weise zu sühnen. Einmal durch den Hinweis auf den alten Gedanken des Zionsstaats, zweitens durch das nur sehr beiläufige Motiv des Musterstaats.

Beides aber sind nicht ehrliche, wirkliche Ziele. Der palästinensische Staat war ja überhaupt kein Staat im modernen Sinne. Im Gegensatz zu den orientalischen Despotien, in denen die Machtbefugnisse der Könige jedes vorstellbare Maß überschritten, hat das israelitische Königtum kaum nationale und praktische Bedeutung besessen. Einheit und Autorität hatten nur Gott und die Propheten. Das meinte Josephus Flavius, als er von der „Theokratie" der Israeliten sprach, da ihr alleiniges Gesetz das göttliche ist und ihnen auch der wesentliche Inhalt des antiken wie modernen Staates fehlt: das Machtverhältnis.

Bis zu welcher Naivität Herzl dem Aberglauben seiner Zeit huldigt, ist manchmal fast lächerlich: wenn er den jungen Leuten, die in ihrer Karriere in Europa behindert sind, „die sonnige Aussicht" auf staatliche Pfründen und Stellen macht; wenn er die Organisationen des Judenstaats preußisch-militärisch gestalten will, mit Chargen, Avancement und Pensionierung; wenn er — die Fahne des neuen Staats entwirft.

Dieser starke und kluge Mann hatte den Fehler, allzu praktisch zu sein. Sein Denken beherrschten nur die Kategorien des staatlich-ökonomischen Lebens. Jede Zielstrebigkeit erschien ihm als matte Theorie, während in Wirklichkeit sogar die breiteste Praxis nur durch die Theorie über bloße Geschäftigkeit erhoben wird.

Nun könnte der Musterstaat als Ziel der neuen Gründung alle diese Bedenken klein und nebensächlich erscheinen lassen. Doch ist es Herzl hiermit ernst? Für ihn ergibt sich die Überlegenheit des neuen Staats über die älteren nur aus dem Vorteil, den jede neue Einrichtung aus den Erfahrungen von schon bestehenden zieht. Der Grundriß seines Staats folgt ja durchaus dem modern-europäischen und sucht ihn nur in Einzelheiten zu verbessern.

Könnte der Herzlsche Judenstaat dem europäischen überhaupt ein Vorbild sein: zur Erkenntnis der eigenen Mißratenheit zwingend, leuchtend in der Reinheit eines edleren Wollens? Dann dürfte er sich nicht auf die Verarbeitung einiger neuerer Wirtschaftsideen (Arbeiterheimstätten, Trucksystem, Assistance par le travail . . .) beschränken. Es ist historisch wohl begreiflich, daß seit dem Beginn der individualistischen Wirtschaft und ihrer sozialistischen Gegnerschaft die ökonomischen Fragen immer stärkere politische Bedeutung bekamen. Aber all die brennenden Probleme des öffentlichen Lebens: Verteilung der Gewalten, Verfassung, Demokratie, Rechtspflege, Unterrichtswesen, Erziehung, Sexualleben . . ., die in keinem Augenblick heftiger entstehen als beim Projekt eines neuen Staats, sie werden von Herzl kaum gestreift.

Herzl verteidigt sich: ich kümmere mich nur um das Nächste. Ja, darf er aber das Wort „Musterstaat" gebrauchen, wenn er nicht auch an Fernes denkt: an alle Stufen und Ereignisse des staatlichen Lebens, die über der Volkswirtschaft und unter der Grenze gegen Geist und Gemeinschaft liegen? Vorbild allein wäre das gesamte politische Werk, aus einheitlichem Schöpferwillen geboren. Die Durchführung einiger Reformideen auf wirtschaftlichem Gebiet und im Orient ist für die Zukunft der Erde ziemlich gleichgültig. Das Dasein eines solchen Staats kann der Welt nichts bedeuten. Er bliebe ein Experiment der Geschichte, vorgeführt in einem ungünstig gelegenen Raum. Denn der Orient, einst die Stätte unendlich tiefer und starker Geistigkeit, ist heute vom Bosporus bis zum Gelben Meer nichts als europäisches Kolonialland, Absatz- und Pro-

duktionsgebiet des Westens. In Wirklichkeit meint der nüchterne Theodor Herzl es mit dem „Musterstaat" auch gar nicht so ernst. Es ist ein gelegentlich fallendes Wort und Nebenmotiv, entstanden in Augenblicken, wo die sachliche Problematik der Wirtschaftsorganisation in den Vordergrund trat. Vielleicht hoffte dieser allzu „topische" Realpolitiker hierdurch auch einige Ideologen einfangen zu können. Was er erstrebt, soll dem praktischen Nutzen der Juden dienen. Nur um ihn handelt es sich für Herzl; alles andere ist Beiwerk und Nebenprodukt.

Mutig und mit Leidenschaft bekennt er: „Die Volkspersönlichkeit der Juden kann, will und muß nicht untergehen." Weil äußere Feinde sie zusammenhalten, weil sie zwei Jahrtausende lebt und leidet, weil ein Judenstaat denkbar ist. Darum muß er errichtet werden? Ist denn der Staat ein Allheilmittel? Das allerdings glaubt der Vater des Zionismus, der betont, daß die Judenfrage weder eine religiöse noch soziale, doch eine nationale sei, der aber für die Darstellung der jüdischen Nationalität nichts weiter tut als — sie nennt. Hier zeigt sich die Inhaltslosigkeit dieses ökonomisch-organisatorischen Zionismus. Nur Geschichte und Gemeinschaft der Nation können die Entscheidung über die jüdische Lebensform treffen. Herzl aber befragt sie nicht einmal und will die Juden doch aus den europäischen Vaterländern reißen, in denen sie seit Jahrhunderten leben. Er plant und weiß nicht mit welchem Ziel. Er versetzt Welten und flieht vor dem Schicksal. Er, der an den Geist nicht glaubt, dem selbst die jüdische Religion nur ein historisches Bindemittel ist, stellt willkürlich drei Dogmen auf: die Unüberwindbarkeit des Antisemitismus; der Staat als oberster Wert; die Tatsache der jüdischen Nation, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, diesem formalen Begriff einen Inhalt zu geben.

Die Judenfeindschaft, den obersten Rechtsgrund, den er für den Judenstaat kennt, will Herzl gar nicht verschwinden lassen: „Die allgemeine Verbrüderung ist nicht einmal ein schöner Traum. Der Feind ist nötig für die höchsten Anstrengungen der Persönlichkeit. — Ich meine, die Juden werden immer genug Feinde haben wie jede andere Nation." Warum dann noch den Zionsstaat, der doch die Feindschaft beenden sollte? Warum ist die Diaspora so unmöglich, wenn der Feind in ihr nur näher, einzelner und vielleicht rücksichtsloser auftritt als gegenüber dem Judenstaat?

Der Feind: gibt es ihn eigentlich? Gewiß die Tatsachen antisemitischer Gesinnung lassen sich nicht leugnen, wenn sie auch in verschiedenen Graden, Formen und Motiven auftreten. Sie sind Äußerungen von Pöbelinstinkten, aus nationaler Überheblichkeit und Enge geboren, das tierisch-feindselige Reagieren auf Fremdartiges. Zumeist aber meinen sie gar nicht den Juden, sondern die soziale und wirtschaftliche Lage, in der er lebt, die (wie allgemein im Westen) eine sehr hohe oder (wie im Osten) eine äußerst arm-

selige sein kann. Der Jude scheint durch Absonderung und Eigentümlichkeiten seine wirtschaftliche Lage besonders sichtbar zu vertreten. So trifft auch ihn am stärksten die Klassengehässigkeit: sei es als Neid oder als Verachtung.

Ist aber der Antisemitismus, also eine typisch ungeistige, nicht in Herz und Hirn treffende Erscheinung, imstande, uns aus unseren Vaterländern zu vertreiben? Herzl meint es; er glaubt nicht, daß der Judenhaß je aufhören wird; andererseits überschätzt er seine Wirkungen. Mit Recht erklärt er, der moderne Antisemitismus entspringe vor allem wirtschaftlichen Motiven. Aber ist durch diese Begrenzung seine Bedeutung nicht schon vermindert, die Aussicht auf seine Beseitigung nicht gestärkt? Das Wirtschaftsleben ist nichts Stabiles, sondern den geschichtlichen Veränderungen unterworfen. Schon heute gilt nicht mehr, was Herzl über die wirtschaftliche Lage der Juden schreibt: daß sie ein Mittelstandsvolk seien. Im Westen sind sie in großen Scharen in den oberen Stand eingedrungen, im Osten sind sie in dichten Massen Proletariat. Sollte in der Zukunft das Wirtschaftsleben sich in sozialistischer Richtung entwickeln, so wäre damit auch die wirtschaftliche Lage der Juden eine andere. Wie kurzsichtig ist es daher, wenn Herzl behauptet: „In den Bevölkerungen wächst der Antisemitismus täglich, stündlich und muß weiter wachsen, weil die Ursachen fortbestehen und nicht behoben werden können." Die Ursachen sind behoben, wenn eine neue Wirtschaftsordnung es unmöglich macht, die Juden einer bestimmten sozialen Klasse einzuordnen. Ein führender Zionist unserer Gegenwart, Arthur Ruppin, urteilt ganz anders als Herzl: „Die wirtschaftlichen Erscheinungen, auf welche sich die Antipathie gegen die Juden gründet, sind Erscheinungen einer Übergangszeit und werden in absehbarer Zeit völlig verschwinden." (Arthur Ruppin, „Die Juden der Gegenwart". 2. Auflage. 1911.)

Sollte es aber den Antisemitismus auch aus nationalen und religiösen Gründen geben, muß es da (auch im Zeitalter des erhitzten Nationalismus) der kleinen jüdischen Minderheit nicht leicht sein, ihre Unschädlichkeit gegenüber den großen Völkern zu beweisen? Kann es nicht andererseits die Aufgabe der über viele Vaterländer zerstreuten und doch geistig verbundenen Juden sein, durch ihr bloßes Dasein die Unsinnigkeit und Niedrigkeit nationalen Hasses zu beleuchten? Der Antisemitismus, so furchtbare Wunden er uns schlug und vielleicht in naher Zukunft noch schlagen wird, ist etwas, was in der Entscheidung über die jüdische Lebensform nicht mitsprechen darf. Er ist dem Zionismus nur Umweg und Vorwand, um zu seinem Judenstaat zu gelangen. Er ist ein ungerechter Kampf aus niedrigen Motiven, der nicht in allen Ländern gleich stark tobt. Der bisherige (wirtschaftliche) Antisemitismus war eine Begleiterscheinung unserer ungesunden Wirtschaftsordnung. Er ward ja auch in dem Lande geboren, in dem diese Wirtschaftsordnung am schnellsten

und plötzlichsten siegte: in Deutschland. Er wird verschwinden, sobald die wirtschaftlichen und nationalen Exzesse der Kriegszeit beendet sind.

Die Unüberwindlichkeit des Antisemitismus ist eine unbewiesene Behauptung. Scham aber befällt einen, wenn man bedenkt, daß diese Behauptung Sanktionierung, Kampflosigkeit, Fehlen jedes Änderungswillens bedeutet. Wie kann man an den Wert der eigenen Gemeinschaft glauben, wenn man meint, sie wird bis alle Ewigkeit beschimpft und gehaßt werden? Wem die Tatsache des Antisemitismus für die Zukunft der Juden so im Wege steht, der muß es als erste Aufgabe betrachten, sie zu beseitigen und nicht vor ihr zu fliehen.

Der Judenstaat aber als Rettung vor dem Antisemitismus Europas ist Flucht. Er ist der Verzicht auf jedes zukünftige Eingreifen in die Welt, die Verbarrikadierung vor dem Schicksal, das feige Verbergen des eigenen Gesichts. Die erste Aufgabe jeder Nation (ob mit oder ohne Staat) ist, dazusein in voller Öffentlichkeit, aus ihrem Willen Forderungen zu erheben zwecks Veredelung des eigenen und des gesamten Menschentums. Ist denn die Minderwertigkeit antisemitischer Gesinnung durch die Flucht nach Palästina erwiesen? Im Gegenteil: die Gesinnung wird bestätigt. Jeder Versuch des Kampfes und der Widerlegung hört auf. Als gescholtenes Kind geht man hinaus.

Über dieses unzureichende Motiv: den Antisemitismus kommt Herzl in der Rechtfertigung seines Projektes nicht hinaus. Die selbstverständliche Zweckursache jeder nationalen Bewegung: die Sicherung und Förderung des eigenen Wesens kommt (da ein geistiges Motiv) für ihn nicht in Betracht. Er will gar nicht die „Volkspersönlichkeit" zu größerer Entfaltung bringen, die jüdische Artung auf gemeinsamen Boden fruchtbar machen. Auch für die Zukunft lehrt Herzl: „Wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig." Kein äußeres Merkmal der Nationalität soll im Judenstaat entstehen, keine gemeinsame Sprache gesprochen werden. „Wir werden auch drüben bleiben, was wir jetzt sind, sowie wir nie aufhören werden, unsere Vaterländer, aus denen wir verdrängt werden, mit Wehmut zu lieben." Dann wäre ja das wichtigste Ergebnis der Auswanderung nach Palästina die Sehnsucht nach Europa, das nächste Ziel der Juden: unter dem schallenden Gelächter des Erdballs in die Vaterländer zurückzukehren.

Bis hierhin verirrt sich das Herzlsche Projekt. Man müßte glauben, daß Herzls Anhänger sich durch diese Folgerung belehren ließen. Aber aus dem zähen Glauben an die Heiligkeit des Staats und aus der Mutlosigkeit vor dem Antisemitismus geben sie an diesem Punkt ihre so praktische Logik auf. Herzl betont immer wieder sein nützlich-nüchternes Denken und seine Feindschaft gegen das Utopische. Er nennt aber seinen Plan eine „Idee" und vergißt, daß in diesem Wort seit Platons Zeiten alles

Endgültige, Wertvolle, Geistige mitschwingt, kurz alles, was ihm selbst so fehlt. Er sagt von der Judenfrage: „Sie ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen, müssen wir sie vor allem zu einer politischen Weltfrage machen." Das ist auch unsere Meinung. Wir glauben aber nicht, daß sie „im Rate der Kulturvölker"(?) zu lösen sein wird. Nur die geistige Gemeinschaft der Nation vermag es. Liegt aber in ihrem ethisch-religiösen Dasein (dessen stärkstes Symbol der jüdische Messianismus ist) die Notwendigkeit eines eigenen Staats beschlossen? Wir glauben es nicht. Wer von „politischen" Fragen spricht, sollte wissen, daß Politik noch mehr begriffliche und praktische Möglichkeiten bietet als den Staat. Man darf nicht auf die nächste Lösung verfallen, wenn die fernste die richtige ist: die nicht den materiellen Ursachen, sondern den geistigen Zwecken gehorcht. Das wundervollste Wort, das Herzl schrieb, lautet: „Nur die Desperados taugen zum Erobern." Es gilt für den ganzen Kreis menschlicher Gedanken und Taten. Aber aus der praktisch-ökonomischen Gesinnung seiner Zeit wurde die Weite dieses Gedankens verkleinert zum wirtschaftlichen Fall. Das aber ist typisch für das Herzlsche Denken. Alles was geistig, schmerzlich, wesentlich am jüdischen Problem ist, wird nicht beachtet, das Zufällige, Vordergründige, Aktuelle aber mit marktgängigen Methoden behandelt, der Staat als letzter Sinn der Gemeinschaft verkündet.

Gewiß: der Zionismus ist über Herzl hinausgekommen. Der Staatsgedanke ward immer mehr durch den Siedelungsgedanken verdrängt. Selbst die auf gleichen praktisch-ökonomischen Standpunkt sich stellten, spürten die Lücken des Herzlschen Baus. Sie fanden einen besseren Grund, für den Judenstaat einzutreten: weil sie den Untergang der Juden als letzte Folge der Assimilation befürchten. Aber muß denn jede alte Nation am Leben bleiben? Sie muß es nur dann, wenn sie einen Wert bedeutet, der heute und morgen noch Gültigkeit hat. Diesen Wert nennen aber die meisten Nachkommen Herzls ebensowenig, wie Herzl selbst es tat. Ihnen genügt es, daß es die Judenheit durch Jahrtausende gab, damit es sie auch in Zukunft gebe.

Wir glauben an den Wert des Judentums, dessen Gültigkeit nicht Tradition und dumpfen Instinkten entstammt, sondern den hellen Erfahrungen über unsere Artung und die Richtung ihrer Entschlüsse. Wir strebten ins Leere, wenn wir unsere Artung, die unserem Handeln und Denken Inhalt und Form verleiht, verleugnen wollten. Wir wären überheblich oder Metaphysiker, wenn wir des Zusammenhangs unserer geistigen Ziele mit dem natürlichen Dasein unseres jüdischen Volkstums vergessen. Die Idee ist schließlich nur da, weil die Natur sie gebar.

In diesem Sinne ist es also der Körper, der den Geist erschafft. Doch nur vom Geist aus gesehen, hat er einen Wert. Gibt es den Geist als

Entschluß, Kraft und Hilfe, so ist es unsere heilige Pflicht, auch seine vitale Existenz zu sichern. Wir wissen, daß es die geistige Gemeinschaft der Juden in besonderer Glut und Stärke gibt. Daß sie ihre sakrale Form aufgegeben hat und täglich mehr aufgibt, besagt nicht, daß sie ihre Wirkung verlor. Es genügt die Veranlagung, in die heutigen Verhältnisse tätig eingreifen zu können, um sie und ihre Herkunft schützen und lieben zu müssen.

Es gibt also Zionisten, die behaupten, die fortschreitende Assimilation werde den Juden den Untergang bringen. Diese Möglichkeit wäre überaus schmerzlich und müßte uns zu Gegenmaßregeln zwingen. Ist aber die Assimilation wirklich hierzu imstande?

Wir müssen scharf zwischen Assimilation und Emanzipation unterscheiden, wenn sie sich auch praktisch häufig durchdringen. Doch die Trennung der beiden Begriffe ist um so notwendiger, da der Kampf gegen die Assimilation häufig zu einem Kampf auch gegen die Emanzipation verführt und dadurch die Besserung seelischer Lagen, die Beseitigung von Antisemitismus und wirtschaftlicher Not verhindert. Der Assimilant ist häufig, der Emanzipator aber nie bekämpfenswert.

Das Wesen jeder Emanzipation ist kulturell: Befreiung zum geistigen Dasein; Öffnung aller Intensitäten zu den Werten und Ergebnissen menschlichen Schöpfertums; Erziehung zur werktätigen Mitarbeit an den gesamten Möglichkeiten des Daseins, ohne aber den eigenen Kern dadurch zu verlieren. Jede Emanzipation bedeutet daher eine Erweiterung des Gesichts- und Betätigungskreises; sie geschieht jedem und in jeder Zeit. Ihre Tendenz ist das Fortschreiten von kleinen individuellen Größen zu einem umfassenden menschlichen Bereich, fähig, die gesamte Geistigkeit der Zeit zu verwalten.

Es ist ein unsittliches Bemühen, eine solche Emanzipation aufhalten zu wollen. Sie ist des Geistes Gebot an Individuen, Völker und Länder. Wie jeder einzelne allmählich aus den Beschränkungen von Familie, Schule, Staat und Kirche heraustritt, um sich zu höheren, weiteren und unbedingten Zielen zu entscheiden, so auch die größeren Gruppen der Stämme und Nationen. Jede kulturelle Tat von Einzelnen oder Gesamtheiten ist eine Emanzipation, da sie sich von engen Anschauungen, Gebräuchen, Gesinnungen löst und zu freieren Entschlüssen erweitert.

Daher sind auch alle geschichtlichen Taten der Juden Emanzipationen. Trotzdem bedeuten sie keineswegs den Verzicht auf die eigene Art. Es gilt vielmehr, sein Haus in einer weiteren Atmosphäre und unter Nachbarn zu bauen. Die Juden emanzipierten sich, als sie ihren Nationalgott zum Menschheitsgott erhoben, als sie nacheinander in die alt-hellenische, griechisch-arabische und die Bildungswelt der Aufklärung eintraten. Wie jeder Nation Ziel, so muß auch das der jüdischen die immer größere, tiefere und beschleunigte Emanzipation sein. Sie will nicht das Aufgeben der Nation,

aber die Aufgabe: die Vergeistigung der Erde. Die Individuation der Menschheit in Nationen ist nicht der Zweck, vielmehr eine überaus kunstvolle Technik der Natur, die Menschheit auf verschiedenen Wegen zum Geist zu führen.

In diesem Sinne haben sich die Westjuden an Europa emanzipiert. Im Besitz aller Bildungsergebnisse und Methoden des Erdteils können sie ihre Art auf sämtlichen Gebieten des Lebens betätigen und auf allen die Ziele ihrer Gemeinschaft errichten. Diese Emanzipation (die gewissen Zionisten so verhaßt ist, daß ihnen das Ghetto als paradiesischer Zustand erscheint) ist bei den Juden so fortgeschritten, daß sie die europäischen Völker hierin überflügelt haben. Diese sind noch in den nationalen Kulturen befangen. Die Emanzipation an Europa: sie wurde bei Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern ... kaum als Aufgabe erkannt; das Elend des Krieges müßte hierin eine Änderung schaffen und die politisch-kulturelle Einigung als nächstes Ziel ergeben. Die Juden waren stets die besseren Europäer: die trotz großer Treue zu sich und den Vaterländern die Gemeinsamkeit der Aufgaben und Ergebnisse des Erdteils erkannten.

Die erste Voraussetzung zur Emanzipation ist die Beseitigung gewisser materieller Hindernisse. Diese „Assimilation" wird geführt gegen Begrenzungen, die das eigene Wesen nicht schützen, sondern verdecken, es zu einem hilflosen und untätigen Museumsstück machen. Um diese Emanzipation zum eigenen Selbst durchzuführen, muß eine Nation auf einer Stufe stehen, von wo aus sie ihre und ihrer Zeit Situation übersehen kann. Es gehörten also bestimmte Veränderungen der äußeren Lage der Juden dazu, um sich innerhalb der europäischen Kultur zu erkennen und fruchtbar zu machen. Das wußte Napoleon, als er (am 30. Mai 1806) von den jüdischen Notablen Vorschläge verlangte, „um ihre Brüder zur Ausübung der Künste und der nützlichen Berufsarten anzuregen." So ergaben sich als die wichtigsten Bedingungen für die Fortführung der jüdischen (in Palästina begonnenen!) Emanzipation: die Sprache der umwohnenden Nation; allgemeine Schulbildung; die Ausbreitung in verschiedenen Berufen; die Annahme der europäischen Kleidung und (technisch-hygienischen) Zivilisation.

Bedeutet eine bis hierher gediehene Assimilation eine Gefahr für die Existenz der Juden? Arthur Ruppin glaubt es: „Wie in der Chemie unter der Einwirkung eines Gärungsstoffes zusammengesetzte Körper sich in ihre Elemente spalten und diese Elemente dann neue Verbindungen eingehen, so wirkte die moderne Bildung auf das alte homogene Ghetto-Judentum als Ferment und leitet den Entnationalisierungsprozeß ein, der mit der Zersetzung der Judenheit in mehrere kulturell verschiedene Schichten beginnt und in der Verbindung der kulturell fortgeschrittenen Schicht mit dem Christentum endigt." Doch was Ruppin „Entnatio-

nalisierungsprozeß" nennt, ist zum größen Teil unsere „Emanzipation", die durchaus nicht zur Christianisierung zu führen braucht.

Es geht nicht an, dem jüdischen Geist die Erfahrungstatsachen des modernen Lebens zu entziehen; sie müssen ihm vielmehr in allen Provinzen der Kultur und der Technik ausgeliefert werden. Es wäre ein Egoismus, der sich selbst tötet, wenn eine Gemeinschaft, die Fortschritte der Zeit mißachtend, sich abschließt und ihre Eigenart solange ängstlich bewahrt, bis sie erkennt, daß sie einer vorwärts geeilten Allgemeinheit nichts mehr zu bieten vermag (die Tragödie Chinas!). Jede Möglichkeit, seinen Wert sachlich zu beweisen, wäre dem Juden genommen, wenn er die Welt, auf die er zu wirken hat, nicht mehr versteht.

Natürlich gibt es viele, die in Unkenntnis der höheren Aufgabe der Emanzipation die Assimilation als Selbstzweck nehmen: indem sie versuchen, ihr jüdisches Wesen auszulöschen. Sie fühlen sich nur als Glied der umwohnenden Nation und wollen nicht an die eigene Art und Gemeinschaft erinnert sein. Ihnen erscheint allerdings die Taufe als nächstes Ziel, den sich die ferneren der „Karriere" anschließen. Diese Assimilanten kommen überhaupt nicht zur Emanzipation: sie sind nicht nur unjüdisch, sondern ungeistig; trübe Existenzen zwischen Lüge und Erfolg; ohne Instinkt für Werte und Verwirklichung. Sie sind die blassen Produkte von Unwahrhaftigkeit und Besitzgier; Schwächlinge, die neidisch auf die fremde, starke Art sehen und sie zu erreichen glauben, indem sie ihr äußeres Tun nachäffen. Nicht aus ihrer Natur, sondern gegen sie sind sie unschöpferisch, glaubenslos und kalt. Sie mißachten das eigene Wesen und seine Mission, weil sie sie umbiegen in die Richtung jener, die an Macht, Zahl und Glück größer sind. Kriecherisch vor der Autorität (mag sie auch im schärfsten Gegensatz zur Geistigkeit des Judentums nur auf Gewalt sich stützen), unsicher in plötzlichen Situationen machen sie ihre hilflose Lage zur Routine und zum Trick: indem sie Händler und Vermittler sind und aus ihrem chaotischen Innern jede Ordnung begünstigen. Diese Witzbolde und Verächter, denen das Ja auf den Lippen starb und die zum Nein keinen Mut aufbringen, haben mit dem Judentum nichts mehr zu schaffen, auch wenn es in ihren besten (in ihren Augen: schlechtesten) Augenblicken heiß wieder hindurchbricht.

Sind diese „Assimilanten" eine Gefahr für die jüdische Zukunft? Sie waren es. Denn sie gehören einer seelischen Zeitwelle an, die heute verebbt ist. Sie konnten nur in einer Situation Macht und Ausdehnung gewinnen, die ihrer zweideutigen Art reiche Möglichkeiten bot: selbst zweideutig oder „Übergangszeit" war. Es war die Zeit, die mit dem Staatsabsolutismus und der „historischen Schule" begann, die Philosophie zum

Materialismus, das öffentliche Leben zur Mechanisierung verflachte und schließlich im Nihilismus endete. Dieses von Gott verfluchte neunzehnte Jahrhundert, dessen eigentliche Gesinnung der — Relativismus war, mußte auch aus dem Juden, dem durch seine Religiosität vielleicht absolutesten Menschen, einen Relativisten machen: den Assimilanten. Er fügte sich den gegebenen Ordnungen willig ein, versuchte, die Erde mit den Augen derer zu sehen, die ihr gerade geboten, und bewahrte Treue nur jenen Zielen, die ihm äußeren Vorteil versprachen. Er wollte die fremde Art nachahmen und ihren Zwecken folgen in Augenblicken, da man sie der übermächtigen Staatsidee opferte und der Nationalität zu huldigen meinte, wenn man freche Machtpolitik lobte. So entstand der Typus des jüdischen Assimilanten: der bürgerlich glatte Parvenü, der seine Söhne taufen läßt, damit sie Offiziere werden, dem das Judentum die sentimentale Erinnerung an Sabbatabende in einer kleinen Stadt ist, und der vielleicht selbst zum Christentum übertritt, während ihm Haeckels „Welträtsel" zum Katechismus wurden.

Doch als der Nihilismus erstand, die Umwertung der Werte begonnen wurde, zersprang mit anderen bürgerlichen Typen auch der Assimilant. Friedrich Nietzsche, dieses europäische Gewitter, reinigte auch das jüdische Gewissen. Niemandem erschien der Einsame von Sils-Maria befreiender, himmlischer und sichtbarer von Gott gesandt als dem Juden, der nunmehr sich selbst entdecken durfte. Es ist bekannt, wie sehr Nietzsche auf die Juden wirkte und hoffte: „Die Juden sind aber ohne Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt; sie verstehen es, selbst noch unter den schlimmsten Bedingungen sich durchzusetzen (besser sogar als unter günstigen), vermöge irgendwelcher Tugenden, die man heute gerne zu Lastern stempeln möchte, — dank vor allem einem resoluten Glauben, der sich vor den ‚modernen Ideen' nicht zu schämen braucht; sie verändern sich, wenn sie sich verändern, immer nur so, wie das russische Reich seine Eroberungen macht, — als ein Reich, das Zeit hat und nicht von gestern ist —: nämlich nach dem Grundsatze ‚so langsam als möglich!' Ein Denker, der die Zukunft Europas auf seinem Gewissen hat, wird, bei allen Entwürfen, welche er bei sich über die Zukunft macht, mit den Juden rechnen wie mit den Russen, als den zunächst sichersten und wahrscheinlichsten Faktoren im großen Spiel und Kampf der Kräfte (Jenseits von Gut und Böse. 251)."

Die praktischen Auswirkungen des Assimilantentums sind Taufe und Mischehe. Sie führten zu einer Dezimierung der Judenheit und — was vielleicht noch schlimmer ist — manchen bereits bei seiner Geburt Getauften in eine schmerzliche Situation. In der heutigen Jugend — und nur auf sie kommt es an — stößt diese Art „Assimilation" aber auf

heftige Gegnerschaft. Diese Abwendung von den Vätern ist das größte Ereignis, das die nihilistischen Jahre den Juden bescherten. Die Mechanisierung Europas, die die Juden vor allem als wirtschaftliche Klasse aufkommen ließ, die Geistfremdheit, das auf Nützlichkeit oder staatliche Autorität gelenkte Denken sind in der Auflösung begriffene Erscheinungen. Dadurch ist auch die Gefahr, die dem Judentum durch die Assimilation droht, geringer geworden und bedarf zu ihrer Bekämpfung nicht mehr Mittel, die eine Lähmung jüdischen Tatwillens bedeuten würden. Denn nur angesichts des drohenden Aussterbens der Juden baut etwa Ruppin sein zionistisches System auf. Auch er wünscht die Erhaltung der Juden als Rassen- und Kulturwert, das heißt als Sondervolk. Er will aber die jüdische Kultur von der westlichen nicht abschließen, die europäische Bildung ihr nicht entziehen. „Aber die jüdische Kultur verdient es kraft der eigenen Werte, die sie birgt, daß man bei ihrer Verschmelzung mit der modernen Bildung behutsam zu Werke geht, daß man keinen ihrer eigenen Werte zerstört und darauf bedacht ist, ihre ganze Lebenswärme in die neue jüdische Kultur hinüber zu retten." Deshalb verlangt Ruppin: 1. eigene Schule, 2. einen in sich geschlossenen Wirtschaftskreis, 3. eigene Sprache und 4. enge örtliche Gemeinschaft. Alle diese Bedingungen sieht er erfüllt nur im palästinensischen Staat.

Dieses kluge System begeht den Irrtum, den Wert der überlieferten Kulturen zu überschätzen. Sie sind der Besitz geistiger Güter, deren Wert immer neu entsteht durch Leidenschaften, Richtungen und Ziele. Die „Lebenswärme" darf daher nicht in einer Kultur bewahrt bleiben, sondern muß herausstrahlen über Menschen und Erde. Kultur ist kein Zweck, sondern ein Weg: der von der Einzel-Artung zur Gemeinschaft des Geistes. Nur unter einer rein ästhetischen Einstellung kann man das jüdische Schrifttum (nur das ist die jüdische Kultur) als Selbstzweck ehren; in Wirklichkeit liegt sein Sinn und Wert in der religiös-ethischen Gemeinschaft, die es beweist und erzeugt. Uns erscheint daher als Tendenz der jüdischen „Kultur" nicht ihre Bewahrung, aber auch nicht ihre Auslöschung. Sie soll nicht stolz hinter Museumsfenstern thronen, sondern eine lebendige Gemeinschaft erzeugen, die die Aufgaben der Erde erkennt und anpackt. Die Kultur eines Volkes ist sicherlich ein Erlebnis, eine seelische Angelegenheit, daneben aber auch eine politische: ein Ethos, das Taten verlangt. Deshalb kommt es nicht darauf an, daß bei der Verschmelzung zweier Kulturen kein Wert zerstört wird, sondern daß die gemeinschaftsbildenden, ethischen Werte ans Licht kommen. Dafür aber wird die künstliche Bewahrung der ganzen kulturellen Erbschaft nicht fördernd, sondern hindernd sein. Der moderne Jude, der (wie auch Ruppin zugibt) die europäische Bildung nicht entbehren kann, muß ihr manches aus seiner Kultur hinzu-

fügen: 1. wegen der privaten Anforderungen seiner jüdischen Erlebnisart, 2. wegen der ethischen Ziele seiner Gemeinschaft, die sich von den Besitztümern der jüdischen Kultur nährt und in ihnen formuliert.

Beides aber kann in Europa besser geschehen als in Palästina: da das Ich-Erlebnis des Orientalen durch die größere Realität des europäischen Lebens davor bewahrt wird, die politisch-soziale Wirklichkeit zu vergessen, und weil vor allem die Bildung einer aktiven Gemeinschaft nur Sinn hat, wo ihr auch starke Aufgaben blühen; das ist aber nur, wie wir noch sehen werden, innerhalb Europas möglich.

Es ergibt sich also, daß sowohl die Assimilation (da eine überwindbare Gefahr) als auch die Emanzipation (da eine europäische Aufgabe) den Judenstaat nicht braucht. Doch die „jüdische Renaissance" (wie Martin Buber sie nennt) kommt von ihrer alten Ideologie nicht los. Die Destruktionen des Nihilismus hatten allenthalben einen leeren Raum geschaffen, in dem Heimstätten zu errichten noch die Bausteine fehlten. Statt des erhofften dritten Reichs bot sich dem Europäer der Jahrhundertwende ein Zustand des Chaos und der Ratlosigkeit dar. Man verfiel schließlich auf alte Methoden: zwischen der bequemen Mystik verkrachter Romantiker und der eben erst abgelegten Mechanik von Staat, Wirtschaft und Vereinen. Die ersten Nach-Nihilisten, noch erschüttert von dem, was sich soeben vollzogen hatte, wandten sich ängstlich rückwärts, um das neue Werk zu beginnen. Es geschahen: begeisterte Bejahungen früherer Vorurteile, Modernisierungen der gestrigen und vorgestrigen Praxis, Renovierung modriger alter Räume (Robert Müller in dem Buch „Europäische Wege", S. Fischer, Verlag, scheint mir diesen Zustand gut beleuchtet zu haben). Die neuen Menschen, denen Nietzsche die Bahn öffnen wollte, wurden: der geschmäcklerische Mystiker und der flache Mechanist.

Dieses Bildes verkleinerte Projektion ist der moderne Zionismus. Er ist der Mikrokosmos der europäischen Groteske. Er agiert so heftig gegen sie, da er ihr völlig gleicht. Er bekämpft den europäischen Staatsabsolutismus und Mechanismus so sehr, daß er in eine fast unwahrscheinliche Reaktion bloßer Inbrunst und Mystik verfällt, oder er fühlt sich von der europäischen Gegenrevolution der Mystik und Gefühle so angewidert, daß er das jüdische Gewissen zur deutschen Organisation, Vereinstümelei und nützlich-praktischen Programmatik aufruft. Auf jeden Fall gleicht das zionistische Gesamtergebnis aufs Haar dem europäischen. Dem Nihilismus entstehen, hier wie dort, als Erbschaft: Irrationalismus, „Schau", Katholizismus und andererseits: statistische Ämter, Fachleute, Staatsautorität. Beide jüdische Richtungen münden in der jüdischen Staatsidee.

Der Wortführer der jüdischen Neu-Katholiken ist Martin Buber. Er

verkündet die sittliche Idee des Judentums nicht als Aufruf zur Versittlichung der Menschheit, sondern als Besitz der Judenheit. Er will die palästinensische Isolation als Entscheidung der Juden zu sich selbst, das heißt aber, als Entfernung von westlicher Diesseitigkeit, als Flucht vor nationalen Aufgaben in die Unkontrollierbarkeit der Gefühle. In seinem überaus edlen und hochstehenden Buch „Vom Geist des Judentums" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig) schwärmt Buber von der „tiefen Welt der jüdischen Mystik, die das heilige Feuer der alten Gottverbundenheit unterirdisch hütete." Im Sinne dieser Mystik glaubt er an die Zauberkraft des heimatlichen Bodens, die dem Juden eine von allem Europäischen entfernte neue Schöpferkraft bescheren soll. „Der Jude kann seinen Beruf unter den Völkern nur dann wahrhaft erfüllen, wenn er von neuem und mit seiner ganzen, unverzehrten, geläuterten Urkraft daran geht, zu verwirklichen, was seine Religiosität ihn in der Vorzeit lehrte: die Einwurzelung im heimatlichen Boden, die Bewährung des rechten Lebens in der Enge, die vorbildliche Gestaltung einer Menschengemeinschaft auf der schmalen kanaanitischen Erde." Also Verengung in einer Zeit, wo alle Instinkte ins Weite, Offene und Menschenbrüderliche weisen? Vorbild am Rande der Welt? Hier enthüllt sich der Kern der reaktionären Mystik unserer europäischen Gegenwart.

Gegen die lauten Organisierer und Praktiker unter den nationalen Juden kämpfte schon Achad Haam. („Am Scheidewege". Band 1.) Tolstoihaft ruft er die Juden zur Besinnung und Verinnerlichung, zur Entdeckung ihres Wesens und Wertes auf. Er verlacht jene, die einen Bau errichten wollen, dem die Basis fehlt; er ist aber auch nicht mit denen einverstanden, die ihre „Zionsliebe" auf die Zerstörungen heutiger Mißstände beschränken. Denn Achad Haam ist zu geistig und leidenschaftlich, um mit äußerer Kolonisation zufrieden zu sein, andererseits zu rationalistisch und hellsehend, um in trübe Mystik zu versinken. Sein Auge richtet sich auf die jüdische Mission; welches sie auch sein mag, sie kann nicht eher sich durchsetzen, „bevor nicht unser Volk an Stelle des künstlichen Lebens in der Gegenwart, das eines blinden Glaubens oder einer spitzfindigen Sophistik bedarf, um überhaupt erträglich zu werden, zu wahren und natürlichen Lebensbedingungen gelangt ist, die seinem Geiste die Möglichkeit gewähren, sich vollständig zu entfalten." Damit die Juden ein Volk seien, das heißt eine Sendung haben, müssen sie zunächst die „Konzentration des Geistes" vollziehen. Der Judenheit Weg ist das Judentum.

Zum Zwecke der Regeneration des Judentums bedarf es auch nach Achad Haam des Judenstaats. Doch er bedeutet für ihn etwas anderes als für die westlichen Zionisten. Vor allem ist er nicht Zweck, sondern ein Mittel: um zu einem nationalen Ideal zu gelangen. Nicht auf den

Staat und die örtliche Konzentrierung kommt es an, sondern auf die „Wiederbelebung der Herzen", die Erziehung zur Einheit, die (mit einem Worte Pinskers) „Autoemanzipation". Nur das Herz des Volkes kann die Basis des Landes sein, das selbst das Zentrum des jüdischen Geistes werden soll. Darum wendet sich Achad Haam heftig gegen jene, die das Leben der Juden in der Diaspora herabsetzen und ihnen verekeln, anstatt den Geist des Volks zu erhellen und zu neuen Entschlüssen zu führen. Auf den „Juden drinnen," seinen geistigen Universalismus, kommt es an, um ihm das Recht zu einer äußeren nationalen Form zu geben.

Wenn Achad Haam trotz seiner Gegnerschaft zum europäischen Zionismus sich zum Staatsgedanken bekennt, so muß betont werden, daß nicht nur dessen Inhalt, sondern auch dessen Sinn ein besonderer ist. Man darf nicht vergessen, daß der Verfasser im alten Rußland lebte. In ihm erhielt sich die jüdische Nation in einem weit praktischeren Sinn als im Westen: sie bedeutet weniger Artung und Gemeinschaft, Struktur und Forderung als ein abgezirkeltes Stück Natur, durch Sprache, Sitte und die örtliche Gemeinschaft des Ghettos vom Wirtsvolk getrennt. Diese Nation lebte in einer Lage, die nicht nur Bedrückung und Knechtschaft bedeutet, sondern als Folgeerscheinung auch seelische Depression und Hilflosigkeit. So ergab sich für das russische Judentum eine doppelt unerträgliche Situation: in politisch-wirtschaftlicher und seelisch-kultureller Beziehung. Hier konnte als Hilfe nur die radikale Lösung scheinen: die politische Selbständigkeit. Diese Lösung bedeutet also keineswegs die Übernahme fremder Methoden auf die eigene Besonderheit; im Gegenteil: das zaristische Rußland, dessen Machthaber sich auf keinen umfassenden politischen Gedanken, sondern nur auf die verfallene slawophile Mystik und auf Gewalt stützten, war arm an politischer Substanz. Die sich erst langsam im neunzehnten Jahrhundert entwickelnden politischen Richtungen des Westlertums mußten ihre Anfänge in Europa suchen: im deutschen Hegelianismus und Marxismus und im französischen Sozialismus. Daher ist dieser unendlich tiefe und überlegte Zionismus des Achad Haam, der den Staat nur als ein unvermeidliches Mittel zur Vergeistigung der Juden will, eine östlich determinierte Angelegenheit, auch wenn die Westjuden in sein System einbezogen sind.

Damit aber ist erwiesen, daß der bisherige Zionismus (wenigstens für die Westjuden) nicht die Lösung des jüdischen Problems bedeutet. Er ist entweder der hastige Versuch, mit den Mitteln des europäischen neunzehnten Jahrhunderts seine Schwierigkeiten zu überwinden, oder trübe Mystik, die allen wachen und scharfen Instinkten des Juden zuwider läuft. Trotzdem seien die großen Ergebnisse der Bewegung gerne anerkannt. Erst durch den Zionismus kam der Jude nach der Ratlosigkeit

der nihilistischen Jahre zur Erkenntnis des eigenen Wesens, zum Bekenntnis seiner Art, zum Bewußtsein seines Werts. Wir mußten durch dieses Durchgangsstadium hindurchgehen, um zur wahrhaften jüdischen Renaissance zu gelangen, durch dieses Nachspiel des alten Europäertums, um im neuen schöpferisch zu werden.

Palästina wird aber nie die jüdische Heimat sein; denn diese ist die Menschheit. Trotzdem hat das Schicksal dieses Landes für alle Juden erhebliche Bedeutung. Die politischen Ereignisse der letzten Zeit haben es wieder zu einem Gegenstand der Hoffnung und Sehnsucht gemacht. Zunächst durch die große nationale Welle, die während des Krieges durch alle eurasiatischen Völker ging und gerade die Minderheiten zu neuen Erwartungen und Forderungen trieb. Vor allen Dingen mußten sich die Ostjuden, denen der Krieg und die Okkupation schwere Wunden schlugen, mehr denn je in das „Land der Väter" sehnen. Für die Westjuden hatte der allgemeine Nationalismus eine geringere Wirkung: daß die Selbstüberhebung und die Gehässigkeit der kriegführenden Nationen die eigentümliche Lage der Juden bloßlegten, die bei all ihrer Treue zu den Vaterländern ihr kosmopolitisches Gewissen nicht verraten konnten. Nur bei den Ostjuden, deren intensives Eigenleben inmitten der Slawen uns jetzt bekannter geworden ist, entstand die Berechtigung zu den bestimmten politischen Forderungen einer nationalen Minorität, deren weitestgehende der palästinensische Staat ist. Dem Westjuden bedeutet die Besinnung auf seine jüdische Nationalität das Erwachen seiner geistigen Gemeinschaft und der Entschluß, sie mehr als früher zu pflegen. Deshalb könnte auch für ihn Palästina als jüdisches Siedlungsland große Bedeutung haben, wenn sie auch keine politische und nicht die Auswanderung ist. Er würde in diesem Lande das körperliche Symbol einer geistigen Gemeinschaft sehen, die Substanz, die auch ihn durchleuchtet.

Vor allen Dingen ist die Frage des Judenstaats akut geworden durch den Zusammenbruch der Türkei. Wir wissen, daß die Entente-Regierungen für ein jüdisches Palästina Sympathien haben. Der Judenstaat wird also vermutlich kommen. Wenn er auch keineswegs eine Nationalisierung der Juden im Sinne der Zionisten als Folge haben wird und darf, so sind seine Aufgaben doch groß und erregend: viele Ostjuden aus einer seelischen und wirtschaftlichen Zwangslage zu befreien, den Westjuden aber neuen Mut zu ihrer ihnen durch ihr Wesen und ihre Geschichte auferlegten Mission zu schaffen: die Emanzipation der Menschheit herbeiführen zu helfen.

Die revolutionäre Entscheidung

Von Hermann Herrigel

Die folgenden Ausführungen sind nicht unmittelbar als ein Programm auf die politische Lage zu beziehen, sondern versuchen eine grundsätzliche Klärung der revolutionären Politik. Sie greifen nicht direkt in die Politik ein, sondern handeln von den Voraussetzungen der Politik. Die politische Betrachtung der Dinge beruht auf einer Abschätzung der realen, gegeneinander wirkenden politischen Kräfte und ist gerichtet auf die Erreichung des auf Grund der tatsächlichen Lage Möglichen. Der Maßstab einer solchen Beurteilung ist daher notwendigerweise ein real mögliches politisches Ziel. Das ist hier weder versucht, noch erstrebt. Unsere Betrachtung der Dinge geht nicht davon aus, was ist und was real möglich ist, sondern was sein soll. Ihr Maßstab ist das soziale Ideal. Hinsichtlich ihrer Richtung auf dieses Ideal und ihrer Fähigkeit, es zu erreichen, sollen hier die Kräfte, die nicht bloß in der augenblicklichen Lage, sondern in jeder Revolution richtungbestimmend sind, beurteilt werden.

Das soziale Ideal erblicken wir in einer menschlichen Rangordnung, deren Schichten nicht in feindliche, einander entgegengesetzte und bekämpfende Parteien oder Klassen auseinanderfallen, sondern die eine auf Versöhnlichkeit und Gemeinschaftswillen beruhende innere Einheit und Stabilität besitzt. Dieser Zustand des inneren Friedens der Gesellschaft bildet indes nur die seelische Seite des sozialen Ideals und es darf daraus nicht die sittliche Forderung für die auf den unteren Stufen Stehenden abgeleitet werden, den Frieden unter allen Umständen zu erhalten und mit ihrer Lage sich zufrieden zu geben. Vielmehr muß dem inneren Frieden als seine Bedingung auch ein idealer Zustand der äußeren gesellschaftlichen Struktur entsprechen, der darin besteht, daß die soziale Schichtung in lebendiger Beweglichkeit bleibt und sich nach den Werten des Persönlichen ändert, daß also mit anderen Worten die persönliche und die soziale Rangordnung zusammenfallen. Mit dem Persönlichen sind dabei die Unterschiede der besonderen Begabungen und Fähigkeiten gemeint, derjenigen Werte, die die Persönlichkeit ausmachen und die nicht beliebig erworben werden können, die daher auch einer sozialen Ausgleichspolitik nicht zugänglich sind. Die soziale Rangordnung dagegen beruht auf den im weitesten Sinne wirtschaftlichen und rechtlichen Unterschieden, die dem einen, dem Besitzenden, eine gewisse Verfügungsmacht über den anderen gewähren. Diese Unterschiede liegen ganz in der Sphäre der physischen Bedingtheit, der alle Menschen gleichermaßen unterworfen sind, wogegen

das Persönliche unbedingt ist. Wie diese beiden Sphären in jedem einzelnen Menschen eine notwendige Einheit von Freiheit und Gebundenheit bilden, die sich nur im Abstrakten auseinanderlegen läßt, da beide erst aus ihrer gegenseitigen Bezogenheit ihren Sinn erhalten, so ist auch der Aufbau der Gesellschaft durch dieselbe Polarität beherrscht: er beruht auf zwei Prinzipien, die ihre eigene voneinander unabhängige Gesetzlichkeit haben, und das soziale Ideal fordert, daß die Rangordnung des Persönlichen die primäre sei, über der erst die soziale Schichtung sich erheben darf. Das läßt sich auch so ausdrücken, daß das soziale Ideal in einem Ausgleich von Freiheit und Gleichheit innerhalb der Gesellschaft besteht. Wenn wir dazu noch die Versöhnlichkeit nehmen, den „guten Willen", als die Bedingung des inneren Friedens der Gesellschaft, so finden wir die Prinzipien des sozialen Ideales wieder in der Dreiheit der Revolutionsideale. Dabei ist aber wesentlich, daß die drei nicht gleichgeordnet nebeneinanderstehen, sondern daß zwischen Freiheit und Gleichheit das engere Verhältnis besteht, daß sie sich infolge ihrer Bezogenheit aufeinander gegenseitig einschränken und daß sie sich als absolute Ziele nicht miteinander vertragen. Die strenge Durchführung des Grundsatzes der Gleichheit in der sozialen Rangordnung hat die notwendige Folge der Unterdrückung der Freiheit. Umgekehrt darf Freiheit in der Gesellschaft nur für die Werte des Persönlichen sein, da anders eine soziale Ordnung überhaupt nicht möglich ist. Also Freiheit im Persönlichen, Gleichheit im Sozialen! Trotz der sozialen Differenzierung soll allen die gleiche Freiheit der Entfaltung des Persönlichen offenstehen und bei aller Freiheit im Persönlichen soll doch der Boden der sozialen Differenzierung die Gleichheit sein. Das ist der tiefste Sinn der Forderung: Freie Bahn dem Tüchtigen! Es soll ausgeschlossen sein, daß der Tüchtige, weil er besitzlos ist, sozial auf einer tieferen Stufe stehen bleibt als der Tüchtige oder selbst der weniger Tüchtige mit Besitz. Ebenso soll ausgeschlossen sein, daß der Künstler, überhaupt der ernsthaft geistig Arbeitende, dessen Arbeit keinen Marktwert hat, sozial auf eine tiefere Stufe herabgedrückt wird als etwa der Kaufmann oder der Ingenieur.

Die historische Entwicklung der Gesellschaft scheint jedoch gerade dem entgegengesetzten Prinzip zu folgen: Gleichheit im Persönlichen, Freiheit im Sozialen! Der Liberalismus bleibt immer auf das Wirtschaftliche beschränkt und gilt nicht für das Persönliche. Das bestimmte soziale Prinzip, das die Gesellschaft jeweils gliedert, ob es nun das geburtsvorrechtliche des Kastenstaates oder das politische des Beamtenstaates oder das kapitalistische des Bourgeoisstaates ist, hat stets größeres Gewicht als die persönlichen Werte und hat stets die Tendenz, diese aus ihrer differenzierenden Funktion zu verdrängen und allein die Rangordnung zu

bestimmen. Indem es sich an Stelle der persönlichen Wertunterschiede als beherrschendes Wertprinzip setzt und die Gesinnungen, die dieses Wertprinzip annehmen und zu dem ihren machen, bevorzugt und sozial fördert, unterdrückt es zugleich die persönlichen Unterschiede. So bringt beispielsweise der Kapitalismus eine Auslese der Fähigkeiten des Gelderwerbes mit sich und führt umgekehrt zu einer Unterdrückung der rein ethisch auf das Ideelle gerichteten, aber kapitalistisch wertlosen Begabungen und Leistungen. Das bedeutet aber eine Vergewaltigung der „Menschlichkeit", denn wenn davon zu reden einen Sinn hat, kann es nur der sein, daß Menschlichkeit die menschliche Totalität ist über und im Gegensatz zu den einzelnen Teilgebieten des Lebens. Vergewaltigt wird sie, wenn ein Teilgebiet des Menschlichen sich von seiner Beziehung auf das Ganze emanzipiert und verselbständigt und, statt ihm zu dienen, es beherrscht.

Wenn dieses Mißverhältnis eine solche Schärfe erreicht hat, wie wir es erlebten, daß die Arbeit jeden auf dem Werte ihrer sachlichen Leistung beruhenden Eigenwert verloren hat und nur noch nach Maßgabe ihres Ertrages für die Rentabilität des Kapitals gelohnt wird; wenn also das kapitalistische Prinzip die soziale Schichtung der Gesellschaft ausschließlich beherrscht und die Gesellschaft in solche Gegensätze der persönlichen und der sozialen Rangordnung spaltet, daß sie durch die ethischen Kräfte des Gemeinschaftswillens und der Verständigung nicht mehr überbrückt werden können, ja daß eine Verständigung in gewissem Sinne schon unsittlich wäre, dann tritt die Gesellschaft notwendigerweise aus ihrem normalen in den revolutionären Zustand über. Dessen Wesen besteht darin, daß die einander entgegengesetzten Kräfte sich nicht mehr in einer durch Opportunitätsgründe bestimmten Auseinandersetzung über praktische Einzelfragen und in einem sich solcherart immer wiederherstellenden Gleichgewicht befinden, das auf freiwilliger oder erzwungener gegenseitiger Anerkennung beruht, sondern daß sie in einen prinzipiellen Kampf eintreten und daß eine grundsätzliche Neuregelung des verschobenen und unhaltbar gewordenen Verhältnisses von Freiheit und Gleichheit gesucht wird. Die Politik der Revolution besteht darin, das bisherige soziale Differenzierungsprinzip, jetzt also das kapitalistische, zu beseitigen und auf Grund des Prinzips der Gleichheit im Sozialen ein neues, „gerechtes" soziales Rangprinzip zur Geltung zu bringen. Die allgemeine Idee jeder sozialen Revolution ist das soziale Ideal. Ihr besonderes Ziel ist bestimmt durch den Gegensatz zu dem sozialen Prinzip, gegen welches die Revolution gerichtet ist: wenn eine kapitalistische Gesellschaftsordnung durch Überspannung der Gegensätze innerhalb der Gesellschaft in einer Revolution ausläuft, so muß diese notwendigerweise eine sozialistisch-kommunistische sein.

Es scheint zum Wesen der revolutionären Politik zu gehören, daß sie rationalistisch ist und das, was die vorige Zeit ethisch unerfüllt ließ, auf direktem Wege durch „Organisation" verwirklichen zu können glaubt. Sie ist tief mißtrauisch und skeptisch gegen alles Seiende, gegen das Historische, das Vorgefundene, das organisch Entwickelte, das ohne den Eingriff ihres „ideenverwirklichenden Willens" entstanden ist. Darin aber liegt ihre große Gefahr, denn sie weiß in der vorgefundenen Lage, gegen die sie sich wendet, nicht zu unterscheiden zwischen der unbeschränkten Willkür im Sozialen und der Freiheit des Persönlichen; ihre Skepsis gegen alles Historische überhaupt macht auch vor dem Persönlichen nicht halt und wirft mit dem Historischen auch das irrationale Element der persönlichen Freiheit über Bord. Sie setzt das Prinzip der Gleichheit gegen das der Freiheit. Darin macht sie einen vielleicht notwendigen, aber verhängnisvollen Fehler, der das positive Ergebnis der Revolution in Frage stellen muß. Sie glaubt alles „machen" zu können, sie hat einen unbegrenzten Glauben an die Möglichkeiten der aktivistischen Politik und wird so notwendigerweise gegenüber jedem Widerstand diktatorisch und radikal. Der Radikalismus der revolutionären Politik aber bedeutet, daß sie bei der Durchführung ihrer Idee nicht allein die vorgefundene historische, sondern überhaupt jede Rangordnung aufhebt und gleichsam von einem Nullpunkt der Geschichte aus noch einmal von vorne anfangen und rationalistisch nach dem Prinzip der Gleichheit und Gerechtigkeit die menschlichen Verhältnisse neu einrichten will. Diese Politik setzt sich aber über das Persönliche ebenso hinweg wie die vorrevolutionäre und sie muß daher ihr letztes Ziel, die Befreiung des Menschlichen, verfehlen. Sie befreit das Menschliche zwar aus der Vergewaltigung der historischen Lage, jedoch nur, um es sogleich von neuem zu vergewaltigen. Das soziale Ideal wird aber damit nicht verwirklicht, daß jede menschliche Rangordnung, damit selbst die Familie, beseitigt und an ihrer Stelle die absolute Gleichheit erklärt wird. Die dynamischen Beziehungen der persönlichen Unterschiede der Menschen, moralische Führerschaft und Autorität, auf denen letzten Endes jede soziale Abstufung beruhen muß, lassen sich nicht radikal ausschalten und durch eine rein mechanische Nebeneinanderordnung ersetzen, der jede Struktur fehlt und in der jeder eine an die Stelle des andern zu treten vermag. Allerdings sind damit die Gegensätze, die zur Revolution geführt haben, überwunden, aber sie sind nicht zu einem lebendigen Ausgleich gelangt, wie er durch das soziale Ideal gefordert ist, sondern zu einer toten Kirchhofsgleichheit. Nicht die Aufhebung der Unterschiede überhaupt, sondern ihre Gestaltung zu einer lebendigen Rangordnung ist die Aufgabe. Gleichheit darf nicht absolutes, sondern nur bedingtes Ziel sein auf Grund der Anerkennung der persön-

lichen Wertunterschiede; sie darf nur Attribut des Freiheitszieles sein: die Freiheit des Persönlichen soll für alle die gleiche sein, nicht beschränkt durch soziale Klassenunterschiede. Es ist sehr einfach, aber auch sehr unpolitisch, ein soziales Märchen zu erfinden, in welchem die Menschen unter der Fiktion, daß sie von Natur gut und einander gleich seien und auch immer bleiben, in Beziehung zueinander gesetzt werden, wie es in den bekannten utopischen Sozialromanen geschieht. Ein solcher Radikalismus ist nur abstrakt durchführbar, denn er geht an den realen Schwierigkeiten, die gerade daraus entstehen, daß die Menschen einander nicht gleich sind, sondern daß irrationale Unterschiede des Persönlichen, die auch die Unberechenbarkeit des Historischen ausmachen, eine nach einem rationalen, unhistorischen Prinzip vollzogene Schichtung durchkreuzen. Eine soziale Neuordnung kann zu irgendeinem historischen Zeitpunkt nicht unter Übergehung des Historischen wie an einer in historischer Ruhe befindlichen homogenen Masse, wie an einem Rohstoff, vollzogen werden, sondern sie erfordert immer die Berücksichtigung der besonderen historischen Verhältnisse, soweit in ihnen die Differenzierung nach persönlichen Unterschieden in Erscheinung tritt. Daraus entspringt ja die revolutionäre Bewegung und Aufgabe, daß zwischen diesen Unterschieden und der tatsächlichen sozialen Schichtung ein Mißverhältnis entstanden ist, das aufgehoben werden muß. Der Radikalismus setzt sich aber über die Schranken des politisch Möglichen, die durch die persönlichen Unterschiede gesetzt sind, hinweg. Seine einzige politische Methode, die Macht der Diktatur, muß schließlich an diesem Widerstande scheitern. Der Radikalismus ist nicht fähig, die Idee der Revolution, Befreiung des Menschlichen, politisch fruchtbar zu machen, da er sich über die Wirklichkeit des Menschlichen hinwegsetzt. Machtpolitik kann überhaupt keine Idee, sondern nur ein Programm haben.

Die Verneinung des Wirklichen gibt dem Radikalismus seine besondere und notwendige Funktion in der Revolution. Jede Revolution muß erst zerstören, bevor sie aufbauen kann. Aufbauen und zerstören kann aber nicht dieselbe Hand. Beide Aufgaben sind zu verschieden. Natürlich will der Radikalismus nicht bloß zerstören, sondern auch aufbauen, aber indem er aufzubauen glaubt, zerstört er nur. Die Idee vor Augen, vernichtet er die verachtete Wirklichkeit. Denn zwischen Idee und Wirklichkeit liegt für ihn eine unüberbrückbare Kluft, die es ihm unmöglich macht, von der einen zur anderen überzugehen. Indem er die Wirklichkeit gewaltsam aufhebt, glaubt er der Idee Raum zu schaffen, und indem er ihr Raum schafft, glaubt er schon die Idee an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen. Für ihn gibt es keine ideelle Durchdringung der Wirklichkeit, sondern erst wo die Wirklichkeit zu Ende ist, fängt die

Idee an. So glaubt er auch, indem er alle Unterschiede, alle Differenzierung aufhebt, die die Wirklichkeit ausmachen, die Gleichheit schon hergestellt. Das beweist mehr als alles andere, wie negativ die Gleichheit ist, die dem Radikalismus vorschwebt: er will nicht gleiche Freiheit, sondern freie Gleichheit. Er läßt nichts mehr übrig, was nicht gleich sein soll, und damit auch nichts mehr, was gleich sein könnte. Der Radikalismus ist Vorbereiter der Revolution. Mehr kann er nicht sein, denn die Aufgabe der Politik ist die Gestaltung des Wirklichen nach einer Idee.

Die Revolution als grundsätzliche Auseinandersetzung kennt nur zwei Parteien: hie das Persönliche – hie das Soziale, hie Freiheit – hie Gleichheit, hie Radikalismus – hie Bürgertum. Hierbei darf natürlich nicht an eine Abgrenzung gedacht werden, die mit den „bürgerlichen Parteien" zusammenfällt, sondern es handelt sich nur um das Prinzip. Der Gegensatz zwischen Radikalismus und Bürgertum ist der des Rationalismus und des Historismus. Der Radikalismus opfert die Freiheit des Persönlichen der Gleichheit im Sozialen, das Bürgertum fordert auch für das Soziale die Freiheit, die nur dem Persönlichen gebührt. Der Radikalismus ist die eine Gefahr der Revolution, das Bürgertum die andere, nicht minder große, und unsere Kritik des Radikalismus darf sich nicht das Bürgertum zugute schreiben. Setzt sich der Radikalismus im Rausch der Idee über die Wirklichkeit des Persönlichen, die im Historischen liegt, hinweg, so bleibt das Bürgertum andererseits ganz im Historischen stecken und unterwirft ihm die Idee, indem es ihre Einordnung in den rein erhaltenen historischen Bestand fordert. Auch das Bürgertum identifiziert das Historische mit dem Persönlichen, aber während der Radikalismus mit dem Historischen auch das Persönliche verwirft, will das Bürgertum mit dem Persönlichen auch das Historische retten: es will nicht allein Freiheit für die persönlichen Werte, wie wir sie oben zu bestimmen versuchten, sondern auch Freiheit für die bestehenden sozialen Verhältnisse und die Kräfte, die in ihnen in Erscheinung treten. Seine Freiheit ist die des Liberalismus, schrankenlose Freiheit für das Individuum, Freiheit von der Bindung durch die Werte des Persönlichen. Das Historische ist ihm das Vernünftige schlechthin, wie dem Radikalismus das Unvernünftige. Daher will es von der Idee der revolutionären Politik überhaupt nichts wissen; da ihm alles gut scheint, hat es gar kein Verständnis für das, was die Revolution will, für die Befreiung des Menschlichen. Die Revolution kann den „Fortschritt" nur aufhalten. Unter dem vorgeblich revolutionären Ruf nach Freiheit will es höchstens die Freiheit für s e i n e n Fortschritt, die Freiheit vor allem, daß alles möglichst so bleibe, wie es ist. So verbirgt sich hinter der bürgerlichen „Freiheit" die Reaktion.

Jede Revolution entwickelt sich in Pendelschlägen nach diesen beiden Polen. Um den Sinn der Entwicklung zu verstehen, ist es notwendig, die gegensätzlichen Tendenzen und die äußersten Ziele, zu denen ihre ausschließliche Herrschaft führt, in aller Schärfe sich klar zu machen, zu wissen, daß wer die eine oder die andere Richtung, für oder gegen die Revolution, einschlägt, durch das innere Gesetz der revolutionären Entwicklung notwendig bis zum Äußersten getrieben wird. In der Revolution Stellung nehmen heißt zwischen diesen Gegensätzen eine reine und klare Entscheidung treffen. Keiner kann beides nebeneinander wollen und muß doch beides wollen, jedoch das eine als Ziel, das andere als Wirklichkeit: soziale Gleichheit bei persönlicher Freiheit. Das ist nicht die Forderung einer Kompromißpolitik, sondern einer entschieden sozialistischen Politik, freilich nicht im Sinne des materialistisch-marxistischen Sozialismus, sondern im Sinne des sozialen Ideales. Ihr Endziel ist nicht die Diktatur des Proletariats, sondern die Befreiung der Menschlichkeit. Diese Politik muß so radikal wie möglich sein. Diese Einschränkung ist aber wesentlich und notwendig, da Politik stets die Kunst des Möglichen ist. Die Grenze dieser Möglichkeit soll und darf nur die wesenhafte Ungleichheit des Persönlichen bilden. Es gibt keine Neutralität, sondern nur ein Für und Wider, und wer nicht für die Revolution ist, der ist wider sie. Jeder ist für ihren Erfolg mitverantwortlich. Auch die Revolution ist ein Kampf, dessen Entscheidung zuletzt in der Brust des Einzelnen fällt. Darum prüfe sich jeder, denn es ist von entscheidender Wichtigkeit für das Schicksal der Revolution, daß jeder die Gefahren der Szylla und Charybdis kennt und zu vermeiden weiß.

Triumph der Empfindsamkeit

Novelle von Albrecht Schaeffer

I

Der Abend war so weich.

O viel zu weich für ein empfindendes Herz, – und war dies ohnehin schon von Gefühlen vergiftet, zerrissen von Qualen, erschöpft von Schwermütigkeit, so mußte dieser Abend ihm den Rest geben. Nur vielleicht – das blieb noch zu hoffen – war die Bewegung des Gnadenstoßes, der dann herauszucken würde, so unversehens und lässig leicht, daß das Herz vom Leben sich löste, lautlos, wie vom Zweige ein Tropfen, wie vom Auge die überquellende Träne. Vorläufig jedoch war es schaurig, in dieser hilflosen Weichheit des Abends das Bevorstehen, immer wieder das Herauswollen einer Bewegung ahnen zu müssen, die so fein würde, wie das Sichauflegen einer bittenden Hand auf die Schulter dessen, der nur einer solchen Berührung noch bedarf, um auseinander zu brechen in Ströme von Tränen.

Herr Eginhart empfand dieses, in der Terrassentür stehend, unwissend, wie er dahingekommen. Und während seine Augen sich schon beschleierten, ließ er sie, halb in Unbewußtheit, in einem schmerzlichen Zustand von Traumhaftigkeit umhergehn, indem er sich wie ein Delinquent vorkam, der in den letzten Augenblicken die tausend Dinge des süßen Lebens aufrüttelt zu einer brennenden, ungeheuren Deutlichkeit, ohne sie doch – o Qual! – in sich hineinreißen zu können, um sie mitzunehmen in die unendliche Öde.

Was Herr Eginhart sah, war dies. Die zehn Schritt breite und dreißig lange granitne Fläche der Terrasse, in deren Mitte er stand, und die ihrerseits das mittlere Drittel des langhingestreckten Hauses einnahm. Sie hatte eine Brüstung von Säulchen, aber in der Mitte führte ein Dutzend flacher Stufen in den Garten hinab, der übrigens nur ein schmaler Streif zwischen dem Haus und dem Ufer des Kanals war; zu ihm leitete von der Treppe aus ein rund überwölbter Laubengang hin, jetzt, an diesem Aprilabend noch kahl, ein Gerüst eiserner Rippen und Bogen, der aber im Sommer die schönen blaßblauen Dolden der Glyzinien tragen würde und noch später im Jahr die rosigen und die blutroten Büschel der rankenden Crimsonrose. Zu beiden Seiten des Laubenganges befanden sich Rasenstreifen, von hellen Wegen gerändert, mit Fliederbüschen, Rosenstöcken und einigen mächtigen Platanen, die nun kahl ihre schwärzlichen Arme aus den fahlhellen Stämmen reckten. Jenseits war, unverändert wie immer, die Waldung der Föhren aufgestellt, nackte graue, geregelte Stämme unter schwarzen Kronen, nicht sämtlich

ganz gerade, so daß es in ritterlich leichter Haltung eine Heerfront von Jünglingen schien. Weit hinter ihnen zurück, ein blauer Schleier der Sehnsucht, lagerten sich die Rücken der deutschen Berge, die, nach Herrn Eginharts unmaßgeblichem Empfinden, der Stätte, die seine Füße trug, den Namen gegeben hatten: Beausigne oder der schöne Wink.

Die von ihnen gleitenden Augen senkten sich für eine Weile auf die Fläche des stillen Kanals, die goldblank und helle war von der Klarheit des Abendhimmels, während die Tiefe darunter verdunkelt lag von der Spiegelung des Ufers und des Waldes. Dann weitergleitend zur Linken, lösten sie sich hinsinkend auf in die nicht mehr blendenden Feuer des Abendrots, in das – die Sonne selber mußte dort eben versunken sein – die Wasserfläche, ganz gerade, hineingelegt war wie ein breites Schwert, heilig erglänzend unter der ruhigen, hoch oben in die Reinheit ewiger Stille des Äthers verbrennenden Lohe. Über ihr schwebten, unsagbar zart, goldene Ränder, kleine Bogen, Seelen von Wolken.

Ach, und war es denn dies – waren das Bäume nur, Wasser und himmlische Farben, woraus so namenlose Erschütterung drohte? Oder war's diese Luft, die angefüllt schien mit einem unabläſſigen Gewimmel unsichtbarer Genien, welche lächelten, als ob sie weinten, und die andrangen, unaufhörlich andrangen gegen das wehrlos gewordene Herz? Die es selber schon besetzt hatten wie die dichten Perlen des Abendtaus eine Frucht? Nein, die schon auf und ab stiegen mit Schluchzen und Gesang in allen Schächten der Brust, daß keine Grenze mehr war zwischen draußen und drinnen, – und schon – da schleifte die Seele es hin, einen Schleier der Ohnmacht, durch Stämme, über Fluten, über Ebenen der Dämmerung in den brennenden Schmelz jener Röte, endlich, endlich an der göttlichen Abendwange zu vergehn . . .

Am Ende der Terrasse aber, schwärzlich erscheinend vor dem Sonnenuntergang, saß stille der Knabe an seinem Tisch, er, der geliebte Sohn der Geliebten: klein, emsig seinen vom Mittag ihm aufgesparten Rest der süßen Speise löffelnd. Jedoch legte er in diesem Augenblicke sein Werkzeug hin, putzte sich artig den Mund mit der um seinen Hals geknoteten Serviette, die er dabei abzog, und wandte sich langsam her.

Es war Guy, der achtjährige Sohn des Herrn von Beausigne, weiland Obersten im vierten Regiment Jäger zu Pferde des Kaisers und Platzkommandanten von Altenrepen, und seiner Gattin Jakobe, geb. Runge. Herr Eginhart, mit Vornamen Heinrich, war der Hofmeister. Das Jahr 1822. Die Mutter des Knaben zählte damals siebenundzwanzig Jahre, der Vater dreißig mehr, Herr Eginhart fünfundzwanzig. Dies die sehr nüchterne Aufstellung einer Rechnung, deren Summe für Herrn Eginhart ergab: unendliche Leiden.

Immerhin gelang es ihm jetzt, seiner Kraftlosigkeit einen Stoß zu geben und zum Tische zu gehen, wobei er die Augen des Kindes vermied; doch sah er sie in dem kleinen, noch weichen Gesicht, das noch die ganze Zartheit und Frische einer Blüte hatte: braun, rund, mit dem Hauche eines Lächelns und einer Bitte, während der Knabe die Hand zum Munde führte und hustete. Doch war das nur Zartgefühl, und sein Lehrer zwang sich, ihn anzusehn und zu fragen, ob er fertig sei. Der Knabe nickte, blickte fragend, erhielt sein „Du darfst aufstehn!", legte darauf seine Serviette zusammen und erhob sich. Eginhart sah ihn dann an der Brüstung stehn, die nur sein Kopf überragte, mit dem Spitzenkragen aus blauem Samt, dem Hals und Kopf sehr zierlich entwuchsen, und in einer Haltung von unbewußter, aber den Liebenden verzaubernden Anmut, so daß der die Augen nicht abwenden konnte von dem Umriß des Knabenkopfes vor dem schönen Abendrot, das eine Linie von Goldflimmer um ihn zog. Die Stille umher war so vollkommen wie die Reinheit und Leere des Himmels.

O Gott, dachte der Hofmeister, wenn jetzt nur keine Nachtigall schlägt! — in völliger Verkennung der Gewohnheiten dieses Vogels, den auch im Elsaß um diese Jahreszeit noch niemand hatte singen hören. Doch war der Tag warm und gelind wie ein Maitag gewesen; erst jetzt bildeten erste kleine Wirbel von Kühle sich in der Luft, auftauchend wie die schwärzlichen Flugkörper der großen Schnaken, die vom Wasser heraufkamen, einzelne, steigend und sinkend, fast lautlos und scheinbar nur beschäftigt mit sich.

O mein Knabe, dachte oder besser sang Herr Eginhart, wie liebe ich dich! Liebe ich dich schon um deinetwillen allein, weil du ein so unschuldiges, zartes und herzliches Geschöpf bist! Wie muß ich dich doppelt lieben als das Kind deiner Mutter! Und ach, wie mit dreifacher Liebe könnte ich dich umschlingen, wenn — Er errötete abbrechend heiß und schloß, die Zähne zusammenbeißend: Abschied! o Abschied!

Der Knabe änderte seine Haltung und sagte, den Kopf leicht wendend, so daß überraschend sein Profil erschien, lieblich mit der gewölbten Knabenstirn, der Weichheit des flüchtigen Kinns und der kleinen Stumpfheit der Nase: „Ob sie heut wieder kommen werden?"

In seiner Stimme war ein verräterisches Zittern gewesen, und an einer Bewegung seines Kinns konnte Eginhart erkennen, daß er mannhaft etwas verbiß. Dabei ertappte er sich auf einer Lieblosigkeit, wie er es nannte, da er die Frage des Knaben nicht gleich richtig bezog, — nämlich auf die Rehe, sondern auf die abwesenden Eltern.

„Komm, Guy!" sagte er schwach und verführend, und das Unglück brach los, denn der Knabe wandte sich mit niedergeschlagenen Augen, um

sich in der nächsten Sekunde an die Brust des Freundes zu werfen, aufgelöst in Tränen und Jammer, den er auf deutsch und französisch hervorschluchzte. Merkwürdigerweise war dies jedoch eine Erleichterung für den Hofmeister, der den Ausbruch unter beruhigendem Streicheln der braunen Haare und gütigem Zureden sich austoben ließ.

Der Grund aber davon war der, daß die Eltern Guys am Tage vorher mehrere Stunden weit über Land zu einer Hochzeit gefahren waren und erst am nächsten Mittag zurückkehren würden; daß heute sein, Guys, Namenstag war; und daß sein Vater ihn infolge eines abscheulichen Einfalls, nämlich aus Erziehungsgründen, zu Hause gelassen hatte. — Nun, bloß Eginhart verstand die ganze Unseligkeit des Kindes, und daß es nichts nutzen konnte, wenn die Mutter vor der Abreise heimlich erlaubt hatte, auch diesen Tag als Festtag anzusehn, mit Festtagsspeisen und -kleidung und fast keinem Unterricht, so daß er mit dem nächsten, der die Geschenke bringen und auch feiertäglich sein sollte, zwei Namenstage haben würde. Ach Gott ja, sie tat, was sie tun konnte, aber ein Kind rechnet anders und meint, daß ein Namenstag, der vorüber, nicht mehr nachzuholen, und einer, der nicht so ist, wie Namenstage einmal sind, schlechterdings keiner ist, also daß er, Guy, einfach keinen hatte statt zwei, — wie er Herrn Eginhart jetzt mit Weinen und Geschrei und Anklagen auseinandersetzte. Trotzdem war auch dies — und Herr Eginhart wußte es wohl — nicht der wahre Grund seines Schmerzes; der steckte vielmehr in den Jammerworten, den immer wiederholten: „Sie hatten mich doch auch eingeladen!", welche nämlich bedeuteten, daß jene Freunde des Ehepaars Beausigne außer der Tochter, die sie eben verheirateten, noch eine Reihe von Kindern hatten, darunter das jüngste Hortense war, neun Jahr alt, ganz blond, ein Engel in blauer Schärpe.

Das, ja, das verstand Herr Eginhart nur, und der Knabe wußte, ahnte, wie sehr er und nur hier verstanden wurde. Nun aber, wenn seine hilflose Ausgelassenheit in Verzweiflung auch zumindest so tief war wie die seines Trösters, infolge der kindischen Aussichtslosigkeit in der Verstrickung des Leidens, so erlöste ihn doch der Ausbruch, konnte er vergessen hinterdrein und dazu auf einem guten Knie sitzen, seine Augen trocknen an einer verstehenden Freundesbrust, — während in ihr, schmerzhaft wie Eisen in einer Wunde, der Gedanke sich bewegte, dessen erste Hälfte nur ausgesprochen wurde: „Du wirst sie ein andermal sehn, mein Junge . . ." Die andere, verschluckte dagegen lautete: „Und ich sie niemals mehr."

War es gewiß? Ja, war es nun wirklich gewiß? Lange, lange geplant, immer wieder hinausgeschoben, wurde es nun ausgeführt? Und wie denn? Das Fortgehn, ja, allerdings, das war beschlossen. Aber welcher Weg, welcher von beiden? Der zu dem Blau jener Berge, zu gehen mit Füßen,

zu leiden im verödeten Herzen? — Oder der andere, weit über alle Gebirge hinaus, eine geschwinde Bahn, die alle Füße weit hinter sich läßt, aber die Öde des Herzens auf einmal stillt? — Ja, der war's; der würde es sein! So ruhig fühlte Herr Eginhart die Unabänderlichkeit, daß er mit einer Gelassenheit, die ihn beinah mit Stolz erfüllte, die Hand erhob und mit der Aufforderung: „Sieh!" auf den blitzend hellen Stern deutete, Venus, über der dunklen, erlöschenden Glut der Himmelsröte. Der Stern war vergoldet vom blassen Gold, in dem er schwebte. Der Knabe sah, an die Brust des Lehrers gelehnt, gedankenvoll hin und sagte bald darauf halblaut, liebebedürftig in deutscher Sprache und in das kindliche Du fallend: „Erzähl was von Sternen!"

Eginhart erzählte von dem Abendstern in zweierlei Rede, nämlich innerlich etwa so, daß er beschrieb, wie seine scheidende Seele, ein leiser Wirbel der Lüfte nur, dort hinaufziehn würde, für Pulsschlags Dauer den Glanz des heitern Gestirns verschleiernd wie die Träne ein überglückliches Auge, und hinein, dort ewig zu sein, leidlos, lustlos, bei ähnlich getrösteten Wesen, hinunterschauend von den Rosengebirgen auf die düstere Welt, auf das Haus und die Fenster und den Garten und auf Eine, die aufsah mit nassen Augen, nun erst wissend, daß sie verlassen war. Und diese Rede war nicht an den Knaben gerichtet. Die andere im Gegenteil, die gesprochene, geriet ihm dergestalt rationalistisch und aufklärend, über jenen Planeten von ungefährer Größe der Erde, und mit weiteren Angaben über seine Entfernung, Sonnennähe, Dicke, annäherndes Gewicht und annoch ein wenig feurigen Zustand: daß es den Zuhörer alsbald langweilte; daß er gähnte oder, artig, sein Gähnen im Munde zerdrückte, was immer einen unangenehm bittern Geschmack gab, zumal nach dem Weinen; und daß er vor allem die innere Abwesenheit des Sprechenden empfand und sich, erst innerlich selber, dann auch äußerlich von ihm löste, abwandte und dastand zwischen dem Tisch und Herrn Eginharts schwarz bekleideten Knien, eine Hand noch zögernd auf dem einen, mit dem Zeigefinger der andern um den Tellerrand kreisend hin und her.

Eine Weile war Schweigen. Herr Eginhart hatte die Hand des Knaben ergriffen und drückte sie leise und liebkosend. Indem hob der Junge den Kopf und sagte, vor sich hin blickend, sonderbarerweise: „Mit der Mama wäre es viel schöner . . .", was nahezu feindlich klang; und nach einer Weile, einen Eginhart rätselhaft erscheinenden Blick in seine Augen heftend, langsam und in der Sprache seines Vaters: „Oh je sais, monsieur Eginhart, que vous êtes envieux!"

„Was sagst du? Neidisch? Aber wie kommst du darauf?" fragte der Hofmeister, seltsam betroffen, im Innersten verwirrt und nur mit Mühe ein Erröten zurückhaltend, während der Junge sich wieder an ihn drängte,

beschämt lachend und schnurrend: „Ach, ich weiß nicht!“ „Meinst du,“ fragte sein Lehrer aufatmend, „auf dich?“ Er nickte heftig, und Eginhart staunte. Was wußte der Junge, und was war ihm dies Wissen? Wie hatte er gesagt? „Envieux,“ aber nicht „jaloux“.

Der Junge unterweil hatte das längst vergessen, zupfte seinen Lehrer jetzt am Zeug und flüsterte, über die Brüstung spähend: „Ich glaube, da sind sie!“

Plötzlich, indem Eginhart aufstand, sprang in seinem Gehörgang eine Tür, die über einem Wasserfall gelegen schien, so toste und rauschte es herein; und gleichzeitig verdunkelten Auges mutete ihn, was um ihn her vorging, immer traumhafter an. Er verstand nicht, was für ein Knabengesicht das war, das mit geheimnisvoller Freude ihm winkte und sich abwandte; der Gartenstreif, der abendlich glühende Kanal, die ganze Gegend kam ihm unbekannt vor; der ganze Himmel in seiner hellen Leere atmete Beklommenheit aus, und die weiche Hand der Luft, alle Adern voll Frühling und Ängsten, preßte sich so um sein Herz, daß es austriefte von Tränen. Dabei aber war er ruhig und gewahrte auch deutlich jenseits zwischen der Uferböschung und den Stämmen des Waldes das schon dämmerige Gelände kleiner, flacher Erhebungen, mit Brombeersträuchern und jungem Unterholz, und jetzt die erste der lichten Fellgestalten, die zauberhaft leicht, schlank und tierhaft aus den Stämmen hervortrat in ihrer sichern und vorsichtigen Kühnheit, nickenden Halses im sanften Dahingehn; und nun stand, den Kopf erhoben zur Seite gedreht, lange herüberzuäugen, dieweil hinter ihr die zweite erschien, herankommend, um plötzlich zu stehn wie die erste. Nach einer Weile waren ihre Köpfe verschwunden, sie grasten ruhig, die Rücken bewegten sich undeutlich.

Ach diese schutzlose Sanftmut! — Und Eginhart, mit einer krampfhaften letzten Anstrengung sich rettend, verglich sein Herz einer vollen, gefüllten Urne, welche die Hand eines ruhenden Gottes in lässiger Schräge auf dem Brunnenrand hielt: einen Finger breit schräger, und sie wird überlaufen. — Aber was kümmert's den Gott!

Ein Schrei tönte entfernt, und aufblickend aus seiner Vision sah Eginhart in dem weißlichen Nordhimmel über dem Wald ein fliegendes seltsames Dreieck schwärzlicher Körper, die aneinander hingen; sie flatterten so einen Augenblick, dann war das Dreieck verschwunden. Eginhart starrte lange nach in die völlig leere Unendlichkeit mit einem Empfinden, als würde jetzt alles unhaltbar in ihm, alle Nähte glühend von Not, und als sei nur ein Augenblick noch, eh sie springen müßten, dies Meer von Liebe und Leiden auszuströmen in das grenzenlos unbewegte des Luftraums.

So wurde es dunkler, während zugleich die noch hellen Gestalten der Tiere drüben sich auf unglaubwürdige Weise vermehrten. Sie gingen nun

hin und her, als sei ihnen alles bekannt, überall reckten sich die schmalen Hälse, bewegte sich das anmutige Stelzen der schlanken Läufe, erschienen dunklere schattenhaft und hier und da, hell herzförmig, ein Blatt. Und da die Menge immer noch zuzunehmen schien und immer rätselhafter das Gebaren dieser leichten Geschöpfe, die sich so bewegten, als wäre nur ihresgleichen unter dem Himmel in der sinkenden Nacht, unerschöpflich ihre Zahl, die hinter ihnen den ganzen Wald erfüllte und vielleicht, wenn es erst finster war, die ganze Erde, fremde Wesen, sinnlos leichtere, Tiere, – seufzte es in dem Schauenden auf: Ach, ist dies Jenseits, und dies sind Seelen, Verwandelte in die Anmut gleichmütiger Tiere, die nicht mehr nach drüben schaun und uns nicht verstehn? –

Er schrak erst auf, da hinter ihm etwas klirrte, und sah den alten Diener, der den Abendtisch abräumte. Darauf nahm er sich zusammen, mahnte den Knaben zum Schlafengehn und versprach ihm, noch zum Nachtgebet zu ihm zu kommen. Guy seufzte tief, da er sich trennen mußte, schmiegte sich dann an seinen Lehrer und bat ihn schüchtern, am nächsten Abend im Kahn mit ihm überzusetzen und die Tiere aus der Nähe zu belauschen.

„Wenn die Eltern es erlauben, Guy . . ."

„Papa – ach – morgen sind sie ja wieder da!" seufzte Guy, uneingedenk, daß er eben zuvor beweint hatte, was er nun wünschte, denn so war der Papa nicht, daß er das erlaubte. Oder vielleicht – als Namenstagsgeschenk . . .

Eginhart sah die kleine, brave Gestalt bescheiden durch die Dämmerung über die Terrasse gehn und in der hohen Glastür verschwinden. Er wartete noch, bis der Diener sein Tragbrett beladen, das Tafeltuch abgeschüttelt und zusammengelegt hatte, und folgte auch dieser Gestalt in schwarzer Kleidung mit den Augen bis zur Treppe und hinunter, wo sie verschwand. Noch lauschte er dem Knirschen der unsichtbaren Füße im Kiese des Gartenwegs. Dann war Schweigen, und der Einsame sagte sich, daß er nun, wo der Diener sich zum Gesindehaus entfernt hatte, mit dem Knaben im Schlößchen allein sei.

Auf einmal fand er sich dann im Laubengang, dann am Wasser, dann halb liegend auf dem Ufer, jedes in Rucken ohne Übergang. Sein Kopf brannte nun und schmerzte fast, wenn er ihn bewegte. Die Stille war jetzt so, daß er den Atem anhielt. Es war dunkler, nur der Himmel oben noch hell; im Westen lag ein brandiger roter Streif, leisestes Gelb darüber, und in dem Pfirsichgrünen des Äthers blitzte der weiße Stern, als ob er triumphierte.

Nicht morgen, dachte Eginhart, in dieser Nacht noch werde ich den Kahn losmachen und – Indem kamen die, im Dunkel und hinter Gesträuch

nicht mehr sichtbaren Rehe ihm ins Gedächtnis. Er sah sie erschrecken vor einem lauten Knall und rudelweise entflüchten. Ich werde, murmelte er, warten müssen bis gegen Morgen, wenn sie wieder fort sind . . .

Da schwebte dicht vor ihm ein Antlitz, durchsichtig, weiß, neben dem braune und schwere große Locken hingen. Die Brauen waren auf der Erde das Schönste, unbeschreiblich feine, flache Bögen, lang ausgezogen und an den Enden zarteste Wimpel, leise angehoben wie von dem Hauch eines himmlischen Wesens. Die Erscheinung schwand mit dem festen Anschaun der dunklen Augen, aus deren Tiefe ein immer gleicher, schön ruhiger Ernst, durch ein glänzendes Fensterkristall von Heiterkeit blickte, und der blühende Mund war stets munter . . .

Jakobe! murmelte er, oh Jakobe! glaubte im Fernen ihr tiefes glückliches Lachen zu hören, und jetzt, unbezweifelbar, ihren Ruf, aus dem Kahn, übers Wasser: „Der Hund! seht doch nur! Eginhart, Jules! voyez donc le chien!" und da zog der schwarze Hundsrücken im Wasser, der Kopf nickte hastig im Takt, zwei blitzende Furchenbänder rollten von den Lefzen aus durch die Flut, und da war der lange Kahn mit der Weißgekleideten, die lachend und sich schüttelnd ihre Locken mit beiden Händen an den Schläfen festdrückte. – Warum, fragte Eginhart schmerzenvoll, dies Bild? Ach, immer war Heiterkeit, wo sie erschien! Oder, erwiderte er sich, bin ich dieser Hund, der auf sie zuschwamm? Ich – er verfinsterte sich – ruderte damals mit Macht, und der Hund strebte umsonst nach . . .

Damit aber war er einer entsetzlichen Gleichgültigkeit auf einmal und so gänzlich anheim gefallen, daß er Minuten später sich nur mühsam und mit Ekel aufraffen konnte, davonzugehn. – Er verharrte dann noch eine Weile im Anblick des Hauses, dessen Wände die letzte Helle des Tages gefaßt hielten, das er mit einem bitteren Abschiedsempfinden zum letzten Male umschlang: die einstöckige Front vieler und hoher Fenster zwischen korinthischen Pilastern, luftig und leicht, welche die Balustrade mit Urnen und Puttengestalten des flachen Daches trugen. In der Mitte, schön still, hob sich die sanfte Fruchtform der grünen Kuppel, auf der, jetzt schwarz und scharf im Umriß, Cupido triumphierte mit Bogen und abwärts gerichtetem Pfeil. – Ja, dies war ein Schmetterlingshaus oder Tempel der Eroten, in den er sich herüberverirrt hatte aus Deutschland.

Danach schaffte er sich gleichsam fort wie geschleppt, den Laubengang durch, über die Terrasse, durch die dahinterliegende kleine Halle und endlich die vielfenstrige Galerie von weißen Türen zwischen Gemälden hinunter, die sich an der Vorderseite des Hauses erstreckte. In einer der Fensternischen stand ein brennender Leuchter, und gegenüber lag die Tür, die Eginhart zu öffnen hatte.

Der Knabe lag schon im Bett, dunkler scheinend von Augen und Haar

in der fast weißen geblümten Umgebung der Möbel und Wände und seines Bettes, in einem Buch lesend, von dem er nun die Augen, blitzend und listig, erhob, indem er rief: „Er lebt! er lebt! sehen Sie wohl, er ist nicht gestorben, ich wußt es doch!"

„Hast du doch nachgesehen, du Schlingel?" Eginhart setzte sich, herzlich zu Güte und Zärtlichkeit gerührt, auf das schmale Bett, der Junge drückte sich mit dem offenen Buch – Campes „Robinson" war's, er las ihn im Deutschen, das er von klein auf so gut wie die Sprache des Vaters gelernt hatte – an ihn und zeigte ihm lachend und verschmitzt, wie er es gemacht habe, hinter dem gelesenen ersten Teil ganz schnell einmal das Titelblatt des zweiten umzuschlagen, wo er genau die Worte erhaschte, die er nun herbuchstabierte: „– kehr – te das Bewußt – sein – ihm lang – sam – zurück. Voyez? C'est assez! ça vaut dire tout!" Worauf er fortfuhr, deutsch und französisch seiner unausrottbaren Gewohnheit nach durcheinander plappernd – als ob er sich gleich an der einen erholen müßte von der andern –, zu erzählen, daß er sich's ja gleich gedacht habe. Er tat nun großartig. Der Vater hätte das nur so gesagt, daß er gestorben sei, Robinson, um Angst zu machen, aber – warum denn da gestanden hätte: Ende des ersten Teils? Und das Buch sei noch mal so dick gewesen wie das schon Gelesene. „Das konnte man ja riechen!" sagte er, und dann, mit einem glücklichen Seufzer sich zurückwerfend: „Ich bin ja so froh, daß er am Leben geblieben ist! Ja, so irrt man sich!" setzte er altklug hinzu. „Man irrt sich? Wieso?"

Der Knabe suchte erst nach der Antwort und sprach verständig: „Ach – ich meine, das ist so wie abends beim Einschlafen. Dann denkt man doch: nun ist vielleicht alles aus, – und auf einmal – da wacht man auf, und da fängt alles wieder von vorn an."

Meinst du das? dachte Eginhart tiefer gerührt und küßte den Jungen, der zwar ungern still hielt, plötzlich im Bett kniete und die Absicht äußerte, zu beten. Eginhart übermannte es beim Anblick der knienden kleinen weißen Gestalt, der das lange Nackenhaar nach vorn fiel um das auf die zusammengelegten Hände gesenkte Gesicht. Das war in einem Augenblick still und feierlich geworden, während nur die Lippen sich murmelnd bewegten und zuweilen die Worte: „dieu", „père" und „mère" hörbar wurden. „Et le bon – le très bon", verbesserte er sich mit einem Hauch von Lächeln, „monsieur Eginhart", womit er schloß, sich still hinlegte und nur noch wartete auf das Verlöschen des Lichts.

2

Erst als er die Tür seines Zimmers hinter sich zudrückte, ward Eginhart eingedenk, daß er über der Empfindensfülle des Augenblickes

die Zukunft, daß er vergessen hatte: dies war das Letzte für ihn von dem angebeteten Knaben, diese liebliche, ach diese schaurige Darstellung eines betenden Grabengels. Das durchfuhr ihn nun, daß er wankte und ihm, da er fast taumelte, die Hand mit dem brennenden Leuchter sank. Indem erschreckte ihn jählings der Anblick eines leuchtertragenden Geistes im kleinen Spiegel über der Kommode, aus dessen bleichen, verwirrten Zügen, undeutlich unter langen und blonden Haaren, zwei Augen flammten, so dunkel im Kerzenlicht, wie er die eigentlich hell-, ja mattfarbenen niemals gesehen zu haben glaubte. – Hastig sich sammelnd, nicht mehr rückwärts denkend, machte er auf dem, den Fenstern gegenüber vor einem breiten Kanapee stehenden Tisch für den Leuchter Platz zwischen Büchern und Schriften und begann ohne Pause eine fiebrische Geschäftigkeit. Er holte zuerst die Pistole aus dem Koffer, lud sie so umständlich, wie das nötig war, und legte sie auf die Kommode. Aus der Tischlade danach nahm er zwei schon vorbereitete Päckchen, mit Band umwunden, die Briefe schienen, schlug sie in ein Papier, versiegelte es und adressierte. Schließlich faltete er einen neuen Briefbogen, ergriff die Feder, schrieb Ort und Datum und das Wort: Mein. Danach hielt er inne, warf die Feder hin, den Kopf in die Hände, stöhnte, als ob er zerbrochen würde und blieb so lange Zeit, nur ächzend, wimmernd von Weile zu Weile: „Ich liebe dich! Ich kann nicht! Ich liebe dich!" – Ein Strom von Zähren, jählings hervorschießend, schwemmte ihn weg.

Als er aufblickte, kam er sich erleichtert, ja so befreit, so voll Odems und Festigkeit vor, daß er gewiß war, bereits überstanden zu haben. Der gelöste Schmerz, durch alle Bitterkeit und Härte geläutert, glänzte ihm wieder in der Feuervergoldung der Liebe, ein Kleinod, das er sich nun kühn genug glaubte ans ewige Gestade hinüberzuretten. Also getröstet griff er mit einem heiligen Gefühl, als sei's ein Gebetbuch, nach dem oben liegenden kleinen Band auf dem Bücherstoß, blätterte und las das zweistrophige Gedicht, dessen letzte lautet:

O vergiß es, vergib! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin, und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

Danach aus dem Klagesang jenes mit dem Schluß:

Wenn das Fest sich beseelt und Fluten der Liebe sich regen,
Und vom Himmel getränkt rauscht der lebendige Strom,
Wenn es drunten ertönt und ihre Schätze die Nacht zollt,
Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

Endlich und zum Abschluß noch aus demselben Gesange das Stück,

dessen Eingang lautet: „Ja, es frommet auch nicht, ihr Todesgötter!" und dessen Ausgang:

Festzeit hab ich nicht, doch möcht ich die Locke bekränzen;
Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Hiernach, die Röte eines Triumphs auf den Wangen und glänzender Augen ergriff er die Feder, tauchte ein, ergänzte zu dem geschriebenen „Mein": Freund, und fuhr fort:

Eben, hättest Du gesehen, was ich sah, da ich am Spiegel unversehens hinstreifend mich angestarrt fand von den Augen eines Geistes, herüberschauend, sinnlos, aus einer anderen Welt, Du würdest – ach, was würdest Du tun? – Zu spät, es ist alles zu spät, von hundert unseligen Briefen dieses der letzte, von tausend unseligen Atemzügen – der letzte wird bald getan sein, und wir sind getrennt.

Getrennt? Werden wir's sein? Noch donnert das zürnende Wort mir im Ohr, aber ein lauterer Donner übertönt's und verschlingt's. Das ist das Getöse dieser furchtbaren Welt, an der ich stehe, wo sie in den Abgrund hinunterschießt, ein riesiger Katarakt, in dem alles zusammendröhnt, was hier um mich ist: dies Licht, diese Wände, scheinbar so still, das Schweigen dieses ewigen Abends, Garten, Haus und der Fluß, selber die funkelnden Sterne drauß in der Frühlingsnacht, sie, die Knospen, die alterslosen, am Blütenbaum der Unsterblichkeit: sie alle sind mir ein unerträglicher Donner im Ohr, aber bald, bald wird er verhallt und ich über die Brücke gegangen sein in das Schweigen.

Du weinst, Freund? weine nicht! Was ist zu beklagen? Elend, und gebrochener Wille, und alle Entstellungen der Seele sind bejammernswert. Uns aber ziemt der stille Jubel der Edlen, die des erfochtenen Sieges sich freun, und ich, ich habe gesiegt. Gesiegt habe ich über das Leben, so daß mir fast wohl ist. Ja, ich fühle – o könntest Du mit mir ganz es fühlen wie ich! – daß ich, wund wie ich bin an meiner ganzen Seele, meine Seele eine einzige, endlos triefende Wunde: daß sie nur ein dürftig Gebrest an einem ewigen, am Leib eines Gottes ist, dessen Glückseligkeit eben ihrer bedarf, um sich ganz zu empfinden. Und nie – o fühltest Du's mit! – nie habe ich es wie jetzt gewußt: daß, mögen wir Wunden sein, wir sterblichen Seelen, wir es nur sind an der unsagbar geheimnisvollen Gestalt einer unendlich sich bildenden Vollkommenheit. In sie eingehn, Freund, in sie eingehn dürfen! Tilge die Wunde, was wird geschehn? Eine Blüte bricht weinend auf an der Stelle, wo sie blutete, und in ihr schließt das Vollkommene sich zu. Stirb, kannst du sterben, Du stirbst nicht umsonst, ach, daß ein jeder es könnte, heilig sterben, sich

läutern aus dem niederziehenden Leid, aus dem Staube der elenden Jahre, aus dieser Pilgerschaft, aus diesem unbehilflichen Klumpen Ton, aus dessen gewaltiger Zähe, dennoch gewaltiger sich schüttelnd die Seele hinaufstürzt, ihrer Vollkommenheit an die glühende Brust.

Und wir werden uns wiedersehn! Nicht also klagen, mein Freund! Laß uns größer sein! Laß uns nicht schwatzen, wo zu reden ist. Laß uns singen! Zu den Schwänen der Wolken, zu den Goldadlern der Gestirne die feurigen Blicke erhoben, laß sie noch einmal uns preisen, sie, die unvergänglichen Vorbilder tönenden Wandels. Und dann still. Flügel verhallender Hymnen über unser Grab, so schlafen wir gut.

Ach, aber noch einmal muß die scheidende Seele sich wenden. Wenn sie mich liebte, Freund, wenn sie mich liebte! Wie anders wäre es dann! Zu hoffen zwar nichts, aber dort, wo nun die gebrochene Liebe den Fittich im Staube schleift, dort würde in Flügel gepanzert ein reisiger Herold stehn, am Mund die Posaune des Lebens. Hätt ich es wagen sollen? Gestehn? Wie? Verwirrung streun, blendende Asche ins reinste Aug, Verstörung in diese Heiterkeit lächelnder Lippen, munterer Augen, deren Beschreibung zu hören Du niemals ermüdetest? Zu verungleichen den sichern geraden Schlag dieses Herzens, die Festigkeit dieses Gangs, — ja abzulenken vielleicht die Magnetnadel, herum sie zu reißen zu mir, herein in das Herz: da sieh deinen Pol!? — Ach, Freund, ach!

Und genug. Du erhältst mit diesem ein versiegeltes Paket mit den wenigen meiner Gedichte, die du noch nicht besitzest, und mit Deinen Briefen, auf denen Du einen von andrer Hand finden wirst. Ihn erhielt ich vor wenigen Tagen von unserm Freund Eberhard. Wenn Du ihn gelesen hast, wirst Du wissen, was — wenn es dessen bedurfte — meinen Entschluß kräftigen konnte. Er enthält die erbetenen Nachrichten über den jetzigen Aufenthalt und Zustand des Unsterblichen, unseres Dichters, Hölderlins, und Du, wenn Du denn mußt, vergieße alle die Tränen über dies teure, entseelte Haupt, die Du mir nicht vergießen sollst. Sieh, ist es nicht besser mit mir? Gleichen Schicksals wie ich, er überlebte, sieh, ich versteh's nicht, er konnt es, aber mich dünkt — ein Frevel war's, und der düstere Genius des Tods hob die nicht ergriffene Hand und traf — weh mir! — sie schlug und traf des strahlenden Genius Haupt. Götter, Götter, so nun verdüstert, so auf ewig zerbrochen, entstellt, herumzuwanken, zum Kinde zurückgeschaffen, ein Mißgeschöpf in der seelenvollern Natur — nein, dies Vorbild vor Augen — ich ertrag's nicht, Freund!

Zwar ihn liebte sie, und glaube mir dies: Es ist eingehängt unsre locker gebrechliche Erde in ein sehr festes Netz, geflochten aus tausendmal tausend sich kreuzenden Bändern der Gemeinschaft, Bändern immer von

Zwein, von allen Liebenden, ein göttlich, himmlisches Netz unzerreißbarer Haltbarkeit. Ich aber, Freund, ich hielt kein solches Band, oder leer wehte meines im Raum. Hätt es gehalten, hätte sie es gefaßt — o niemals, niemals hätt ich es fallen lassen, hätt ich's zerschnitten.

So leb wohl! Des Teuren gedenkt mich's, seiner, den sie liebten, seine Götter, und —

Doch war er nicht der Erste, den sie drauf
Hinab in sinnenlose Nacht gestoßen
Vom Gipfel ihres gütigen Vertrauns...

Nicht mir dies, nicht mir! Der es nicht wagt, sich ihm zu vergleichen, auch hierin nicht! Aber bitten werd ich — mit dem letzten Odem soll mir die Bitte verhauchen! — daß es meinem Schatten vergönnt sein möge hinzugehn, wo in Blumen er freundlich sitzt, am Ufer seines Flusses, und für einen Augenblick nur die Hand kühl auf die brennende Stirne zu legen, von einem glücklicheren Bruder Zeichen und Gruß, daß er aufblicke und begehre zu folgen.

Und Du? — Wenn, lang ehe Du diese Zeilen empfingst, stehend in Deinem Garten, den Zweig zu Deinen Häupten Du seltsam erschauern sahst, Blüten regnen sahest auf Dich, — später wirst Du wissen, wessen Hand es war, die ihn bewegte, ein letztes zerflatterndes Opfer niederzustreun.

In Liebe unsterblich

Dein

Heinrich.

Eginhart hatte aber diesen Brief noch kaum beendet und gefaltet, so befand er sich, seines Überschwangs an Gefühlen entledigt, gleichsam entseelt, in einem solchen Zustand des Überdrusses, der Mattigkeit und des Frostes, daß die Hand mit dem Siegellack über der Flamme bebte. Er siegelte mit Not, warf Rock, Weste und Schuh ab und kroch in sein Bett, frostklappernd, wo er mit starr in die Lichter gerichteten Augen, brennend und schaudernd lag, bis sie zufielen. Er erwachte aus gräßlichen Angstträumen mit einem Schrei, sah die Kerzen fast abgebrannt, und daß es ein Uhr in der Nacht war. Darauf dachte er stumpf, es sei Zeit, erhob sich, kleidete sich flüchtig an, schlotternd vor Müdheit und Kälte, ergriff seine Waffe, löschte die Kerzen und verließ das Zimmer.

Eine Minute später auf der Terrasse, stand er gegenüber der nächtlichen Himmelswandung voller Sterne, sehnte sich kraftlos da hinauf und brachte die Macht kaum auf, seine Waffe zu heben, in seiner Seele voll Wut über die Hinterlist seines Leibes, der sich seinem Willen entzog im Augenblick, wo er ihn ein letztesmal brauchte; freilich nur, um sich seiner zu entledigen.

Plötzlich von einem siedenden Gedanken durchschossen, tappte er, ihn ausführend, ohne ihn mehr zu denken, an der Hauswand hinunter, bis wo er eben hinter der Brüstung des Terrassenendes ein Fenster offen stehn sah, in das sich hineinzuschwingen ihm trotz seiner Schlaffheit gelang. In dem Raum stand er dann, wartend, bis das Dunkel vor seinen Augen dämmrig zu werden begann und das bleiche Weiß, das er sah, sich zerlegte und trennte zu Wänden, Schränken, Sesseln, einer Spiegeltoilette und dem geisterhaft hangenden Florgewölke des Himmelbetts. Fast verwirrt hätte ihn noch der feine Atem von Maiblumen, der die Nähe eines weiblichen Leibes beängstigend hervorbrachte. Dann aber, in einer kalten, obwohl zitternden Ruhigkeit, legte er die Kleider, nicht wie zuvor, sondern gänzlich ab, deckte das Bett auf und legte sich, die Schultern, die Wange vor allem, aufstöhnend und mit einer wollüstigen Empfindung des Aufgenommenwerdens in die unendliche Weichheit und Kühle der Kissen drückend, hinein, wiederum seufzend unter der Vorstellung, nicht er sei es, der sich lege, sondern sie, doch er sei zugegen. — Womit denn Eginhart, der Verwirrte, sich Wonnen und einer Handlung überließ, die er, um nur einen Schritt weiter vom Tode fern, seinen Gedanken, ja selber seinen Träumen meilenfern gehalten hätte. — Dem Bette entströmte aber solch eine schläfernde Magie, daß er nur noch murmelte: „Bis zum Morgengraun!" in der Beschließung, dann zu erwachen; hierauf entschlief er.

3

Unterdessen rollte die große Reisekalesche mit dem Ehepaar Beausigne bereits seit dem Nachmittag zwischen den Pappeln der schönen napoleonischen Landstraßen durch das Elsaß hin. Der Grund hiervon war der, daß Herr von Beausigne am Vormittag und am Nachmittag wiederum von einem stärkeren Unwohlsein befallen war und — zwar nicht eben verständlicher-, um so mehr aber willkommenerweise für seine Frau — heimzukehren verlangt hatte. Jetzt, das heißt um die Zeit, wo der arme Eginhart in ihrem Bett Linderung seiner Schmerzen gefunden hatte, war die, in mehr als einer Beziehung ahnungslose Jakobe nach einer Stunde etwas durchrüttelten Schlafs in ihrer Ecke erwacht, hatte sich nach einigem Gähnen und Frösteln in der Fülle ihrer Muffen, Pelze und Decken angewärmt und begann, sich recht behaglich zu fühlen im Verfolgen der Pappelschatten an ihrer Wegseite, deren jeder, vom Schein der Wagenlaterne unendlich weit in das nächtliche Feld hinausgeschoben, sich langsam wie der einsame Fittich einer Mühle herumdrehte und verschwand, worauf es sich reizvoll auf den nächsten warten ließ. In jedem Zwischenraum dagegen übte über den undeutlich finsteren Massen ent-

fernter Bäume oder Wäldchen oder Dächer der sternvolle Himmel seine anziehende Kraft auf das seelenvolle Auge, erfreulich darstellend die seltsam willkürliche und gleichwohl so bestimmte Ordnung seiner Bildfiguren im Getümmel des Zahllosen. – Die Kalesche rumpelte nicht unangenehm, und wieviel Behaglichkeit war in dem eintönigen Getrappel der sechzehn Hufe!

Pflichtgetreu, wie die mütterliche Jakobe beschaffen war, dachte sie nach einem prüfenden Blick auf den in seiner Ecke anscheinend fest schlafenden Herrn Beausigne – seine kleine Gestalt war unter Decken vergraben – zunächst an ihren Sohn, indem sie sich sein schlaftrunkenes Erwachen und Aufjubeln unter ihren weckenden Küssen glanzvoll ausmalte; danach erst an Eginhart, nicht ohne den Hauch eines Seufzers, der ihr jedoch als Tribut alles dessen genügen mußte, was es hier etwa Kummervolles geben mochte, – falls es das gab.

Denn, wenn die Jakobe auch eine heitre Natur und ein sichrer Charakter, gestärkt durch allerlei Lebensgefahr und -erfahrung war: derer einer, die es lieben, klare Aussicht und reinliche Einsicht zu haben, so ging es doch auch bei ihr nicht ganz ab ohne einige Verschleierung, und wie jeder Sterbliche hatte sie ihr Blaubartszimmer, in dem sie – nicht eben Leichen, aber alles das aufzustapeln pflegte, was mit störendem Gepolter in die nicht eben mühlos geebnete Bahn ihres Daseins hätte stürzen können. Das aber hieß in diesem Fall, daß sie unendlich und unsäglich zufrieden war mit eben dem Zustand, der für den Geliebten im Gegenteil nichts bedeutete als eine unendliche und unsägliche Qual. Daß sie dies nicht bedachte, nicht ahnte, erriet, das ergab nun freilich ebensoviel Schuld, wie sie gerade durch ihr Nichterraten, Nichtahnen und -bedenken zu vermeiden hoffte. Aber so geht es eben. Mildernd immerhin – wenn es der Milderung bedurfte – wirkte der Umstand, daß Herr Eginhart keine Seele zugrunde zu richten hatte als die eigne; sie aber hatte den Guy.

Die Ursache, die eigentliche allerdings für diese Verschuldung der Jakobe – und es war eine, denn stand nicht der Unselige schon im Begriff, an die Brücke über den äußersten Abgrund die Mine zu legen? – diese Ursache war eine ebenso bestimmte wie Frau Jakobe selber verborgene, wenn sie auch eben jetzt, pendelnd am leichten Silberseil der Gedanken zwischen dem neben ihr schlafenden Gatten und dem gleichfalls schlafend vorgestellten Geliebten – Luna gleichsam über zwei Endymionen –: wieder und wieder hinschwebte über den Ort und den Vorgang in ihrer Erinnerung, der eben jene Ursache gebildet hatte. Sie wußte selbst nicht, wie das so kam; Kühle der Frühlingsnacht, durch das Fenster hereinströmende zarte Frische aus dem Dunkel der neu aufgequollenen Wiesen, der gestern erst umgepflügten Äcker mochte teil daran haben; allein sobald

sie nur Eginharts Antlitz, die sehr lichte Flamme, dunkler aufleuchten sah in dem Augenblick, wo sie wieder vor ihn trat; sie lächeln mußte im Vorgefühl und seufzen im Empfinden des Hingerissenwerdens an seine Brust: dann erschien ihr hinter dem väterlichen Hause im nächtlichen Garten die Geißblattlaube; konnte sie den Duft jener Nacht atmen, hinter den entfernten erleuchteten Fenstern des Hauses die tanzenden Schatten vorüberfliehn sehn und in Pausen die Diskantstimmen der Violinen und der Klarinette hören, — wo es denn in ihrer Erinnerung nicht recht weiterging.

Das aber war es gewesen, daß sie, Jakobe, in ihrem Leben einmal die Besinnung verloren hatte; daß sie dadurch ihr Leben aus seiner Bahn und mit einer solchen Richtung ins Schlimme gestoßen hatte, daß sie die volle ihr verliehene Kraft brauchen und ausfalten mußte, um die Bahn nur wieder zu sichern; alle innere Sonnenhaftigkeit ihres Wesens zum stärksten Strahlen versammeln mußte, um die immer wieder andringenden finstern Mächte in die Flucht zu schlagen. Und daß sie sich auf das gewissesfte hütete vor allem, was nur aus fernester Ferne die Annäherung einer ähnlichen Selbstverlierung anzeigte. Sie hatte die Besinnung verloren und war dem, im wachen Zustand unzählige Male von ihr abgewiesenen Liebhaber, Herrn von Beausigne, anheimgefallen, — halb seiner Gewalt, halb der verführenden Not ihrer Jugend und der Betäubung durch ihre Sinne erliegend. Die Folge war die von ihm geplante, die Heirat, die vier Wochen später vollzogen wurde; und das war im Herbst des Jahres 1812 gewesen.

Die Jakobe wich schlimmen Erinnerungen nicht aus, um so weniger, je innerlich sichrer sie sich glaubte, indem sie dieselben als eine Art bittrer aber vernünftiger Arzenei ansah, die auch dem gesunden Leib keinen Schaden tun und etwa dienen könne zur Vorverhütung, so wie ein bekannter König der Geschichte durch alltäglichen Genuß von Giften sich unempfindlich machte gegen ein mördrisches. — Damals aber war mancherlei zusammengetroffen, um die neun Monate von Jakobes Fall bis zur Geburt des Knaben in ein endlos scheinendes Moor zu verwandeln; Moor der Schwermut, Trostlosigkeit, Aussichtslosigkeit, in dem sie jeden Tag zu versinken meinte. Jakobe war eine rechtschaffene Deutsche, ihr Vater ein Gelehrter, ein Mann vom Schlag eines Fichte immerhin, wiewohl ohne dessen Größe vor der Welt und Genialität, jedoch von Charakter. Dem versetzte also die Jakobe zunächst einen Hieb, der ihn zittern machte in Wurzel und Wipfel, den der Alte auch nicht mehr verwand, wenn auch die Freimütigkeit, mit der sie dem aufrechten Mann ein Geständnis ablegte, sie beide für die kurze Zeit, wo sie sich noch hatten, inniger zusammenfügte. — Noch mehr dagegen als der alte Runge ein Deutscher,

der unter französischen Gewalttaten grade genug gelitten hatte, war der Oberst Beausigne ein Franzose von prägnant französischer Beschaffenheit.

Obwohl Elsässer, mit Namen eigentlich Schaffé – Gnade seines Kaisers hatte ihm die Annahme des mütterlichen Namens erlaubt, als er Beausigne von ihr erbte, – hatte er das Äußere und den Charakter der Bewohner der Provence, der seine Großmutter entstammte. Er war klein, hager, gelb, schwarzhaarig und -äugig; hatte trotz seiner fünfzig Jahre und Angekränkeltseins auf fast allen Organen den auf Federn gesetzten Gang, die ganze zierliche Geschmeidigkeit jenes Volkes und seine inneren Eigenschaften, wie gesagt, fast in der Übertreibung des Deutlichen, und das heißt, soweit sie günstig waren, nicht ohne die längsten Schatten. Er hatte unter den Fahnen der Republik und des Kaisers in Spanien, Italien und Ägypten gefochten; ein offener Beinschaden, der nicht heilen wollte, nötigte ihn endlich auf den Ruheposten eines Platzkommandanten, wo ihn der Kaiser leider vergaß und sein Ehrgeiz dabei war, ihn lebendigen Leibes zu fressen. Er war ritterlich und höflich, jedoch war er's freiwillig und gern nur gegen Landsleute; seine Kühnheit, Abenteuerlust und Ruhmsucht warfen die langen Schatten der Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit und Willkürlichkeit. Er war launisch wie ein Weib, cholerisch wie ein Kater, eitel wie ein Hahn, aber weder prahlerisch noch geschwätzig. Im Allerinnersten war er von solcher Weichheit, daß der Anblick eines elenden Kindes seine Augen von Tränen, seine Hände von Edelmut überströmen lassen konnte, – weshalb er übrigens diesen Punkt seines Wesens hinter Schanzen und Schroffen zu verbergen und wütend zu leugnen pflegte, wenn man sich ihm nähern wollte. Sein Witz endlich, seine Schlagfertigkeit zeigten sich aufs äußerste angriffslustig, am liebsten beißend, und jeder Korb, den er von Jakobe bekam, mußte ein Maulkorb sein. Schließlich biß er den letzten doch durch und triumphierte wie sein Kaiser über Preußen.

Einen Monat später, wie gesagt, wurde, unbegreiflich für die Verwandtschaft, für die ganze Stadt, weil der Kaiser längst auf der Flucht war, die Hochzeit in Stille vollzogen; das Ehepaar reiste ab, der Oberst war noch ritterlich genug, seine Frau zu einer Schwägerin im Elsaß nahe dem Landgut Beausigne zu bringen, worauf er sich Zutritt beim Kaiser und ein Regiment verschaffte. Jakobe sah ihn nicht wieder bis 1816, wo er mit dem Verlust eines kleinen Fingers und aller Hoffnungen fürs Leben zu ihr zurückkehrte.

Jakobe wußte im Augenblick den jetzt schwärzer sich ballenden Erinnerungen sich nicht anders zu entziehn, als indem sie den Blick auf den Schlafenden heftete, prüfend, aber bereitwillig, ja verlangend, etwas zu gewahren, das nicht abstieß. Ihr lange an die Dunkelheit gewöhntes Auge konnte über der, bis ans Kinn hochgeschobenen Pelzdecke sein ein-

gesunkenes Gesicht deutlich erkennen; deutlich das eckige Kinn, die Falten in der Haut um den eingepreßten Mund, die erschreckend hager herausspringende Nase und die gleichsam verwitterten Lider voll Runzeln über den schwarzen Strichen der Wimpern. Der Eindruck des Totenhaften, den sie fröstelnd von diesem empfing, wurde erhöht durch die wächserne Bleiche der Stirn, die unendlich und schaurig vereinsamt aussah, in dieser Vereinsamkeit das Majestätische eines von Wolken erleichterten Gipfels seltsam verbindend mit Regungen von Mitleid. So hatte hier, während die übrigen Züge hartnäckig widerstanden, der Schlaf die Oberhand behalten und zeigte ruhig alles, was edel war. Doch nahm die Jakobe jetzt weniger dies als das Erschreckende wahr, und sie tastete, um sich zu überzeugen, daß wirklich Leben in ihm war, unter der Häufung der Decken, die sie von ihm trennte, nach seiner Hand, vorsichtig, um ihn nicht aufzuwecken; allein diese Hand war nirgend zu finden. Da er bald darauf die Lippen bewegte, wandte sie sich hastig und befriedigt ab.

Die Pferde zogen im Schritt; draußen in der Nacht glitt eben die weiße Wand eines Hauses heran, ein Wachthund begann ein heiseres Gebelfer, und nun, während der langsamen Fahrt durch das weit auseinandergezogene Dorf, hing sich Gebell an Gebell, heiser, wütend, aufgeregt, der kleineren Spitzhunde, in das nur für Augenblicke einmal ein großer seine tiefe und ruhig mahnende Stimme mischte, bis Jakobe endlich, nachdem der letzte Lärm hinter ihr verhallt war, wieder in der Stille aus einem weit fernen Dorf die noch zankende Blaffstimme eines von den andern gestörten Köters vernahm. Dann rauschte die Bremse, die Pferde trabten an, Beausigne war nahe, munterer wirrte sich das Getrappel der Hufe.

Ja, damals, als der Oberst, befürchtet mehr als erhofft, zurückkehrte, damals war Guy bereits ein braver kleiner Kerl, der herumlief und unsäglich plapperte in einer Sprache, die noch weder deutsch noch französisch lautete. War der zauberkräftige kleine Gnom, der alle guten und bösen Lebensgeister seiner Mutter, so riesig sie waren im Verhältnis zu seiner Winzigkeit, am Fädchen hatte; und sie war der gesunde, allezeit muntere, aller Umgebung erfreuliche Mensch inneren Ernstes, der sie in solchem Maß vorher nicht gewesen war, und der sie von jetzt an blieb.

Allerdings: auch der magische Gnom hatte nur den lenkenden, nicht den wirkenden Zauber, so wie es zu sein pflegt in irdischen Zuständen; ihn, der ohnmächtig bleibt ohne Eigenwillen und Eigenleistung des, der ihn besitzt. Und Guy, dieser Kleine, er war nicht den ganzen Tag vorhanden; er schlief im Anfang noch seine sechzehn und lange noch seine zwölf Stunden redlich und kümmerte sich nicht um die Welt und ihre mütterliche Sonne. Beausigne dagegen war unaufhörlich anwesend, schlief

beinahe gar nicht und wurde unerträglicher von Jahr zu Jahr. Ein Kind, ein Mädchen, starb kaum geboren in der bösesten Zeit; Jakobe konnte noch jetzt, seiner gedenkend, des Gedankens sich nicht erwehren, daß sie es umgebracht habe mit Feindschaft und schlimmen Wünschen in der Zeit des Tragens. – Mit dem Müßiggang, mit seiner inneren Leere, mit dem Einsturz aller Zukunftsbauten, mit der um sich fressenden Verödung, wuchernden Vergälltheit, Überdrüssigkeit seiner selbst, Vergrämtheit um das Los des Kaisers, fiel der Körper des Obersten, lautlos, wie eine faule Frucht, einer Krankheit nach der anderen anheim. Alsbald ging, was liebenswürdig an ihm gewesen war, in Rauch auf, dem nur selten noch ein so bitter verbrannt riechendes Witzwort entfuhr, wie Jakobe es noch heut auf der Hochzeit zu hören bekommen hatte, wo er sich nämlich im Kreise der Gäste einem Fremden vorstellte mit den Worten: „Malsigne!" zur Erklärung hinzufügend: „de la mort." Eine Wendung übrigens, die er in andren Formen seit langem abzuwandeln nicht müde wurde. In den letzten Jahren zumeist an einen Stuhl, wo nicht an sein Bett gefesselt, beschäftigte er sich mit der Lektüre von allem, was über den Kaiser im Druck erschien, oder mit dem Verfolgen seiner vielen Feldzüge auf der Karte, endlich in einer Art fixer Idee, herauszubekommen, wo eigentlich der Fehler steckte, der den Untergang hervorgerufen hatte, und er fand ihn jede Woche wo anders.

Als aber das Leben neben dem bissigen kranken, alten Hetzrüden auch für die atmende und klingende Seele Jakobes kaum noch erträglich geworden war, da hatte ihr eine Reise mit Guy zu dem sterbenden Vater — seit der überstürzten Abreise im Jahre 12 hatte sie ihn nur noch in Briefen gehabt – zwei gute und nützliche Dinge eingebracht. Das eine war der Schmerz, seine läuternde Beschaffenheit und kräftigende Wirkung für einen Charakter von Jakobes Maß; das andere war der Mensch, den sie am Sterbebette des Greises fand, sein Famulus, Eginhart.

Jakobe wurde es heiß in ihren Pelzen. Sie erzitterte von Erinnerungen, zitterte über die Langsamkeit der wieder im Schritt ziehenden müden Pferde, zitterte im Wiedererkennen gewisser Umrisse im Finstern, die sie Beausigne ganz nahe vermuten ließen. Eginhart, ah! und wie fuhren nun wieder allmorgendlich die Sonnen, tönend und hufeschmetternd in die brausenden Lüfte hinauf, und wie duftete wieder die Welt! Geister wieder wurden beschworen, weissagende Stimmen gehört, vom azurnen Zelte der Ewigkeit löste, senkte sich ein strahlendes Stück, mit Händen zu greifen und himmlisch zu finden. Alte Zeit tauchte auf, verjüngt in lebendigen Gestalten, die Geschichte der Völker entfaltete sich mit Küsten und Urwäldern vor den triumphierenden Augen der Entdecker, – wie schaukelten trunken die Karavellen der Sehnsucht weg in den strahlenden

Archipel! Und es gab wieder Goethe und Jean Paul, Kant und Fichte, Homer und Pindar und Hölderlin. Und im Garten am glatten Kanal blühte es wieder, hatte das Buschwerk wieder seinen Gesang, die Rose ihre Farbe, die Ferne ihre Sehnsucht, Gebirge ihr Blau, die Wolke ihr Licht und der Himmel sein väterlich gütiges Antlitz. Alle Sterne blickten wieder auf ihr Herz, und im gewaltigen Kreuzfeuer der unsterblichen Augen reifte ihr wieder die Seele, und der Baum des Lebens trug. Ein Kahn zog über Flächen von Nacht und Gold, süßer im Ziehn spürte ihr Herz das gespannte Band der Gemeinschaft und den Druck seines Knotens, schmerzlich, aber süß. Ach, ach, im Laubengang der Glyzinien zu stehn, allein, aber zehn Schritte weit hinter sich den andern zu wissen, dem nichts entging, — nicht die Weiße des Kleides und nicht der Goldflaum im Nacken dort, wo er in der Spitze des tiefen Ausschnitts verschwand; und nicht die Schmalheit und Haltung des Fußes, nicht die dünnen Kreuzbänder aus schwarzem Samt über dem weißen Spann, nicht das Zittern des Kleidsaums, das Zittern der Hand, das Zittern nicht der blaßblauen Dolde an ihrem Gezweig, die schwesterlich neben der braunen Locke am Halse herabgeglitten war bis zum Busen, dessen unwahrnehmbar leises Steigen und Sinken jenes Auge maß an der sichtbar machenden Dolde. — Ganz nah seinen Gott auf der Erde zu haben, hieß es das nicht, wenn man in jeder Minute, auf jedem Weg, bei jeglichem Tun, bei Nacht und bei Tage, ob in Gegenwart oder Abwesenheit, sich angeblickt wußte von dem flammenden Augenpaar eines gottvollen Jünglings, in dessen feurigem Innern einer stand, dem es eine Lust war, zu brennen, so daß er sang? — Sinn hatte wieder das Dasein, Lachen und Weinen Sinn, tieferen, schöneren Sinn selbst die Spiele des Knaben und die reifenwerfende Unschuld des Sommertags. Ja, seinen Sinn selbst die schwer erträgliche Bürde des Gallsüchtigen, die so gut war wie die Gewichte an den Schenkeln des Münchhausenschen Läufers, die verhüteten, daß er sich vor Schnelligkeit in Dampf auflöste; oder den Sinn der zweiten Schale an der Wage — so erklärte es sich wenigstens Jakobe —, ohne welche nämlich überhaupt nicht gewogen werden kann.

So jedenfalls war Gleichgewicht, und in diesem Augenblick jedenfalls, wo Jakobe, zugleich mit dem Erwachen ihres Mannes, im Nachtfinster unter den Sternen ein trüberes Licht erkannte, das nur aus dem Fenster des Nachtwächters im Dorf Beausigne kommen konnte, war in ihrem Herzen keinerlei Sehnsucht. Eine Sternschnuppe beschrieb stürzend eine lange und feurige Bahn, — aber siehe da, Jakobe erhaschte, kindisch jagend in Gedanken nach einem Wünschbaren, durchaus keinen Wunsch, außer zuletzt und beinahe beschämt den ziemlich kleinen: der Geliebte

möchte noch wach sein über seinen Büchern und gleich jetzt erstaunend vor ihr erscheinen, anstatt erst andern Morgens beim Frühstück.

4

Immerhin gab es doch einiges Erschrecken für die feste Jakobe, als sie den Geliebten eher und auch anderswo und auf andere Weise fand, als sie gehofft hatte, nämlich, als sie mit einem Licht ihr Schlafzimmer betrat – nicht eben leise, aber auch nicht laut genug – in ihrem eigenen Bett, wo er unerwecklich schlief, heiß und gerötet vom Schlaf wie sonst ihr Knabe, den Kopf – auch hierin nicht unähnlich – in einer glücklichen Haltung im Nacken, in seiner ganzen lichten Blondheit, in jeder Beziehung ein Mensch, dem es eben da zu liegen gebührt, wo er lag.

Jakobes erster Gedanke – Gedanke bleibend wie immer die ersten – war Flucht. Der zweite, mit dem der noch Fassungslosen der Mantel entsank, der ihrer einen Schulter noch umlag, ein Stoßgebet, der Kutscher möge den Koffer nicht in dies, sondern ins nebengelegene Zimmer des Obersten schaffen, und da sie die schweren Tritte schon in der Galerie hörte, vergingen Sekunden gedanken- und atemlos, bis nebenan ein schwerer Gegenstand abgeladen wurde, leider, obzwar die Dielen unter Jakobe davon bebten, ohne jede Wirkung auf den Schläfer. Was nun? Jakobe stellte ihren Leuchter auf das Kaminsims. Darauf fiel ihr ein, daß ihr Mann warten würde, daß sie komme, den Koffer zu öffnen und ihre Sachen herauszunehmen; und nun, mit einem zweiten Stoßseufzer, der Herr möge im Gesindehaus ihre Zofe so heftig schlafen lassen wie den Unseligen hier, entfloh sie doch, endlich und mühsam sich losreißend von der Lieblichkeit eines Anblicks, dessen umstrickender Zauber bis dahin sich nicht unwirksam erwiesen hatte, trotz aller Gegenströme der Furcht und Gefahr.

Der Oberst saß in einem Sessel und ließ sich eben vom Kutscher seiner drückenden Stiefeletten ächzend entledigen. Mit fliegenden Händen, mühsam die übertriebene Eilfertigkeit zügelnd, löste Jakobe die Schnallen des Koffers; allein, alle ihr gehörigen Gegenstände, mehrere Kleider, Wäsche, Morgenrock und die Kämme, Dosen und Bürsten auf einmal an sich zu raffen und fortzuschleppen, erwies sich als unmöglich. Jakobe in ihrer Not verfiel also vielmehr auf die List, alles auf das sorgsamste und prüfend erst auseinander zu nehmen, danach wieder zu falten und auf einem Stuhl aufzuschichten, wobei sie mehr als einen der härteren Gegenstände fallen ließ, in der bebenden Hoffnung, der Lärm möchte doch wirken und der entsetzliche Mensch Zeit finden, sich davonzumachen. Alldieweil plapperte sie unausgesetzt ein recht sinnverlassenes Zeug, hörte aber erst beim dritten Gepolter – eine fallende Haarbürste war's – eine Erwiderung

ihres Mannes, ein galliges Lachen und die nicht unfreundliche Frage, warum sie nicht lieber gleich an der Erde zusammenpacke. Aufblickend sah sie ihn fast behaglich in seinem Sessel; er lächelte sogar und schien guter Laune.

Nun endlich alles ihrige aufgepackt in den Armen trat sie zu ihm und fragte von oben auf ihn herunter nach seinem Befinden, was er mit: „Vortrefflich, danke, äußerst vortrefflich!" beantwortete. Da ward sie heftiger von der neuen Angst befallen, er könne ihr nachkommen wollen, und beging in ihrer Verzweiflung das Verbrechen eines judassischen Kusses auf seine Stirn, – dies, um die abschließende Bestimmtheit zu mildern, mit der sie ihr: „Nun gute Nacht!" sagte. – Jetzt, dachte sie vor der Tür ihres Zimmers, jetzt ist es leer! –

Dem aber war nicht so, sondern Eginhart lag wie zuvor; schlief. Da übermannte denn Ungeduld die Jakobe und sie hieb, da sie keine Hand frei hatte, die mit der Fußspitze hinter sich zugezogene Tür mit dem Absatz so derbe ins Schloß, daß es knallte und der Schlüssel herausflog wie ein Geschoß. Eginhart erwachte.

Jetzt aber, wie er verwirrt und schlaftrunken die Augen aufschlug, erst nach Sekunden das Licht auf dem Kamin und in seinem dämmrigen Schein endlich die Gestalt der Geliebten entdeckte, da wurde aus deren Blick, in dem ein warnendes Bitten sich vereinen sollte, mit einem um Verzeihung für die harte Erweckung, – ein ganz andrer wurde aus ihm. Ein Blick nämlich immer tiefer versinkender, immer hilfloser, dann immer ernster, immer zitternder, immer aufgelöster in sein Anschauen sich bettender Liebe; und alsbald, da er dies erkannte, hafteten sie geschmiedet einander an in diesem, alle Sinne überwältigenden, alle Sinne durcheinander strudelnden Bekenntnis ihrer Augen; bis sie schwindelnd in wolkigen Fernen zusammenhingen wie die durchbohrten Seelen Paolos und Franzeskas, weggerissen von einem Schluchzen der Unendlichkeit.

Und dies war denn so, daß, als hinter Jakobe die Tür geöffnet wurde, sie sich nur lächelnd umwandte – gleichsam, als könne auch dort nur der Geliebte erscheinen, der überall war wie Gott – und sekundenlang nicht begriff, wer Fremdes da stand in einem grünen Uniformfrack, in der Hand eine Puderdose.

Dann erst zuckte sie zusammen, und im selben Augenblick schoß eine weiße Gestalt aus dem Bett auf, Wände und Möbel wankten tanzend um Jakobe, der Mensch im Hemd raffte von einem Stuhl, über dem – jetzt sah sie es mit unerklärlicher Deutlichkeit – schwarze Kleider hingen, einen Gegenstand an sich und war gleich darauf durchs Zimmer, durchs Fenster hinaus. Jakobe aber sah nun unweigerlich das Gesicht ihres Mannes, gelbweiß mit glänzenden Schneidezähnen, die auf die weit

nach innen gezogene Unterlippe so hart gesetzt waren, daß Blut quoll. So starrte er glühend an ihr vorbei auf das Fenster.

Allein sie gewann nun ihre Besinnung zurück, damit das Bewußtsein ihrer Unschuld und Freiheit zu handeln; die benutzte sie denn und tat — nichts. Das will sagen, sie ging ruhig zu einem Stuhl, schob ihn mit der Fußspitze zurecht, legte ihren Packen darauf, vorsichtig, daß nichts fiel, und zeigte mit jeder Bewegung eine vollkommene Gleichgültigkeit und die Fähigkeit, warten zu können, bis er etwa Fragen stellen, Erklärungen fordern würde. Als sie nach einer Weile, durchs Zimmer gehend, einen Seitenblick nach ihm warf, stand er neben dem Kamin, eine Hand auf dem Sims, den Kopf etwas gesenkt, die Linke auf dem Herzen, zu seinen Füßen die Scherben der Dose, die fallen gehört zu haben Jakobe sich nicht entsinnen konnte. Plötzlich dröhnte ein Schuß. Jakobe sah ihren Mann mit ganzem Leib eigentümlich zusammenfahren, worauf er in sich zusammensank und vornüber fiel, häßlich polternd, jedoch selbst ohne Laut. Auf dem Gesicht liegend, röchelte er etwas.

In Jakobe stand eine Weile alles still. Sie bewegte sich dann zu dem Hingestreckten, kniete, rührte ihn an, versuchte, ihn umzudrehn, — kein Blut, nein. Doch, hier im Gesicht! Seine Nase blutete, sonst nichts. Sie horchte; er atmete nicht.

Was dann mit ihr vorging, wußte Jakobe nicht recht, nur irgendwie, daß sie flog, vielleicht träumte, und die Terrasse war da, der Garten, ein Geflirre von Sternen, endlich — eine liegende weiße Gestalt neben einem Baum. Und diese blutete so aus der Brust, daß Jakobes Hände im Augenblick heiß überströmt waren.

Mitzuteilen ist hiernach nicht mehr viel.

Der Osthimmel rötete sich eben in der Lücke der Wälder, über den deutschen Bergen, als Jakobe zu Tode erschöpft in der Tür der Terrasse lehnte, Atem holend, heraufgewunden wie aus Verschüttung aus einem grausam verschlungenen Getümmel von Blut und Binden, Waschschüsseln und Instrumenten, Angstgesichtern und fliegenden Türen, Verzweiflung, Gebeten, Flammen der Hoffnung und Stürzen der Wonne, nun allein, kurz nachdem der Arzt sie verlassen hatte, seine wiederholte Versicherung bekräftigend, daß trotz durchschossener, aber geradezu prächtig durchschossener Lunge für das Leben Herrn Eginharts keine Gefahr bestünde. Den Obersten freilich hatte der Schlagfluß auf der Stelle getötet; vielleicht, sagte der Arzt, da der Verblichene am Mittage bereits unpäßlich gewesen, hätte es so heftigen Schießens nicht einmal bedurft, — aber wer weiß? Jakobe — nun, sie atmete, stand und sah über der zarten Frühröte den blitzendsten aller Morgensterne und hielt ihn übrigens in liebevoller Bedeutsamkeit für denselben, der am Abend zuvor den Geliebten

mit ungleich schmerzlicheren Gefühlen beseelt hatte: es war aber der Jupiter.

Ein Jahr später wurden sie getraut.

Wobei dann freilich die Frage offen bleibt, die keiner gern – auch nicht der Chronist – beantworten mag: Was eigentlich wird aus solchen wie Eginhart, wenn sie schließlich verheiratet sind? – Möge sie denn offen bleiben; in Heiterkeit aber, wennschon in Tiefsinn.

Vielleicht jedoch wäre dies noch zu sagen:

Liebe, so flammend beschaffen sie sein mag: Liebe, solange sie nur Glut der Empfindsamkeit ist, schwelgend in sich selbst: Liebe allein ist nur eine Art immerwährender Rakete gegen das Firmament, mehr Schwung und Zauber als Kraft und Haltbarkeit. Wo aber ihr echtestes, triumphierendes Feuer auf der einen Seite – sich verbinden darf mit dem einer Lebenstüchtigkeit, die erprobt wurde; mit jener heiteren und heiligen Nüchternheit, die der gute Leib des Unsterblichen auf Erden ist, Dauer verbürgend: da kann das schönste Kleinod seelischen und leiblichen Daseins geformt und geläutert werden und Dauer haben.

Nachbemerkung: Den Stoff – besser – das Skelett dieser Erzählung findet der Leser in Heinrich von Kleists Werken, und zwar unter den für die ‚Berliner Abendblätter' gefertigten Arbeiten, unter dem Titel: ‚Der neue (glücklichere) Werther'.

Der Verfasser

Ländliche Inbrunst

von Paul Zech

1

So unbefleckt noch von den gottlos-harten Griffen
der Schlacht, stößt die Allee verschollene Landschaft auf.
O Apfelbäume, Schaum an schrägem Wiesenlauf
und Streifen Wasser silberblau geschliffen!

Daß dich noch rührt das fruchtgeschwellte Wuchten,
daß du noch das Gefühl hast —: „Schöne Welt!"
Schon bist du zaunhaft dicht umstellt:
Einsiedler in gottwohlgefälligen Schluchten.

Nachwisperst du der Gräser zittrigen Sopran,
die große Wolke drückt dich nieder.
Sanft überhängend wie Geranien vom Altan

neigt sich dein Herz. Aufhorchend rührt ein sanftes Tier
an deines Innersten gesenkte Lider
und haucht —: wie bist du wieder nahe mir!

2

Breit über hagelschlagzerstampftes Korn
ist wieder Sonne laut. Die vollen Halme heben
sich in ein meerhafthelles Aufwärtsschweben.
Der Sommer, strotzend braun, beginnt von vorn.

Es schrein die Säfte im zerdrückten Schaft
zitternde Blütenschöße zu befruchten.
Duftwolken sind in den begrellten Buchten
des Mohnes zur Verbrüderung gestrafft.

Strahlen im Antlitz, Himmel durch das Haar:
stehst du am Rain von soviel Schwere schwer,
gesammelt schon von Grund auf zu gesunden.

Sieh, auf den Wimpern taut das falsche Jahr
zum Regenbogen, überbrückt das Meer
und die noch unverbundenen Wunden.

3

Und plötzlich bist du, Weilender, verteilt
auf hundertfache Flächen einer Fläche.
Es steht kein Baum, es rauschen nicht mehr Bäche,
verhalten atmend noch die weiße Wolke weilt.

Was aufgab Farbe, Wurzel und Gestalt,
durchdonnert in gewaltigem Zusammendrängen
den Raum. Unendlichkeit tobt in Gesängen
aus Wind, Gemäuer, Bach und Wald.

In seinem osterhaften Hauch
hinschmilzt das eisige Phantom der Jahre
zu Rauch.

Gesammelt und vor Fülle biegend, schwingt zugleich
von jedem Hang herunter sich das Unsichtbare,
die heilige Dreieinheit —: Liebe, Wahrheit, Recht —:
sein Reich.

4

Erschütterungen überkommen dich!
Maßlos verschwendet an Gewalten!
Zu jung noch bist du: zu erkalten
an einem hart parierten Stich.

Weit hinter dir zerbrach die Welt
an deiner Stirn zu Gott emporgehoben.
Nun laß dein Herz in Lobgesängen toben
selig von Höhenluft umschwellt.

Wer einmal nur den Zug der Bäume sah
gestrafften Wipfels Herrscher über Fernen,
löscht nicht mehr aus.

Durchbrandet von den Sternen
sind alle Himmel da
und tief in dir zu Haus.

5

Wir beten an. Die Himmelsläufe beten mit,
der Bäume und der Tiere Pulse schlagen Nachtigallen,
in unsere Lobgesänge ein die Ströme fallen
und der Gebirge keulenhafter Trommelschritt.

Nie war auf Erden soviel hohes Lied . . .
Nie war in Herzen so gewaltiges Gotterkennen,
wo noch die Sterne rauschend niederbrennen
und keine Nacht mehr schwarz zusammenzieht.

Erfüllung schmerzlichster Kasteiung ist geworden
aus dem verruchten Fluch.
Erst jetzt erhörte Gott den Schrei Gethsemane

und schmolz der Schädelberge schwarzen Schnee,
und das mit Worten noch Ermorden
für immer aus der Menschheit Buch.

6

Aus unsichtbarem Wuchs bereitete sich das Geschlecht
der von den Quälern nie Erhörten.
Aus den Zertretenen, aus den Zerstörten
aufrauscht es in unendlichem Geschlecht —:

Du Volk . . . du Führer . . . steiler Josua!
Schrei von Geschlechtern hebt dich auf die Stufen
den einen Einzigen zu rufen,
durch den dies alles so genau geschah.

Unantastbaren Tages Licht
ist über die zerlassene Welt gekommen
und gibt dem Gold das abgebundene Gewicht

zurück, daß es in Gnaden gehe ein,
daß es um Häupter der gewordenen Frommen
entzünde sich als Schein.

7

Du Pfingsten: tausendflammig ausgegossen,
o strahlende Verbrüderung der Welt!
Der Stein am Wege noch ist Held
vom Zartsein aller Kreatur umflossen.

Du ewig blauer Himmel unseren Straßen,
du Uhr, den Herzen aller einverleibt —:
wer jetzt noch zögert und gefühllos bleibt,
die Stirn noch hat sich Herrschaft anzumaßen,

der muß zergehn in grünen Schwefelbränden,
die von den Bergen brausen in das Tal
emporgeschlagen an den roten Wänden

der Irrenhäuser und Kasernen:
bis daß sie wie ein schwarzes Schauermal
abschreckend sichtbar ragen allen Fernen.

8

Du Sonnen-Wagen fahrend uns durch Fluren
gottwohlgefälliger Gärten an den Flüssen,
vor deren Fruchtbarkeiten wir erröten müssen,
an Zeiten denkend, da wir Götzen Treue schwuren.

Es ist nicht auszudenken, dieses zu behalten
als Reichtum des Gehirnes und der Hände,
die paradiesischen Gelände
gemeinsam zu verwalten!

Zu sehr ist in uns wach noch das von Untertanen
gefärbte Dienenmüssen einem Fürsten,
daß wir uns Wege hin zu einem Tempel bahnen

und nothaft heiß nach einem Wunder dürsten
und Zeichen deuten und die Kleider von den Leibern streifen:
noch höher in den seligen Triumph zu reifen.

9

Und doch —: viel Mütter weinen noch in kalter Nacht,
viel Kinder beten noch mit magren Händen,
o, alle Frauen dieser Erde kuschen sich den Wänden
mit schwarzer Schwermut hin. Ihr habt sie umgebracht,

die ihren Augen, Herzen, Händen
gegeben waren eine lange Nacht.
Der Sturm riß alle Bilder von den Wänden
und hat das Blühen um die Frucht gebracht.

Vielleicht kommt ihr zu spät schon,
vielleicht seid ihr nicht die, die einmal waren;
ihr kommt auf Krücken und in grauen Haaren.

Ihr seid nicht Vater mehr und nicht mehr Sohn.
Die Narben fremden Bluts auf eurer Haut —:
wißt ihr, wie den hart Heimgesuchten davor graut?

10

Und sagst du tausendmal:
ich bin genesen
von dem, was furchtbar ist gewesen
auf Feldern leichenfahl —:

In deinen Augen brennt ein falsches Licht,
du bist noch eitel auf den Schorf der Wunden;
so sehr bist du noch Irdischem verbunden,
daß deiner Stimme jener eine Ton gebricht,

zu dessen Füßen alle Berge knien
und alle Zeiger warten,
daß eine Hand kommt, neue Stunden aufzuziehn.

Denk, daß du nicht in einen Garten,
denk, daß du zwischen Gräbern gehst
und Auferwecker sein mußt — — oder untergehst.

11

Erst wenn zurückgekehrt die Straße du nicht wiederkennst,
die Häuser nicht mehr Zwinger sind, Gefühl zu quälen
und in den Magazinen und Maschinensälen
die Einheit pulst, in der du Staub verbrennst —:

gewaltig bist du dann erhöht von milder Tat,
es fließen zu dir alle knospenden Geschicke,
daß ein Umarmen sie zum Blühn erquicke
in ewig leuchtendem Karnat.

Die Fruchtbarkeiten strömen ungemein;
ein Überfluß macht alle Himmel niederhängen
und ballt sie mit der Felder Aufwärtsdrängen

zu einem meerweit lichtumfluteten Revier.
Die ganze Erde soll es sein
. . . . und wir!

12

Und kommt Erinnerung im Blick der Narben,
und suchst den Bruder du und bleiben deine Augen leer —:
o alle, die für diese Schöpfung starben,
wehn in den Fahnen der Gestirne vor uns her.

Sie sind zu letzten Heiligen in Kathedralen
Musik und Seraphim,
sind um das Haupt des Herrn die lichten Strahlen
und gehen aus von ihm —:

die Taube zu befreien aus dem Grabe,
daß sie entflattere windgeschwellt
und niederab vom höchsten Sonnenort

lobsingt das nun erlöste Wort:
„Dies endlich ist der Menschen Welt,
an der ich Wohlgefallen habe!"

Rundschau

Das Schicksal unserer Valuta

von Justus

Mit so vielen anderen, mühsam erworbenen Aktiven unserer Wirtschaft haben wir in diesem Kriege auch die Goldwährung verloren. Praktisch vom ersten Tage an (durch die Aufhebung der Banknoteneinlösung) ausgeschaltet, blieb sie potentiell, „rechnungsmäßig“, als Hoffnung für die Zukunft noch eine Zeitlang bestehen, um dann in den immer höher steigenden Papierfluten zu versinken. Mit ihr zerbrach auch der Damm, der den Wert des deutschen Geldes daheim und in der Welt schützte. Die papierenen Geldzeichen, die der deutsche Staat mit wachsender Freigebigkeit denen zuwarf, die er zu erhöhter produktiver Leistung für den Krieg reizen wollte, waren ohne Halt der Entwertung ausgesetzt; in der Heimat konnte die knapp gewordene Ware, draußen das ausländische Zahlungsmittel ihre Geltung unbegrenzt herabdrücken. Wie gegen die Inflation, die aus der „Anreiz“-politik bei der Kriegsmaterialbeschaffung, aus dem Hindenburgprogramm folgte, kein Höchstpreis half, so konnte keine Devisenkontrolle die verhängnisvolle Gestaltung der außenwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen wettmachen oder ausgleichen. Es gab Schwankungen, es gab Pausen, aber im ganzen glitt die deutsche Währung bis zum Zusammenbruch unaufhaltsam nach abwärts. Und nach dem Zusammenbruch natürlich erst recht! Die Inflation wurde ja jetzt noch schlimmer; die zur Macht gelangten unteren Schichten erpreßten neue Einkommensmehrungen, die Staatsausgaben stiegen zunächst weiter an, statt zu sinken, Wucher und Schleichhandel fanden Gelegenheit zu neuen Ausschreitungen, die die früheren noch übertrafen. Die äußere Zahlungsbilanz ward so ungünstig, wie sie nie im Kriege gewesen war. Importmöglichkeit und Importbedarf wuchs; sobald man konnte, mußte man ausländische Nahrungsmittel einführen, um endlich ein wenig aus dem Hungern herauszukommen. Aber von einer ins Gewicht fallenden Ausfuhr zur Bezahlung jener Nahrungsmittel war noch nicht die Rede;

einmal, weil die Entente den deutschen Export in Ketten hielt, außerdem und vor allem aber, weil der deutsche Arbeiter den Willen zum Schaffen verloren hatte, weil zwischen seinem Lohn und seiner Leistung ein unmögliches Mißverhältnis entstand. Anderes kam hinzu, um die Zahlungsbilanz vollends zu zerstören. Die neutralen Länder hatten dem kriegführenden Deutschland Kredite eingeräumt; dem geschlagenen, innerlich zerrütteten kündigten sie sie und verlangten Rückzahlung. Deutsche Kapitalisten und Kriegsgewinner, die ihren Besitz vor steuerlicher Konfiskation retten wollten, flohen mit dicken Banknotenpaketen über die schlechtbewachten Grenzen, warfen sie drüben auf den Markt und zeigten sich beim Einhandeln von Pfunden und Franken gern zu beträchtlichen Opfern bereit. Oder sie kauften zu Hause mit ihren Marknoten aus dem Auslande hereingeschmuggeltes, fremdes — selbst russisches — Papiergeld (als Reserve, die man vielleicht vor dem Steuererheber verbergen und später im In- oder Auslande wieder verwerten konnte). Von fremden wie von den eigenen Bürgern wurde das massenhaft aus Noten- und Buchdruckpressen hervorflutende deutsche Geld förmlich verfemt — wie sein Erzeuger, der deutsche Staat, selbst.

So kamen wir zu einer inneren Teuerung, deren Grad nicht mit Ziffern belegt zu werden braucht, weil jeder ihn täglich spürt, und zu einer Herabdrückung des internationalen Wertes der Mark auf einen Bruchteil ihrer Geltung vor dem Kriege. An dem Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, hatte man für hundert schweizerische Franken rund zweihundertsiebenundzwanzig Mark zu zahlen; bis zum Kriegsausbruch war der Hundertfrankschein bekanntlich für etwa achtzig Mark erhältlich gewesen. Der holländische Gulden galt 1914 eine Mark unb siebzig Pfennige; am 6. Mai 1919 (nach einer „erfreulichen Erholung" der deutschen Währung) vier Mark und fünfundvierzig Pfennige. Die skandinavische Krone kaufte man vor dem Kriege für eine und einachtel Mark; an dem eben genannten Maitage dieses Jahres mußte man zwei Mark achtzig bis drei Mark fünf Pfennige für sie geben. Wenn wir die durch die Goldwährung geschützte Mark von 1914 mit ihrer internationalen Wertsicherheit und Wertfestigkeit, noch irgendwo auftreiben könnten, müßten wir sie mit zweieinhalb bis drei unserer Markscheinchen von heute aufwiegen. Das ist das Maß des Falls unserer Währung (nicht des Sinkens der Kaufkraft unseres Geldes, das noch erheblich größer ist).

In den ersten Jahren des Krieges hegte man die Vorstellung, daß sich, wie auf dem Gebiete der Wirtschaft überhaupt, so auch auf dem besonderen der Währung, nach dem Friedensschlusse der alte Zustand wiederherstellen werde. Man glaubte an die Möglichkeit, aus der potentiellen, „suspendierten" Goldwährung wieder eine tatsächliche zu machen; man glaubte an einen Abbau der Preise, der auch bei der alten Währungs-

parität lohnenden und reichlichen Export gestatten würde, man glaubte, daß mit Hilfe dieser Exporte, aber auch mit Hilfe feindlicher Entschädigungen und Kontributionen (vor allem in der Gestalt kostenloser oder billiger Rohstofflieferungen) das Gleichgewicht der Zahlungsbilanz rasch zu erreichen sein werde. Jede dieser Annahmen hat sich zunächst als falsch erwiesen. Was wir (vorläufig) noch an Gold besitzen, ist zwar eine wertvolle Reserve des wichtigsten internationalen Zahlungsmittels, aber keineswegs eine Grundlage für die praktische Wiederaufrichtung der Goldwährung. Eines Teils haben wir uns bereits, eines anderen werden wir uns noch zwangsläufig entäußern müssen, sei es auf unmittelbares feindliches Gebot, sei es, weil wir Einfuhrwaren, die wir unter allen Umständen brauchen, anders nicht bekommen können. Was Kontribution, Schadenersatz, Importbezahlung schließlich übrig lassen wird, wissen wir nicht; vielleicht so gut wie gar nichts. Aber selbst, wenn dieser Rest größer sein sollte, als wir im Augenblicke eigentlich erwarten dürfen, wird er doch viel zu klein sein, um als Einlösungsdeckung der Papiergeldmenge zu dienen, mit der wir für absehbare Zeit rechnen müssen. Und wie sollten wir, die wir im Lande kein Gold gewinnen, imstande sein, ihn zu vermehren? Durch Einfuhr? Wir werden mit unserer Ausfuhr Nahrungsmittel, Rohstoffe, Frachtleistungen und Handelsvermittlung des Auslands (die Handelsflotte ist uns ja genommen und das Netz unserer internationalen Handelsstützpunkte ist zunächst zerstört), endlich die Kontribution zu bezahlen haben; da wird schwerlich ein Überschuß bleiben, mit dem wir Gold kaufen können. Durch eine Anleihe im Auslande? Wir werden so mit Verpflichtungen an Fremde belastet sein, daß es uns schwer fallen wird, neue einzugehen; und auch, wenn man uns die Gelegenheit dazu böte, dürften wir unsere Verschuldung nur um wirklicher Lebensnotwendigkeiten willen vergrößern. Eine Kontributions- oder Rohstoffanleihe werden wir wohl oder übel aufnehmen müssen; eine Goldanleihe wäre noch auf lange hinaus unentschuldbarer Luxus. Denn die Goldwährung ist zwar etwas sehr Nützliches und Förderliches für die Wirtschaft — aber eine unbedingte Lebensnotwendigkeit ist sie nicht.

Auch der Abbau der Preise läßt sich vorderhand kaum (jedenfalls nicht in starkem Maße und raschem Tempo) verwirklichen. Die Bekämpfung der Teuerung erweist sich von der Waren- wie von der Geldseite her als beinahe gleich schwierig. Das Warenangebot muß knapp bleiben, weil unsere eigene Erzeugung, namentlich an Lebensmitteln, spärlich ist und aus zwingenden Gründen noch längere Zeit spärlich sein wird, und weil wir zu arm sind, um so viel zu importieren, daß die Konkurrenz der Verkäufer, die seit dem zweiten Kriegsjahre verschwunden ist, bald wieder fühlbar werden kann. Auf der Geldseite wird man die sogenannte „zu-

sätzliche Kaufkraft" durch Kriegsgewinn- und Vermögensabgaben zu beschneiden suchen. Aber damit faßt man doch mehr thesauriertes Kapital als Geld, das im Wettbewerb um die Verbrauchswaren steht und ihre Preise hinauftreibt und hochhält. Träger der Nachfrage nach den Konsumgütern ist im wesentlichen nicht das bereits erworbene Vermögen, der zurückgelegte Kriegsgewinn, sondern das Einkommen. Nun wird ja auch beim Einkommen die Steuerschraube kräftig angezogen werden; außerdem wird selbstverständlich die Vermögensbesteuerung mittelbar auf das Einkommen drücken. Indes darf der Widerstand nicht unterschätzt werden, den die Massen, vor allem die Arbeiter, einer Verringerung ihres Nominaleinkommens entgegensetzen werden. Scharfe Einkommensteuererhöhungen werden (wenn das Arbeitereinkommen sich der Besteuerung nicht tatsächlich in erheblichem Umfange zu entziehen vermag) unweigerlich die Tendenz zu neuen Nominallohnsteigerungen auslösen. Bei der Macht, die die Arbeiterschaft erlangt hat, wird man sie nicht zwingen können, sich eine beträchtliche Kürzung ihres nominellen Einkommens gefallen zu lassen (es sei denn auf dem Wege über einen allgemeinen und vollständigen Zusammenbruch), ehe nicht die Knappheit des Warenangebots einigermaßen beseitigt ist. Vielmehr wird sich die ganze innere und äußere Verkehrswirtschaft (die erstere mit Hilfe der Preise, die letztere mit Hilfe der Valuta) auf die gegebene Tatsache nominell hoher Arbeiterlöhne einzustellen haben.

Der Durchschnittsdeutsche wird in den nächsten Jahrzehnten sehr arm sein; er wird vergleichsweise wenig Güter kaufen und verbrauchen können. Dieser Zustand tiefer und allgemeiner Armut könnte seinen Ausdruck finden in sehr niedrigem Einkommen, mäßigen Steuern, nicht allzu hohen Güterpreisen. Eine solche Entwicklung wäre denkbar bei einer Sozialisierung, die dem Staate den größten Teil seines Geldbedarfs direkt (nicht erst durch Besteuerung) zuführt, und bei von irgendeiner dazu fähigen Macht gewaltsam durchgeführter Herabsetzung der Löhne. Unter der Herrschaft eines diktatorischen Staatskapitalismus könnte (und würde sie sich vielleicht) einstellen. Die äußere Erscheinungsform der generellen Armut kann aber auch ganz anders sein: nominell hohe Einkommen, außerordentlich schwere Steuern, sehr hohe Güterpreise. Im Augenblicke scheinen wir dieser Gestaltung der Dinge eher zuzustreben als der zuvor erwähnten, entgegengesetzten. Die wirkliche Lage des Einzelnen ist natürlich in beiden Fällen genau die gleiche: seine Konsumkraft ist schwach, er lebt in Dürftigkeit.

Würde die erste Alternative zur Wirklichkeit, dann müßte sich die Valuta mit der Zeit auch ohne Goldschutz „bessern" und ihrem früheren Stande nähern, — vorausgesetzt, daß ein freier Außenverkehr stattfände. Denn da die Preise fielen, würde nach dem bekannten Gesetze (soweit nicht anderwärts der gleiche Prozeß vor sich ginge) die Valuta steigen,

bis der notwendige internationale Preisausgleich erreicht wäre. Zu einer Stabilisierung jener „Besserung" kämen wir freilich nur, wenn uns die Möglichkeit gegeben würde, in freier Verkehrsentwicklung das Gleichgewicht der Zahlungsbilanz zu erreichen. Würde uns dies Gleichgewicht von feindlicher Seite dauernd gestört — durch Auflegung neuer und wechselnder Kontributionsverpflichtungen, durch willkürliche Vorschriften über Umfang und Art unserer Ein- und Ausfuhr — dann würde unsere Valuta ebenso der Spielball des Auslandes wie unsere ganze Wirtschaft.

Bleibt dagegen die innere Geldentwertung — vergleichsweise hohe nominelle Einkommen, aber sehr hohe Preise — bestehen, so muß sich natürlich auch der Auslandskurs unseres Geldes relativ niedrig einstellen, — wenigstens der Währung derjenigen Länder gegenüber, in denen Inflation und Teuerung schwächer sind oder rascher und vollständiger beseitigt werden können. Diese niedrige Einstellung als besonderes Unglück, als Hemmschuh wirtschaftlicher Wiedergesundung anzusehen, wäre unverständig. In Wahrheit ist sie nichts anderes als die außenwirtschaftliche Erscheinungsform der Tatsache, daß wir jetzt eine Zahlungsmitteleinheit haben, deren „Wert", deren Kaufkraft um vieles geringer ist, als die der Zahlungsmitteleinheit, mit der wir vor dem Kriege wirtschafteten. Die Wirtschaft kann sich aber mit einer kleinen Zahlungsmitteleinheit ebenso gut und ebenso schlecht entwickeln wie mit einer größeren. Wenn wir die Verwandlung der früheren „großen" Mark in die neue „kleine" besonders schmerzlich empfinden, so einmal darum, weil wir wissen, daß wir in der Ära des neuen Zahlungsmittels durchschnittlich viel schlechter leben werden als früher. Aber diese Verschlechterung geht nicht auf die Entwertung der Mark zurück, sondern auf Verarmung und Kriegsverlust; wir hätten, wie ich vorhin ausführte, mit ihr ganz ebenso zu rechnen, wenn es gelänge, den Wert der herkömmlichen deutschen Zahlungsmitteleinheit wieder zu erhöhen. Außerdem aber erscheint uns die Verwandlung so verhängnisvoll, weil es eben eine Verwandlung ist, weil die neue Mark durch einen jedem fühlbaren Wertschrumpfungsprozeß aus der alten, mehrfach kaufkräftigeren, entstanden ist und ja auch noch ihren Namen trägt. Der Name Mark weckt ganz von selbst die bittere Erinnerung an die alte Kaufkraft der Mark — besonders bei denen, deren Einkommen nur ebensoviel oder doch nicht wesentlich mehr neue, kleinere Geldeinheiten ausmacht als früher gleichnamige größere. Aber das alles ändert nichts daran, daß wir uns ohne wirklichen Schaden für unsere Gesamtwirtschaft und deren Aussichten auch mit einer Geldeinheit von geringerer innerer und äußerer Geltung einrichten können, wenn dieser Geltung nur Stabilität verbürgt ist.

Es kommt für die Zukunft unserer Außenwirtschaft gar nicht darauf an, daß die Mark wieder eineinviertel schweizerische Franken oder sechzig

holländische Cents wert wird. Wir können unsere außenwirtschaftlichen Beziehungen ganz ebenso aufrechterhalten und entwickeln, wenn die Mark sechzig Centimes oder dreißig Cents gilt. Zwar müssen wir dann unsere Importe mit einer größeren Anzahl von Mark bezahlen; aber wir erlösen auch entsprechend mehr Mark für unsere Ausfuhren. Unsere Kontributionsverpflichtungen sind, in deutschem Gelde, beträchtlich höher; dafür sind die heimischen Güter, mit denen wir letzten Endes den Tribut entrichten müssen, in unserer reduzierten Währung mehr wert. Bei einer Verschlechterung der Wechselkurse durch Geldentwertung ändert sich in der Tat nichts als das Rechenverhältnis — das hat schon Goschen erkannt und mit der ihm eigenen logischen Klarheit dargelegt. Ein neues Rechenverhältnis zwischen unserer und den fremden Währungen ist an sich keine Gefahr. Eine Bedrohung (und zwar eine sehr schlimme) für unsere Wirtschaft wäre es nur, wenn überhaupt keine feste Relation zustande käme, wenn die Auslandsgeltung unserer Währung sprunghaften Veränderungen oder fortgesetzter Verschlechterung preisgegeben wäre. Dann stünde unsere Produktion, unser Außenverkehr, unsere Einkommensverteilung nicht mehr auf fester Basis; wir könnten leicht gezwungen sein, unsere Verbindlichkeiten an das Ausland mit höheren Werten (in unserem Gelde) abzutragen, unsere Forderungen mit niedrigeren zu empfangen. Die Gefahr, daß es so kommt, ist nicht klein. Die Entente kann unsere Zahlungsbilanz stören, und wir selbst können es auch. Die Entente, indem sie in unseren Handelsverkehr eingreift und ihn oder die Kontributionsleistungen so reguliert, daß wir zeitweise oder dauernd viel mehr zu zahlen als zu fordern haben. Wir selbst, wenn wir vergessen, daß wir (sofern nicht Umwälzungen in den feindlichen Ländern uns von der Tributlast befreien) einen großen Teil unseres Arbeitsprodukts ohne Gegenleistung dem Auslande geben müssen, daß wir uns hart zu mühen haben, aber nur wenig verbrauchen dürfen.

Bücher des Exils

von Otto Flake

Der Leser wird mit sechs Büchern bekannt gemacht, die während des Kriegs in der Schweiz geschrieben wurden oder dort Zuflucht suchten. Einer der Schriftsteller, Ragaz, ist Schweizer; zwei, Fried und Bauer, Österreicher, die drei anderen, Nicolai, Ball, Schickele, Deutsche. Alle sechs sind Kriegsgegner, die fünf Nichtschweizer lehnten

die Vorgänge in der Heimat ab. Nur das Ragazsche Buch war, soviel ich weiß, in Deutschland nicht direkt verboten, aber gewiß nicht gern gesehen. Die übrigen Werke erschienen zu oder nach Weihnachten 1919, als die Zensur gefallen war; hätte sie noch bestanden, so wären sie alle, wohl mit Ausnahme des Schickeleschen, auf den Index gesetzt worden. Das Ragazsche Buch ist kein Buch des Exils, es sei denn, daß Savonarola auch in Florenz im Exil war; es wendet sich mahnend an die eigene Nation, das hat es mit den fünf andern gemeinsam.

1. Leonhard Ragaz: Die neue Schweiz

Ich wüßte kein Buch, das heute für deutsche Demokraten und darüber hinaus für deutsche Politiker nützlicher zu lesen wäre als dieses (260 S., Verlag W. Trösch, Olten). Es gab in Deutschland keine Demokratie, keine bürgerliche Tradition geistiger oder politisch angewandter Art, als die Monarchie gestürzt wurde; die Schweiz hatte beide seit einem Jahrhundert, dem zum Überfluß drei Jahrhunderte unmonarchischer Selbständigkeit vorausgegangen waren. Man sollte meinen, kein Bürgertum der ganzen Welt sei der Hauptaufgabe der neuen Zeit, der Weiterbildung der Demokratie und ihrer Überführung in die soziale Demokratie, besser gewachsen als das der Schweiz. Und doch stellt das Buch des Professors Ragaz fest, daß selbst hier, wo der Bürger erfahren, geschult, seiner Verpflichtung bewußt ist, von einer Krise und einem Versagen des Bürgertums gesprochen werden müsse. Darnach kann man ermessen, in welch tragischer Lage sich das deutsche Bürgertum befindet, dem nicht Zeit gelassen wird, sich langsam in seine Aufgabe hineinzuleben, weil die Arbeiterklasse und mit ihr ein neues politisches System, das Demokratie und Parlamentarismus für veraltet erklärt, stürmisch nachdrängt.

Die Schweiz galt bei uns als glückliche, beneidenswerte Insel im Weltkrieg; und die Mehrzahl der Schweizer selbst glaubte sich durch die Einsicht der Väter, durch eine kontinuierliche, klug vorbeugende Anerkennung der demokratischen Grundgedanken das Recht auf Verschontwerden erkauft zu haben. Aber es zeigte sich, daß parallel zum Ausland eine Erregung der Geister einsetzte, die, weniger aus unmittelbarer Kriegsnot, mehr auf grundsätzlich geistigem Gebiet, zu dem führte, was wir heute Aufmarsch der Klassen nennen: der entscheidende Kampf zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft ist hier um nichts milder als anderswo; im Verlauf des Jahres 1918 bezogen beide Parteien ihre Stellung. Das Schweizer Bürgertum kann sich noch nicht mit dieser Tatsache abfinden, die es nicht verschuldet zu haben glaubt, aber einige wenige Männer sahen tiefer; einer von ihnen, der energischste, ist Ragaz, der sein Buch Anfang 1918

herausgab; er glaubte wohl selbst nicht, daß jener Aufmarsch so rasch stattfinden werde, und sprach darum noch als warnender Prophet; er wollte die Möglichkeit einer Bürgerdämmerung aufzeigen — die Ereignisse haben dafür gesorgt, daß sein Buch von einer unheimlichen und mehr als schweizerischen Aktualität wurde.

Der Eingangssatz: „Die Schweiz ist in Gefahr, es ist eine tödliche Gefahr," erweitert sich so zu dem Satz: das Bürgertum ist in Gefahr, es ist eine tödliche Gefahr. Denn was sich in der Schweiz seit etwa 1870 vollzog, vollzog sich überall: das Bürgertum wurde stark, die Geldkräfte, die in Jahrhunderten durch eine autochthone, provinzial-nationale und verhältnismäßig bescheidene Bodenwirtschaft geschaffen worden waren, flossen in den Banken zusammen und wurden dem internationalen Goldstrom zugeleitet, dessen Kreislauf Macht und Reichtum zurückbrachte. Und genau das bedeutet, materiell, das Ende der geschlossenen Nationalwirtschaft, geistig das Ende der Periode, in der Freisinnigkeit eine lebende Tradition, ein Kulturideal war. Noch Gottfried Keller gibt den Glanz der demokratischen Atmosphäre, in der ökonomische Struktur und Vaterlandsidee sich deckten, so daß Schweizer etwas Einmaliges, Einzigartiges, Inhalt und Kraft bedeutete. Seither ist dieser Atmosphäre kein neuer Sauerstoff zugeführt worden, sie ist dünn geworden, und als im November 1918 der erste Landesstreik in Zürich versucht wurde, stellte der Beobachter staunend und betroffen fest, daß selbst hier ein nationales Instrument, das doch ganz als Verteidigungswerkzeug ohne aggressive Absichten gedacht war, die Armee, durch die Macht der Umstände tragisch, wider Willen, zu einem Schutzwall um die besitzende Klasse geworden war; hatte es noch ein paar Jahrzehnte früher die ganze Nation umfaßt, so trat jetzt die Arbeiterschaft außerhalb dieses Walls und gab damit zu verstehen, daß der Vaterlandsgedanke nicht mehr für sie gelte, sondern zu einer Fiktion des Bürgertums, einer Interessentradition geworden sei.

Ragaz wollte ein Buch für Schweizer schreiben und führt eine Reihe lokaler Gründe an, zum Beispiel den Charakter der Schweiz als eines Hotellandes und den damit zusammenhängenden Übergang vom patriarchalischen Gasthaus zum Aktienunternehmen. Wir begnügen uns, festzustellen, daß in diesen und allen andern Fällen ein Gesetz vorliegt, das überall auf das Bürgertum zutrifft. Es handelt sich also nicht, wie Ragaz annimmt, um etwas, das man eine schweizerische Dekadenz nennen könnte, sondern um einen Vorgang, der sich allenthalben, in jeder Demokratie, vollzogen hat: sie wurde von der Maschinerie des arbeitenden Geldes erfaßt, erreichte einen Sättigungszustand und war mit ihm zufrieden, weil er Reichtum, Behaglichkeit,. Genuß mit sich brachte; die Bereitwilligkeit, nachdrängenden Problemen und Klassen die Tür zu

öffnen, nahm ab; die Periode der schöpferischen Politik, nämlich jener, die mit Menschheitsideen verbunden ist, trat in den Hintergrund; die großen Gedanken der Volkssuveränität wurden aus Gütern, die man verwaltete, zu lehrhaften Bestandteilen der Schule und der Vereinsreden; man übersah, daß man nicht mehr an der Spitze marschierte, sondern daß überall in Europa der demokratische Gedanke durchbrach und überall zur gleichen selbstgerechten und bequemen Prämie wurde, mit der man sich gegen die Ansprüche des Neuen versichern zu können glaubte.

Und da Kapitalismus imperialistisch ist, lief auch die Schweiz nach Ragaz Gefahr, imperialistische Gedankengänge anzubeten, wobei er allerdings damals, als er sein Buch schrieb, an die deutsche Schweiz dachte, der er vorwirft, sie habe sich allzu willig von deutscher Kultur- und andrer Propaganda einlullen lassen. Vielleicht würde er heute seine Gleichsetzung von Kapitalismus und Imperialismus nach allen Seiten durchführen und als ernster Idealist nicht mehr in der Annäherung an die Entente den Ausgleich suchen. Aber er hat wohl Gründe – ich als Ausländer möchte mich eines Urteils in dieser Frage enthalten –, wenn er in dem, was er Etatismus, das heißt zunehmende Bedeutung der Staatsautorität nennt, in Militarismus, Bürokratismus und Magistratentum Resultate der deutschen Anlage der Schweizer sieht.

Ragaz ist Theologe und Sozialist, eine Verbindung, die in der deutschen Schweiz häufig ist. Er müßte – ohne Ironie gesagt – nicht Theologe und zwar temperamentvoller, streitender Theologe sein, wenn er nicht seinem negativen Teil einen positiven folgen ließe, worin er die Mittel angibt, die zu einer Selbstbesinnung des alten schweizerischen Charakters und zu einer Wiedergeburt des alten Idealismus führen können. In diesem Teil läuft manches Sentimentale unter, wie die Meinung, die Vertiefung in die Natur könne zu der Lebensführung eines patriarchalischen Hirtenvolks zurückführen; wesentlicher ist die Mahnung, der Revolution dadurch vorzubauen, daß man die großen Ideen des Sozialismus aus dem Herzen des Bürgertums selbst erzeugt, und es nicht erst zum Kampf, nicht einmal zum parlamentarischen, kommen läßt. Diese Anrufung der Geister hat inzwischen zu einer Aktion geführt; ein Kreis gleichgesinnter und stark bekämpfter Männer hat ihm Einfluß eingeräumt und auch publizistische Einwirkung auf die besitzenden Klassen unternommen. Ob es dazu nicht zu spät ist, ob hier die Klasse, die die Macht innehat, nicht wie überall wenig Lust bezeigt, freiwillig etwas von ihrer Macht abzutreten, ob Kapitalismus nicht auch in der Schweiz mehr als eine ökonomische Erscheinung, nämlich eine Denkart ist, die formal das Recht auf ihrer Seite hat, da sie die Gesetze gemacht hat und nun anwendet – das zu entscheiden ist hier nicht der Platz, wenn

auch nicht verschwiegen werden soll, daß gewisse Vorgänge, wie die Aufhebung der Immunität der neun im Landesstreikprozeß angeklagten Nationalräte (Abgeordneten) und der Vorschlag, Schweizer, die bolschewistischen Ideen zuneigen, der verfassungsmäßig garantierten Rechte zu berauben, sie nämlich in Schutzhaft zu setzen, bedenklich stimmen. Uns genügt es, festzustellen, wie mehr als schweizerisch, nämlich jede Demokratie angehend, die Probleme des Ragazschen Buches sind. Die Demokratie beherrscht nicht mehr das Feld wie noch 1914, sondern sie ist ein Problem, um nicht zu sagen, problematisch geworden, das kann der Politiker dem Ragazschen Buch entnehmen. Dem deutschen Bürger aber möchte ich ein andres Buch empfehlen:

2. Alfred H. Fried: Mein Kriegstagebuch

Vom Politiker will ich annehmen, daß er weiß, was Pazifismus ist, vom gebildeten Bürger vermute ich, daß er es zu wissen glaubt, aber nicht weiß. Dem Wort Pazifismus haftet eine Nuance gefühlsmäßigen Idealismus an, die der Bewegung im militaristischen Deutschland geschadet hat, und auch die Tatsache, daß das bekannteste pazifistische Werk, Bertha von Suttners: „Die Waffen nieder", ein Roman und zumal ein von einer Frau geschriebener Roman war, wirkte schädlich, eine so reine, prachtvolle Erscheinung Bertha von Suttner gewesen ist. Aber man übersah darüber, daß Pazifismus in Wirklichkeit die Zusammenfassung und wissenschaftliche Weiterbildung aller Bestrebungen ist, die eine „zwischenstaatliche Organisation" zur Verhütung und weiterhin zur Abschaffung der Kriege bezweckten — daß er die wichtigste völkerrechtliche Angelegenheit ist.

Hätte der Krieg nicht so katastrophal geendigt, so wären dem Pazifismus in Deutschland alle diejenigen Kräfte zugeflossen, die heute vom sozialistischen Radikalismus aufgesogen werden; der Pazifismus wäre die Zuflucht und der Kristallisationspunkt aller Untersuchungen gewesen, die das alte System durch ein neues Ideal ersetzen wollen. Der Pazifismus ist eine bürgerliche Erscheinung, insofern er sich von dem, was er bekämpft, dem bürgerlichen Wettrüsten, nährt, wie jeder Pol seinen Gegenpol braucht. Innerhalb des Sozialismus ist er nicht ein selbständiger, sondern ein immanenter Faktor. Seine Zukunft hängt also davon ab, ob Demokratie oder Sozialismus führen. Seine lebendigste Zeit waren die Kriegsjahre, das klingt nur paradox: denn wenn er während des Kriegs auch nach außen suspendiert war, verlieh er seinen Anhängern doch das Bewußtsein, daß sie und sie allein den Schlüssel zu dem tragischen Geschehen, die Einsicht, die Norm der Beurteilung und das Heilmittel besaßen. Er gab ihnen recht, sie waren die Sehenden. Ein Produkt der Anwendung der

Norm auf die Ereignisse ist Frieds Tagebuch. Es erschien zuerst in den Heften der „Friedenswarte", die bei Kriegsbeginn in Berlin herauskam, bis sie infolge der unerträglichen Vorzensur nach der Schweiz verlegt wurde; das Buch ist bei Max Rascher in Zürich erschienen (472 S.).

Das Kriegstagebuch ist ein Lesebuch, das die Verbreitung eines Hausbuchs haben sollte. Ich empfehle es allen, die noch einmal wie in einem Spiegel die Kriegsjahre vorüberziehn lassen wollen; sie werden in diesem Spiegel sich, ihre und der Zeitungen, der Gelehrten, Dichter, Staatsmänner Ansichten, Gutgläubigkeiten, Irrtümer, Übereiltheiten finden. Sie werden betroffen sein, erschrecken, sich fragen, wo damals ihr Urteil war.

Der Wert des Buchs wird dadurch bedingt, daß Fried kein heftiger, genial-subjektiver, leidenschaftlich-temperamentvoller Mensch ist, dessen Opposition in einer steilen Kurve bis zur völligen Aufkündigung der Gemeinschaft geht, sondern ein Mann von common sense, mit Menschen menschlich verbunden, wägend, gerecht, langsam sich vom Allesverstehn (auch in der Frage von Ursache und Anlaß des Kriegs) zur Wertung und Benennung durchkämpfend. So wird seine Kurve der Opposition klar, von Tag zu Tag vom Leser miterlebt, und die Einsamkeit, zu der er sich verurteilt sieht, ist ihm nicht Genuß, sondern Qual. Nicht seine Persönlichkeit ist ihm Selbstzweck, sondern Gewinnung der Geister, der Staatsmänner, Journalisten, der Rechtslehrer für seine Idee ist ihm Wunsch. Was heute (oder vielleicht gestern) alle bewegte, der Völkerbund, das internationale Schiedsgericht, die Einheit der internationalen Staatenexistenzen, das wuchs ja aus dem Gedanken des Pazifismus heraus: darum war es, milde gesagt, eine Unterlassungssünde, daß der Pariser Kongreß nicht die pazifistischen Sachverständigen zu Rat zog.

Die Ursachen des Kriegs findet Fried nicht in Deutschland allein, wohl aber den Anlaß, die Entfeßlung des Kriegs; das serbische Ultimatum ist nicht aus der Welt zu schaffen. Er ist überzeugt, daß Deutschland, als die Krise ausbrach, sich entschloß, einen Präventivkrieg zu führen, um nicht zwei Jahre später noch gefährdeter dazustehn. Das Unrecht, die Scheinlogik, die Tragik dieser Präventividee wird nachgewiesen. Das größte Unrecht Deutschlands vor dem Krieg besteht für ihn darin, daß Deutschland es ablehnte, die Anregungen zu einer zwischenstaatlichen Organisation aufzugreifen, daher die sogenannte Einkreisung, die eben ohne Deutschland zu erreichen versuchte, was mit Deutschland nicht möglich war. Auch damals noch hätte Deutschland jederzeit die Möglichkeit gehabt, die Einkreisung aufzuheben, indem es in sie eintrat. Statt dessen schuf man sich eine Philosophie auf die Situation, die spezifisch deutsche, irrationale Philosophie des gepanzerten Bereitseins, deren Einzel- und Tagesverschleiß in den öffentlichen Äußerungen bei Fried instruktiv nachzulesen ist.

Während man in allem anderen, sogar im Fall Belgien, Deutschland damit entschuldigen kann, daß, wer A sagte, auch B und Z sagen mußte, bleibt als seine eigentliche Schuld, daß es nichts tat, um das Mißtrauen Europas zu zerstreuen, alles, um es zu verdichten. Es ziehn in diesem Band, der übrigens nur das erste Kriegsjahr umfaßt (die folgenden Bände sind in Vorbereitung), alle Äußerungen berufener und unberufener Persönlichkeiten vorüber, es ist ein unübertrefflicher Anschauungsunterricht dessen, was man damals Wahrheit und große Zeit, heute Kriegspsychose und Bankrott des christlichen Gedankens nennt. Im Anfang sind ein paar Seiten, die für meinen Geschmack sentimentalisch sind, aber es ist jene Sentimentalität, die aus dem unmittelbaren, ungeistigen, rein herzlichen Leiden kommt, das nach Vernunftargumenten als Bundesgenossen sucht. Derjenige, der im Krieg Angehörige verloren hat, wird sie weniger störend empfinden, als der distanzierte Geistige.

3. Georg Fr. Nicolai: Die Biologie des Krieges

Fried begründet den Pazifismus als Jurist und Humanist, Nicolai als Biologe und Humanist. Bei beiden ist Menschlichkeit der Motor, der die Kräfte des Verstandes und der Intelligenz erst in Bewegung setzt, – nebenbei ein interessanter Beitrag zur Frage des Verhältnisses von Gefühl und Vernunft. Gefühl, das heißt Identifikation mit menschlicher Not, entzündet nicht nur die Phantasie, sondern auch die Differenzierungen des wägenden Denkens, und Denken deckt sich mit Vorstellungskraft; die Trennung beider Faktoren ist nur armes Hilfsmittel der Wissenschaft, gerade gut genug für Lehrbücher und schon da ein Übel.

Im Krieg haben wir zu oft das Schauspiel jener Professoren erlebt, die, den Krieg als Tatsache annehmend, jeder überhitzt seiner Wissenschaft Gründe zur Rechtfertigung des Krieges entnahmen, also die Wissenschaft zur liebedienerischen Sklavin erniedrigten; ich brauche nur den Juristen Joseph Kohler zu nennen. Unbegreifliches Phänomen, daß Wissenschaft, die so stolz auf ihr kritisches Prinzip war, nicht gegenüber dem Objekt, an das sie herantrat, eben dem Krieg, die Kantsche grundsätzliche Frage aufwarf, ob Krieg eine absolute Norm, oder kritisch bezwingbar sei. Der eine aber, der das tat, Nicolai, ging einen Leidensweg, dem er sich zuletzt durch das sensationelle Mittel der Flucht in der Flugmaschine entzog. Schon vorher, während er noch als degradierter Sanitätssoldat dienen mußte, erschien in der Schweiz, von Freunden ohne sein Wissen herausgegeben, die erste Veröffentlichung seiner biologisch-psychologischen Gesamtdarstellung des Kriegsphänomens. Als er sich in Sicherheit gebracht hatte, arbeitete er den unvollständigen Entwurf um und schloß die erste

Originalausgabe des ersten Bandes im November 1918 ab. Sie kam bei Orell Füßli in Zürich im Umfang von 324 Seiten heraus.

Ich gestehe, daß ich die Lektüre mit einem gewissen Mißtrauen begann. Werke, die eine These verfechten, sind der Gefahr ausgesetzt, um jeden Preis grundsätzlich und logisch sein zu wollen. Kennt man die These, steht auch die Beweisführung fest, es ist die Methode der scholastischen Theologie. Diese Gefahr vermieden zu haben, ist das Verdienst Nicolais. Er nimmt seinen Gegner ernst, er wird ihm gerecht, er leugnet weder, daß der Krieg eine Erscheinungsform des menschlichen Zusammenlebens sei, noch daß sich die Geschichte, mit ihr Fortschritt und Kultur, mit Hilfe des Kriegs vollzogen habe. Die Vernunft steht dem Krieg feindlich gegenüber, aber er wurzelt in einem Instinkt, also in der Region, in der die vitalsten Gesetze nisten und dem Bewußtsein, das heißt dem freien Willen, entzogen sind. Ein ganz philosophischer Kopf hätte an dieser Stelle das Phänomen des Kriegs sofort in das Zentrum aller Probleme, den freien Willen, geführt. Diese Methode liegt dem Physiologen Nicolai ferner, er hilft sich damit, daß er die Absolutheit der Instinkte in Frage stellt und so zur Forderung einer Umbildung der Instinkte kommt. Den Druck, der diese Umbildung erzeugt, übt die Vernunft aus, die ihrerseits ihre Kraft aus der höheren Idee der Humanität zieht. So ergibt sich der Gang der Darstellung: objektiv den Krieg als ursprüngliche Tatsache der menschlichen Natur betrachten (der menschlichen, das Tier kennt keinen Krieg gegen die eigene Gattung, Krieg und — Kannibalismus setzen Denken und eine gewisse Kulturhöhe voraus), die Mutationsfähigkeit des menschlichen Hirns biologisch nachweisen, übergeordnete Ideen wie Güte und Gerechtigkeit nicht als schwärmerische Ideale, sondern als regulative Ideale, also Zweckmäßigkeiten nachweisen. „Der Krieg ist eine Menschenhandlung und als solche fordert er ein dezidiertes Urteil, jeder Kompromiß wäre eine Unklarheit, ja fast eine Unsittlichkeit," ist ein Satz Nicolais. Der berüchtigte Oktoberaufruf der Dreiundneunzig war ein solcher Kompromiß, dieses Manifest wurde für Nicolai der Anstoß zu seiner Untersuchung.

Ein Grundpfeiler der Argumentation der Verteidiger des Kriegs ist der Darwinsche Satz vom Kampf ums Dasein. Das ist ein gutes Beispiel jener überhitzten Logik von Professoren, die sich auf ein Gebiet begeben, auf dem sie nicht zu Hause sind. Nicolai weist das Mißverständnis nach; man muß den schöpferischen Kampf (die Energienentfaltung) trennen vom vernichtenden (dem Krieg). Es gab Zivilisationen, in denen der Krieg ein rentabler Faktor, eine Methode der Gewinnung von Kraft war, noch die Antike beruhte auf der Sklaverei, in der heutigen weltwirtschaftlichen Ära gilt es, die heilige Trias von Kapitalismus, Krieg

und Sklaverei zu überwinden. Diese Überwindung ist dadurch möglich, daß der primitive Zustand, in dem sich irgendein existierender Körper durch Fressen und Aufsaugung vergrößert, durch den autonomen der Regelung ersetzt wird, das Gehirn ermöglicht diesen Wechsel. Sekundäres Organ, hat es — ein außerordentlich weittragender Gedanke — doch die Fähigkeit, sich aus eigener Kraft zu vervollkommnen, das heißt nicht mehr Projektion der primären Organe, sondern ihr Regulator zu werden. Nicolai definiert als Urfehler des Krieges: „Man betrachtet den Menschen im Krieg nicht als etwas der gesamten Natur Entgegengesetztes, sondern als ein Stück der Natur." Hier wird der Humanismus von der Biologie aus gerechtfertigt; Abwesenheit aller sentimentalischen Argumente, das heißt der Glaube an den Fortschritt gründet sich auf die Einsicht, die den Wissenschaftlern so oft fehlt: daß der Mensch ein lebender, in fortwährender Mutation begriffener Kosmos ist, ein Behälter von Wachstumserscheinungen.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, Inhaltsangaben zu machen und auf einzelnes einzugehen. Es genügt, die eigentliche Pflicht des Kritikers zu erfüllen, die darin besteht, festzustellen, ob ein Autor mit zulänglichen (wägenden) oder unzulänglichen (sentimentalischen, anmaßenden) Mitteln jene Aneinanderreihung von Gründen vollzieht, die wir Logik nennen und nur zu oft aus einer Dienerin zur Herrin erheben, die uns über den Kopf wächst. Eine These muß klar, ihre Entwicklung reinlich sein, beide Anforderungen erfüllt Nicolai, und darum ist seine Arbeit wertvoller als die jener, die dem „Genius des Kriegs" schwülstig-schwüle Deduktionen widmeten und das Beste des Menschen, Denkkraft, dazu benützten, Bestehendes zu rechtfertigen, statt es umzuformen. Wer auf Patriotismus und Militarismus Hymnen schreibt, überredet, Nicolai untersucht in den diesen Begriffen gewidmeten Kapiteln.*

4. Ludwig Bauer: Der Kampf um den Frieden

Ragaz, Fried, Nicolai sind Männer der Idee, sie leugnen, daß Krieg sein müsse, sie setzen der noch vorläufig gültigen Realität eine Forderung entgegen. Bauer ist mit ihnen durch die Sympathie für ihren Glauben verbunden, aber er steht auf einem andern Boden, eben jener vorläufigen Realität und treibt „Realpolitik". Denn er schreibt für den Tag. Er

* Soeben ist der zweite und letzte Band des Werks erschienen. Der Physiologe begibt sich ganz auf das moralisch-energetische Gebiet, die beiden Kapitel dieses Bandes lauten: Überwindung (des Krieges) in der Idee und Überwindung in der Realität. Man sieht wiederum: das, was überwunden werden soll, ist einmal ein Faktum gewesen. Wir können keine dogmatische Philosophie brauchen, sondern eine der Realität, und diese ist immer aktivistisch-idealistisch.

begleitete die Kriegsereignisse durch einen täglichen Artikel im Abendblatt der „Basler Nationalzeitung", die durch ihn ein Blatt von Rang geworden ist, das einzige Schweizer Blatt, das laufend Stellung zu den Geschehnissen nahm und wertete. Noch in fernen Jahren werde ich mich daran erinnern, wie wir abends im Café auf die Basler Zeitung warteten und ihr in jenen schlimmen Monaten einen Reiz verdankten, der geistiger Art war. Eine Auswahl aus diesen Artikeln erschien als Buch, sie umfaßt die Zeit vom Dezember 1916 bis zum Oktober 1918, die den „Kampf um den Frieden" brachte. (Verlag der „Weißen Blätter", Bern, 210 S.)

Bauer appelliert wie Ragaz, Fried, Nicolai an die Vernunft, aber er wäre zufrieden gewesen, wenn sie zu einer Beendigung des Krieges geführt hätte. Die Ideen, die er unermüdlich empfahl, sind Mäßigung, Klugheit, es lag ihm weniger an einer Zukunftsgestaltung der Welt, als an der Vermeidung der allgemein europäischen Katastrophe, die er, darin hellsehender als jene drei, Vorteil der realpolitischen Betrachtung, voraussagte, besser warnend als schlimmste Möglichkeit an die Wand malte, wenn Vernunft nicht den Sieg behielt. So war das Unwahrscheinliche möglich, daß ein österreichischer Journalist vollkommene Neutralität durchführte; er wandte sich gleichmäßig gegen jede der kriegführenden Parteien, bald den überspannten Imperialismus der Mittelmächte bekämpfend, bald seinen Nachfolger, den der Entente. Aber die Ironie dabei war, daß die Pressebüros hüben und drüben skrupellos das, was er gegen den Gegner sagte, verwandten, indem sie das, was er gegen ihre eigne Partei sagte, verschwiegen — Kriegsschicksal eines Neutralen.

Das Buch beginnt mit dem ersten Friedensangebot der Mittelmächte und gruppiert danach die Geschehnisse um: Wilson, in dessen Hand durch diesen unaufrichtigen Schritt die Fäden des Kriegs vereinigt wurden; Stockholm; Erzberger; den Papst; Czernin; Brest-Litowsk; Kaiser Karl; Burian; Prinz Max. Die Linie der Wertung ist: die Lüge des ersten Friedensangebots; die Hoffnungslosigkeit der mittelmächtlichen Siege; die innere Unredlichkeit Czernins; die Aussichtslosigkeit des U-Bootskriegs; die Verblendung derer, die die Union in den Krieg zerrten; die Schwäche der Julireſolution; der Wahnsinn von Brest-Litowsk; die erlösende Tat Wilsons, der mit seinen vierzehn Punkten den Ausweg schuf, und die Notwendigkeit und Gewißheit der deutschen Demokratie. Die beiden letzten Stationen sind eine Abrundung, heute (April) hat es den Anschein, als ob Wilson und die deutsche Demokratie nicht mehr Ende, sondern nur Etappen des Wegs gewesen sind. Kommt die Welle des Kommunismus über Europa, dann erweist sich auch der Standpunkt Bauers, daß durch Mäßigung noch vieles zu retten gewesen wäre, als

zeitlich, dann wird der Mangel an Mäßigung aus einer Verirrung zu tieferer Notwendigkeit, Nein wird zu Ja.

Nie war die Sterblichkeit der Bücher und ihres Niederschlags, des Geistes, deutlicher als heute. Ein Abgrund öffnet sich vor allem, was gedacht, geschrieben, diskutiert wird. Stürzt die bürgerliche Gesellschaft in ihn hinein, so folgen ihr die geistigen Dinge, denen wir einen dauernderen Wert zuzuschreiben pflegen — es ließe sich heilsam darüber philosophieren, wie abhängig das Reich der Ideen von den materiellen Zuständen ist. Wie sich über dem rotierenden Kosmos einer Erde Wolken bilden, so über dem einer Gesellschaft Geist; Geist ist ein Niederschlag, die Wolke, die von der Atmosphäre gebildet wird.

5. Hugo Ball: Zur Kritik der deutschen Intelligenz

Viel Feind', viel Ehr', damit hat man sich in Deutschland getröstet, als die fünf Kontinente ihm Krieg erklärten und selbst die paar Neutralen seine Sache nicht billigten. Sprichwörter sind kein Trost: es kommt ein Augenblick, wo man mit dem Rüstzeug von Ideologie und Kulturphilosophie den Gründen nachgehen muß, die zu einem consensus omnium führten, den durch Gehässigkeit und Neid zu erklären bequem, aber kindisch war. Ein System ist zusammengebrochen; es ist an der Zeit, es systematisch noch einmal zu rekonstruieren, seinen Geist zu erfassen, es zu werten. Wäre Deutschland nicht so sehr mit seiner Not beschäftigt, würden solche Versuche wohl in größerer Anzahl jetzt unternommen werden und die von Nietzsche im größten, grundsätzlichen Stil versuchte Kulturkritik Fortsetzung finden. Vorläufig sind wir auf Arbeiten angewiesen, die im Ausland von Deutschen unternommen wurden, als noch das System in Blüte stand; die wichtigste ist Hugo Balls „Zur Kritik der deutschen Intelligenz" (327 Seiten, Freier Verlag, Bern).

Ball als Gegner ist nicht ganz dasselbe wie Fried, Bauer, Nicolai als Gegner. Wer angreift, steht exponiert; je weniger Angriffspunkte er selbst bietet, je berufener er heißen darf, desto stärker ist seine Wirkung. Fried, Bauer, Nicolai sind unangreifbar, sie waren klug genug, sich keine Blöße zu geben, das heißt ihre Gegnerschaft nicht der Entente zur Verfügung zu stellen. Ball war und ist Mitarbeiter eines Blattes, das in Bern gegründet wurde, um in deutscher Sprache, nicht zum wenigsten in den Gefangenenlagern, bedingungslos und unter Ausschaltung jeder Kritik die Sache der Entente zu vertreten — ich brauche nicht deutlicher zu sein. Nun ist theoretisch denkbar, daß ein Gegner des preußischen Militarismus und der deutschen Politik restlos davon überzeugt sein kann, daß die Entente eben die Sache des Rechts, der Menschlichkeit und der moralischen Vergeltung vertrat, und Ball persönlich steht in der Tat auf diesem

Standpunkt, ist aber ohnmächtig, wenn Deutsche, die sich über die Fehler ihres Volkes unterrichten wollen, darauf beharren, daß seine Glaubwürdigkeit infolge jener Arbeitsgemeinschaft mit einem nicht unabhängigen Blatt gemindert sei. Das ist eine Schwäche seiner Stellung.

Sie wird dadurch vergrößert, daß er – was an sich nur konsequent ist – auch in seinem Buch Argumente, die durch französische Auseinandersetzungen mit deutschem Wesen geliefert wurden, als Wahrheit übernimmt. Man hätte hier größere Fähigkeit, Banalitäten von Grundsätzlichkeiten zu scheiden, gewünscht. Wenn er gegen Kant, Hegel, Fichte, Luther, die Geister ersten Ranges waren, Barbey d'Aurevilly, Léon Bloy, gar den Kardinal Mercier, die von bescheidenerem Rang und zum Teil nur Epigonen und Neuscholastiker sind, gläubig ausspielt, oder wenn er sich das Pariser Feuilletongeschwätz, Goethe habe im „Faust" die sinnliche Skrupellosigkeit verherrlicht, aneignet, dann läuft er Gefahr, auf schlechten Willen oder Unselbständigkeit taxiert zu werden, das heißt danach auch dort, wo er ganz ernst zu nehmen ist, nicht ernst genommen zu werden.

Er ist ernst zu nehmen, seine Kritik der deutschen Intelligenz ist ein bemerkenswerter Versuch, die Jahrhunderte deutscher Geistigkeit von Luther bis heute aus einer Grundidee zu erklären und ihre Architektur aufzuzeigen. Für ihn sind die Reformation und die Gründung Preußens, die Kant-Fichte-Hegelsche Philosophie, die Errichtung des deutschen Nationalstaates, die Ausbildung des militaristischen Systems und zuletzt die Schöpfung der deutschen Sozialdemokratie – sie alle sind für ihn Abwandlungen eines und desselben Prinzips, das er den Abfall von der Bindung des Menschen durch die religiös-moralische Demut oder Proklamierung der irdischen Suveränität nennt. Die Proklamierung des Individuums birgt die Gefahr, daß der Mensch die Abhängigkeit von göttlichen Instanzen mit der von seinem selbstgewählten Götzen, dem Staat, vertauscht, und dieser Gefahr ist nach Balls Meinung Deutschland nicht nur nicht entgangen, sondern vielmehr rettungslos ausgeliefert worden. Ohne Wittenberg nicht „Potsdam", aber die klügste These Balls ist, daß auch die beiden deutschen Juden, die die Sozialdemokratie schufen, Marx und Lassalle, ganz dem von Luther gegründeten, von Kant ausgebauten und von Hegel als Weltgeist verkündeten Protestantismus ausgeliefert waren; der deutsche Sozialismus, im Gegensatz zu dem von Ball wiederentdeckten Kommunismus Weitlings, Bakunins und der Franzosen, verstärkte nur den allmächtigen preußischen Staatsabsolutismus und erklärt die Tatsache, daß 1914 dieser Sozialismus sich mit der Militärkaste verbinden konnte.

Hier nun steht Ball vor einem Dilemma, das in das interessante Problem der Geschichts- und darüber hinaus der Lebensbetrachtung überhaupt

führt. Man kann die Geschichte eines Volkes werten, das heißt man kann ihre Idee für schädlich oder nützlich halten — so philosophierte Nietzsche. Man ist andererseits gezwungen, dieselbe Geschichte als objektives Phänomen hinzunehmen und aus der Anschauung zu betrachten, die nur feststellt und sich der Polemik enthält. Der von Ball gründlich verfolgte Hegel formulierte diesen Zwang durch sein berühmtes ‚Was ist, ist gut', und hatte recht, denn dieser Satz bedeutete nichts anderes als: was' ist, ist logisch, organisch entstanden. Man muß zwischen den beiden Betrachtungsarten wählen und sich entscheiden, ob man Kulturwerter oder Kulturfeststeller sein will. Ball ist seiner Tendenz nach Polemiker, aber seiner Methode nach Feststeller, der nicht mit dem Hammer, sondern mit philologischer Gründlichkeit arbeitet. Zwei sich ausschließende Betrachtungsarten sind vermengt; der Polemist hätte in einem leidenschaftlich anklagenden Stil schreiben müssen; indem er den Deutschen nachweist, daß ihre Geschichte eine Verirrung gewesen sei, öffnet er für einen scharfsinnigen Gegner die Lücken seiner Beweisführung, die er durch eine leidenschaftslose Argumentation zu schließen glaubte — der Gegner wird ihm antworten, daß man ein ganzes Volk so wenig wie ein Naturphänomen schulmeistern könne und daß Objektivität auf diesem Gebiet nur (geleugnete) Auslegung sei. Es ist durchaus denkbar, daß in Frankreich oder England ein französischer oder englischer Ball dieselbe Kritik des französischen oder englischen Wesens schreiben könnte, mit demselben Recht, denn alle Kulturen sind nur Versuche, nach einer bestimmten, begrenzten Methode die menschlichen Aufgaben zu lösen.

Balls Argumentation ist um so schwächer, als er dem, was er das Grundübel nennt, dem Protestantismus, nicht seinen Antipoden, den Katholizismus, gegenüberstellt, sondern was eine ganz private, also zufällige Auswahl bedeutet (Ball liebt die Kirche nicht), nur einen unkirchlichen Humanitarismus, der nach Balls Vorschrift zwar die Bindung des mittelalterlichen Menschen, nicht aber die Verankerungen dieser Bindung, den positiven Glauben, behalten soll. Kurz, sein Ideal läuft ungefähr auf die humane Demokratie hinaus, und das ist ein blasses Ideal — heute schon von dem aus dem Osten heranwandernden Berg verdunkelt, und wenn etwas den Protestantismus überwindet, ist es nicht der von Ball empfohlene westliche Geist, der selbst keine schöpferische Kraft mehr hat, sondern ein Umsturz, der die Menschen von ihrer Vergangenheit so befreit, wie das Christentum einst vom Hellenismus befreite. Nicht der Protestantismus führte dazu, daß die deutsche Intelligenz dem Staat so wenig Widerstand leistete, sondern eine deutsche Anlage, die nicht nach außen, sondern nach innen lebt und dadurch alle Schattenseiten und alle Größe der deutschen Zivilisation bedingte: der deutsche

Protestantismus ist nicht Grund, sondern Auswirkung. Es gab keine deutsche Demokratie und es wird diesen Spätling nicht mehr geben; alle unsere Kritik, alle unsere Unzufriedenheit mit deutschen Zuständen ist ohnmächtig gegen die Beharrungsgesetze; es können diese nur aufgehoben werden durch die Schaffung eines überhaupt neuen Kosmos, der den Seelen Vergessenheit bringt. Evolutionen sind nur möglich bei unveränderter Richtung, Richtungsänderungen sind nur durch Revolutionen möglich. Das Ballsche Buch ist heute schon überholt, es glaubte noch ein Rezept geben zu können, nämlich die Übernahme der westlichen Demokratie.

6. René Schickele: Die Genfer Reise

Dieses Buch ist zwar in einem deutschen Verlag (Paul Cassirer, Berlin, 203 Seiten) erschienen, aber es wurde in der Schweiz von einem Schriftsteller geschrieben, der wie die andern hier besprochenen Autoren den Krieg bedingungslos verwarf. Man kann sagen, daß ihm der Krieg nicht ein Ereignis der menschlichen Gesellschaft ist, das es mit Gründen zu bekämpfen gilt, sondern eine Verirrung, der gegenüber kein anderes Verhältnis möglich ist als die Ablehnung, das Abwarten und der Glaube, daß die Menschheit sich zu ihrem Menschlichsten oder Göttlichsten zurückfinden werde.

Dieser Standpunkt veranlaßte Schickele, sich während des Kriegs jedes Eingreifens, zumal im Bund mit den sogenannten Intellektuellen, zu enthalten, mit denen auf Freundschaftsfuß zu stehn ihm genügte – immerhin eine Energieleistung, wenn man bedenkt, daß sein Naturell starke politische und polemische Neigungen besaß und ihnen vier Jahre lang Schweigen gebot. Die Schwierigkeit, um nicht zu sagen die Problematik dieses Entschlusses wurde sichtbar, als der Krieg nicht, wie Schickele wohl erwartet hatte, in den Friedenszustand, sondern in den großen Klassenkampf überging. Es blieb ihm nichts übrig, als Abwarten und Glauben zu verlängern, eine Lösung, die Gefahr laufen könnte, keine mehr zu sein: die Frage ist, ob die Einzelintelligenz auf die Dauer dem Elementaren, der Geschichte, die heute, als sei sie mit der Natur identisch, den Mensch wie ein Dorf, eine Wiese, eine Blume, ein Atom in ihre katastrophenhafte Umwandlung einbezieht, Widerstand leisten kann. Es könnte eine schwierige Situation werden, an der Idee, die Zivilisation sei nach dem Gewitter des Krieges ein geruhiger Tag, darin es wohlig zu gehen ist, festzuhalten. Schickeles Buch erging es wie dem Ballschen: es war noch auf den Krieg berechnet, und als es erschien, war der Krieg schon veraltet; alles hing also davon ab, ob die Genfer Reise mit Methoden unternommen wurde, die sie aus der Vergänglichkeit einiger Kriegstage heraushoben, und dieses wiederum hängt von ihrem Gehalt an positiven, weisen-

den, herzstärkenden Ideen ab, nicht von dem allgemeinen, anderweitig belegten Begriff, den man über diesen Dichter hat.

Hier ist zu sagen, daß Schickeles Gedanken, in diesem Buch wenigstens, unter einer Blütenfülle von Impressionen und persönlichen Lyrismen begraben sind, und daß diese Blütenfülle auch eine Blütenlast ist; wer Schickele nur nach der „Genfer Reise" beurteilen soll, würde, die Lektüre beendigt, ziemlich ratlos sein: wo steht er, was verwirft er, was gibt er denkend für andere? Die geistigen Seiten in diesem Band sind schmal; die beschwingte Temperamentsentladung, die Phantasie auf Berge, Narzissenfelder, Busoni, Hotelabende, Hodlers Tod, die Exkurse der Erinnerung an Florentiner und andere Jahre, der abrollende Film von Persönlichkeiten, die wohl wie ein Kristall für eine Sekunde aufblitzen, aber danach wieder in den Wirbel einer Besuchsreise versinken, die Mischung von vier Fünfteln Landschaft und andern Lebensreizen mit einem Fünftel Diskussion, worin wohl Perspektiven geöffnet, nicht in die Tiefen hineingeschritten wird — das alles läßt die Frage berechtigt erscheinen: genügt die Entladung, wäre es nicht wertvoller gewesen, sich weniger erraten zu lassen und den Grundgedanken der Humanität thematisch durchzuführen? Was ist die „Genfer Reise" eigentlich, was will sie, wen sucht sie auf, welche Menschen, welche Ideen, welchen Ausweg aus den Wirren der Zeit? Manchmal glaubt man bestimmt antworten zu können, sie sei ein blendendes Feuerwerk, eine Projektion von Licht und Freude einer Seele, die danach vielleicht in ihre für den Leser nicht faßbare Sphäre der Geheimnisse und Hemmungen zurückkehrt; wiederum: das Buch sei eine Entladung, das doch nur Unverbindliche.

Bestimmt ausgesprochen, Glaubensbekenntnis, ist nur ein Satz: „Es gibt einen unverrückbaren, einen absoluten Punkt in unserm Lebensplan, wenn ich so sagen darf, die Weigerung zu töten, der Vorwand sei, der er wolle." Das ist ein Polarisationspunkt, aber gerade die „Genfer Reise" bleibt die Entwicklung der Ideen schuldig, die um diesen Punkt rotieren und sich zu einem Kosmos runden müßten. Es finden sich Sätze eines zähen, bewußten, wollenden Optimismus, der von dem großen Quand-même ausgeht; es deutet sich ein Glaube an das Glück durch Disziplin und Verzicht auf jene „Tiefe" an, auf deren Grund das Dunkle, Unreine liegt. Alles das sind angeschlagene Töne, es fehlt die Durchführung, vom Standpunkt des Lesers aus der Zwang, sich zu öffnen, und damit die Wirkung auf den Leser, dem mit der Aufzeichnung eines privaten Nachtraumes nicht gedient ist.

Es ist ein schöner Gedanke, Gewalt unbedingt abzulehnen, der Edeldenkende und der Epicier werden Ja dazu sagen. Aber eine Negation, die Verwerfung der Gewalt, ist eine zu allgemeine Parole. Welchen

Krisen, in uns selbst, ist heute dieser Gedanke ausgesetzt, wie matt, bequem erscheint er uns täglich, wie gut verstehen wir manchmal die Logik und Energie der bolschewistischen Philosophie: das alles müßte durchgekämpft und durchgedacht werden, die neun Monate des Kindes müßten geformt werden. Und daran schließt sich die Frage an: genügt der humanitäre Gedanke? Er lebt von den großen christlichen Ideen der Menschlichkeit, Güte, Versöhnung, aber sind sie nicht so selbstverständlich, daß sie im Grund banal sind? Kann sich Kunst von bewußt Ja sagendem Optimismus nähren, selbst wenn die Zeit tragisch ihn Lügen zu strafen scheint, also ihm immer wieder Bekenntnis ermöglicht? Das ist nach meiner Meinung das ernsteste Bedenken, das Schickeles Buch auslöst. Glück? Ein Gedanke, der warmherzige Frauen gewinnt, aber nicht ausreichend ist — ich glaube, das Lob der vermiedenen Tiefen und der heiteren Oberfläche überzeugt doch nicht. Man könnte es auch so ausdrücken: warum auf einer Seelenreise Narzissenfeldern so viel Platz einräumen, da sie ja doch nur Dekor, nur impressionistische Gelegenheit zu Schilderei sind? Die „Genfer Reise" ist nicht ganz ironisch, nicht ganz geistig, nicht ganz Boudoirlesebuch, nicht ganz Kunst und nicht ganz Politik, sie ist von alledem etwas; manchmal ist ein Tatzenschlag darin, manchmal eine elegant-herzliche Weichheit („die Menschen sind Engel, sie wissen es nur nicht"; L. Frank sagte doch wenigstens noch postulierend: „Der Mensch ist gut") — das ist doch nicht das Buch, das man von Schickele über den Krieg erwartet hätte, und man glaubt zu fühlen, daß der Dichter sein Bestes nicht dem Buch, sondern dem persönlichen Umgang mit den darin erwähnten Menschen gegeben habe. Aber muß nicht das Beste dem Werk zugute kommen?

Revolution und Kunst

von Willi Wolfradt

Man müßte wohl blind und taub sein, wollte man die Behauptung sonderlich kühn finden, daß die moderne Kunst aufs engste mit der politischen Umwälzung und ihrer jahrelangen Vorbereitung verknüpft ist. Wo die Unzufriedenen, auf Weltbesserung Bedachten heimlich zusammenfaßen oder heraustraten, da waren gewiß junge Künstler unter ihnen zu finden. Die Revolution spukte in allen freien Köpfen und nahezu allen unverrosteten Geistern, und als sie ausbrach, fand sie neben dem Proletariat die fiebernden Herzen derer am Platze, die, vollends durch

die Tyrannei des Krieges aus der Beschaulichkeit ihrer Dichterträume aufgestachelt, kaum noch ihre Empörung hatten meistern können. Der stille Worpsweder Lyrikmaler führt kommunistische Putsche an der Waterkante, die rote Garde Wiens vereint mit edelster Jugend Dichter von ewigem Rang, Soldatenräte und radikale Freischaren rechnen Künstler zu den ihren, deren Name längst schon Großes gilt. Sie sind in dies Geschehen mit beiden Beinen hineingesprungen, denn wie lange schon, ehe es war, war es ihre Sache. Sie war ihr menschlicher Drang, und darum ihr künstlerischer, denn diese Identifikation des seelischen Brandes und der lodernden Aussage ist das allgemeinste Charakteristikum des Expressionismus. Sie war ihr künstlerisches Thema, und mehr als das: sie war die Grundlage ihrer Ausdrucksmittel, gab das Gestaltungsprinzip der jungen Künste ab.

Aufwiegelung und Verkündigung galt als ihre Mission der Generation, die in die Vorwehen der Revolution hineingeboren ward, und deren oft alle Hemmungen überspülende Begeisterung so manchen Älteren und allgemeiner Geltenden angesteckt hat. Die abstruse Häßlichkeit, die Unverständlichkeit, Brüchigkeit und Frivolität, die Lust an der Disharmonie, an der Grelle, am Gemeinen, die Verherrlichung der Bar, der Dirne und aller Ausgeburten der gomorrhischen Zeit, all der wüste Zynismus, die karikaturistische Exaltation, die Fieberräusche der Selbstgeißelung: all das, was so abstieß und anwiderte, wen tiefere Hingebung nicht durch den Stoff hindurch das in Abscheukrämpfen zuckende Herz der jungen Künstler erkennen ließ, all das war Grimm und Erbitterung, war Mittel der Aufwiegelung. Es wollte Empörung wecken; und es war nicht des Spiegels Schuld, daß die Welt, die sich in ihrer ganzen Entstelltheit darin betrachten mußte, keinen besseren Gewinn daraus zog, als Haß auf den schamlosen Enthüller. Und zu der mittelbaren gesellte sich die unmittelbare Aufwiegelung. Man pries die Revolte im Bild, im Gedicht, im Aufruf; man griff in ihrer Moral, in ihrer Berufsenge, in ihrer Liebedienerei, in ihrer Sattheit im Roman und auf dem Theater schonungslos die Ganzheit des verhaßten Gesellschaftssystems an. Schließlich war die Politik selbst nicht mehr sicher vor der Angriffslust der Kunst, deren Ingrimm durch die verzweifelte Abwehr des Zensors nur angefacht wurde. Der Dichter griff, wie es einer der literarischen Herolde des Neuen formulierte, in die Politik. „Von Firmamenten steigt der neue Dichter herab zu irdischen und größern Taten." (Hasenclever.) Tendenz, lange Zeit verpönt, so daß jeder Fauteuilspießer mit ihrer Verachtung seine künstlerische Bildung beweisen durfte, stößt wieder durch, wird nahezu Bedingung des Kunstwerks. L'art pour l'art: eine Gemeinheit! Mochten wohl auch früher die Künstler durch ihre wirtschaftliche Mißlage den

politisch Unzufriedenen beigesellt worden sein, ihre Kunst blieb in der Regel still und über der Profanität des Politischen. Jetzt aber fanden sie sich gerade als Künstler zum revolutionären Bunde, ganz abgesehen von der kritischen Erkenntnis der ökonomischen Situation. Sprachrohr des Umsturzes, des Heilswillens zu sein, wird die Rechtfertigung der Kunst gegen den Vorwurf, eitler Luxus zu sein. Zu opponieren, zu manifestieren, zu revoltieren: der Beruf der Kunst. „Wir sind gegen das Bild — für das Vorbild;" als Rubiner, ein führender Sprecher der neuen Gesinnung, so proklamierte, gab er die Formel des neuen Bildes. Jedes moderne Bild ist Alarm und Kampfansage, und die stille Musik noch wird als anstachelndes Beispiel, als Ausschnitt eines verlorenen und neu zu erobernden Paradieses erlebt. Die Grenzlinien zwischen dem produktiven Künstler einerseits, dem kritischen Literaten, Propheten, Herold und Polemiker andrerseits verfließen. Die ganze neuere Kunst ist mit Bewußtsein: kämpferisch, geistiger Linken verbrüdert, durch Freiheitsnot dem Lohnsklaven gesellt. Vollends der Zwang der letzten Jahre häufte die Erbitterung, riß in den Strudel leidenschaftlicher Aufbäumung hinein, was sich abseitigen Dichtertraum noch gönnte, schraubte die Spannung derer, die gewiß nicht von der Trägheit der Herzen zum Künstler bestimmt worden waren, in grimmigen Enthusiasmus. Zeitschrift auf Zeitschrift ersteht dieser Gesinnung, um immer wieder den Bund zwischen revolutionärem Geist und revolutionärem Proletariat zu härten.

Die Dichter, Maler, Musiker rufen's einander unermüdlich zu, daß die Bourgeoisie der gemeinsame Feind sei. „Mit Leib und Seele, mit unseren Händen müssen wir mittun!" „Maler, Dichter . . . wer sonst sollte für die gerechte Sache kämpfen als wir?! In uns pocht noch mächtig das Weltgewissen. Die Stimme Gottes in uns facht immer von neuem unsere Empörerfäuste an." So ruft heute einer der auch der Form nach wahrhaft revolutionaren Maler, Meidner, so aber riefen, heimlicher und um so dringlicher, gestern die meisten Jungen, die bei aller Divergenz der künstlerischen Art doch in einer anonymen Loge zusammengefaßt waren und im Bewußtsein dieser Ordensgemeinschaft ihr Bestes schufen. Die Tat, Brudertum, die Welt, Rettung des Menschlichen, Erneuerung — all die Parolen des wider den engstirnigen Staat aufsässigen, eine bessere Welt ersehnenden Geistes haben Wurzel geschlagen unter den Künstlern, die heute in lebendigerer Fühlung stehen mit der aktuellen Philosophie, denn je zuvor, und auch in der Hinsicht geistige Künstler heißen durften, daß das Bewußtsein, teilzuhaben an der hohen Sendung des Geistes, die Quelle ist, die ihr Schaffen nährt.

Nimmt man das Manifest heute zur Hand, mit dem der italienische Futurismus vor etlichen Jahren in die Arena der künstlerischen Öffent-

lichkeit sprang, liest man etwa das pompöse Schlußwort, in dem es heißt: „Auf dem Gipfel der Welt stehend schleudern wir noch einmal unsere Herausforderung den Sternen zu," — so wird man das aufgeblähte Pathos darin vielleicht noch immer lächerlich finden, aber doch in dieser Redefratze denselben Impuls spüren, der die noch nicht vermeisterte, noch in sich bewegte Kunst Europas wohl damals schon, unbedingt aber in den letzten Jahren trug und heizte. Man subtrahiere Italien — und man hat den typisch expressionistischen Manifestantismus. Und wenn es da hieß: „Die Hauptelemente unserer Kunst werden der Mut, die Kühnheit und die Empörung sein," so erscheint uns Rückblickenden solche Ankündigung kaum noch kühn oder umstürzend, so selbstverständlich ist sie geworden, so sehr entspricht sie dem Tatbestand der künstlerischen Gegenwart. Dieses schwülstige Manifest pries die Revolution, wie es den Krieg pries, beides um seiner furiosen Energien, um seiner wütenden Geste, um seiner Erlebnisgrelle willen. Von dem tiefen Ethos unserer künstlerischen Generation hat dieser Aufruf nichts, wie denn auch die künstlerischen Taten, die er begleitete, bei aller gärenden Antikonventionalität über die malerisch-literarische Dialektik nicht hinauskamen. Aber wie aus dieser Kunst ein Funkenregen der Anregung zu uns übersprang, so rüttelte die Rhetorik der Aggressivität, die den Stil der Kunstwerke wie der Aufrufe bestimmte, an der deutschen Biederkeit. Was dort Affiche gewesen war, schwoll hier zum Bekenntnis. Mit dem Druck wuchs der innere Aufstand, verharrte zumeist noch in der Mittelbarkeit der Form, bis sich hie und da ein Krater auftat. „Halte wach den Haß, halte wach das Leid, brenne weiter, Flamme! Es naht die Zeit." (Hasenclever.) Man schuf, um den Schutt weiter zu unterwühlen; man glaubte an die Zukunft. Vom Aktivismus aus erging Wort um Wort an die Kunst, mitzuwirken am Werk der Reinigung wie am Aufbau des Neuen. Ein Bildersturm der Künstler und derer, die der Kunst geistig am nächsten hätten stehen können, ächtet Stilleben und Stimmungsbildchen. „Renne, renne, renne gegen die alte, die elende Zeit!!" Mit diesem Ruf hat Werfel die Quintessenz der neuen Gesinnung gegeben. Ein Revolutionsaufruf ist das Gedicht, in dem es steht, Revolutionsaufrufe trieben immer häufiger, immer explosiver empor. Selbst bei den konservativsten, gesetzvollsten Künstlern, wie Stefan George, wirkt ein Pathos des Wollens, das jenseits aller Beschaulichkeit, aller stillschweigenden Anerkennung des Gegebenen ist. Aufschrei der Getretenen, Seufzer der Sehnsucht, jugendliche Motorik: das schmolz in eins, strömte aus durch den Mund der Kunst, ward Flamme, Weckruf, Fanfare. Schon daß sie junge Menschen waren, politisierte die Intentionen der neuen Künstler; oder — wenn man will — gerade als noch Strittige

konnten sie in so jugenddurstiger Zeit zur künstlerischen Führung gelangen. Ganz konkret formulierte die Dichtung die politischen Wünsche. Ich zitiere als ein Beispiel nochmals Hasenclever:

„Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten,
Er sieht aus Höfen helle Schwärme reiten.
Sein Fuß bedeckt die Leichen der Verruchten.
Sein Haupt erhebt sich, Völker zu begleiten.

Er wird ihr Führer sein. Er wird verkünden.
Die Flamme seines Wortes wird Musik.
Er wird den großen Bund der Staaten gründen.
Das Recht des Menschentums. Die Republik."

Niemals hatte ein politisches Streben wohl so die gesamte Schar der Sagenden, soweit sie eben zur Schar, zur Generation, zum Stil sich gehörig fühlten, als Werber zur Verfügung. Die ganze moderne Malerei fast ist Plakat und Karikatur, die ganze neue Musik Jerichoposaune, die jüngste Bühne ward zum Tribunal und die heutige Lyrik Abscheugekrächz und Sonnenhymnus, Jeremiade und Weissagung. Maler, Musiker, Architekten: alles schreibt. Alles ruft sehnsüchtig ins Neue. Kunst ist öffentlich, Chor, Demonstration. Im Alltag sucht man das Wunder, im Kot der Großstadt das Paradies. Ein Drang strömt durch alle Sagenden, vereint Zettelverteiler und Poeten im Brudertum der Äußerung. So singt ein Maler, dessen ekstatisches Tagebuch zu den herrlichsten Dichtungen der kochenden Zeit zählt, — es ist Meidner, der die Dichter anruft: „Dichter der Bänkelsänger, der Tavernen und Jahrmärkte, der Bars, Kabaretts und Spelunken! Und ihr, die ihr religiöse Traktätchen und Schriften schreibet! Poeten der Heilsarmee, der Herrenhuter, Quäker, Adventisten und der Pfingstgemeinden; ihr Zionisten und ihr famosen Verfasser sozialistischer Flugblätter. (Die Aufwiegler und Anarchisten, die im geheimen schaffen und deren Dichtungen bei Tagesgrauen unter die Stubentüren der armen Leute gesteckt werden!) Ihr, die ihr kommunistische Manifeste, Marseillaisen und Internationalen dichtet und wenigstens für eine halbe Stunde die Ohnmacht der dunklen Scharen mit freudigen Blitzschlägen getilgt habt. Und zum Schluß, ihr Verabscheuer unserer Zeit, ihr wahrhaften Dichter und Menschen, ihr Gottesstreiter dieser Tage, einsam treibend und tief geknechtet — euch Allertreuesten sende ich meinen menschenbrüderlichen Gruß." —

Die tiefe, ursprunghafte Verknüpfung unserer Kunst mit der Revolution wäre aber an ihrer unbedeutendsten Stelle aufgezeigt, wollte sich der Hinweis auf die inhaltliche Dienstbarkeit der Kunst beschränken. Wenn je eine, so ist die Kunst der Gegenwart wesentlich auf der untrennbaren Vermählung der Form und des Inhalts gegründet, wenn je, dann ist

heute Inhalt nur eine Ansicht der Form. So ist denn auch das politische Fleisch der modernen Kunst Geist geworden, und die Revolution viel tiefer mit ihrem Schaffen verbunden als nur durch eine akzidentielle Inhaltsbeziehung. Das Fieber der Revolution hämmert in jeder Kurve, Farbe, Metrik, Dissonanz; auf allen künstlerischen Gebieten hat die neue Form sich gegen Regel, Tradition und ästhetische Theorie durchgebissen und mit großer Bewußtheit nicht nur in der Sprengung der üblichen Form, sondern des Formgefüges überhaupt ihre gesetzfeindliche Gesinnung bekundet. Die Kunst lieh sich nicht der Revolution, sie war sie selbst. Gewiß wird man sich davor hüten müssen, die vielverzweigte Polyphonie der Moderne in eine Formel zu zwängen; man wird insbesondere die Lebhaftigkeit, den Elan, den Furor der jüngsten und revolutionärsten Richtung nicht mit der Ganzheit der kraftvoll lebendigen Kunst von heute identifizieren dürfen. Aber im Vordergrunde der Zeit wuchert doch einmal diese Künstlerrasse, der gerade ihre Bindung an die Zeichen der Zeit den besonderen Nachdruck der Bodenständigkeit (ja, Bodenständigkeit!) verleiht. Wenn eine, dann ist sie heute die stilbildende, — und wäre es der Stil des Chaos; wenn eine, ist sie sich dieser Funktion stolz bewußt. Von dieser Seite nun ist eine ständig gesteigerte Opposition gegen den Zwang der strengen Form ins Werk gesetzt worden. Die bildende Kunst hat erst das Joch der naturalistischen Empirie abgeschüttelt, aller zu fester Gültigkeit gekommenen Schönheit den Krieg erklärt, hat in Verletzung der Verständlichkeitsansprüche, der auf Durchführung, Prägung und Vollendung gehenden Wünsche das Äußerste gewagt, hat sich in einen Orkan der Mittel, in eine Ausschreitung der Dränge, in einen Garten explosiver Erlebnisse verwandelt, um schließlich zu jener Verabsolutierung der oft genug nur dem Künstler selbst noch lesbaren Sprachmittel zu schreiten, die als absolute Malerei mehr oder weniger eine Anarchie etabliert hat. Die Zersetzung des Dramas in ein kaleidoskopisches Gescherbe von Szenen, seine Überhäufung mit Monologen, Traumgestalten, verhängnisvollen Requisiten; seine Betonung des Antidramatischen, die längst verstaubte Mittel aus purem Widerspruch zu allem Schulmäßigen aufstöbert, seine Verschlammung in Rede und aber Rede: in alledem wird Nichtachtung der Regel — die Regel. Der Überschwang der neuen Lyrik fegt Reim und Maß fort, ihr Schmettern zersägt unbesorgt die Melodie, ihr Bruderrausch, ihre Ekstase, ihre hysterische Prophetie reitet mit hymnischer Brutalität über Unklarheit, Arhythmie und Sinnbruch hinweg. Was Grammatik, was Versfüße, was Strophenbau! Eine analytische Musik verraucht in Farbe, springt mit den Themen um wie der Wind mit den Flocken, türmt sich toll auf, um plärrend zu zerbröckeln, überbietet sich in Differenzierungen, Massenentfaltungen

und Disharmonie-Wagnissen, um aus einem nervösen Nihilismus heraus schließlich das Licht einer neuen Einfachheit zu erfassen. Rasend, wie sie das Leben will, entfesselt stürmt die Kunst der Gegenwart in die Zukunft der Utopie, sengend, umbrechend, sich selbst zergeißelnd. Zerstörung dem Idyll wie dem Wohlklang, denn beide sind bürgerlich! Vernichtung dem Staatsanwalt wie der Symmetrie, denn beide sind Beschränkung! Verachtung über Familie und Kontrapunkt, denn beide sind Blei an den Schwingen! –

Der Dynamismus, ein Begriff, den ebenfalls die italienischen Futuristen aufgebracht haben, wirkt in aller Gestaltung der Zeit; in ihm beherrscht das Revolutionäre das ganze künstlerische Schaffen. Der Aufwand an explosiven Energien, der an die einfachsten Dinge, etwa ein paar Tulpen im Glas, gewandt wird, hätte anderen Epochen genügt, den Höllensturz der Verdammten darzustellen. Ein mächtiger Expansionsdrang schlägt durch die Kurven, läßt sie gischten, strudeln, lodern und stechen, als bäumten sie sich gegen eine fürchterliche Macht auf. Die Farben brennen mit unmäßiger Grelle auf, als wollten sie die Galerien in Brand stecken, wie es jener Marinetti einst befahl. Menschenleiber, zu Haufen zusammengeschmissen, ragen wie ein zuckendes Fanal steilauf, Gebärden fahren zerrend und stoßend durch die Luft, Grimassen spiegeln ungezügelten Ekel und zergrinsen betrachtende Mittelmäßigkeit. In Splitter die freundlich-panoramatische Anschaulichkeit! Sauberkeit – als ob man sie nicht könnte! – ziemt nicht solcher eitrigen, morschen Zeit, der es ihre Schande ins Gesicht zu speien gilt. Bilder frech und buntgeschminkt wie Straßendirnen glotzen von den Wänden der Salons zwischen anderen, die in herber Reinheit den Traum einer idealeren Welt zu beleben suchen. Weg mit der geschmäcklerischen Nüanciertheit impressionistischer Liberalität! Die Farbe ist Sprengstoff jetzt, die Linie Peitsche! In den Porträts beult die würgende Wut des Widerstands Blasen empor, da frißt die Angst, da schimmelt das Behagen, da erstarrt das Zeugnis der verworfenen Welt. Die Stirnfurchen werden Minengänge, der Mund zum Ausfalltor, die Brauen zur Gewitterwolke, die Nase zum Rammkeil. Die Häuser krachen morsch zusammen, Delaunays Eiffelturm knickt jämmerlich ein: wie diese stolze Fortschrittswelt der Zivilisation. Der Pinsel ist zu lässig, Fieberfinger selbst kommen ihm zuvor und wühlen die Farben hin. Hart überschneidet sich, was härter noch im realen Leben feindselige, einsame, liebeleere Blicke kreuzt. Man stellt den Tanzboden als Vulkan, das Sterbezimmer als Irrgarten der Verzweiflung, das Frauenantlitz als Morast dar, und zwar allein durch die wirre Dissonanz der Ausdrucksmittel. Ein scharfer Winkel schwirrt durch den Raum, ein stoßender Keil, unter dem die Gegebenheit schlapp entzwei bricht: es

brauchte nicht „Aufruhr" unter dem Bild zu stehen. Ein Inhalt ist nur scheinbar friedfertig, seine Form macht ihn revolutionär. Ob nun ein Gedicht eigens dazu auffordert, das Gesetz über den Haufen zu werfen, — es wirft das metrische Gesetz über den Haufen und ist Kunst genug, das als symbolische Handlung zu meinen. Die Freiheit des Äußerns wurde erstritten, indem man sie in der Form vorwegnahm.

Man höre nur den Sprachstil dieser vorrevolutionären Kunst. Ihre Zeitschriften heißen nicht umsonst „Sturm" und „Aktion". Stürzen, platzen, klaffen, brennen, stoßen, lodern, rasen, entzünden, schreien, bersten, modern, wühlen, hacken, stampfen, gieren, schäumen, sprengen, toben — — das sind die meist gebrauchten Zeitwörter. Neubildungen, Wortkuppelungen, harte Nebeneinanderdrängungen erhöhen den Ausdruck des Krassen, des Sprungbereiten. Das Ausrufungszeichen feiert Orgien, und ein Übermaß von Punkten macht den Atem der Sätze stoßend, unmelodiös und eckig. Erlaubt ist, was mißfällt! Der Vers, der nicht rüttelt, ist tot. Der manifestante Sinn springt aus so packender Form am vehementesten. Aus einem Gedicht von Johannes R. Becher:

„Stürzt! hah stürzt! Azur!! Hah Bomben Krallen!!
Barrikaden! Feuer!! Stürmt jetzt... Platz-Krawalle. —
Trommeln. Blitz aus Nüstern-Röhren speit.
Melden. Streckt euch! Los! Unendlich Schwellen . . .
Funken schäumend ebben Zitadellen.
Täter Mensch! Gelobt! Unsterblichkeit!!!"

Die disharmonische Zerzaustheit, die schonungslos den rhythmischen Fall der Silben mordet, erhelle etwa der Schluß seiner „Ode an Sappho":

„Wehe uns; Wehe! Und nicht, nie zwitschern euch Flöten sonst mehr.
Nie —: daß Helios flammend sonst zückt gen der Finsternis Schlucht,
Bettlerinnen scheuernd Blut-Stiegen, Kot-Böden wir.
Lippe schlürft: Schimmel-Brot Eiternapf Aasbrei."

Wie die dritte Zeile aus dem Melos fällt, wie „zücken" intransitiv gebraucht wird, wie in „nicht nie zwitschern" die Katze die Treppe krumm tritt, und der Schluß interpunktionslos Ekeldinge reiht: das sei hier nicht merkerhaft aufgezeigt, sondern als charakteristisch für die stachlige Aggressivität der neuen Form.

Solche Ausführungen und Beispiele ließen sich unendlich mehren. Jeder Tag bringt Überbietungen. Man hat schon den Knall in die Lyrik eingeführt, man wird morgen das Naseschnauben zum Orchesterinstrument erheben. Aber übermorgen — wird man innehalten und in die Reaktion gehen.

Und hier ist es wohl an der Zeit, sich zu erinnern, daß unsere Kunst in dem Was und in dem Wie ihrer Gestaltung zutiefst zwar mit der Revolution liiert ist, jedoch noch weit wesentlicher mit dem Revolutionären. Der Konflikt aber zwischen der Revolution und dem Revolutionären ist

so unabwendbar wie der zwischen Faktum und Antrieb. Wie es die Tragik der Sehnsucht ist, in der Erfüllung zugrunde zu gehen oder ihr Ziel zu verraten, so ist die revolutionäre Bestrebung von Anfang an determiniert, in ihrer Fruchtbarwerdung zu erlöschen, — oder anzubeten, was sie bislang bekämpft hat. Die verwirklichte Utopie wird zur Topie, die durchgeführte Revolution zeugt neuen Bestand. Da kann nun zweierlei geschehen: das Revolutionäre kann sich zufrieden geben und abtreten, oder es kann den eigenen Spieß umdrehen; und es wird so lange das letztere tun, wie noch vitale Bewegung in den Menschen ist. In der Kunst gestaltet sich das Revolutionäre. Geht die Kunst in der Tatsächlichkeit der Revolution auf, das heißt politisiert sie sich derart, daß sie ans faktische Verwirklichungsziel geheftet bleibt, sobald dieses aus der utopischen Phase herauszutreten beginnt, so stirbt die Kunst. Man hat gemeint, in einer vollkommenen Welt werde es keine Kunst geben. Das ist richtig und drückt nur den tiefen Zusammenhang zwischen Kunst und Unzufriedenheit, den revolutionären Charakter nicht nur heutiger, sondern aller und jeder Kunst aus. Aber eine Welt, in der es keine Kunst gibt, wird nicht für vollkommen gelten, und die, in denen die sehnsüchtige Bewegung fortrauscht, werden diese Welt revoltieren. Denn Kunst ist nur der Ausschlag, das Symptom jener inneren Bewegtheit, ist gestaltete Sehnsucht, ist das Wappenzeichen der ewigen Revolution, die jede zweckhafte und erfüllbare überdauert. Immer malt sie aus, was nicht da ist, gibt sie dem Ahnen, dem Hoffen Sinnlichkeit; in ihr wird der Traum Erscheinung; sie ist die Verkündigung dessen, was das allgemeine Herz verlangt, erbangt. Darin ist die Kunst ihrem überepochalen Wesen nach revolutionär, daß sie das Nichtsichbegnügen mit dem Gegebenen ist, das große Fenster in der Mauer der Zuständlichkeit. Die politische Revolution macht das, was nicht war, zu einem, was ist; sie schleift die alten Mauern, um neue zu errichten: sie will die Möglichkeit als Pfand einer anderen Wirklichkeit. Die Kunst aber, der unausgesetzte Trieb, die Welt schöner zu zaubern, als sie ist, will die Möglichkeit um ihrer selbst willen. Sie ist unerfüllbar und unendlich. Sie ist ewig Rebellion, was an Wiederverschönerung anklingt.

Veränderung des Bestehenden, Opposition gegen die Gegebenheit: das ist der Sinn des Revolutionären. Um ihm treu zu bleiben, wird also die Kunst den Spieß umdrehen, wird (wie es in der politischen Terminologie heißt) reaktionär werden. Da muß man sich vor Augen halten, daß die Geschichte nichts anderes ist, als eine kontinuierliche Folge von Revolutionen von nach rhythmischem Modus wechselnder Angriffsrichtung. Die sogenannte Reaktion ist ganz ebenso revolutionär wie die Erhebung, in der wir augenblicklich stehen. Vielleicht sind die uns als revolutionär besonders erregt erscheinenden Zeiten gerade Stadien der Dämpfung einer perpetuier-

lichen Umwälzung, von der wir infolge der Gewöhnung ebensowenig spüren, wie von der Umwälzung des Erdballs um seine Achse. Die Kunst ist dem populären Sprachgebrauch nach dasjenige, was „über den Alltag hinaushebt", was „die Wirklichkeit verklärt" und „in eine schönere Welt blicken läßt". Also ein Vorgang, der den möglichen Gegensatz zur bestehenden Wirklichkeit betont, also revolutionär. Änderung der Welt, jene heutzutage der Kunst in so fanatisch unphilosophischer Weise aufgenötigte Programmatik, ist wesensnotwendig ihr Programm immerdar. Ist auch die Leitidee der als quietistisch verrufenen, das heißt der Tagesrevolutionspolitik nicht achtenden Kunst. Man mache sein Denken frei von Schematismus! Selbst die kraß-naturalistische Kunst gibt nicht indolent den Abklatsch des Bestehenden, sondern die Gestaltung des feenhaften Traumes, daß selbst die Wirklichkeit — möglich sein könne. Manets als besonders verrucht gescholtenes Kohlkopfstilleben ist das aufregend kühne Wagnis, in der banalsten Empirie das Wunder aufzuspüren. Der beschreibende Realismus ändert die Welt, von der wir wissen, sie ist unsere Vorstellung, indem er gestaltend die tolle Behauptung zu beweisen unternimmt, es gäbe diese Welt als eine Realität.

Kurzum: auch die reaktionäre Kunst ist und bleibt revolutionär. Sie ist es: als Kunst, ganz abgesehen, von ihrem Verhältnis etwa zum Sozialismus. Jede Politik ist irrevolutionär, denn sie bezweckt eine Zuständlichkeit. Der Geist, und mit ihm die Kunst, stellen sich stets auf die Richtung der Freiheit ein; das und nur das gesellte sie der Arbeiterbewegung. Die Kunst wird um so eher reaktionär werden, als die sozialistische Hoffnung im weitesten Sinne, also alles das, was die Flut der letzten Kunst-Äußerungen trug, erfüllt wird. Man kann schon heute eine neu erstarkte Gesetzlichkeit, Melodie, Ruhe, Substanzialität und Statik wahrnehmen; und nicht nur in Plastik und Architektur, die ihrer Natur nach überhaupt recht konservativ sind. Der Reim, die Bindung, der Aufbau klopfen an. Wir stehen vor einer neuen Klassik, vor neuer Verkündigung. Wie stark sie aufkeimt, das hängt von den Hemmungen ab. Es wird nicht leicht sein, sich aus der politischen Festlegung zu lösen, zumal wenn unsere Revolution nicht recht zu ihrem Ziel gelangt. Nicht lange mehr, dann ist das Barock des Expressionismus innerlich erschöpft, dann ist Raum da für die Schöpfungen der neuen Gesinnung. Dasselbe Ungestüm, das das künstlerische Leben der Gegenwart unleugbar sehr reich gemacht hat, wird mit revolutionärer Leidenschaft die Ordnung gestalten, die Schlichtheit rühmen, das stetige Fließen, das Dasein, die edle Einfalt glorifizieren. Aber es kommt darauf an, ob sich die Kunst im rechten Augenblick von der Sache der Revolution wird freimachen können, um desto treuer ihrer I d e e anzuhängen. Nur dann wird man von ihr nicht

sagen müssen, was Rodin von der Kunst der großen französischen Revolution gesagt hat: „Mit der Revolution wurde die Kunst ein Krämer, und an diesem Wechsel ist sie gestorben."

Kannibalisches

von Linke Poot

Ein Bergmann hat neulich irgendwo ein junges Kind geschlachtet, die Muskulatur als Hammelfleisch verkauft, ein Teil davon ist auch nach Berlin gekommen, zum Entsetzen aller Hammel essenden Leser. Ein ähnlicher Vorfall ist im Altertum bekannt geworden und hat hier zu den tollsten Tragödien Anlaß gegeben. Nun kommt viel Hammelfleisch nach Berlin, das keins ist. Die Fleischnot hat eine gewisse Großartigkeit und Weitherzigkeit in zoologischen Dingen im Gefolge gehabt, das Urteil trübt sich, der Hunger wird gestillt.

Worüber schaudert nun aber der Gesättigte wie der Hungrige bei dem Renkontre des Bergmanns mit dem Kind, — ich glaube, es war ein Bergmann, will aber mehr oberirdische Berufsklassen damit nicht für zweifelsfrei erklären. Was beleidigt uns bei diesem Kniff, ein menschliches Wesen in eine andere Tierklasse unterzubringen? Degoutiert das Abmurksen oder der Hammelbraten? Das Abmurksen ist gewöhnlich, der Braten ungewöhnlich. Schließlich bemerkt der Vegetarier: Leiche ist Leiche. Was dem Ochsen recht ist, ist dem Menschen billig, wir sind alles Wirbeltiere, zwischen dem Kannibalen und dem Durchschnittseuropäer ist kein erkenntlicher Unterschied. Vom kulinarischen Standpunkt wird man sich schwer äußern; vieles spricht dafür, daß Hammelbraten auch auf menschlicher Grundlage sehr zart ist und den Vergleich mit jedem Fleisch des groben Stallgetiers aushält. Übrigens gebietet uns schon das Ethos und der Menschenstolz eine abweichende Ansicht abzulehnen.

Ich weiß dann nicht, ob die unrecht haben, die sagen, das Ganze mit dem menschlichen Hammelbraten sei Hysterie und Voreingenommenheit: man solle doch nicht so tun. Es stecke, meinen diese Skeptiker, dahinter nichts als eine Mißachtung gerade gegen seinen lieben Nächsten, den man nicht für aufessenswert hält und vor dem man sich ekelt. Offenbar liegt aber in der Tat nichts weiter vor, als eine Vereinbarung zwischen den Tierklassen sich nur gegenseitig nach bestimmten Regeln zu fressen; innerhalb der Klasse trollt man nebeneinander und treibt Pazifismus mit Hindernissen. Menschen werden nur von den und den Tieren professionell

gefressen. Man ißt sich auf Umwegen. Das ist die irdische Speiseordnung. Es ist Satzung, Etikette.

Der Kannibalismus hat so schon so schlimme Folgen gehabt wie die antiken Tragödien, daß man eine Weisheit in dieser Vorschrift erblicken muß.

Ein rasendes und außerordentliches Stück ist von Kleist die „Penthesilea". Sie hat ihm bei Goethe das Genick gebrochen, aber sie ist gräßlich schön geblieben. Es ist charakteristisch, daß das Stück, das lange Zeit nur ein Leckerbissen von Literaten war, von einer Volksbühne bei hervorragender Regie unter großer Ergriffenheit, mächtiger Spannung und Teilnahme gegeben werden kann. Die erregte Zeit fordert starke Akzente, der starke Akzent schallt an aufgerissene widerklingende Seelen. In diesem Stück wirft sich die Heldin in einem Verwirrtheits- und Dämmerzustand über den Liebsten, — in einem Mißverständnis, das so sehr Mißverständnis ist, daß sie selbst von einer Silbenverwechselung, Küssen und Bissen, von einem reimerischen Irrtum spricht, — und küßt ihn mit den Zähnen und Händen in Stücke, um nachher bluttriefend zur Besinnung zu kommen.

Ich bin kein Freund des Theaters, besonders nicht der Tragödie. Ungern lasse ich mir das bißchen Vernunft, das mir Gott oder ein Funktionär von ihm gegeben hat, rauben. Da wird oben dargestellt, wie einer oder eine irgend etwas nicht kann, und das soll ich bewundern oder tragisch finden, wenn sie es nämlich trotzdem durchaus wollen. Als wenn ich bei meiner, sagen wir, Knickebeinigkeit zwei Meter hoch springen wollte oder als wenn jener hochberühmte Mann in einer gewissen Situation einen gewissen Iste — er nennt ihn so — nicht gefügig findet und sich doch anstrengt; auch Casanova ist es ähnlich gegangen. Komisch, traurig, dumm, peinlich. Es ist schon längst gesagt, daß so dumm wie die Helden der Tragödie selten ein Mensch ist, und vielleicht rechtfertigt allein diese Seltenheit ihre Darstellung auf der Bühne.

Daß diese Penthesilea nun in einen Dämmerzustand verfällt, das kommt besonders aus Liebesgram zweifellos täglich vor. Daß sie dann einen Menschen angreift: ist auch häufig; in den meisten Fällen hat Geschirr und Scheiben dran zu glauben. Daß sie ihn halb verschlingt, ist zwar selten, aber Irre verschlingen noch ganz andere Sachen. Das Ganze ist: sie merkt nicht in ihrer Erregung, daß Achilles als Liebender kommt; das ist der Kernpunkt, darauf baut sich alles auf, diese Voreiligkeit: ich muß mich damit abfinden, ich bin verpflichtet, es zu bewundern. Aber dies ist nur ein Mittel zum Zweck; worauf es ankommt, Kleist wie uns: es muß einer gefressen werden, bildlich und was hier so sensationell ist, auch unbildlich. Das ist in allen Tragödien so, und hier läßt es sich mit Händen greifen. Ein Schlachtopfer muß uns fallen, das Schlachtopfer, das wir

brauchen. Tragödie hat seinen Namen vom Böcklein, das einstmals geopfert wurde; das Böcklein ist verschwunden, wir halten uns an Menschen! Denn wir sind Kannibalen und brechen täglich die irdische Speiseordnung; wir füttern uns im Theater satt. Ein Vegetarier sieht sich keine Tragödie an; ein wirklicher Vollvegetarier. Wir verklären es schlau, reden von Kunst, halten uns Professoren, die dicke Bücher darüber schreiben müssen, was tragisch sei. Aber wir lassen gern unser Gehirn umdüstern, wir nehmen leichtgläubig den grenzenlosen Unsinn, die hanebüchene Borniertheit der Heroen hin, wenn es nur geschieht, wie es im Homer beim Gastmahl der Freier heißt: „Und siehe, ein großes Gelächter erregte Pallas Athene im Saal und verwirrte der Freier Gedanken; und schon lachten sie alle mit gräßlich verzuckten Gesichtern. Blutbesudeltes Fleisch verschlangen sie jetzo, die Augen waren mit Tränen erfüllt und Jammer umschwebte die Seele."

Wir schmausen Othello und Desdemona, König Lear und seine süße Tochter. Je strahlender ein Achill ist, um so lieber nehmen wir ihn, denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.

Und darum muß es im Theater ein Held sein, während in der Zeitung schon ein Portierkind genügt: es muß uns entwickelt werden, wir müssen es mit allen Details aufgetischt bekommen, wir müssen anbeißen im doppelten Sinne. Das heißt und ist die Bedeutung des Wortes: der Held muß uns menschlich näher gebracht werden. Dazu die Routine der Köche und Kellner, will sagen Schauspieler und Schauspielerinnen, Regisseure, dazu Echtheit, Überzeugungskraft, sinnliches und übersinnliches Brimborium.

Dann flötet und zwitschert dieses Vernichtungsgefühl am Schluß, am süßen gefährlichen Schluß in uns auf, das wir mehr als alles lieben, den fachmännisch eingedrückten Stachel.

Vom Affen her haben wir das Mitleidsgefühl; wir ahmen auch gefühlsmäßig das meiste um uns nach. Wir haben diese Mitleidsempfindung, den Affentrieb, auf den wir so stolz sind, daß wir ganze Philosophien darauf aufbauen. Wir benutzen den Affentrieb schlau, wir können aus allem unseren Honig ziehen: geschnappt und geschluckt wird der Held, aber das – genügt uns nicht. Da sind wir doch zu kultivierte Europäer. Das Schlingen überlassen wir den Tieren, wir suchen außerordentlichen Genuß. Die Mitleidsempfindung gibt uns die angenehme Möglichkeit, jeden Stich und Hieb gegen den Helden an – uns selbst zu fühlen. An uns selbst! So nah! Wie können wir nun fressen. Wie halten wir uns lüstern über den Rang, bieten uns zu opfern an, stecken uns auf den Spieß, kosten das Schlachtfest mit allen Fibern. Das Mitleid ist freilich nicht dazu da, aber das ist ja gerade das Schöne, dies haben wir noch extra dazu: die Mitleidsempfindung zu mißbrauchen, uns zu vergewaltigen, die Moral zu vergewaltigen. Komplikation, Paprizierung eines menschen-

fresserischen Schlingaktes durch Unmoral, durch Lust an Unmoral. Ein Trotzdem-Kannibalismus, Kannibalismus mit Hindernissen: Urboden der Tragik.

Wenn wir uns triefend erheben, so sagt nur der Naive, wir seien gereinigt. Wir sind gesättigt, für diesmal.

Der Mensch hat sich diese tragischen Spiele aus seiner wüstesten Periode zurückbehalten. Man erkennt ihn gut an diesen Spielen. Was wird man von ihm erwarten? Welche Gesinnung gegeneinander?

Ich war während jener Märztage in Lichtenberg eingeschlossen.

Schon am Montag, an dem der Generalstreik beschlossen wurde, lag spät abends ein zerbrochener Säbel auf dem Alexanderplatz. Unruhige finstere Menschenmassen standen überall herum. Autos wurden angehalten, die Leute schrien: „Wenn wir laufen, könnt ihr auch laufen." Einem Auto, das in der Königstraße nicht hielt, liefen sie nach, ratsch war die Scheibe entzwei, der Chauffeur kapitulierte. Schon am nächsten Tage begann ein entferntes Bummern, das, wie man sagte, vom Alexanderplatz kam, ohne daß ersichtlich wurde, wer da kämpfte; wir bekamen nur noch einmal Zeitung bis zum folgenden Mittwoch. Von Tag zu Tag wurde dann der Menschenandrang auf der Frankfurter Allee, diesem großen östlichen Boulevard, stärker. Am Mittwoch suchte ich mich zum Alexanderplatz durchzuschlagen, von Lichtenberg herkommend, aber hinter der Warschauer Straße wurde das Gedränge erheblich. In den Gruppen schrie man, debattierte, fast einheitliche Stimmung gegen die Regierung; es war das gewöhnliche mittlere und Arbeiterpublikum dieser Gegend. Aus einer Möbelfabrik wurden Arbeiter, die noch nicht streikten, von einer Schar herausgeholt; es war gegen vier Uhr nachmittags. An der Königsberger Straße schrie ein Mann, sie hätten einen von den Regierungssoldaten an der Brücke erwischt und übel hergerichtet: der Jubel.

Diese Erregung unter den Leuten. Plötzlich strömt alles auf einen Fleck, flieht dann auseinander: ein Flieger über uns. Sie schreien: „In die Häuser, er wirft Bomben." Man läuft mit, obwohl man es für unmöglich hält. Ich kehre langsam nach Osten um und — siehe da — an den Häusern entlang fünf Zivilisten mit Gewehren auf dem Buckel, ernste entschlossene Gesichter, eine Masse Menschen, meist schweigend um sie und hinter ihnen, sie gehen suchend von Haus zu Haus, gehen auf die andere Seite. Zwei Männer in halber Soldatentracht mit Gewehren schließen sich an, sie gehen in ein Haus, einer bleibt draußen, es heißt, sie suchen nach Waffen. Sie kommen heraus und biegen in die Warschauer Straße ein.

Die wildesten Geschichten werden aus der Stadt erzählt von Leuten, die es gesehen haben wollen: es sei ein Kampf zwischen Marine und Regierungstruppen; der Kampf schwanke, die Marine hätte die Ober-

hand; 200 Regierungssoldaten seien im Polizeipräsidium eingeschlossen und werden vom Alexanderplatz und der Waisenbrücke aus bombardiert; die Aufständischen hätten begonnen Schützengräben im Tiergarten aufzuwerfen, man wolle die Regierungstruppen hier festhalten und aushungern; die Spandauer kämen auch bald.

Und dann Donnerstag nachmittag, Spätnachmittag, in der Absicht auf die Frankfurter Allee einzubiegen, sehe ich etwas, das schlagartig wirkt: quer über die Straße geworfen und seitlich liegend die Räder mir zuwendend große Wagen, den Damm versperrend. Unter der Bahnüberführung ist der Weg nach der Stadt versperrt. An den Wagen gehen zwei, drei Mann mit abgerissenen Soldatenanzügen entlang, Gewehre umgehängt. Und da jagen auch Wagen hinter Wagen vom Güterbahnhof nach der Allee herunter, in die Gürtelstraße hinein; es heißt, sie werden zur straßenweisen Sperrung der ganzen Allee geholt. Staunend steht man da mit vielen anderen und sieht zu, wie sich die Männer an den Wagen zu tun machen. Jungens springen interessiert hinzu und helfen, daß Ganze so solid ruhig, handwerksmäßig. Ein kleines Maschinengewehr ist da, ein Mann stößt ein Loch in den Boden des Wagens, drückt das Maschinengewehrrohr durch. Rechts und links Fragen leise, was das soll; die dünnen Bretterchen, eine Granate bläst sie um. Am Abend ist auch die Gürtelstraße abgesperrt, wir sind eingesperrt. Sonderbar nur, man sah kaum Verteidiger. Wohin man ging, standen zwei, drei Mann, fünf war die höchste Zahl, die beisammen stand, es hieß, sie hielten sich in Kneipen und Häusern auf, aber es wurde doch nie bis zum letzten Tag etwas davon sichtbar. Und die sich an den Barrikaden entlang durchschlugen, berichteten dasselbe: mehr sind es nicht. Die Straßen werden von da ab kaum noch von Wagen befahren, einmal täglich der Milchwagen von Bolle, sehr, sehr mutig, inmitten der wirklichen Schießerei, geehrt von Freund und Feind: er war ein rührendes Bild aus einer anderen Welt.

Gleichmäßiger Anblick der Straßen an den nächsten Tagen: kleine Menschenhäuflein vor den Häusern, an den Straßenecken, heftiges Gewehrknattern, Maschinengewehr – auf wen sie bloß schießen? –, häufiges Rufen: die Straße frei, Jalousien an vielen Häusern herabgelassen. In den Zimmern kein Gas, kein elektrisch Licht, kein Wasser. Zum Wasserholen rücken morgens Männer, Frauen und Kinder mit Kannen, Eimern auf die Straßen, rennen zum Brunnen, wenn das Maschinengewehr tackt, rennt alles gegen die Häuser. Um acht Uhr abends sogenanntes Schlafengehen. Bisweilen nachts schweres Geschütz.

Ein eigentümliches Bild vom Sonnabend ab: Arbeitersamariter und weibliche Sanitäter. Es sind gewöhnliche Wagen mit Seitenbrettern,

Kastenwagen, quer oben aufgelegt Bretter und Bahren, vorn sitzt neben dem Kutscher ein Samariter mit der roten Kreuzbinde, dahinter, oft dicht beisammen, das andere Personal, jeder eine große weiße Fahne schwenkend, unaufhörlich schwingend und winkend. Es ist ein höchst merkwürdiger Anblick, mittelalterlich sanft. Auch wo einzelne gehen, schwingen sie die weiße Fahne; die Armbinde wird offenbar auf größere Entfernung nicht erkannt. In der Nähe des Rathauses werden bis fünf Maschinengewehre postiert, öfter steht eins ganz ohne Bedeckung auf der Straße, der Standort wechselt, sie probieren. Bisweilen fahren Wagen mit unkenntlichem Inhalt, auch überdeckt, die Straßen herauf, auch Handkarren werden gezogen. Patrouillen zu zwei, drei gehen, Zivilisten und Halbsoldaten, ab und zu eine Matrosenuniform, Bewaffnung sehr schwach, sie übergeben einander die Gewehre. Man kann sich bald schwer gegen die Allee zu auf die Straße wagen, es knattert an zu vielen Stellen; geht man näher, stehen die sogenannten Barrikaden noch da; es heißt, irgendwo gebe es hier einen Minenwerfer, die Menschenhaufen sind kleiner geworden. Es müßte eigentlich eine Kleinigkeit sein, diese paar Aufständischen zu bewältigen, aber man sieht und hört nichts von den Regierungstruppen.

Die Mehltage. Vom Güterbahnhof über den Stadtpark steigen die drolligen Figuren der weiß bemehlten Männlein, Weiblein und Kinder. Sie schleppen Pakete und Säcke; wo sie gehen und stehen, lassen sie einen weißen Fleck. Ein Karren kommt die Straße herauf, lädt vor einem Haus nicht weit von der Allee ab, da wird ein Laden aufgemacht, Eier und Mehl verkauft; ein Ei fünfzig Pfennig, Mehl angeblich eine Mark das Pfund. Die armen Menschen laufen in Scharen. Es sollen Sachen sein, die man Plünderern abgenommen hat. Die Maschinengewehre am Rathaus bekommen plötzlich eine andere Richtung, gegen den Stadtpark, gegen den Bahnhof, von wo die drolligen Mehlmänner laufen. Die wenigen Aufständischen, die man zu sehen bekommt, machen Jagd auf sie; wer ein Paket trägt, wird vor die Rathaustreppe geführt, wo ein kleiner Haufen Menschen und wenige Soldaten stehen. Jedes Paket wird revidiert; wer sich nicht ausweisen kann und verdächtig ist, dem wird seine Sache abgenommen. Es häuft sich auf der kleinen Rathaustreppe eine leidliche Menge von Säcken und Paketen. Plötzlich formiert sich alles, stellt sich in Reih und Glied wie vor den Lebensmittelgeschäften, es wird verteilt, umsonst, aus den Häusern läuft man vor das Rathaus, alles trägt Täschchen, Körbchen. Die Plünderer geben oft ihre Sachen nicht gutwillig her, sie heulen und drohen; eine Frau schimpft, wie lange sie kein Mehl gesehen hätte und das nähme man ihr ab, kein Erbarmen; sie erfährt, daß sie froh sein kann, wenn man sie ungeschoren laufen läßt.

Von Sonntag morgens zehn Uhr ab schwere nahe Schüsse und dann

Tag und Nacht weiter in großen Pausen, die meisten sollen in die Allee gefallen sein, wo viele Zivilisten umgekommen wären, besonders Kinder beim Wasserholen und Frauen.

Und wen sollen sie denn treffen?

In Nachbarhäusern geht man in die Keller. Es sieht aus, als ob die Sache jetzt eine Wendung nimmt. Man sieht ja kaum Verteidiger. Worauf wartet man eigentlich? Da steht einer und puselt an seinem Maschinengewehr, flucht auf einen anderen, weil der nicht versteht, mit dem Ding umzugehen; der Mann arbeitet über eine Stunde, nachher knattert das Ding ganz lustig. Am Montagabend – man unterscheidet kaum noch Wochentage – knattert es überall noch so friedlich mit den Gewehrchen. Am Dienstag früh stehen die Maschinengewehre noch da, aber eigentümlich viel Menschen, auch Kinder sind auf der Straße, sie stehen vor den Haustüren. Und siehe: da kommt geführt von zwei Jungen einer unter einem Stahlhelm von der Normannenstraße herüber, noch ein anderer, sie gehen an die Maschinengewehre, tragen sie nacheinander weg, genau so zu zweien hintereinander, wie die Aufständischen sie hergebracht haben, sie haben alle dieselbe Technik. Auf der sonnenhellen Straße zunehmend stärkere zivilistische Belebtheit: die Regierungssoldaten seien da, die Aufständischen seien weggelaufen, heut nacht hätten sie sich noch auf dem Güterbahnhof gezankt, aus den Maschinengewehren hätten sie die Schlüssel herausgenommen. Trapp, trapp, über die Frankfurter Allee im hellen Licht marschieren dicke Kolonnen, Kanonen, Feldküchen, Bagage, – also die Barrikaden sind schon nicht mehr. Von allen Seiten ziehen sie an, eine mächtige Kanone, kriegsmäßig bestrichen, wird vor dem Rathaus postiert, man gräbt für sie ein Loch in die Erde nach Ausheben einiger Steine, stellt das langrohrige Geschöpf, das noch sprachlos ist, da auf. Man sollte es nicht glauben, wieviel es Soldaten jetzt auf einmal gibt. Und momentan auch stehen lauter Menschen auf der Straße, die man während der vergangenen Tage nicht unten gesehen hat: gutsituierte Herren und Damen, sie lüften sich offenbar, sie haben meist etwas in den Händen, Zigaretten für die Soldaten; aus mehreren Lokalen und Häusern bringt man Blumen. Aber ich sehe auch hier und da ganz rasch ein Weiblein und Kindlein schlüpfen: unsere artigen Mehlgeschöpfe; rasch geht's nach hinten die Häuser entlang; woher die nur alle das Zeug haben. Die Maschinengewehre, die man jetzt sieht und hört, sind erheblich größer, es sind ungewöhnlich mächtige Biester, sie poltern kanonenhaft, – ich weiß auch jetzt nicht gegen wen, im Krieg wird viel geschossen und wenig getroffen, und da tackt, tackt es sogar in der Luft, es ist doch ein Fortschritt, dicht über den Häusern kreisen Flugzeuge und schießen anscheinend die Dächer ab; mir leuchtet dies nicht recht ein: so ein Flugzeug fährt

ziemlich rasch, wen gedenkt der Mann bei der Prozedur zu treffen, höchstens wieder mal – uns. Aber immerhin sieht es nach etwas aus, man muß auch für das Militärische der Situation Verständnis haben. Während der Vormittagsstunden schwirren dann von der Schule her zahlreiche Patrouillen aus. Und nun sagt man: aha, sie gehen in die Häuser. Da stehen auch Jünglinge und flüstern mit Soldaten und führen sie, da zeigen vom Balkon herunter ältere Leute einigen Soldaten Wege. Und bald sieht man Zivilisten zwischen Soldaten gehen: wer weiß, ob es die sind, die vorher auf der Straße gelegen haben, sie werden nach der Schule geführt, nach der Allee zu. Es ist gegen Nachmittag, daß ich die Straße herunter gehe und höre, man erschießt die Leute drüben auf dem Kirchhof oder im Schulhof, es sei Standrecht. Ich glaube es nicht, man hat auch von bombenwerfenden Fliegern gesprochen, und ich habe selbst gesehen, wie die Aufständischen einen Gefangenen schimpften und zerrten, aber zwei Minuten später sagte eine Frau, die nicht mehr gesehen haben konnte als ich, der Mann sei totgeschossen worden, und das lief durch alle Häuser. Das mit dem Standrecht ist natürlich Schwindel.

Aber – es ist sonderbar. Die Leute stehen in solchen Haufen vor dem Kirchhof und gegenüber dem Kirchhof. An den Häusern kleben rote Plakate, merkwürdiger Inhalt: man solle Waffen abgeben, dahin und dahin, das ist ja begreiflich, das hat man schon längst sollen, aber dann: wer nicht bis zu der und der Stunde im Schwarzen Adler abgeliefert hat, wird bestraft, Nichtablieferung, so heißt es, wird standrechtlich geahndet. „Geahndet" paßt gut zu standrechtlich, es klingt mittelalterlich, von einer neuen Regierung kann das Wort nicht verwandt worden sein. Der nächste Tag gibt jede Deutlichkeit, gewisse Dinge glaubt man nicht, ehe man sie sieht. Ich hatte am Ende des Krieges mich einmal mit einem französisch orientierten Rechtsanwalt herumgestritten, nach Wilsons Waffenstillstandstelegramm; der Vorwurf der Plünderung usw. schien mir für einen Kenner des deutschen Soldaten und des Heeres absurd. Der Rechtsanwalt lächelte; er sei nicht harmlos genug, um meine Auffassung zu teilen; ein Schuft, dachte ich, dieser Kunde. Vor dem Kirchhof stehen Posten, man legt davor einen Zaun aus Stacheldraht an. Man erzählt, vor der Schule liegen drei Erschossene. Ich gehe herüber, gelange zwischen den drängenden Soldaten und Zivilisten durch, komme an einem Maschinengewehr vorbei: vor dem Tor, nahe der Kirchhofsmauer auf einem nicht bewachsenen Fleck Erde liegen drei stille Menschen, die Mützen vor dem Gesicht. Neben Frauen, die sich die Taschentücher vor das Gesicht halten, komme ich auf den Schulhof: etwa sechs Flammenwerfer stehen an der Wand, lebhaftes Kasernentreiben, Wagen, von denen abgeladen wird; ein Hauptmann geht vorbei, die Stahlhaube

tief in der Stirne, Monokel, kalter Blick. An der Mauer, dicht am Eingang, stehen drei blasse Menschen, gewöhnliche zerdrückte Kleidung, sie sehen übernächtig und elend aus; der jüngere gähnt herausfordernd, die beiden anderen blicken kläglich zu Boden. Sie sind, höre ich, noch nicht abgeurteilt, später: sie sind alle drei freigekommen.

Wie ich zur Allee gehen will, kommt ein Zug die Straße herauf, kräftiger Soldatenschritt, zwanzig Mann, Gewehr geschultert, Stahltopf aufgestülpt. Was wollen sie, wir haben doch hier schon genug Soldaten. Sie führt ein baumlanger Mensch, blasses mutiges ernstes Gesicht, sonderbar, daß alle Stahlhelme tragen und er eine Mütze; es scheint auch bei den Freiwilligen mit der Bekleidung schlecht zu stehen, denn alle gehen proper, er aber schleppt einen schäbigen schwarzen Soldatenmantel. Und wie ich ahnungslos vorbei will, laufen hinter mir die Menschen zusammen, es heißt Straße frei, alles rennt auf die andere Seite und wie ich mich umdrehe, steigt der baumlange Zugführer gerade die Stufen zum Kirchhof herauf, rechts und links tuscheln sie: da wird wieder einer erschossen. Und schon, während man die Augen zukneift, knallt eine Salve.

Soso, Soso. Das war einmal. Das liegt also jetzt lang im schwarzen Soldatenmantel da. Das war einmal ein Mensch und ist jetzt ein Gegenstand. Die Vorstellung ist verdammt schwer. Man ist unleugbar erschreckt. Man hat viele Menschen sterben sehen, aber — das ist doch etwas Besonderes. Es liegt an dem Planmäßigen, man könnte fast verwirrt bei der Vorstellung werden. Er ist nicht der einzige, zwischen den Stangen des Friedhofsgitters zeigen sich die Leute einander etwas und zählen drei, vier, fünf.

Man hört einige schwere Bumse. Das Gefecht, heißt es, zieht sich nach Boxhagen herüber.

Nicht davon rede ich, daß die ganze Taktik meinen Verstand übersteigt. Es muß besondere militärische Vorbildung dazu gehören, um zu begreifen, daß einige hundert schlecht bewaffnete, kaum bewaffnete, zusammengelaufene, weit verteilte Mann von Tausenden, Abertausenden, schwerst armierten, mit Kanonen, Tanks, Panzerwagen versehenen Truppen tagelang — nicht angegriffen werden. Die deutsche Armee ist nicht zusammengebrochen, lebendig wenigstens in dem Grundsatz: immer langsam voran. Auch begreife ich zur Not die Verwendung der schweren Artillerie, der Panzerwagen: man wollte zeigen, daß man sie hatte und die Aufständischen nicht; um abschreckend auf die Aufständischen zu wirken und warnend, schlug man sehr von weitem hundert, vielleicht viele hundert — nämlich Bürger, tot. Die Flugzeuge haben sonst zur Aufgabe festzustellen, wieviel Feinde in einem Ort sind; aber vielleicht genügt es vom militärischen Standpunkte schon, uns aufzuklären, daß sie da sind; und wir haben uns ja sehr darüber gefreut.

Aber was ich genau begreife, ist das Standrecht. Diese nach der Schlacht betriebene Arbeit. Spiegelberg, dich kenne ich. Das ist er doch wieder, dem ich schon oft begegnet bin: tabula rasa, piff paff, Sieg, Deutschland in der Welt voran. Der Kapitän Fryatt mit der unanständigen Eile der Prozedur des Aburteilens sprich Abmurksens. Da sitzen irgendwo ein paar Herren am Tisch hinter einem Telephon, die knirschen mit den Zähnen und sagen: warte, warte, Jungeken, dir werden wir schon kriegen, immer mit die Ruhe, ein paar Granaten rangewichst, damit sie merken, was ne Harke ist, und dann die Brüder bei den Schlafittchen gefaßt. Bei den Schlafittchen hä, daß sie nicht noch mal auf den Zauber verfallen.

Über den Tod der Menschen und über das Töten haben viele Köpfe vorgedacht und es ist nur nötig, nachzudenken. Sogar in den Massen schwimmen schon Erinnerungen an diese Gedanken, die Bewegung gegen die Todesstrafe ist vorhanden. Mir behagt die höchst unreine Lust am Tragödientöten von Menschen gar nicht, ich gestand schon meinen Widerwillen davor. Hier ein noch besonderer Widerwillen. Nach den Berichten haben auch die Aufständischen getötet. Aber was ich sah an Tötung, war gesetzlich planmäßig von den Behörden angeordnet, sozusagen als Weisheit befohlen. Hier war keine Leidenschaft, Gier, Verblendung, Haß, Rache, hier stehen einem Richter alle Reservoire der Überlegenheit und des Überlegens zur Verfügung. Der Haß, die Leidenschaft erklärt diese aufständischen Totschläge. Nicht einmal dies kann die Stelle, die das angeordnet hat, für sich beanspruchen.

Als auf der Teufelsinsel der Hauptmann Dreyfuß saß, ein einzelner Mann, der noch lebte, dem ein fragwürdiger Prozeß gemacht war, empörten sich Scharen über Scharen in Frankreich. Wie Zola und Voltaire über Rechtsbruch dachten, weiß man. Man weiß auch jetzt, wie man in Deutschland, der kaiserlichen Republik, darüber denkt. Das Volk der Dichter und Denker hat keine Zeit dafür, hat sich mit seiner Makulatur zu befassen und die sogenannten Präliminarien vorzubereiten. Die Dichter dichten, die Denker denken, das tun sie schon seit der Eiszeit und werden sie bis zur nächsten Eiszeit tun. Die Leute, um die es sich handelt, sind ja nicht lebendig, sondern tot, mausetot, und futsch ist futsch. Ja massenhaft hat man sie hingeführt und abgeknallt, und die es befohlen haben und decken, sind deutsche Behörden, gestern, heute und morgen deutsche Behörden, unsere Rechtsinstanz. Sie bebt noch heute nicht, diese Rechtsinstanz, unter dem sonst so kräftig tönenden Pathos unserer Geistigkeit, für die Goethe bis Tolstoi gelebt hat. Ach gelebt? Gebundene Bücher haben sie für die produziert, Material leerer Stunden. Wo seid ihr jetzt, ihr Gebildeten, ihr Geistigen, ihr Dicketuer? Ihr Großmäuler. Zum Kotzen seid ihr allesamt. Mit euren albernen, modernen

Theaterstücken, euren Gedichten, auf die ihr euch Gott weiß was einbildet, euren blödsinnigen neuen Ausdrucksformen. Ihr könnt nicht einmal das Älteste einfach ausdrücken: die Wut und den Schauder eines Mannes über eine solche Missetat. Ja, dazu langt es bei euch nicht, ihr psychischen Krüppel!

Man verstehe; ein Menschenfresser hält, was er tut, für richtig, weil er nichts anderes weiß; er schlingt meinen Onkel, wie ich Spinat esse. Die hier schlingende Stelle aber, mit aller Weisheit beladen, mit aller Moral, überwindet die Hemmung nicht etwa wie der Genießer des tragischen Spiels, nein, sie ignoriert sie. Sie sagt glatt nein zu allem, was uns etwas bedeutet. Denn, denn, denn sie weiß etwas anderes. Sie glaubt es zu wissen, mehr noch, sie glaubt es: dieser mein Staat muß seine Ordnung behalten, besser meine Ordnung. Der Staat muß erhalten werden, mein Staat, auch wenn blindestes Unrecht und Ungerechtigkeit sich dabei bis zur Decke erheben. Dieser Staat, der nur in ihrem engen Kopfe steckt.

Mich quälen nicht ein, zwei Tote, wir gehen alle dahin. Aber dies Unrecht ist unerträglich, es ist grenzenlos widerlich. Ich lasse mich nicht abspeisen mit Sätzelchen wie: Wo gehobelt wird, fallen Spähne. Das Gesetz des Staates darf nicht wiederhergestellt werden durch den kecken Bruch des natürlichen Anspruchs auf Recht.

Und was dahinter steckt, hinter der Staatstheorie: die urzeitliche Eiseskälte. Und was hinter dem Schweigen des halben, dreiviertel Volkes, seiner Geistigkeit steckt —

Das Volkslied bezeichnet als den schönsten Platz, den es für die nächsten Angehörigen hat, das Elterngrab mit der Rasenbank. Andere moderne Menschen haben eine begreifliche Vorliebe, den Eltern, besonders der Mutter, an den Häuserwänden auf Plakaten zu begegnen: es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie sich eine Mutter da benimmt. Sie hat sich gewöhnt, sie bewegt sich ganz heimisch. Sie hat schon eine gewisse Routine, sich an den Häuserwänden zu bewegen, man begegnete ihr schon im Krieg. Sie rief zur Zeichnung der Kriegsanleihen auf, seufzte, dem Zeichnungsfaulen drohend, um ihr kleines Kind. Um dasselbe Kind seufzt sie jetzt, wenn wir nicht sozialdemokratisch wählen. Sie bemerkte von ihrem windigen Postamente aus, wir müßten England rasch niederringen, U-Boote, U-Boote, England aushungern. Sie hat die Religion für die Zentrumspartei beschirmt. Neuerdings vergießt sie Tränen um 800 000 Gefangene, lamentiert über die Blockade, ruft gegen den Bolschewismus auf.

Sie ist ersichtlich vielseitig. Sie hat etwas Allversöhnendes. Sie leuchtet über Gerechte und Ungerechte.

Wohl dem, der eine Mutter hat. Denn zwei wären zuviel.

Wenn ein Fuchs alt geworden ist, läßt sich von ihm folgende Geschichte erzählen. Er stellt den Schwanz, den bekannten Fuchsschwanz, senkrecht in die Höhe, begibt sich in dieser Weise präsentierend zu den einzelnen Tieren und macht ihnen seine Propositionen. Er verzichtet auf Gemüse, faules Holz, Grünkohl, Spargel, Kohlrabi, Radieschen, ferner auf den Genuß von Löwen, Elefanten, Krokodilen, Fröschen und Ameisen und gelobt sich einzig dem Dienst jüngerer Hühner an. Er stellt senkrecht erhobenen Schwanzes an die versammelten Tierstände das Ansinnen, ihm angesichts besagter Opfer die jüngeren Hühner zu reservieren, beziehungsweise ihnen den Zutritt zu ihm zu erleichtern.

Die kaiserlich deutsche Republik kommt wieder zu Kräften. Zwar sind ihr die Zähne ausgeschlagen und das Kreuz ist lahm, aber es macht sich ganz nett für den Anfang. Man kann sich wieder an die Arbeit begeben. Man entwirft einen Völkerbundvertrag und heimlich versteckt man da einen Paragraphen: „Kein Land darf sich in die inneren Verhältnisse eines anderen mischen."

Das ist begreiflich. Deutschland braucht die Ungestörtheit zu seiner inneren Restitution. Es muß von neuem ungehindert seine nationale Eigenart entwickeln: den Knechtssinn und die Gefühlsarmut. Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter, laßt euch die Urteilsschwäche nicht rauben. Die Türken ließen sich ihre Armenierspäße, sprich Massakers, unter der Devise freier Selbstbestimmung, „jeder sein eigener Cäsar Borgia" auch nicht rauben. Wieviel weniger in Deutschland, wo der Satz suum cuique noch in vollem Glanze steht; zu „suum" gehörte auch Polen und Flandern. Allgemein empfehlen jetzt die Ärzte: Massaker zu Hause, man predigt von der Kanzel: „Wenn dich des Nachbarn Auge ärgert, reiß es aus." Man wird begreifen, daß Länder, die sich in dem unverdienten Notstand befinden, keine Armenier zu besitzen, auf einen verzweifelten Ausweg verfallen: sie halten sich an ihre Verbrecher, das heißt die anderen politischen Parteien. Es hat sich bei diesen notleidenden Völkern als zweckmäßig erwiesen, bestimmte Parteien für Pogromzwecke bereit zu stellen; unter Umständen kann es die Reihe herum gehen; Abwechselung erhöht die Gemütlichkeit. Zur Zeit stehen in Deutschland zur Verfügung Konservative, Juden, Spartakus, Bourgeois, sie sind auf Wunsch auch zu gegenseitigen Pogromen bereit und es lassen sich also die zahlreichsten Variationsmöglichkeiten finden, die für ein leidlich großes Volk den Bedarf auf absehbare Zeit decken. In Deutschland kann jeder auf seine Rechnung kommen: man nimmt es hier ernst mit der Demokratie.

Es gibt einen Entwurf zu einem anderen Völkerbundvertrag. Darin steht an einer Stelle, auch belanglos nebenbei: für unentwickelte Völker, so am Äquator oder dicht dabei, plane man Mandatare zu bestellen — —.

Anmerkungen

Jugendgeschichten

Als Wladimir Korolenko alt wurde, brach der Sturm los, dessen erste Wehen die Ohren des Knaben vernommen hatten. Die Saat ging auf, die unter Mühen und Entsagungen, menschlichstem Leid und unsäglichen Opfern ausgestreut war. Da überblickte der Alternde sein eigenes Leben und heftete seine milden hellen Augen noch einmal lange und innig an die scheinbar oft so friedsamen Tage seiner Jugend und suchte nach ersten rebellischen Regungen. Diese Geschichte einer Jugend war die mehr oder weniger ahnungsreiche Geschichte der Morgenröte des neuen russischen Geistes, die Weltenschicksal werden will.

Aus begrenzten bürgerlichen Verhältnissen wuchs Korolenko hinein in den Bund menschlicher Gemeinschaft und forschte nun als Greis mit der innigen Weichheit, der zarten Empfindsamkeit seines Herzens, der sanften, sehnsüchtigen Melancholie einer trauernden Seele nach den Widersprüchen und Ungerechtigkeiten jener Tage, in denen das Kind noch keine Klarheit über die Verhältnisse seiner Umwelt besaß, oft gar nicht, manchmal nur dunkel das Rätselhafte und Unzulängliche der irdischen Zustände empfand, die von ihren Urhebern gern dem ewigen Schicksal als Schuldenlast aufgebürdet werden. Zwischen den Zeilen fiebert die Sehnsucht des Greises nach der Unbeflecktheit des jugendlichen Herzens, das von der Reinheit der Idee erleuchtet und erwärmt wurde, als ihm seine Wege klar waren. Noch einmal erlebt der Alternde das freudige Gefühl des jungen Weltentdeckers, der fremde, ungekannte Dinge trauernd-froh in Besitz nimmt, sich einem Kolumbus ähnlich fühlt und elementar von der Uneigennützigkeit der Jugend hingerissen wird, die ihr schönstes Recht, ihre heiligste Pflicht ist. Aus dem angeborenen Gefühle seines Menschentums heraus lehnte sich der Junge instinktiv gegen den unnatürlichen Zwang der Zustände auf, wurde sich bewußt, daß er nicht allein das Recht habe zu denken, was ihm der Geist befehle, sondern auch die Pflicht habe seinen Gesetzen gemäß zu handeln und verantwortlich für alles Unrecht wäre, das in der Welt geschähe, wenn er nicht seine Stimme erhöbe, um Abhilfe zu schaffen. — Der Knabe, erst recht der Jüngling unterdrückte sein Fühlen und Denken nicht, das ihn auf andere Wege zwang und ihn vereinsamte; seine Widerstandskraft wurde durch den Widerspruch gestählt.

Korolenko kam aus behaglichen Bürgerkreisen und lebte äußerlich eine Jugend wie sie Millionen hinzubringen pflegen. Seine Familie stammte aus einem alten Kosakenhauptmannsgeschlecht, besaß den polnischen Adel und war nun zur russischen Beamtenfamilie umgewandelt, die es für Pflicht und Ehre hielt, die bestehenden Verhältnisse als selbstverständlich hinzunehmen und höchstens Mitleid mit den „Opfern des Gesetzes", aber niemals die eigene Schuld in der Stellung als Werkzeug des Gesetzes zu empfinden. Hier herrschte der Glaube an die Überlieferung, das „Geschriebene", mit ihm beruhigte man sich. Weil es immer so war, hatte es immer so zu bleiben — mochte es noch so grausam und widernatürlich sein.

Der Alte sieht jetzt vieles, was der Knabe nicht begriff und oft gar nicht begreifen konnte. Aus dem Meer der Vergangenheit steigen Episoden gleich Leuchttürmen

auf, aber erst jetzt wird ihm ihre Bedeutung klar, erst jetzt empfindet er die Größe des Erlebnisses — im lichten Augenblick der Betrachtung — nicht damals im gehemmten blutvollen Drange des Geschehens. Sein Leben gleitet vor den Augen des Geistes vorüber; er wägt seinen Gehalt, und nun fällt ihm auf, wie vieles damals nicht auffiel, wieviele Dinge in ihren Zusammenhängen unklar blieben, wieviele Schläge ausgeteilt wurden, die man nicht fühlte, deren Widersinn oft weder dem Geber noch dem Empfänger bewußt wurde. O wieviel Unrecht geschieht in dieser Welt, das niemand erkennt und das stumm hingenommen wird, um nie erkannt oder offenbar zu werden, wenn es zu spät ist. Korolenko sieht nun sich selbst und seine Grenzen, der romantische Glanz verschwindet, den eine zeitliche Entfernung immer hervorruft, und dennoch kommt er auch von der Stimmung nicht los, die über den Teichen von Rowno lag, wenn sie Schlittschuhe liefen, oder wenn sie im Frühling auf die Dörfer gingen. Aber immer wieder muß er sich mit Unterlassungssünden seiner Umgebung wachrufen, welche — ohne es zu wollen, ohne ihr Unverständnis zu erkennen — den jungen Menschen hinter die Mauern ihrer beschränkten Urteilskraft schleppte, die Korolenko erst allmählich gewahr, deren Überwindbarkeit im Glauben langsam erschüttert wurde, um sich endlich selber zu finden. Er muß bewegten Gemütes die Erregungen schildern, als er seinen Glauben verlor unter dem langsamen Zerstörungsfeuer des Zweifels auf die Wälle der Überlieferung; noch einmal suchen ihn längst vergessene, nun zerfetzte, komische, einst so grauenhafte Kinderängste vor überirdischen Geheimnissen heim. Düsterste Eindrücke der Jugend stehen vor des Alten Seele: auf dem Leiterwagen kauert der Verurteilte, der öffentlich gerichtet wird. Und dann ziehen bang und schwer die Kapitel einer Schulzeit vorbei mit allem Leid und Schrecken der oft so eitel gequälten Knabenseele um Nichtigkeiten, mit ihrer erbarmungslosen Härte gegen junge Regungen, ihrer Unklarheit und Verworrenheit, ihren Lehrern, die sich aus Menschenbildnern zu Bütteln erniedrigen. Noch einmal wird er von dem unglücklichen Ende des Polenaufstandes erschüttert mit seinem Schrecken der Russifizierungspolitik, die dem jungen Korolenko die Barbarei der nationalen Unterschiede bewußt werden ließ. Immer stößt er auf Augenblicke, in denen das schwerblütige, grübelnde, hilflose Kind erste Enttäuschungen erlebt und bekümmert die Erfahrung von der „Kehrseite" aller Begriffe macht, und mit stillem Staunen bemerkt er, wie selten die Gefühle des Widerspruches in einem Kinde gegen die wahren Ursachen gerichtet sind, gerichtet sein können. Die Schleier der Dämmerung liegen über unsern Kindertagen und lassen ein Licht ausgehen, das alle folgenden Jahre belebt, aber wehe, wenn ihr die Schleier heben müßt. Das Erlebnis am Sterbebette des Vaters ist dem Manne wohl erst in seiner ganzen einfachen furchtbaren Tragik aufgegangen: „Mich erfaßte das Bedürfnis ihm irgendwie zu zeigen, wie unendlich ich ihn . . . lieb hatte . . . Ich beugte mich über ihn und vernahm zwei Worte: ‚Quäl nicht . . .'"

Rosa Luxemburg, die selber alle Tragik des Lebens erlitten hat, gehört das schöne Verdienst, diese seltene Jugendgeschichte übertragen zu haben — sie hat den Episoden der Trauer und Wehmut um entschwundene, nicht genossene Tage, deren Schönheit spät erkannt wurde, vor allem die ganze Schwungkraft ihres fühlenden Herzens gegeben, das Blut ihrer eigenen verborgenen Sehnsucht nach der Versöhnung. Sie hat eine Einleitung geschrieben, die nicht allein dem Wesen Korolenkos genügt, sondern der russischen Literatur der letzten Jahrzehnte. Fühlbar werden nicht Daten und Namen, fühlbar wird die ganze Seele eines Volkes, das hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1919
Bd.1

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY